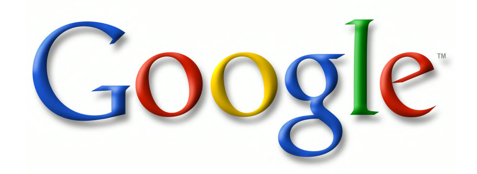
















JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LIX.

MIT 8 TAFELN UND MEHREREN HOLZSCHNITTEN.

AUSGEGEBEN AM 9. DECEMBER.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1876.



Zum 9. December,
dem Geburtstag Winckelmanns.

Je anerkannter die Kunstwissenschaft als gleichberechtigte Schwester in der Reihe der ältern Wissenschaften erscheint, um so heller tritt die Gestalt Winckelmanns in ihrer vollen Bedeutung hervor. Und je mehr die gewaltige, täglich sich mehrende Menge bisher unbeachtet gelassener oder im Schoosse der Erde verborgen gebliebener Kunstdenkmäler die Geschichte der Culturentwicklung der Menschheit überraschend aufklärt, um so mehr müssen wir die Grösse der Voraussicht bewundern, mit welcher Winckelmann erkannte, dass nicht nur aus den geschriebenen Urkunden, sondern ebenso aus den Gebilden der Kunst, vom erhabenen Tempelbau bis zur unscheinbarsten Scherbe, die Geschichte, die Gedanken und Anschauungen der dahin gesunkenen Geschlechter heraus zu lesen sind.

Seit mehr als dreissig Jahren haben desshalb das archäologische Institut zu Rom, die archäologische Gesellschaft in Berlin und unser Verein den Geburtstag Winckelmanns als des Begründers der Kunstgeschichte alljährlich durch Festsitzungen begangen und die beiden letztgenannten Gesellschaften zu diesem Tage besondere Festschriften erscheinen lassen.

Der zunehmenden Bedeutung der Kunstwissenschaft wie dem Andenken Winckelmanns würde es wahrlich nicht entsprechen, wollte man nunmehr dessen Erinnerungsfeier einschränken. Aber die Bedeutsamkeit dieser Feier

ist ebenso wenig an die bisher von unserm Verein gewählte oder überhaupt an eine bestimmte Form gebunden. Ja es wird dem durch die Winckelmanns-Feste stillschweigend ausgesprochenen Bekenntniss der Nothwendigkeit, die verschiedenartigen antiquarischen Bestrebungen auf wissenschaftliche Grundlagen zu leiten, weit mehr entsprechen, die periodischen Organe der Alterthums-Vereine strenger zu gestalten, reicher auszustatten und öfter erscheinen zu lassen, als an der Herausgabe vom Zufall bald geförderter und bald behinderter, meist aber in grosser Beschleunigung zu beschaffender Einzelschriften festzuhalten. Wir gedenken darum an die Stelle der bisher am 9. December ausgegebenen Festschrift künftig ein besonderes weiteres Heft unserer Jahrbücher treten zu lassen. Die „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ immer mehr zu einer das „ganze Stromgebiet des Rheines und seiner Nebenflüsse von den Alpen bis ans Meer“ umfassenden Zeitschrift gemäss den Worten der Stiftungsurkunde vom 1. October 1841 auszubilden und alljährlich aus diesem grossen Bereiche die neuesten Gaben wissenschaftlicher Forschung dem Andenken Winckelmanns darzubringen, soll fürderhin unser Streben und unsere Aufgabe sein.

Bonn, im November 1876.

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

I. Geschichte und Denkmäler.

I. Die praehistorischen Ueberreste im mittleren Mainthale.[1])

Seitdem durch die Forschungen von Boucher de Perthes bei Amiens die schon von Schmerling mit Recht behauptete, aber von Cuvier verneinte Coëxistenz des Menschen mit den riesigen Thieren der vorletzten geologischen Epoche, dem Mammuth, wollhaarigen Nashorn, Höhlenbär u. a. definitiv sicher gestellt worden ist, hat sich die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt mit Vorliebe dem Studium der zwischen dem ersten Auftreten des Menschen und dem Beginn der historischen Zeit verflossenen Epoche zugewendet. Die durch die ungewöhnlich tiefen Wasserstände des Züricher Sees im Winter 1853/54 veranlasste Entdeckung der Pfahlbauten mit ihrem reichen Inhalt an Culturobjecten aller Art steigerte diese Aufmerksamkeit zu einem wahren Enthusiasmus, der auch dann nicht erlosch, als man sich überzeugte, dass das neue grosse Arbeitsfeld zwar eine Fülle der merkwürdigsten Thatsachen für die Culturentwickelung der Menschheit enthalte, dass aber schon die genaue Ermittelung derselben und ihre Verwerthung für allgemeinere Schlüsse ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten darbiete. In der That sind diese weit grösser als die, welche bei den meisten archäologischen Forschungen überwunden werden mussten, da ja Schrift- und Zahlzeichen jenen praehistorischen Resten

---

1) Auf Wunsch der Redaction hier mitgetheilter Auszug aus einer Reihe von öffentlichen Vorträgen »über die praehistorische Zeit mit besonderer Rücksicht auf Franken«, welche der Verfasser im Winter-Semester 1875/76 an der Würzburger Universität gehalten hat. Die besprochenen Gegenstände befinden sich in den Sammlungen des historischen Vereins für Unterfranken und jenen der Universität.

gänzlich mangeln. Wollte man also tiefer in die Geheimnisse dieser ersten Epoche des Menschengeschlechtes eindringen, so musste man neben der Archäologie und Ethnologie auch die Naturwissenschaften, vor Allem die Geologie, zu Hülfe rufen. In der That rührt die ausgezeichnetste, man darf sagen, Epoche machende Zusammenstellung der bis jetzt ermittelten Thatsachen von einem Geologen, dem vor Kurzem verstorbenen Charles Lyell her. Er war aber allerdings nicht nur der bedeutendste Geolog unseres Jahrhunderts, sondern auch ein Mann von tiefer und allseitiger naturwissenschaftlicher und humanistischer Bildung, und nur ein solcher konnte es wagen, einen Versuch zur Ueberbrückung der weiten Kluft zu unternehmen, welche bis dahin historische und archäologische von den geologischen Studien zu trennen schien. Der Versuch gelang und seit Jahren sehen wir Männer dieser verschiedenen Richtungen einträchtig an dem grossen Werke arbeiten, dessen Ziel die Ermittelung des Ganges der Entwickelung der menschlichen Cultur von den rohesten Anfängen bis zum Beginn der Ausbildung einer geordneten Sprache und Schrift und der Umwandlung von Jäger- und Nomadenhorden in ackerbautreibende Völker mit deutlichen Merkmalen des Strebens nach Vereinigung zu Genossenschaften ist.

Es ist bekannt, dass die älteste Cultur dem Orient und dem Nilthale angehörte und dann in Südost- und Süd-Europa höhere Stufen erreichte, während sich der Rest dieses Welttheils noch in der Nacht der Barbarei befand. Die historische Periode beginnt daher für die verschiedenen Völker der alten Welt zu sehr verschiedenen, um Jahrtausende differirenden Zeiten. Allein, wie alt uns auch die altassyrische Cultur gegenüber jener anderer Völker erscheinen mag, jene Zeit, in welcher Waffen und Geräthe des Menschen noch aus gesplitterten Steinen, geschärften oder zugespitzten Knochen und Geweihen bestanden, ist doch noch viel älter. Ganz abgesehen von den in der Beschaffenheit dieser Gegenstände selbst gelegenen Gründen für die Annahme eines solchen Alters liegen auch directe geologische Beweise vor, welche gar keinen Zweifel mehr übrig lassen. Solche finden sich unter anderen auch im Mainthale und ich bin daher zunächst veranlasst, auf diese näher einzugehen.

Wie so viele andere Flüsse, namentlich der Rhein, hat auch der Main sein Bett erst in relativ später Zeit bis zu seiner jetzigen Tiefe ausgenagt, während er früher in einem weit breiteren und höher gelegenen floss. Diese Arbeit ging bald langsamer, bald rascher vor

sich und jeder Periode, in welcher das Bett eine Zeit lang keine grösseren Veränderungen erfuhr, entspricht eine von Geröll und Sand gebildete Terrasse. Die höchst gelegene ist natürlich die älteste. Sie lässt sich sowohl in Unterfranken, als auch und besonders schön am Rande des Taunus zwischen Frankfurt und Walluf bei Eltville verfolgen, wo damals der Main in den Rhein fiel, reichlich $2^1/_2$ Stunden unter seiner jetzigen Mündung. Noch bei Nordenstadt (oberhalb Hochheim) liegen die Kies- und Geröllager dieser Terrasse 84 Meter (ca. 260' par.) über dem jetzigen Mainspiegel. In dieser Ablagerung nun finden sich neben Resten von Mammuth, Höhlenbär, Elen, Urochs, Renthier, Murmelthier u. a. Säugethieren in durchaus gleichartiger Erhaltung und mit den gleichen Dendriten bedeckt, gespaltene Knochen. Nur der Mensch vermochte sie in dieser Weise zu spalten und hat sie, wie zahllose Funde in Höhlen aller Theile Europas lehren, mit seinen rohen Steinmessern gespalten, welche unmittelbar neben ihnen im Schutt getroffen werden.

Es lässt sich nicht genau bestimmen, um wieviel ein Fluss von den Dimensionen des Mains sein Bett jährlich vertieft, da hierauf mancherlei Umstände influiren, welche noch nicht hinlänglich ermittelt sind, jedenfalls aber erscheint diese Veränderung nur bei genauer Beobachtung erheblich. Zwischen dem ersten Auftreten des Menschen im Mainthale und der Ausbildung der jetzigen Thalsohle müssen daher enorme Zeiträume liegen, welche nur nach Jahrtausenden geschätzt werden können. Es lässt sich das wohl begreifen, denn der »Mosbacher Sand«, wie man jene Geröll- und Sand-Ablagerung nach dem reichsten Fundorte Mosbach-Biebrich bei Wiesbaden benannt hat, fällt, wie anderweitige geologische Untersuchungen gelehrt haben, in den Anfang der Eiszeit und das aus dem Charakter seiner fossilen Conchylien gefolgerte damalige Klima des Mainthals war ungefähr das gleiche, welches jetzt den dänischen Inseln zukommt, d. h. um fast 3° kälter als jetzt.

Diese Eiszeit ist am ganzen Rande der Alpenkette durch riesige Moränen alter Gletscher bezeichnet, welche sich weit über die jetzigen Grenzen des ewigen Eises hinaus nach der Vorderschweiz, Oberschwaben und Oberbayern erstreckten. Auch in Oberitalien spielen sie eine grosse Rolle, namentlich in den Umgebungen des Lago maggiore und Lago di Garda, wo sie die scheinbar irregulären Hügel bilden, auf welchen so häufig blutige, oft für lange Zeit über die Geschicke des Landes entscheidende Schlachten geschlagen worden sind. Thonlagen auf dem Gletscherschutt bergen an vielen Orten, z. B. bei St. Gallen und

Kolbermoor in Oberbayern Blätter von krautartigen Weiden, Zwergbirken und anderen Pflanzen, welche jetzt nur in den Hochalpen oder in den eisigen Regionen Europas, Asiens und Amerikas zu Hause sind, welche dem Nordpol zunächst liegen. Ein anderes Centrum der Entwickelung riesiger Gletscher bildete Scandinavien und Finnland, wo dieselben unmittelbar ins Meer reichten. Eisschollen trieben dann mit den von den Gletschern losgerissenen Blöcken beladen nach Süden und überdeckten das gesammte norddeutsch-holländische Flachland mit Schutt. Erst die Sudeten, das Erzgebirge, der Thüringer Wald und das rheinisch-westphälische Schiefergebirge setzten dem weiteren Vordringen hochnordischer Gesteinsblöcke nach Süden Grenzen. Auch hier, namentlich in Meklenburg und Dänemark, ist in den Thonen über diesem Glácialschutt dieselbe arktisch-alpine Flora nachgewiesen, welche vorhin aus Oberbayern und der Schweiz erwähnt wurde und mit ihr correspondiren die Funde von Resten des Moschusochsen und des Halsbandlemmings, welche jetzt jenseits des Polarkreises wohnen. Das Klima war also im Bereiche der Alpen und der norddeutschen Ebene ein äusserst rauhes und etwa dem jetzigen von Island und Labrador vergleichbar. Allein der dazwischen gelegene Raum, das Hügelland Mitteldeutschlands, hat bis jetzt keine Spuren von Moränen gezeigt, wenn auch die Wirbelthiere und Landschnecken, welche in dem alten Hochwasserschlamme seiner Flüsse, dem Löss, gefunden werden, deutlich auf ein weit kälteres Klima hinweisen, als das jetzige. Auch das Mainthal ist nicht arm an solchen; Renthier, Fielfras lebten damals in demselben, ersteres sogar in Menge. Zahllose Reste dieser und anderer Thiere, welche plötzlich in den Bereich der Fluthen geriethen, sind an solchen Stellen wieder abgelagert, wo die Strömungsgeschwindigkeit sich verringerte, namentlich in durch Vorsprünge geschützten Buchten des Hauptthales und an den Mündungen von Seitenthälern in letzteres. In der durch den Marienberg geschützten Bucht, der ersten unterhalb Würzburg, fanden sich z. B. Mammuth, wollhaariges Nashorn, Pferd und Renthier ganz häufig. Reste des Menschen aber sind sehr selten. Bis jetzt kamen solche nur bei Würzburg vor, aber vereinzelte Artefacte oder gar von dem Schlamm überdeckte Lagen von verkohlten Holzstücken, Steinwaffen und sonstigen Geräthen, wie sie in Mähren und am Kaiserstuhl im Breisgau sicher constatirt sind, wurden im Mainthale bis jetzt nicht aufgefunden. Dass sie im Löss überhaupt zu den grössten Seltenheiten gehören, darf nicht verwundern, denn wie niedrig man immer die geistigen Fähigkeiten des primitiven Menschen

anschlagen mag, den Thieren gegenüber waren sie jedenfalls hinlänglich entwickelt, um ihn früher als diese auf die herannahende Gefahr aufmerksam werden zu lassen.

Auch in der tiefsten und jüngsten, nur 20—40' über dem jetzigen Niveau des Mains gelegenen, aus grobem Kies und Sand bestehenden Fluss-Terrasse, welche man als Hochgestade bezeichnet und welche erst nach Ablauf der Eiszeit gebildet worden ist, sind Menschenreste noch gar nicht und rohe Waffen und Spähne von gelbem Hornstein nur vereinzelt, z. B. in der Heidingsfelder Bucht des Mains, gefunden worden.

Will man den praehistorischen Menschen und seine Lebensweise näher kennen lernen, so muss man ihn in seinen ältesten Wohnstätten, d. h. in den Höhlen, aufsuchen. Höhlen finden sich über ganz Europa zerstreut, aber nur in Kalk- oder Dolomitfelsen der Gebirge, seltener auch im Gypse. Ausser solchen Höhlen, in welche durch fliessendes Wasser mit Geröllen und Schlamm auch eine Menge von Thierresten eingeschwemmt worden ist, sind auch viele bekannt, welche in der Eiszeit ständig von Raubthieren (Höhlenhyäne, Höhlenbär) oder von Menschen bewohnt wurden. Erstere sind leicht an Resten von Pflanzenfressern kenntlich, welche die Raubthiere, wie noch heute ihre lebenden Verwandten, in diese Schlupfwinkel schleppten, um sie gemächlich zu verzehren. Sie enthalten dann harte, steinige Excremente (Koprolithen) der Raubthiere, oft in Unzahl, aber die Knochen tragen dann nur Biss- und Nage-Spuren und sind nie gespalten. Sobald letzteres der Fall ist, muss auch der Mensch vorhanden gewesen sein, wenn er auch nur in den wenigsten Höhlen Belege für seine Lebensweise und den Grad seiner geistigen Entwickelung hinterlassen hat, wie z. B. in den berühmten Höhlen von Engis bei Lüttich und Thayngen bei Schaffhausen. In Franken sind bis jetzt in keiner Höhle Menschenreste und Artefacte gefunden worden, welche man, wie die oben erwähnten, als aus der Eiszeit herrührend betrachten darf. Menschen haben sich vielmehr in den fränkischen Höhlen erst weit später angesiedelt, wie man leicht daraus schliessen kann, dass sich die Culturschichten in den grösseren Höhlen (z. B. der Gailenreuther und der Oswald-Höhle bei Muggendorf) nie weit im Inneren, sondern nur an den Eingängen und in den Vorhallen in einer Tiefe von 1 Meter und darüber finden. Weder Mammuth, noch Nashorn, Höhlenbär, Fielfras oder selbst Renthier hat ihnen mehr zur Nahrung oder zur Herstellung von Gewändern, Geräthen und Waffen gedient, sondern, wie später gezeigt werden wird, nur solche Thiere,

welche noch jetzt in der Gegend einheimisch sind. Aber die Menschen waren in jener Zeit bereits in bedeutender Anzahl im fränkischen Jura ansässig, denn fast in keiner der zahllosen Höhlen fehlen ihre Ueberreste. Es ist bekannt, dass sich im Wisent- und Aufsees-Thale auf kleinem Raume Höhlenwohnung an Höhlenwohnung reiht und ausser den seit hundert Jahren geöffneten und erforschten harren im Gebirge sicher noch eine Menge von schwerer zugänglichen und verschütteten der Untersuchung. Die Höhlen wurden von diesen Insassen gar nicht oder nur in soweit umgestaltet, als ihre geringen Bedürfnisse dies unumgänglich erscheinen liessen. Sie gewährten ja, was zunächst nothwendig war, Schutz vor Wind und Wetter und bei einiger Vorsicht auch vor wilden Thieren. Selten wird man in ihrer Nähe eine frische Quelle oder einen Bach vermissen, welcher den Insassen das nöthige Wasser und Fische lieferte und vielleicht auch Gelegenheit gab, die an solchen Stellen zur Tränke kommenden Thiere des Waldes aus sicherem Hinterhalte zu erlegen. Die Pfeil- und Lanzenspitzen sind stets aus dem gelben Hornstein geschlagen, welchen der Jurakalk massenhaft einschliesst, sie wurden dann in gespaltene Stöcke eingeklemmt und fest mit Bast umwunden. Steinpfeile und Lanzenspitzen gehören zu den gewöhnlichsten Funden, aber auch längere dreikantige, wohl als Dolch benutzte, sind nicht selten. Die in Frankreich und England häufigen ovalen Pfeilspitzen und Beile (haches en amande) sind dagegen bis jetzt in Franken nicht vorgekommen. Neben den steinernen spielen Waffen und Geräthe aus Horn und Bein, namentlich von Edelhirsch, Reh und Pferd, eine hervorragende Rolle, aber auch kleinere Säugethiere und Vögel (Auerhahn) lieferten dazu ihren Beitrag. Aus Knochen und Hörnern wurden ebensowohl wie aus den Hornsteinsplittern Waffen und Geräthe verfertigt, welche natürlich durch Zuschleifen noch weit exacter zugespitzt und geschärft werden konnten, als jene Pfeilspitzen. Angeln, dann Pfriemen und Nadeln, mit welchen man noch jetzt starke Thierhäute durchstechen kann, Bohrer, Messer und mancherlei Geräthe zum Schaben der Häute, zum Glätten der Thongeschirre, Ausrunden der Ränder derselben finden sich in Menge in den Aschen- und Kohlenschichten, in deren unmittelbarer Nähe auch ein roher, aus Feldsteinen zusammengesetzter Heerd nie fehlt. Liegen Aschenschicht und Heerd in der Vorhalle der Höhle, so war sie vermuthlich nur zeitweilig, d. h. nur im Sommer bewohnt, liegen sie dagegen tiefer im Inneren, so darf auf einen Aufenthalt in derselben während des ganzen Jahres geschlossen werden. Kleider aus Fellen,

welche mit den präparirten überaus haltbaren Sehnen der erlegten Thiere zusammengenäht wurden, umgaben, wie den modernen Eskimo, so auch den praehistorischen Troglodyten, dessen Beschäftigung ausschliesslich in Jagd und Fischfang bestand. Die Gefässe, wie sie z. B. in der Aschenschicht der Gailenreuther Höhle vorkommen, sowohl flache als bauchigere (Urnen), sind sämmtlich ohne Drehscheibe verfertigt und überaus roh. Sie wurden aus dunkelgrauem, mit groben Quarzkörnern gemengtem Thone grob geformt, dann mit den erwähnten Geräthen aus Bein bearbeitet und schliesslich am Feuer gehärtet. Die nicht häufigen Verzierungen bestehen in grob eingerissenen, nur ungefähr dem Oberrande parallelen oder neben ihnen auch aus senkrechten Strichen; nur sehr selten wurden solche durch Eindrücken der Finger oder der Zahnreihe eines Rehkiefers hervorgebracht. Diese Verzierungen, dann unregelmässige Kreuz- und Querstriche mit Röthel auf knöchernen Geräthen und eine rohe Nachahmung eines Todtenkopfs, aus einem Gelenkknochen bestehend, in welchen zwei Löcher als Augen eingeschnitten sind, würden die einzigen Objecte sein, welche auf Anfänge von geistigen Regungen hindeuten, die über die Sorge für die leibliche Nothdurft hinausgingen, doch stehen diese Darstellungen in Auffassung und Ausführung tief unter den weit älteren Zeichnungen aus der Thaynger Höhle.

Noch bleibt übrig eines vereinzelt gefundenen, aber sehr interessanten Gegenstandes zu erwähnen, welcher ebenfalls dieser Periode angehört. Es ist eine Säge aus dem Mainsande von Stockstadt bei Aschaffenburg, welche sich in der städtischen Sammlung zu Aschaffenburg befindet. Sie besteht aus einem Röhrenknochen eines Pferdes, in welchem kurze spitz dreieckige Feuersteinsplitter in geringer Entfernung von einander eingekeilt sind. So roh dieses Werkzeug auch ist, so darf es doch gegenüber den Kiefern von Thieren, namentlich Rehen, welche in noch älterer Zeit als Sägen benutzt wurden, als ein wesentlich vollkommeneres Werkzeug bezeichnet werden.

Ausserhalb der Höhlen sind in Franken nur stellenweise Funde gemacht worden, welche vermuthlich dieser Periode angehören. So wurde bei der Correction des Mainbettes bei Grafenrheinfeld unweit Schweinfurt unter locker verbundenem Sandstein und Sand mit zahlreichen Muscheln und Schnecken, Moostorf mit Geweihschaufeln des Riesenhirsches (Megaceros hibernicus) und des Elens (Cervus alces), sowie Zähne des Pferdes (Equus caballus) zusammen mit angebrannten Stücken von Linden- und Kiefernholz entdeckt, welche noch in der

Würzburger Sammlung aufbewahrt werden. Zweifellos handelt es sich hier um Reste einer Mahlzeit nach glücklicher Jagd auf diese stattlichen Thiere. Waffen oder Geräthe fanden sich zwar nicht, da aber der Riesenhirsch in Irland und anderwärts mit gesplitterten Steinwaffen keineswegs selten, mit geschliffenen aber noch nie gefunden worden ist, so gehört diese Culturschicht höchst wahrscheinlich der älteren Steinzeit an.

Bis jetzt wurden in Höhlen des Maingebietes Skelettheile des Menschen nur äusserst selten beobachtet. Ein von Buckland in der Aschenschicht der Gailenreuther Höhle gefundener Schädel und ein mit Kalksinter überzogenes Bruchstück eines solchen in der Münchener palaeontologischen Sammlung aus einer nicht näher benannten fränkischen Höhle sind Alles, was davon bis jetzt bekannt geworden ist. Daraus folgt von selbst, dass die Höhlen in Franken nicht als Begräbnissplätze verwendet worden sind, wie bei Aurignac und Cro-Magnon in Südfrankreich, Sclaigneaux in Belgien u. a. a. O. Was die Form des Schädels betrifft, so gehört er nach Boyd-Dawkins in dieselbe Gruppe von Breitschädeln (Brachycephalen), welche in der Höhle von Sclaigneaux (Belgien) vertreten ist. Die nachweisbar ältesten menschlichen Schädel aber sind Langschädel (Dolichocephalen). Sie werden namentlich in England einer nicht arischen Urbevölkerung Europa's zugeschrieben, als deren letzte inselartig zwischen den später eingedrungenen arischen Völkern sesshaft gebliebene Reste die Walliser und Basken angesehen werden.

Die Periode der gesplitterten Steinwaffen umfasst unzweifelhaft den längsten Zeitraum von allen Abschnitten der praehistorischen Epoche, da sie schon vor der Eiszeit beginnt und noch nach Ablauf derselben und während der allmählichen Herstellung der jetzigen Gestalt der Erdoberfläche fortgedauert hat. Die ihr entsprechende niedere Stufe menschlicher Cultur ist über die ganze Erde weg allen späteren Entwickelungen vorausgegangen, denn nicht nur ganz Europa hat ihr angehörige Waffen und Geräthe aufzuweisen, sondern auch Ostindien, Aegypten und Nordamerika. Ja es gibt Völker, welche nie aus dieser Stufe herausgetreten sind, wie z. B. die circumpolaren Eskimos.

Obwohl es nicht an Localitäten fehlt, an welchen sich gesplitterte Steinwaffen mit solchen der nächsten Periode, nämlich geschliffenen, zusammenfinden, so sind diese doch im Ganzen so selten, dass man sie nur als Beweis dafür ansehen kann, dass beide allmählich in einander übergehen. Aus der Periode der geschliffenen Steinwaffen finden sich

nun zwar reichlichere Ueberreste in Franken, als aus der ältesten; doch erscheinen sie im Vergleich mit den zahllosen, in anderen Landstrichen Europa's aufgehäuften, von geringer Bedeutung. Die charakteristischen Waffen sind von folgenden Orten in Unterfranken bekannt: Stalldorf bei Aub, Königshofen im Grabfeld, Schraudenbach bei Werneck, Feuerbach bei Wiesentheid, Albertshausen, Geroldshausen, Mühlhausen und Hettstadt bei Würzburg, Karlsburg bei Karlstadt, Ruppertshütten bei Lohr, Rettersheim bei Stadtprozelten und im Lindigwalde bei Aschaffenburg. Weiter mainabwärts ist ebenfalls mancher interessante Fundort constatirt, z. B. Mosbach bei Wiesbaden, wo sehr dünne spitz keilförmige aber glänzend polirte Beile aus Sericitschiefer, dem Hauptgesteine des Taunus, entdeckt wurden. Mainaufwärts findet man sie im Franken-Jura wieder, namentlich in zwei kleinen Höhlen des Aufsess-Thales bei Muggendorf, die also auch noch in dieser Periode gelegentlich als Zufluchtsort benutzt wurden. Es kann dies um so weniger verwundern, als auch Gegenstände von Bronze und Eisen hin und wieder in noch oberflächlicheren Schichten des Höhlenschuttes vorkommen. Allein die zahlreichen Funde von geschliffenen Steinwaffen auf dem unterfränkischen Plateau, in dessen Schluchten und Thälern Höhlen ganz unbekannt sind, beweisen zur Evidenz, dass die Bevölkerung der zweiten Steinzeit bereits andere Wohnungen besass und auch ihre Todten in regelmässigen Grabhügeln bestattete. Pfahlbauten aus dieser Zeit, wie sie in den subalpinen Seen so gewöhnlich sind, kennt man im Maingebiete nicht, der einzige später zu erwähnende ist vielmehr weit jüngeren Datums.

Die Waffen wurden meist aus Diabas oder Hornblendegestein, die vom Fichtelgebirge herabgeschwemmt im Mainkiese nicht eben selten sind, zugerichtet, nur bei einem kleinen polirten Steingeräthe der Aschaffenburger Sammlung ist statt dessen der im Fichtelgebirge als Seltenheit vorkommende grün und weiss gefleckte Smaragditfels verwendet. Das Material ist also durchaus einheimisch, und Nephrit, welcher in der Schweiz so verbreitet ist, fehlt gänzlich. Nur selten, z. B. an einem Hammer von Mühlhausen bei Würzburg, sind auch Versuche gemacht, den in unmittelbarer Nähe brechenden Kalkstein (oberen Muschelkalk) zu verwenden, er nimmt aber keine so schöne Politur an wie die zähen, eben erwähnten Urgebirgsgesteine und nutzte sich jedenfalls sehr rasch ab.

Die Waffen bestehen in mehr oder weniger lang keilförmigen, mitunter biconvexen Beilen und Meisseln mit sehr sorgfältig zugeschliffener

Schneide und vorn zugespitzten, oft sehr schweren (8 Pfund) Streithämmern oder leichteren Hämmern mit beilförmiger, mitunter schön geschweifter Schneide. Nur die Hämmer sind behufs der Einfügung eines Stiels durchbohrt. Die meisten Objecte fanden sich vereinzelt beim Ackern an solchen Stellen, wo sie durch Zufall verloren worden sind, aber einige doch auch in Gräbern und unmittelbar neben menschlichen Skeletten. Dies ist der Fall im Lindigwalde bei Aschaffenburg, wo nur Gräber dieser Zeit gefunden worden sind, und in dem Saligwäldchen zwischen Schraudenbach und Vasbühl. An letzterem Orte sind nicht weniger als 52 Gräber bekannt, aber nur eines derselben enthielt ein Steinbeil neben unverbrannten Leichen, während in den übrigen Stein nur als Seltenheit neben Bronze und Eisen vorkommt. In solchen findet man statt der Gerippe nur die von der Verbrennung der Leichen übrig gebliebene Asche. Auch jüngere Generationen haben also diese Stätte als einen durch die Tradition geheiligten Ort angesehen, an welchem sie, wenngleich in ganz anderer Weise als früher, ihre Todten lieber als an einer neuen Stelle bestatteten.

Die vorhin erwähnten Reste der Steinzeit fanden sich in einem flach kegelförmigen Hügel von 6′ 5″ Höhe und 60′ Umfang. In einer Tiefe von 10′ stiess man auf zwei Skelette in ausgestreckter Lage, deren untere Extremitäten sich berührten, während die oberen 4′ weit von einander abstanden. Dem einen Skelet fehlte der Kopf, bei dem anderen 6′ 5″ langen und robust gebauten war er wohl erhalten und mit dem Gesichte nach oben gewendet. Zu Füssen der Gruppe stand geneigt eine kleine leere zweihenkelige Urne von roher Arbeit. Links von dem kopflosen Skelet lag ein keilförmiges Steinbeil aus Hornblende-Gestein, wie ein ähnliches auch schon 1811 bei zufälliger Entblössung eines anderen Grabes gefunden worden war. Die neuesten Ausgrabungen der Herren Hubrich, Jacobi und Wiedersheim haben keine Steinwaffen mehr zu Tage gefördert.

Es ist nach den wenigen Ueberresten der zweiten Steinzeit in Franken nicht wohl möglich, sich eine Vorstellung von der Lebensweise ihrer Bevölkerung zu machen. Ueber diese lässt sich nur nach den zahlreichen Pfahlbauten dieser Periode in den Seen und Torfmooren am Rand der Alpen urtheilen. Dahin gehören z. B. jene von Wangen am Bodensee, Meilen am Züricher See, die älteren des Genfer, Neuchateler und Bieler Sees, Gardasees und die der Moore von Moosseedorf, Wauwyl, Pfeffikon, Steinhausen in Oberschwaben, Laibach u. s. w., und selbst in Kleinasien, z. B. bei Sardes, sind solche bekannt.

Haufen von Vegetabilien, meist in Torfsubstanz übergegangen und offenbar als Vorrath für ungünstige Jahreszeit dienend, bestehen aus den Kernen von Schlehen, Himbeeren, Brombeeren, Körnern von Roggen, Gerste und Waizen. Gewöhnlicher sowohl als auch der sechszeilige ägyptische sind vielfach beobachtet. Das Getreide ist mitunter schon zu rohen Brodkuchen geformt. Die Reste von Geweben sind nur aus Flachs und mittelst glatter oder nur wenig ornamentirter thönerner Spinnwirtel verfertigt, von denen sich auch einzelne in Franken, z. B. bei Mainberg unweit Schweinfurt, gefunden haben. Die Bevölkerung der zweiten Steinzeit trieb also Ackerbau, um sich vegetabilische Nahrung zu verschaffen, verschmähte aber natürlich auch die Beute der Jagd und des Fischfangs nicht. Charakteristisch für die zweite Steinzeit ist unter dem Jagdwild der Ur (Bos primigenius), der Stammvater unserer heutigen Rindviehrace, dann das Elen, welche in den Küchenabfällen der jüngeren Pfahlbauten aus der Bronze- und Eisenzeit nicht mehr oder nur selten getroffen werden. In Unterfranken ist bis jetzt kein Punkt bekannt geworden, welcher Reste dieser Zeit in grösserer Menge und in solcher Gruppirung dargeboten hätte, dass sich daraus ein Bild der Lebensweise der Menschen dieser Zeit entwerfen lässt, während dies für spätere Perioden wohl gelingen wird. Doch ist in diesem Landstriche die praehistorische Forschung noch sehr neu und sind gewiss noch viele wichtige Funde, namentlich in Wäldern, zu hoffen, wenn sich einmal das Forstpersonal mehr für diesen Gegenstand interessirt, als es bisher der Fall war.

Verschiedene unzweideutige Thatsachen beweisen, dass die Periode der Bronze in Franken keineswegs plötzlich und unvermittelt auf jene der geschliffenen Steinwaffen gefolgt ist, sondern dass diese ebenso allmählig in jene übergeht, wie die Bronze- in die Eisenzeit. Dafür bürgen einmal Gräber des Schraudenbacher Leichenfeldes, in welchen neben Steinkeilen auch Bronzestückchen vorkommen und die Leichen nicht mehr, wie in dem oben erwähnten Grabe in ausgestreckter Stellung beigesetzt, sondern vollständig zu Asche verbrannt sind. Ein zweiter Beweis aber liegt in einem überaus sorgfältig gearbeiteten Steinbeile von Rettersheim bei Marktheidenfeld, zu welchem offenbar die gewöhnlichste Waffe der Bronzezeit, der Paalstab, als Modell gedient hat und an dem nur die zur Befestigung des Schafts dienenden vier Lappen, (oreillettes) offenbar wegen der Schwierigkeit der Ausarbeitung derselben in Stein fehlen. Andererseits liegt eine Bronzewaffe von Gerolzhofen vor, welche genau die Form eines kurzen Steinkeils

wiedergibt. Sie gehört der Sammlung des Herrn Sattler in Schweinfurt an.

Aus Bronze bestehende Objecte sind an etwa 50 Orten in Unterfranken aufgefunden worden, theils vereinzelt, theils in Gräbern, welche an vielen Orten des Kreises bekannt, aber doch in der Gegend von Schweinfurt am häufigsten sind. Ganze Gruppen von solchen sind im Universitätswalde bei Hassfurt, dann bei Schwebheim, Kloster Heidenfeld, Werneck und Schraudenbach u. a. O. aufgefunden und z. Th. geöffnet worden. In Verbindung mit der Thatsache, dass in dem Eisenbahndurchstiche vor Schweinfurt grosse Mengen von Bronze-Objekten aller Art vorkamen, die aber fast ausnahmslos in die Tiegel der Gelbgiesser wanderten, dürften diese Gräberfelder darauf hinweisen, dass die fruchtbare kesselförmige Erweiterung des Thales bei jener Stadt den Mittelpunkt zahlreicher Stationen der Bevölkerung der Bronze-Zeit gebildet habe.

Es empfiehlt sich, zunächst die Fundorte zu berühren, an welchen Bronze-Objecte allein, d. h. nicht in Verbindung mit solchen aus Eisen vorgekommen sind. Als charakteristischste Gegenstände der Bronzeperiode sind zunächst jene Beile mit vier Schaftlappen anzusehen, welche mit dem Namen Paalstab (hache à quatre oreillettes) und Kelt bezeichnet werden. Erstere, von langgestreckter, fast meisselartiger Form sind mehrfach, im Haberstha[illegible] bei Orb, bei Miltenberg, Schweinfurt, Schwebheim und Hofheim gefunden worden, letztere, kurz beilförmig und mit einer Höhlung zur Befestigung des Stiels versehen, bis jetzt nur einmal bei Hofheim. Mehrere von diesen Waffen zeigen noch deutlich, dass sie in einer aus zwei Theilen bestehenden Form gegossen worden sind, doch hat sich bis jetzt keine solche Gussform in Franken gefunden. Ein aus Bronzeblech bestehender kurzer breiter Dolch mit einer kielartigen Erhöhung auf der Mitte von Abermannsdorf bei Burgpreppach liess noch die vier bronzenen Nietnägel bemerken, mit welchen er an dem im Laufe der Zeit ausgefaulten hölzernen Griffe befestigt war. Schöne Lanzenspitzen liegen von Orb und Königshofen im Grabfelde vor, auch sie zeigen einen Kiel, der Mittelrippe eines Weidenblattes vergleichbar, wie der Dolch. Eine schmale Messerklinge von Mainbernheim mit sehr stumpfwinkelig gebogenem Rücken war offenbar ebenfalls in Holz gefasst, aber einfach in dieses eingekeilt, nicht mit Nietnägeln befestigt.

Sehr reich an verschiedenen Gegenständen erwies sich eine Gruppe von 5—6 über den Boden hervorragenden Gräbern bei Waizenbach unweit Hammelburg, welche 1834 und 1835 geöffnet wurden. Dieselben



enthielten innerhalb eines Steinbaues in einander gestellte und mit Asche gefüllte Urnen bis zu 1′ Durchmesser. In dieser Asche kamen mehrere sehr wohl erhaltene Haarnadeln mit rein radförmigem Kopfe zum Vorschein, während bei anderen die Grundgestalt des Kopfes ein Kreuz darstellt, dessen Ecken durch eingefügte bogenförmige Stücke ausgefüllt werden. Neben diesen findet sich aber auch eine ganz einfache Bronzenadel mit abgerundetem platten Köpfchen und ein nur schwach gedrehter kupferner Stift ebenfalls mit einem platten Köpfchen. Von anderweitigen Schmuckgegenständen aus diesen Gräbern sind noch eine Kleiderhafte von sauberer Arbeit mit wohl erhaltener Feder, mehrere dreireihige Ketten mit sehr kunstreich in einander eingelenkten Gliedern und ein wohl erhaltener Henkel von Bronzedraht erwähnenswerth. Die in den Gräbern gefundenen Waffen sind leider abhanden gekommen. Der Inhalt der Gräber scheint jedenfalls vermögenden Personen angehört zu haben. Sonstige Zierrathen, namentlich die eng spiral gewundenen sogenannten Haarbrillen von verschiedener Grösse haben sich in den Gräbern bei Thundorf unweit Münnerstadt und anderen Orten gefunden, aber sie sind nicht gerade gewöhnlich. Sehr häufig sind dagegen Hals-, Arm- und Beinringe, theils Erwachsenen, theils Kindern zugehörig. Glatte Halsringe fanden sich in Gräbern zu Kleinwallstadt unweit Aschaffenburg und Wiesenfeld (Lgr. Karlstadt), spiral gewundene zu Geckenau bei Mellrichstadt. Letzterer Fundort ist von besonderem Interesse, weil er ein Gräberfeld eigenthümlicher Art besitzt, in welchem das Einzelgrab nur aus einer Urne besteht, welche mit Sandsteinplatten umstellt war; aus solchen etwa 1 Meter von einander abstehenden Einzelgräbern setzt sich ein quadratisches Gräberfeld von 4 Ruthen Seite zusammen. Glatte Armringe sind auch bekannt aus einem Grabe in der Nähe des Marienbergs bei Würzburg, von der Wallburg bei Eltmann und Kloster Heidenfeld bei Schweinfurt, ein auf der Mitte und an den Rändern der convexen Aussenseite mit Metallperlen besetzter von Dankenfeld (Lgr. Eltmann). Eingravirte Ornamente finden sich in Franken nur an Bronzeringen, welche mit eisernen Waffen zusammen in Gräbern gefunden worden sind und kommen daher erst später in Betracht. Die seltensten und merkwürdigsten Objecte der reinen Bronze-Periode dürften zwei ringförmige hohle Geräthe von 1′ 1″ Durchmesser aus Bronzeblech sein, welche auf der oberen Seite neun viereckige Oeffnungen bemerken lassen und auf der Mitte mit Zickzack-Strichen schraffirt sind, in deren Winkeln doppelte Ringe eingekratzt erscheinen. Sie sind von Linden-

schmit für Schwurringe eines arischen Volkes erklärt worden. Sie fanden sich bei Wiesenfeld in einem kegelförmigen Grabe von 24—30′ Umfang, dessen Peripherie aus unbehauenen, schief aufgeschichteten grösseren Steinen bestand, das Innere war mit Erde ausgefüllt. Die »Schwurringe« lagen mit ihren Oeffnungen nach unten auf einander gelegt auf einem Asche und Knochen enthaltenden Topfe in der Mitte des Hügels. In einem dicht daneben gelegenen gleichartigen zweiten Hügel fanden sich Knochen, ein glatter Ring und an Bronzedraht aufgereihte Bernsteinperlen, welche aber verloren gingen. Lindenschmit's Deutung als richtig vorausgesetzt, dürfte wohl das eine Grab das eines Priesters gewesen sein, welchem man die Attribute religiöser Handlungen in seine letzte Ruhestätte mitgab. Einen complicirteren Bau zeigten die Gräber von Grosswallstadt bei Aschaffenburg. Sie bestehen nämlich aus einer oberen Steinlage, einer Sandlage und einer tieferen Steinplattenlage, welcher die Urnen mit der Asche und den Bronzeobjecten angehören. Diese wurden von E. von Bibra analysirt und ergaben die folgenden Resultate:

	Kupfer	Zinn	Blei	Eisen	Nickel	Antim.	Schwef.
Ring rund	89,22	9,74	0,41	0,23	0,40	Spur	Spur
Grösserer Ring rund	88,35	9,40	1,66	0,59	Spur	0,00	Spur
Grösserer Ring oval	90,72	8,80	0,18	Spur	0,19	0,00	0,11
Spirale	91,20	8,22	0,23	Spur	0,35	0,00	Spur
Stäbchen rund	90,12	9,01	0,21	0,41	0,22	0,00	Spur

Zink fehlt in diesen Bronzen gänzlich, was im Gegensatze zu jenen, welche mit eisernen Gegenständen zusammenliegen, ausdrücklich hervorgehoben werden muss. Leider sind die sonstigen Notizen über diese Gräber zu dürftig, um weitere Details mittheilen zu können.

Nur sehr selten enthalten die Gräber auch Thierreste, namentlich war dies der Fall in einem bei Kloster Heidenfeld, wo Knochen und Kiefer des Torfschweins in der Asche mit vorkamen. In keinem Grabe, welches nur Bronze-Gegenstände enthielt, sind bis jetzt Skelette gefunden worden, stets nur Asche, die Leichen wurden also stets verbrannt und erst in der Eisenzeit, wie unten erwähnt werden wird, wieder bestattet.

Es dürfte nicht am Platze sein, hier schon allgemeine Bemerkungen über die wahrscheinlichste Herkunft der Bronzegegenstände vorzuführen, vielmehr werden sich solche wohl am besten am Schlusse der Schilderung der Bronze-Funde einfügen lassen, welche der ersten Eisenzeit angehören.

Eiserne Waffen oder Geräthe kommen mit Bronze zusammen vor in Gräbern von Schraudenbach, Werneck, Oberwaldbehrungen bei Mellrichstadt, Gressthal bei Euerdorf, Kolitzheim unweit Volkach, Schwebheim bei Schweinfurt und Darstadt bei Würzburg. Wahrscheinlich gehören auch die in Form und Gruppirung ähnlichen Gräberfelder von Kitzberg und Prosselsheim dieser Periode an. Ebenso darf man aus guten Gründen annehmen, dass ihr der Würzburger Pfahlbau zugeschrieben werden müsse. Was zunächst die Grabhügel von Schraudenbach und Werneck angeht, von welchen in den zwei letzten Jahren dreizehn durch die Herrn Hubrich, Jacobi und Wiedersheim geöffnet worden sind, so gehören sie zu den einfachsten, welche man kennt. Die flach gewölbten und höchstens 0,75 Mtr. über den Waldboden hervorragenden Hügel bestanden zunächst aus einer 0,29 Mtr. dicken Lage von humoser Walderde, dann folgt eine zähere nur im Frühjahr und Herbst gut zu bearbeitende Erdschicht, der sich nach unten Asche, Kohlenstückchen und Topfscherben beimischen und schliesslich der 3,50—10,50 Mtr. breite innerste Raum, aus fest zusammengedrückter weisser Asche bestehend und knöcherne Pfeilspitzen, Zierrathe aus Bronze, sowie auch nicht selten noch Eisenstücke enthaltend. Auf dieser stehen die Thongefässe, von denen die kleineren urnenförmigen stets in grösseren und flacheren eingeschlossen waren. Die Verbrennung war eine sehr vollständige, denn nur einzelne harte Knochensplitter und Zähne liegen unverbrannt in der Asche und auch die Bronzereste sind z. Th. abgeschmolzen und beschädigt, da sie offenbar dem Todten nicht vor der Verbrennung abgenommen, sondern an seinem Körper belassen wurden. Was davon noch vorhanden ist, lässt sich aber noch gut als Bruchstücke kleiner Fibeln, ehemals sog. Haarbrillen erkennen, während die eisernen Gegenstände durch den Rost ganz unförmlich geworden sind. Das am besten Erhaltene, was diese Hügel ergeben haben, sind jedenfalls die Thongefässe von sehr verschiedenen Dimensionen und Formen.

Die grösseren Gefässe sind Schüsseln mit flachem Boden von 0,83 Mtr. grösstem, oberem und 0,15 Mtr. Bodendurchmesser. Die kleineren sind meist rein roth, weit besser ausgebrannt und aus feinem geschlämmtem Thone hergestellt, selten mehr als 2″ hoch und bauchig urnenförmig, nur wenige waren mit Henkeln versehen und nur eines zeigte die Form eines Römers mit schlankem Fusse. Verzierungen fanden sich nur an sehr wenigen Gefässen, nämlich an je einer Urne von Schraudenbach und Werneck; beidemale war es eine hart

unter dem Halse der Urne durch Eindrücke der Finger hervorgebrachte ringsum verlaufende wellenförmige Linie. Nicht viel complicirter ist die aus acht radienförmig vom Mittelpunkte auslaufenden Strichen bestehende Verzierung des Bodens einer Schale aus dem Wernecker Walde. Wie man aus diesen Daten entnehmen kann, ist die Ausbeute aus diesen Gräbern für die Beurtheilung des Culturzustandes der betreffenden, jedenfalls nicht wohlhabenden Bevölkerung nur von untergeordnetem Interesse und nur die Benutzung desselben Begräbnissplatzes von der Periode der geschliffenen Steinwaffen an bis zu jener des Eisens verleiht ihr eine gewisse Wichtigkeit.

Um so reicher waren die Funde in den 1832 geöffneten Gräbern am Hunsrück bei Oberwaldbehrungen unweit Mellrichstadt. Ihre Dimensionen übertreffen die der Schraudenbacher bei Weitem, indem die in ihnen enthaltenen Aschenurnen, Waffen und Geräthschaften mit einer bis zu 5 Meter dicken Erdschicht bedeckt waren. In dem ersten lag ein enggriffiges eisernes Schwert quer auf einer Aschenurne, in der Asche selbst zwei kleine Heftnadeln mit platten Köpfchen und eine Lampe von roher Form. In der Asche der einzigen Urne eines zweiten Grabes fanden sich zwei schwere Ringe, ein grösserer von vorzüglicher Erhaltung und mit einer aus je vier im Zickzack ringsum verlaufenden Feilstrichen bestehenden bandförmigen Verzierung versehen, deren Winkel jedoch offen bleiben und ein kleinerer völlig glatter, der innerhalb des grösseren lag. Ausserdem fand sich noch ein platter an der Seite mit einer Durchbohrung zum Annähen versehener und ein flach kegelförmiger Knopf in der Asche des Grabes, aber Waffen wurden in demselben nicht wahrgenommen. Aus einem dritten Grabe wurde eine Aschenurne, ein kurzes breitklingiges Messer und ein kurzer gekrümmter eiserner Säbel mit ohrförmigem, ebenfalls eisernem Griffe entnommen, gewiss der merkwürdigste Fund aus der Eisenzeit in Franken. Von Bronzegegenständen war nur ein pincettenartiges und ein kaum anders denn als Ohrlöffelchen zu deutendes Instrument, sowie eine kleine schraubenförmig geringelte Heftnadel mit ringförmigen Köpfchen zu sehen. Aus benachbarten, jedoch nicht in kunstgerechter Weise geöffneten Gräbern wurden noch mehrere Pincetten, ein kleiner schraubenförmig gedrehter Ring, ein aus zwei C-förmigen Armen bestehendes Bronzestück, welches möglicherweise ein Aufsatz eines Helmes war und ein zweites eisernes Schwert entnommen.

Ein Grab im Bauernholze bei Gressthal enthielt einen dem oben erwähnten ganz analog verzierten Ring und ein eisernes Schwert,

sonstige Gegenstände von dort sind mir aber nicht bekannt geworden. Bei Kolitzheim (Lgr. Volkach) wurden drei grosse und ebenso viele kleinere Hügel von 4—10 Met. Höhe und kreisrunder Basis aufgefunden. Die grossen zeigten analog den Gräbern von Grosswallstadt zunächst unter der Oberfläche eine Lage von Steinen, dann Sand und erst unter diesem eine viereckige Steinkammer. Unter der Decke derselben lag nochmals ein einzelner grosser Stein, welcher eine fest mit einander verbundene Anhäufung von Asche und Kohlen bedeckte. Rings herum war eine Menge von Gefässen aufgestellt, theils schwarz, theils hell oder dunkel roth gebrannt, ein eisernes Schwert lag querüber und neben ihm noch einige eiserne Waffen, vermuthlich Lanzenspitzen, aber in einem durch Rost sehr angegriffenen Zustande. Dieselbe Anordnung zeigten auch andere grössere Gräber, aus welchen eine fast kugelrunde, an der Grundfläche mit einem immer aus je vier parallelen Strichen gebildeten sechsstrahligen Sterne verzierte, eine zweite gleichgestaltete, aber nicht verzierte Schale sowie ein lampenförmiges Gefäss gerettet werden konnten. Von Waffen war aber nur die Spitze eines eisernen Speeres oder Wurfspiesses zu entdecken; ein eiserner Fingerring ist Unicum und desshalb sehr interessant. In den kleineren Gräbern von Kolitzheim, welche eine Einfassung von grossen senkrecht gestellten Platten besassen, lagen unter einem grossen runden Steine wieder Knochen und ein kleiner und glatter, sowie ein geschuppter und mit drei Schlangenköpfen verzierter Bronzering, aber keine Waffen, sie gehörten also vielleicht weiblichen Personen an.

Bei Schwebheim (Lgr. Schweinfurt) befanden sich früher ebenfalls mehrere Gräber, allein sie wurden allmählich abgetragen bis auf eines, welches von E. v. Bibra systematisch untersucht wurde und sich als ein Familiengrab herausstellte. Es bildete einen 3—4′ hohen Hügel von 10′ Durchmesser. Innen fanden sich in einem runden Kranze von unbehauenen Steinen (Grenzdolomit), der mit Platten desselben Gesteins bedeckt war, rothe und schwarze Thongefässe, theils flache Schüsseln, theils kleine runde Töpfe mit doppeltem Henkel, welche mit Asche und Knochenfragmenten erfüllt waren und ausserdem einige Gegenstände von Bronze und ein eisernes Schwert enthielten. Die Bronzeobjecte sind sämmtlich von v. Bibra analysirt worden und ergaben folgende Resultate:

	Kupfer	Zinn	Zink	Blei	Eisen	Nickel	Antimon
Draht mit Oehr	90,12	9,01	0,00	0,21	0,41	0,41	Spur
Draht schraubenförmig	86,86	8,62	4,28	Spur	Spur	Spur	Spur

	Kupfer	Zinn	Zink	Blei	Eisen	Nickel	Antimon
Blechstück	86,08	10,53	3,16	Spur	0,10	0,10	0,00
Zängchen No. 1	88,00	8,06	3,74	Spur	Spur	Spur	0,00
Zängchen No. 2	91,10	7,52	0,72	Spur	0,08	0,08	0,00
Schnalle	88,35	9,43	0,00	1,20	Spur	Spur	0,10
Ring No. 1	85,77	3,00	6,81	3,15	0,97	0,97	0,03
Ring No. 2	89,17	8,42	0,00	1,25	0,00	0,00	0,53.

Ein verzierter thönerner Spinnwirtel und mehrere gefärbte Glasperlen gehören zu den in Franken ungewöhnlichen Beigaben ebenso wie eine Urne mit Waizenkörnern, die ebenfalls in anderen fränkischen Gräbern meines Wissens noch nicht beobachtet sind.

Ueberaus interessant waren die Gegenstände, welche ein Grab darbot, welches bei Darstadt (Lgr. Ochsenfurt) entdeckt und ausgebeutet wurde. Leider gelangten nur diejenigen Fundstücke in die Sammlung des historischen Vereins, welche besonders auffielen, aber keine Thongeschirre und keine Waffen von grösseren Dimensionen. Auch ist zu bedauern, dass den Funden keine Beschreibung des Grabes selbst beigefügt war. Dieselben bestehen zunächst in 92 Thonperlen von verschiedener Farbe, theils einfarbig roth, gelb oder blau, theils roth mit hellgelben Zeichnungen oder weiss mit grünlich blauen Zeichnungen, 4 tiefblauen und hellgrünen Glasperlen, sowie 2 Perlen und einem kleinen Ringe aus Bernstein, ferner mehreren dünn mit Silber plattirten Beschlägen und Schnallen von Bronze, 2 mit rautenförmigen Schildchen verzierten Bruchstücken eines beinernen Knebels und kleinen Stücken einer sehr spröden Fettsubstanz, vermuthlich Wachs. Ausserdem kam noch ein Bruchstück des Oberkiefers eines ausgewachsenen braunen Bären, in welchem noch ein Backenzahn steckt, drei eiserne Messer und mehrere eiserne Zängchen zum Vorschein. Es lässt sich natürlich nicht bestimmt behaupten, dass auch diese Gegenstände der älteren Eisenzeit angehören, doch ist diess bei der grossen Analogie der Form und Zeichnung der Perlen mit solchen von Hallstadt immerhin sehr wahrscheinlich.

Hatten die Funde in den Gräbern festgestellt, dass die Bevölkerung der älteren Eisenzeit in Franken Ackerbau trieb und sich bereits des Besitzes einer Menge von metallenen Geräthen und Waffen erfreute, welche über das gewöhnliche Bedürfniss hinausgehen, so dürfte es zur Ergänzung des Bildes nun noch nothwendig sein, auch ihre sonstigen Beschäftigungen und ihre Haus- und Jagdthiere kennen zu lernen. Diese findet man nur aus den an vielen Orten zerstreut vorkommenden

Anhäufungen von Küchenabfällen, von denen sich die reichhaltigsten im Bereiche des Pfahlbaues befinden, welcher sich unter dem Haupt- oder sog. Grünen Markte der Stadt Würzburg in 15—18' Tiefe unter dem Pflaster hinzieht. Er wurde 1868 und 1870 bei Gelegenheit der Canalisation dieses Stadttheiles durch Gräben auf der Nordseite des Marktes längs der Marienkapelle und auf der Ostseite desselben aufgeschlossen. Im Juli 1868 kamen auf letzterer vor dem Hause No. 24 in 15' Tiefe ziemlich viele viereckige eichene Pfähle zum Vorschein, welche je 4' von einander entfernt im Boden steckten und wohl der Langseite eines viereckigen Pfahlbaus angehört haben. Deutlich sieht man an einigen noch die Einschnitte, in welchen andere horizontal laufende Balken in die vertikalen eingefügt waren, aber von jenen selbst wurde keiner mehr getroffen. Das Pfahlwerk ruhte auf einer dünnen Torfschicht meist von Resten von Seggen (Carex) gebildet, auch Ast- und Zweigstücke von Eichen waren hier gewöhnlich. Dass sich diese Masse aus einer allmählich immer mehr zugeschlemmten Bucht des Mains abgelagert habe, wird durch die in ihr enthaltenen Conchylien zur Evidenz bewiesen. Davon sind Valvata piscinalis Müll., Limneus ovatus Drap., Planorbis contortus L., P. albus Müll. und Pisidium obtusale C. Pfeiff. Wasserbewohner, die auch heute noch an seichten Stellen im Main vorkommen, Helix pulchella Müll. aber eine kleine mit Vorliebe an Uferrändern lebende Landschnecke. Ausser diesen Conchylien fanden sich in der aus torfigem Thonschlamm und Quarzkörnern bestehenden tief schwarzen Moorerde Tausende von Knochen und Kiefern verschiedener Thiere und einige höchst interessante Producte menschlicher Arbeit, worunter vor Allem ein kleiner Bronzering Beachtung verdient, da seine Zusammensetzung mit jener von Bronzen von Hallstadt und Neuchatel, sowie der oben erwähnten von Schwebheim übereinstimmt, die zweifellos aus der älteren Eisenzeit herrühren. E. v. Bibra fand in ihm:

Kupfer	Zinn	Zink	Blei	Eisen	Nickel	Antimon	Schwefel
88,06	5,23	2,66	3,18	0,80	0,07	Spur	Spur

Die Reste von Säugethieren sind sämmtlich hellbraun gefärbt und soweit sie nicht absichtlich zerschlagen wurden, gut erhalten. Unter ihnen herrscht das Torfschwein (Sus scrofa palustris Rütim.) und das Torfrind oder Storthon-Rind (Bos longifrons Owen [1])) bei weitem vor. Die Mark enthaltenden Knochen dieser Thiere, offenbar Hausthiere,

1) B. brachyceros Rütim.

welche regelmässig geschlachtet wurden, sind fast immer zerschlagen, ebenso die Schädel, offenbar, um auch das Gehirn herauszunehmen und zu verzehren. Neben dem Torfrinde ist jedoch auch Bos taurus trochoceros vertreten, aber nur als Seltenheit, der Urochse (Bos primigenius) fehlt dagegen gänzlich. Schaf (Ovis aries L.) kommt in kleineren und grösseren Formen vor, unter letzteren befindet sich auch die durch ihre steilen Hörner ausgezeichnete Form, welche in den Pfahlbauten der Schweiz häufig ist und in Graubünden als Dissentis-Race noch fortlebt. Ziege ist seltener als Schaf, aber ebenfalls durch Hornzapfen grosser ausgewachsener Thiere vertreten. Pferd ist im Ganzen sehr selten und wurden nur einige Knochen und Zähne gefunden, vom Büffel nur ein Metacarpus. Zu den Hausthieren müssen auch noch die Hunde gezählt werden, von denen complete Oberschädel vorliegen. Zwei von diesen gehören jener mit langer schmaler fuchsähnlicher Schnauze versehenen Race an, die in jüngeren Pfahlbauten der Schweiz häufig, aber vereinzelt auch in Württemberg und Mähren gefunden ist, dem »Bronze-Hunde«. Dagegen repräsentirt ein kleinerer Schädel den Typus jenes Wachtelhundes, welcher anfänglich nur aus den älteren (nur geschliffene Steinwaffen enthaltenden) Pfahlbauten der Schweiz bekannt war, später aber auch in jüngeren entdeckt worden ist. Die Hunde waren zweifellos nicht nur Wächter des Pfahlbaus, sondern auch Begleiter seiner Bewohner auf der Jagd. Diese war auf Edelhirsche, Rehe und Wildschweine gerichtet, deren Reste neben dem Torfschwein, aber seltener vorkommen und unter denen sich namentlich ein vollständig erhaltener Schädel eines weiblichen Wildschweins auszeichnet. In der Moorerde fanden sich noch einige Gegenstände, welche nicht unerwähnt bleiben dürfen. Zunächst Stückchen eines aus Bast verfertigten dünnen Seils, dann zwei glatte bauchige Urnen von schwarzer Färbung, wovon eine mit Henkel, durchaus den Gefässen ähnlich, welche in Gräbern der ersten Eisenzeit vorkommen, aber daneben auch zwei Schmelztiegel mit anhängenden Resten von dunkelgrünem rohem Glase und ein mit drei Ausgüssen versehenes Gefäss, welches Lindenschmit ebenso wie zwei andere für mittelalterlich erklärt, endlich ein aus dem Metacarpus eines Rindes hergestellter roher Kamm zum Aufstecken. Einen ganz ähnlichen hat derselbe Gelehrte zu Mainz unter römischen Alterthümern erhalten und hält ihn für ein Geräthe des eingeborenen (germanischen) Landvolkes aus römischer Zeit. Es ist daher gewiss, dass neben ächten praehistorischen Gegenständen auch jüngere in der Moorerde lagen, welche in der morastigen Niederung vielleicht lange nach dem Ver-

lassen des Pfahlbaus durch seine Bewohner durch Zufall verloren worden und durch ihr Gewicht tiefer in dem Schlamme eingesunken sind.

Sowohl mainaufwärts als abwärts von Würzburg finden sich aus Resten derselben Thiere, welche im Pfahlbau vorkommen, gebildete Anhäufungen von Küchenabfällen. Sehr schön unter anderen in dem kleinen Moore von Feuerbach bei Wiesentheid, wo ausser Torfrind ein vorzüglich erhaltener Unterkiefer des Torfschweins und auch Knochen des Elens vorkamen, welche an anderen gleichzeitigen Fundstätten in Franken fehlen. Ebenso wurden derartige Abfälle neuerdings oberhalb Schweinfurt und früher auch im Hofe der Studienkirche in Aschaffenburg bei tiefen Aufgrabungen gefunden. Torfschwein, Torfrind, Reh und Pferd waren hier sehr häufig, sehr viele Knochen sind ebenso deutlich gespalten, wie jene aus der Moorerde des Würzburger Pfahlbaus. Ein weiterer Punkt am Untermain ist die Fächenmühle bei Niedissigheim unweit Hanau, wo 1851 in sandigem Thon mit Gneissgeröllen 20′ unter der Dammerde gespaltene Knochen und Gebisse von Torfrind und Pferd, sowie Geweihstücke des Edelhirsches aufgegraben wurden. Viehzucht und Jagd waren nach den eben mitgetheilten Thatsachen zu schliessen Hauptbeschäftigung der Bevölkerung Frankens in der älteren Eisenzeit, welche durch zahlreiche und interessante Fundstätten vertreten ist.

Gräber aus der jüngeren Eisenzeit sind erst im verflossenen Herbste bei Zellingen unweit Karlstadt aufgefunden und geöffnet worden. Sie liegen im Gemeindewalde, etwa 400 Schritte von einander entfernt und haben gleiche Höhe (1,75 Mtr.) und Umfang (12 Mtr.). Nach Entfernung der oberen Erdschicht traf man unter einer aus lose aufgeschütteten Steinen bestehenden Decke auf einen gewölbeartig aus Platten zusammengesetzten Steinbau als Kern des Hügels, dessen Grundlage nicht der nackte Boden, sondern ein Steinpflaster ausmachte. Auf diesem ruhten die Leichen, deren Schädel mesocephal, d. h. weder entschieden dolicho- noch brachycephal waren. Bronzeringe, worunter ein getriebener hohler Fingerring, sowie eiserne Waffen bildeten die den Todten gespendeten Mitgaben. Es liegt auf der Hand, dass diese Gräber nicht mehr der älteren Eisenzeit angehören, da sich in ihnen nicht mehr nur die Asche der Leichen, sondern diese selbst in ausgestreckter Lage bestattet vorfanden und dieselben überdies auf einem Steinpflaster lagen, wie es für anerkannt germanische Gräber charakteristisch ist. Gewiss werden solche nicht bloss an diesem Orte vorhanden, sondern noch an manchen anderen Punkten in Franken zu treffen sein.

Es erübrigt noch die allgemeinen Resultate zu entwickeln, welche sich aus den bisher vorgeführten Thatsachen ergeben. Zunächst zeigt sich von der Bronzeperiode an ein höchst auffallender Gegensatz in der Bearbeitung der aus Thon und der aus Metall bestehenden Gegenstände, welche die Mitgabe der Todten bildeten. Die Töpferei war zwar über die niederste Stufe hinausgekommmen und die Drehscheibe allgemein in Gebrauch, aber die Formen durchweg sehr einfach, nämlich flach schüsselförmig oder rund und bauchig. Die Herstellung pokalartiger Gefässe mit dünnerem Stiel ist offenbar noch als hervorragende Leistung vereinzelter ausgezeichneter Handwerksmeister anzusehen, denn unter vielen hunderten von Gefässen aus Gräbern Frankens ist nur ein einziges dieser Art bei Schraudenbach gefunden worden. Ebenso sind verzierte Gefässe grosse Seltenheiten, und das höchste, was in Ornamentik geleistet wurde, die oben erwähnte Urne von Kolitzheim mit ihrem sechsstrahligen Stern und ein mit sog. Andreaskreuzen verziertes blumentopfartiges Gefäss von Aubstadt bei Königshofen. Es ist kaum glaublich, dass man nur die einfachsten und schlechtesten Gefässe den Todten mitgegeben, die verzierten und gut gebrannten aber zum Gebrauch der Lebenden zurückbehalten habe. Eine solche Ansicht stimmt durchaus nicht mit der Ehrfurcht vor den Todten überein, welcher man bei den alten Völkern überall begegnet, und wird man also kaum glauben dürfen, dass die Töpferei in dem hier behandelten Gebiete überhaupt auf einer höheren Stufe stand, als sie in den Grabgefässen repräsentirt ist. Da nun eine so hohe Kunstfertigkeit in Behandlung der Metalle, wie sie zur Darstellung der Gegenstände von Bronze und Eisen erforderlich ist, welche sich in den Gräbern finden, nothwendig eine hohe Stufe der Ausbildung der Bearbeitung von Thonwaaren voraussetzt, so hat man mit Recht die ersteren für fremdes, durch Tauschhandel erworbenes, die letzteren allein aber für einheimisches Produkt erklärt. Ein solcher Tauschhandel hat allmählich die steinernen Waffen, welche in Franken [1] wenigstens stets inländisches Produkt sind, verdrängt, und zuerst bronzene, dann eiserne an ihre Stelle setzen lassen. Diese Verdrängung ist nicht plötzlich, sondern allmählich erfolgt und lange Zeit hindurch mögen steinerne und bronzene Waffen und Geräthe noch neben einander bei solchen Stämmen

---

1) Anders liegt die Sache natürlich für jene Landstriche Europas, in welchen Waffen von Nephrit und Jadeit vorkommen, welche in den betreffenden Gegenden anstehend nicht bekannt sind.

fortbestanden haben, welchen passende Tauschartikel nur in geringer Menge zu Gebote standen. Wir haben allen Grund, auch die Bewohner des fränkischen Plateaus für ein solches ärmeres Volk zu halten. Dass während dieses Uebergangs auch Erscheinungen auftreten, welche individuellen Zu- oder Abneigungen entsprechend, Einzelne veranlassten, wenigstens die Form der neueingeführten, ihnen aber noch zu theueren Bronzewaffe in Stein nachzuahmen, während Andere die altgewohnte und liebgewordene Form der Steinwaffe in dem neuen Metall nachbilden liessen, wie oben an Funden von Rettersheim und Gerolzhofen constatirt wurde, wird Niemanden sonderlich wundern. Aber woher kam die Bronze? Das ist eine sehr schwierige, bis zur Stunde noch nicht vollständig gelöste Frage, da bis jetzt keineswegs sicher ist, wo die Bronze zuerst dargestellt wurde, wohl aber, von wo aus sie sich nach Europa verbreitete. Die Vergleichungen von etrurischen Gräberfunden mit solchen im mittleren und nördlichen Europa führen mit fast mathematischer Nothwendigkeit zu der Annahme, dass Etrurien das Land war, in welchem die Gegenstände fabricirt wurden und von wo sie durch einen ausgedehnten See- und Landhandel, dessen Wege über die Alpen sicher nachgewiesen sind, nach Deutschland und Scandinavien kamen. Zufall kann es ja nicht sein, wenn Paalstab und Kelt, Dolch, Pfeilspitzen, Helmzierden, Gürtelketten, die als Haarbrillen bekannten mit doppelten oder vierfachen Spiralen verzierten Fibeln, Armringe und Haarnadeln, um nur von den in Franken gefundenen Gegenständen zu reden, mit etruskischen genau übereinstimmen. Ebenso erlaubt die massenhafte Anhäufung des Bernsteins in oberitalienischen Gräbern kaum eine andere Vermuthung, als die, dass dieses dem Golde gleichgeachtete fossile Harz des Nordens der gesuchteste Artikel gewesen sei, welchen die etrurischen Händler neben Thierhäuten und Pelzen aus den transalpinen Ländern nach Hause brachten[1]). Er ist über ganz Deutschland verbreitet, aber ebenso wie auch die Bronzegegenstände nur den grossen Handelsstrassen damaliger Zeit entlang, welche Franken nicht berührten. Was sich in Franken vorfindet, wird demnach wohl aus dem Verkehre seiner Bevölkerung mit der Altbayerns und Schwabens herrühren. Bis in diese am Nordabfall der Alpen gelegenen Länder, aber nicht weiter nördlich scheinen nämlich etruskische

1) Diese Ansicht ist durch Mittheilungen auf den prähistorischen Congressen von Stockholm und Pest über ein natürliches Vorkommen des Bernsteins im Gebiete von Bologna und in Syrien fraglich geworden.

Die Redaction.

Händler ihre Waaren gebracht zu haben. Vielleicht bestand auch noch ein weiterer Verkehr mit der dem Rheine folgenden grossen Handelsstrasse, auf welcher Bernstein nach dem Süden und andererseits Bronze nach dem Norden verführt wurde.

Ist die Kenntniss der Bearbeitung der Metalle, speciell der Bronze in Deutschland und Nordeuropa demnach auch von den hoch cultivirten Etruskern eingeführt, so steht doch fest, dass auch diese sie von anderen Völkern überkommen und nur auf ihren Höhepunkt gebracht haben. Die Anfänge der Bearbeitung der Bronze, welcher höchst wahrscheinlich jene des Kupfers vorausgegangen ist, dürften vielmehr in Indien und zwar wahrscheinlicher in Vorder- als in Hinterindien zu suchen sein. Im ersteren Lande, dessen Küste den phoenicischen Seefahrern näher gelegen war, beherbergen die Merwan-Berge reiche Zinngruben, in letzterem die Halbinsel Malacca, sowie die Inseln Sumatra und Banca, die noch jetzt grosse Mengen des Metalls auf den europäischen Markt liefern. Dass im Sanskrit das Zinn einen eigenen Namen »kastira« besitzt, von welchem das griechische κασσίτερος abstammt, beweist jedenfalls, dass seine Darstellung aus dem unscheinbaren und nur durch sein hohes Gewicht auf Metallgehalt deutenden Erze in Indien schon in uralter Zeit bekannt war. Das metallglänzende Mineral aber, welches Zinn und Kupfer zugleich enthält und also beim Verschmelzen unmittelbar eine Kupferlegirung, Bronze, hätte liefern können, ist meines Wissens in Ostindien unbekannt, die Bronze, das »Erz« der alten Völker wird daher wohl zuerst durch das Zusammenschmelzen von Kupfer und Zinn dargestellt worden sein, und es gibt Bronzen, in welchen in der That nur diese beiden Metalle vorkommen. In Indien ist höchst wahrscheinlich zuerst jene Entdeckung gemacht worden, welche die menschliche Cultur mit einem Ruck auf eine unendlich höhere Stufe erhob, als der Uebergang von der gesplitterten Steinwaffe zu der geschliffenen und die dann nach Westen vordringend zunächst von Phöniciern und Aegyptern und später von den Etruskern weiter verbreitet, allmählich den Norden Europa's erreichte. Ein Volk nach dem anderen wurde also im Laufe der Jahrhunderte den rohen Zuständen der Steinzeit entrissen, und um so früher, je näher an den im Alterthum stets zuerst benutzten Wasserstrassen sich seine Sitze befanden und je mehr geschätzte Tauschwaaren es gegen Metalle zu bieten hatte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Eisen den alten Völkern anfangs nur in Form von Meteoreisen bekannt war, das nützlichste

aller Metalle also buchstäblich als Geschenk des Himmels zu betrachten ist. Noch heute werden Meteoreisen-Massen von den Eskimos Grönlands zu Waffen und Werkzeugen verarbeitet. Erst sehr allmählich wird man es auch aus seinen Erzen zu gewinnen gelernt haben und zwar zunächst aus solchen, welche sich im Flusssande oder auf freiem Felde lose herumliegend fanden. Noch heute wird es in Indien aus Flusssand in beträchtlicher Menge gewonnen und auch die Chalyber am Pontus erhielten es nach den Zeugnissen alter Schriftsteller auf dieselbe Weise. Die Frage, ob es eine reine Bronzeperiode gibt und erst auf diese die Einführung des Eisens gefolgt ist und wann, wird, wie so manche andere, nur in den Ursitzen der menschlichen Cultur in Indien und Hochasien entschieden werden können, nachdem wir nun wissen, dass die Bearbeitung der Metalle sich nicht auf europäischem Boden entwickelt hat, sondern den Nordeuropäern erst aus dritter Hand durch die Etrusker zugekommen ist. Mag dieses Resultat neuerer Forschungen auch für diejenigen unerwünscht sein, welche auf eine uralte, auf eigenem Boden entstandene Cultur stolz sein zu dürfen glaubten, leugnen lässt es sich nicht mehr und die abendländischen Völker, welchen in späterer Zeit die weitere Entwickelung der Civilisation zugefallen ist, haben diesen Beruf in einer Weise erfüllt, welche den ersten Entdeckungen uralter orientalischer Völker, die das Fundament der Cultur legten, getrost an die Seite gestellt werden darf.

Würzburg. F. Sandberger.

---

2. Die Ausgrabungen bei Bonn vor dem Cölner Thor im Herbst 1876.

A. Baureste.

Hierzu Tafel VI.

Wenn der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande mit Befriedigung auf die während seiner 35jährigen Thätigkeit gewonnenen Resultate, welche dem hingebenden Eifer einer grossen Zahl von tüchtigen Männern der Wissenschaft verdankt werden, zurückblicken kann, so wird jeder Freund der Geschichtsforschung den Plan, grössere Aufgaben aus dem Gebiete der Geschichte der Rheinlande unter den Römern in Angriff zu nehmen und dieselben durch Theilung der Arbeit wo möglich zum Abschluss zu bringen, als einen erfreulichen Fortschritt in den Bestrebungen unseres Vereins begrüssen. In diesem Sinne inaugurirte der Präsident des Vereins, Professor aus'm Weerth, im 57. Heft unserer Jahrbücher seine neue Wirksamkeit durch die

Aufforderung zur Betheiligung an der Revision der Römerstrassen. Dieser glückliche Gedanke wird auf den guten alten Grundlagen der bisherigen Forschungen, durch die Herbeischaffung neuer Kräfte und hinreichender Mittel eine Aufgabe der Lösung entgegenführen, welche den Kern der römischen Epoche unserer deutschen Kulturgeschichte bildet. Denn jene Römerstrassen bilden die festen Wege und den rothen Faden, auf welchem die alte Kultur über die Alpen zu uns, bis zum Meer, und über dasselbe hinaus vordrang. Der römischen Eroberung ward schon zur Zeit der Welterlösung durch die Germanen ein kräftiges Halt geboten, aber dennoch hat die Geschichte auf jenen Wegen im Zeitraum eines halben Jahrtausend ihre grossen Kulturzwecke erfüllt. Und deshalb bleibt die Kenntniss der Römerstrassen, ihrer Etappen und der sich daran knüpfenden historischen Schauplätze von besonderer Bedeutung.

So wichtig an der alten Rheinstrasse von jeher Cöln und Mainz durch ihre Lage und frühe Ansiedlungen gewesen sein mögen, so bieten schon ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt zwei ältere Römerlager als Schauplätze historischer Ereignisse ein hervorragendes Interesse, Bonn und Xanten.

Cäsar's Kriegsthaten im Norden der Alpen und sein Kriegsruhm gipfeln bekanntlich darin, dass er Gallien für die Geschichte erschloss, die Germanen über den Rhein zurückwarf und sie im eigenen Lande bedrohte. Kaiser Augustus machte dann Vetera bei Xanten zum römischen Hauptwaffenplatz gegen die wiederholt vordringenden Germanen.

Zweimal ging Cäsar über den Rhein, und die langen harten Meinungskämpfe über den Ort dieses Uebergangs haben sich jetzt soweit geklärt, dass der erste Uebergang im Jahre 55 v. Chr. »ein wenig« unterhalb Bonn, der zweite Uebergang im Jahre 53 v. Chr. bei Bonn Statt gefunden hat.

1. Geschichtliches über die nächste Umgebung der Ausgrabungen.

Ohne für diesen zweiten Uebergang beim Jesuitenhof, welcher 800 Schritt rheinabwärts von dem im Plan bezeichneten Schänzchen liegt, auf die sehr alte Bezeichnung des »Brückenwegs« diesseits und jenseits des Rheins, oder auf dort gefundene Römerreste grossen Werth zu legen, sprechen die von Cäsar im 4. und 6. Buch seines gallischen Krieges dargelegten Verhältnisse und Zwecke, namentlich aber die Beschaffenheit der dortigen Thalränder und des Stromes, für die Wahl

dieses Uebergangspunktes. Cäsar liess nach seiner Rückkehr 6000 Mann auf dem linken Rheinufer an der theilweise abgebrochenen und befestigten Jochbrücke zurück, und deuten die starken und ausgedehnten Befestigungen, welche im Lauf der Römerherrschaft schon durch Drusus vielfach verändert und verstärkt worden sein mögen, mit Ausschluss anderer weniger geeigneter Punkte, auf jenes Terrain hin, in welchem das von Tacitus zuerst erwähnte castrum Bonnense lag.

Die Ausgrabungen am Wichelshof im Jahre 1819 Seitens der Königlichen Regierung, wo der kleine Raum von 100 Schritt Seitenlänge so reichliche, wenn auch theilweise noch unerklärte Resultate gab, werden hoffentlich durch die, wie wir hören, beabsichtigten Ausgrabungen Seitens des Provinzial-Museums bald zu weiteren Untersuchungen und Feststellungen jenes castrum führen, dessen Mauern und Wälle unter dem Schutt und der Asche wiederholter Zerstörungen sich jetzt nach anderthalb Jahrtausenden nur noch in einigen Terrain-Erhebungen kennzeichnen.

Unsere Aufgabe führt uns hier auf einen interessanten Punkt am Rheinufer zwischen dem castrum und der Stadt Bonn, welcher im beifolgenden Plan skizzirt ist.

Auf der alten Cöln-Mainzer Römerstrasse gelangen wir zur südlichen porta decumana des castrum (Plan 1), wo jene Strasse von der sogenannten Heerstrasse (Trier-Bonner Römerstrasse) durchschnitten wird. Wahrscheinlich wurde an diesem Thor das Lager im Jahre 70 n. Chr. durch die Bataver erstürmt, wobei nach Tacitus hist. IV, 20 die Gräben mit den Leichen der Römer und Belgier gefüllt wurden. 500 Schritt südlich von jenem ehemaligen Thor gelangen wir zu den in der Mitte des 17. Jahrhunderts erbauten Resten der Bonner Festungsfront. Diese Befestigungen wurden im Jahre 1672 von den Kaiserlichen angegriffen und erobert, als die Franzosen dieselben im Bunde mit dem Kurfürsten von Cöln vertheidigten, und gegen denselben Feind richtete sich im Jahr 1689 der brandenburgische, im Jahr 1703 der preussische Nebenangriff, mit überall siegreichem Erfolg.

Das Bastion Camus, später St. Clemens genannt, wird nahe seiner Kapitale von der Römerstrasse durchschnitten. Die Mauerlinien der Befestigungen sind im Terrain noch deutlich erkennbar, und der tiefe und breite Graben ist vor 50 Jahren durch Abtragen der bisherigen Wälle zugeschüttet. Das Bastion wurde zum Exercierplatz geebnet, und trägt in Zukunft die neue Klinik der Universität. Die Aushebungen zu den Fundamenten derselben förderten hier alte Römerbauten zu Tage.

Dreissig Schritt vom früheren Fuss des Wallgangs jener Festungsfront liegt der äussere Grabenrand der Hochstadenschen Befestigung aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, mit den Resten einiger Mauern und Thürme am Wenzelthor. Diese Befestigungen widerstanden im Jahre 1318 dem Angriff des Königs Johann von Böhmen, 1375 den Bedrohungen der Cölner, fielen 1469 in die Hände des Erzbischofs Rupert, 1582 in die Gewalt des Grafen Gebhard, 1584 in die des Kurfürsten Ernst von Baiern. Als Schenk von Niedecken 1587 Bonn durch Ueberfall eroberte, belagerte Kurfürst Ernst die Stadt aus der Gegend des Bonner Castrum und nahm dieselbe im Jahr 1588.

Diese einleitende Skizze sollte darlegen, wie seit fast zwei Jahrtausenden jener Thalrand des Rheins unterhalb Bonn das Leben und die Kämpfe zahlreicher Völker sah, und wie dort der Schooss der Erde auf kleinem Raum manche Reste jener Zeiten birgt, worunter aufgefundene Spuren von Strassen, Inschriften und Kunstgegenstände das Interesse des Geschichtsfreundes in hohem Grade auf sich ziehen.

Vom Monat September bis November dieses Jahres wurden im früheren Bastion St. Clemens für die neue Klinik die Fundamente gelegt, wozu der Erdboden 3 bis 4 M. tief ausgeschachtet wurde. Dadurch wurde die Römerstrasse mit Gebäuderesten zu beiden Seiten derselben blossgelegt.

Das Terrain liegt dort 17 M. über dem Nullpunkt des Rheinpegels, senkt sich um einige Fuss zum Cölner Thor, zur Stadt und zum unteren Rheinbastion St. Michael. Werft und Promenade liegen 6,3 M. über jenem Nullpunkt.

2. Römerstrasse.

Auf dem hohen Thalrand führte die Römerstrasse (Plan 2) und gewährte dort einen Ueberblick über den Rhein und über das jenseitige Stromufer bis zum Siebengebirge. Sie wurde bei den Ausgrabungen mehrfach in ihrem Querprofil durchschnitten, und zeigte in ihrem Bau einige Abweichungen von der sonstigen Construction dieser Strassen. Sie bildet einen gleichmässig compacten, in sichtbaren Schichten festgestampften Damm von Schutt, römischen Ziegeln, Tuffsteinen und grobem Kies, überall durch Mörtel in sich verbunden. Einzelne hohle Rinnen mit vermoderten Holzresten deuten stellenweise der Länge nach eingelegte Balken an. Dieser Steindamm, nur mit der grössten Mühe durch die Spitzhacke zu zerstören, ist 2 M. hoch, oben 6 M., unten 8 M. breit, so dass die Seitenböschung gegen 60° beträgt, durch die

feste Steinmasse und durch die Erdanschüttung gesichert. Die Krone erscheint gewölbt, senkt sich nach beiden Seiten 0,30 M. Die behauenen Basaltsteine der Oberfläche, wie sie im Jahre 1874 in der Coblenzer Strasse auf derselben Römerstrasse sich zeigten, sind hier wohl für andere Zwecke im Lauf der Jahrhunderte verwerthet.

Zu beiden Seiten der Strasse standen 1 M. unter der Erdoberfläche zahlreiche römische Aschenkrüge, theilweise zerdrückt.

In der oberen Mitte des Strassenkörpers liegt ein mit schwarzer Erde gefüllter Kanal, 0,63 tief, 0,47 breit, dessen Seitenflächen durch den Mörtel glatt und fest waren. Vielleicht enthielt dieser Kanal früher Wasserleitungsröhren, mit einem Gefälle nach Süden.

Die Oberfläche der Strasse lag 17 M. über dem Nullpunkt des Rheinpegels der Erdoberfläche ganz nahe. Es scheint, dass auf diese Stelle der Strasse, vielleicht bei ihrer Erneuerung, eine grössere Sorgfalt verwendet ist, als sonst überall durchführbar gewesen wäre.

3. Oestliches Gebäude.

Zwanzig Schritt östlich von der Strasse liegen die römischen Mauerreste eines Gebäudes, welches nur theilweise zu Tage trat, da eine Blosslegung der übrigen Theile, die sich wahrscheinlich zwischen dem Mittelbau und dem östlichen Flügel der Klinik befinden, den Bau gestört und die steilen Erd-Böschungen zum Einsturz gebracht haben würde.

Längs der Nordseite des Mittelbaus der Klinik ziehen sich Fundamente von grossen Bruch- und Feldsteinen hin, 0,50 hoch, 1,50 unter der Erdoberfläche. Zwei ähnliche Quermauern, 0,60 stark, zweigen sich von jener Mauer nordwärts ab. Nach der östlichen Ecke jenes Mittelbaus hin verstärkte sich die Mauer unten auf 1,50 Dicke, die nördliche Hälfte von grünlichem Sandstein gemauert, die südliche Seite mit Mörtel verputzt. Die obere Kante dieser Mauer lag 1,50, die Sohle 4 M. unter der Erdoberfläche.

Unter einem rechten Winkel lag dann an der Ostseite des Mittelbaues ebenfalls eine Doppelmauer, deren Sohle 4,30 unter die Erdoberfläche reichte. Die äussere halbe Mauer reichte bis 3 M. unter die Erdoberfläche, die innere von Ziegelsteinen statt jener Sandsteine reichte bis 1 M. unter die Erdoberfläche. Senkrecht durch diese Mauer gingen zwei in Ziegelsteinen gemauerte Kanäle, 0,60 im Lichten breit und hoch, oben eingewölbt, die Sohle 3 M. unter der Erdoberfläche.

An jene Wand setzte sich unter einem rechten Winkel eine Mauer

an, deren Sohle 4 M., deren obere Kante 1 M. unter der Erdoberfläche liegt. Diese Mauer ist 0,50 stark, besteht in der oberen Hälfte aus horizontalliegenden, theilweise 4 bis 5 Cm. starken Ziegeln, ist sehr sorgfältig gebaut, nach Aussen glatt, nach Innen mit Mörtelverputz.

Diese drei Mauerlinien, vor welchen sich in 2,50 Tiefe Spuren von Trass hinzogen, 1 M. breit, bildeten die sichtbaren Reste des Gebäudes.

Zahlreiche Rundziegel von Hypokausten, von 0,21 Durchmesser, lagen in der Nähe, und fand sich überhaupt eine Sammlung sehr guter römischer Ziegel dort vor, Dachziegel von 0,42 und 0,32 Seitenlänge, 15 Cm. stark, quadratische Platten von 0,20—0,24—0,32 M. 4—5—6 Cm. stark, einige von 8 Cm. Die vielfach gefundenen Vexillar- und Legions-Stempel bezogen sich in verschiedener Schreibweise auf die legio I M(inervia).

Innerhalb des Mittelbaus der Klinik stiess man in 4,30 Tiefe auf einige 30 behauene Werkstücke von Tuff, 0,75 bis 1 M. lang, 0,60 breit, 0,45 hoch. Bei allen Steinen war eine Fläche concav gewölbt, so dass die Wölbung einem Radius von 0,80 entsprach. An den Seitenflächen waren die Spuren der Verankerung sichtbar, und gehörten die Steine wahrscheinlich einem unterirdischen gewölbten Kanal von 1,60 innerer Weite an. Die Steine sind nur theilweise gehoben und wurden zum Fundament der Klinik benutzt. In 4,30 Tiefe war man hier noch nicht auf gewachsenem Boden, so dass zur Sicherheit des Neubaus einzelne Gewölbe in den Fundamenten geschlagen wurden.

Hervorragendes Interesse boten die beschriebenen Mauerreste durch zahlreiche, mit ihren Bildflächen nach unten flach auf der Erde liegende Wandmalereien, die wahrscheinlich von den Südwänden jener Mauern heruntergestürzt waren.

Sie lagen auf 20 Schritt Ausdehnung an den Mauern entlang, 2,30 unter der Erdoberfläche, stückweise zerbrochen, waren aber durch die 3 Cm. dicke Mörtelschicht in ihren Farben frisch erhalten, die freilich oft am Erdboden hängen blieben. Die Grundfarbe ist Roth und Grün mit weissen Zwischenlinien, die 0,20 hohen Krieger und Amazonen, zu Fuss und zu Pferde kämpfend, auf blau-schwarzem Grunde. Wahrscheinlich zu aufsteigenden Wandfriesen gehörten broncefarbene Stangen von Lorbeer umwunden, endlich Rankenschafte mit Arimaspen und andern mythischen Thieren. Die Veröffentlichung dieser werthvollen Malereien wird in der 4. Abtheilung dieses Berichtes im nächsten Jahresheft erfolgen. Ebenso werthvoll wie diese Bilder ist eine in 2 M. Tiefe gefundene sehr schöne Broncefigur von 0,13 Höhe.

Die bei der Ausschachtung durchstochenen Erdschichten und der tiefliegende gewachsene Boden zeigen deutlich, dass das Terrain nach dem Rhein hin vor dem Festungsbau einen weit stärkeren Fall als jetzt hatte, so dass unser Gebäude, gegen Norden und Westen geschützt, die Front mit den Bildern wahrscheinlich gegen Süden wendete, und dass die Malereien, die schwerlich im Freien standen, vielleicht durch eine Säulenhalle gedeckt waren. Ausser den später zu erwähnenden Säulenbasen wurde jedoch nur eine Säulenbasis von 0,26 Seitenlänge, 0,16 Höhe, mit einem kurzen Säulenschaft von 0,16 Stärke, dazu ein schön gearbeitetes Capitäl 0,20 hoch, achtseitig, mit Akanthusblättern gefunden.

So gewagt es sein würde, Hypothesen über ein Gebäude aufzustellen, dessen Grundriss in der Hauptsache unbekannt ist, so weisen doch jene tiefliegenden Kanäle und die Reste von Heizvorrichtungen in ihrer Nähe auf kleinere oder grössere Bäder an jenem Punkte hin. Wahrscheinlich standen die erwähnten Kanäle mit einer Röhrenleitung in der Römerstrasse, und dadurch mit der Wasserleitung in Verbindung, welche im castrum Bonnense und westlich von demselben an mehreren Punkten aufgedeckt ist, und bei der Trier-Bonner Römerstrasse künftig zur Sprache kommen wird.

4. Westliches Gebäude.

Den beschriebenen Bauresten gegenüber lagen im Westflügel der Klinik römische Fundamentmauern, Pfeiler und Estriche, deren Lage den Aushebungsrändern zufällig entsprechend, die ziemlich genaue Feststellung der Linien und Punkte begünstigte.

Schon im Monat September bezeichnete ein Graben die Grenzen der Klinik, und legte am Westrande derselben Stufen eines massiven römischen Estrichs frei. In der zweiten Hälfte des October wurde dann die übrige Erde in senkrechten Schichten von Osten nach Westen ausgehoben, so dass schon in 2 M. Tiefe jede Spur von Mauerresten verschwand, und die Kiesschichten des gewachsenen Bodens sich zeigten.

Zehn Meter vom Rande der Römerstrasse, derselben parallel, bildeten kubische Tuffsteine von 0,20 Seitenlänge, in 3 Reihen nebeneinander eine 0,60 starke Mauer von 12 M. Länge. Ihre Oberkante lag 0,60, die Sohle 1,20 unter der Erdoberfläche (Fig. 3). Alle 2 M. war innerhalb dieser Mauer ein vierkantiger Pfeiler eingesetzt von 0,47 Breite, 1,20 hoch, so dass die obere Kante sich mit jener Mauer 0,60 unter der Erdoberfläche verglich. Diese Pfeiler schienen betonartig von Bruchsteinen, Ziegel-

steinen und reichlichem Mörtel mittelst Bretter hergestellt, denn einzelne Seiten zeigten flachaufliegende Holzreste, die sich fest, wie versteinert, mit dem krystallinischen Kalk verbunden hatten. Auf einem Pfeiler stand die Sandsteinbasis einer Säule 0,40 hoch, mit quadratischer Grundfläche von 0,42 Seite, so dass die Oberfläche der Basis nahe unter der Erde lag. Mehrere solcher Basen waren schon einige Wochen vorher dort gefunden, und zu den Fundamenten der Klinik benutzt. Der Basis schien ein Säulendurchmesser von 0,21 zu entsprechen.

Parallel der erwähnten Tuffmauer, 6 M. von derselben entfernt, markirten starke Pfeiler die Westseite des Gebäudes 0,60 stark, 1 M. hoch, ihre Oberkante 1 M. unter der Erdoberfläche. Nur die beiden mittleren Pfeiler waren mittelst einer 0,60 starken Mauer mit einander verbunden, durch welche ein von Dachziegeln erbauter, gewölbter Kanal ging, 0,50 hoch, 0,60 breit, die Sohle 1,50 unter der Erdoberfläche, 2,20 lang. Am inneren Ende des Kanals stand beim Aufbrechen eine starke Urne 0,40 hoch und breit, mit Erde gefüllt, und schon vor dem Herausnehmen zerbrochen.

Mit den Pfeilern der Westseite correspondirten nach Innen, in der Entfernung von 1,50 etwas schwächere Pfeiler, 0,60 hoch.

Die bereits erwähnten Stufen der Westseite waren von massivem Mörtel mit feinem Ziegelmehl gemischt, 0,60 dick, die untere Stufe 8 M. lang, 0,75 vorspringend, die obere 5 M. lang 1,50 breit, an den Ecken etwas abgebrochen oder abgerundet. Die untere Stufe lag auf 16,60, die obere auf 16,30, von dem östlichen, eben so hoch liegenden Estrich durch einen 0,60 breiten Einschnitt getrennt, der mit Schutt und Erde ausgefüllt war.

Die Südseite des Baues zeigte eine 0,60 starke Mauer, deren Oberkante 1 M. unter der Erdoberfläche lag. An diese Mauer schlossen sich nach Innen, 3 M. über die Ostfront vorspringend, 2,50 M. breite gemauerte Unterlagen von 0,20 starken Tuffsteinwürfeln, deren Sohle gewölbeartig 1,50 unter der Erdoberfläche lag.

Einen breiteren Vorsprung zeigt der nördliche Flügel, dessen äussere Mauer 0,60 stark, mit der Oberkante 0,60, mit der Sohle 2 M. unter der Erdoberfläche lag. Von den 3 parallelen Abtheilungen schien die mittlere wohl nur ein 2 M. breiter Gang zu sein, in welchem sich am oberen Theil beider Mauern weissgelblicher Verputz mit 3 Cm. breiten rothen Streifen zeigte.

Der mittlere Estrich für die Fussböden war Mörtel mit kleingeschlagenen Ziegelstücken, 0,06 stark. Im Mittelbau lag der Estrich

4,50 breit, in gleicher Höhe mit der oberen Stufe der Westseite, 0,60 unter der Erdoberfläche. Zu beiden Seiten lag der Estrich 0,60 tiefer.

Der Estrich des nördlichen Flügels war bedeutend stärker, an den Rändern bis 15 Cm. dick, und mit wallnussgrossen kantigen Ziegelstücken reichlich durchsetzt, die auf der Oberfläche glatt geschliffen waren, so dass sich durch Roth und Weiss eine unregelmässige, sehr feste Mosaik bildete. Die Oberfläche dieses Estrichs lag + 16, ging dann mit einem noch vorhandenen senkrechten Absatz, der mit weissem Verputz über einem 10 Cm. hohen schwarzen Streifen versehen war, zu dem 30 Cm. niedriger liegenden Estrich über, der unter seiner östlichen Kante, wie es schien, für Stufen, der Römerstrasse parallel eine leichte Fundamentirung von Tuff- und Feldsteinen hatte, 1 M. hoch, 50 Cm. breit. Wahrscheinlich setzte sich dieser Estrich früher an der ganzen Ostfront des Gebäudes fort, und führte zur flacheren Böschung der 1 M. höher liegenden Römerstrasse. Es ist wohl möglich, dass die verschiedene Lage der Fussböden eine Andeutung in Vitruv IV. 9 findet.

Bemalter Verputz zeigte sich an mehreren Stellen noch festanliegend. Vor der innern Südwand des Nordflügels lagen herabgefallene Wandmalereien von 3 Cm. Dicke, die eine Nachbildung von Marmorflächen zu sein schienen. Grüne Flächen 0,16 breit und mehr als doppelt so lang, waren von 4 Cm. breiten rothen Streifen umgeben, und durch diese Streifen von gelblichen Flächen getrennt. Sowohl diese grünen als gelben Flächen waren von unregelmässigen rothen Adern durchzogen. An der Nordseite des Gebäudes lagen grössere Verputzstücke mit wechselnd rothen, weissen und schwarzen Streifen von 3 Cm. Breite.

Ausserhalb des Gebäudes neben der Südmauer desselben zeigte sich eine 3 M. breite, sehr feste schwarze Estrichfläche, 1,20 unter der Erdoberfläche, und erschien dieser Estrich wie der Erdboden darunter durch Verbrennung auffallend stark zerstört.

Der Erdboden neben dem an der Westseite erwähnten Kanal war im Umkreise von 1 M. imprägnirt, die staubförmige Erde von grüngelblicher Farbe.

Unter dem nördlichen Estrich lagen 1,50 unter der Erdoberfläche Brandkohlenschichten von 15 Cm. Stärke, in welchen ein zierlicher kleiner Löffel, vorne etwas breit, gefunden wurde.

Was überhaupt die Funde in der Nähe des Gebäudes betrifft, so fanden sich ausser einigen durch Rost kaum noch erkennbaren Hacken und Aexten, sehr zahlreiche Scherben von ziemlich grossen Schaalen

und Gefässen von terra sigillata mit den mannigfaltigsten gepressten Reliefbildern, Scherben von sehr feinem schwarzen Thon mit Verzierungen, von gelblichem Thon mit schmalen erhabenen rothen Rändern und Blattverzierungen. Einige zerbrochene Henkeltöpfe von gröberem Thon waren 0,30 weit, 0,75 hoch gewesen. Ein scheinbarer Gefässrest, in verschiedener Dicke sauber modellirt, zeigte einen Theil eines sehr correct geformten Gesichtes mit durchbrochenen Augen, in $^1/_3$ mehr als natürlicher Grösse. Endlich fanden sich im südwestlichen Theil des Gebäudes in einer Schaale 1 M. unter der Erdoberfläche einige Liter verbrannten Waizens, dessen Körnerform sich vollständig erhalten hatte.

Die beschriebenen Baureste, die über den Brandschichten der wiederholten Zerstörungen lagen, in ihren Fundamenten so wie im Schutt gestempelte Legionsziegel zeigten, scheinen auf das 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. hinzuweisen. Die späteren Befestigungen des 13. und 17. Jahrhunderts conservirten die letzten Trümmer unter der Erddecke besser, als wenn dort Strassen und Privat-Häuser erbaut worden wären.

Ich habe jene Reste in objektivem Sinne möglichst treu beschrieben, deren Bedeutung Sachkundigere vielleicht glücklicher enträthseln. Die Stellung der Säulenpfeiler und die Anordnung des ganzen Gebäudes findet nach meiner Ansicht in Vitruv keinen ausreichenden Commentar, wohl aber deutet Manches in der Bauart und in der Orientirung des Gebäudes auf den Ausspruch Vitruv's IV, 5, 2, dass man Tempel so hoch legte, dass sie einen Theil der Stadt überblickten, dass man sie an grossen Flüssen nach dem Flussufer hin richtete, und ihnen an öffentlichen Strassen eine solche Lage gab, dass die Vorübergehenden hineinblicken und ihren Gruss darbringen konnten.

Bonn, im November 1876. von Veith,
Generalmajor z. D.

B. Bonner Inschriften.

Die inschriftliche Ausbeute, welche die Erdarbeiten für die neue medicinische Klinik auf dem sog. Exercirplatz bis Ende October ergaben, ist ansehnlich genug, wenn auch die Mehrzahl der Stücke nur aus Stempeln von Thongeräth besteht.

I. Altar aus Jurakalk, hoch 0.40, breit 0.17, dick 0.12, an der Vorderseite rechts zerstossen, so dass die Schrift heute nur 0.12 breit ist; da auch die linke Seite unten beschädigt ward, sind die untern Zeilen fast ganz zerstört. Die Inschriftfläche hat eine Höhe von 0.22, die Buchstaben von 0.02, in Zeile 7 noch etwas weniger. Dicht dabei

ward ein zweites Altärchen von ähnlichen Massen gefunden, nur dass die Fläche, welche eine Inschrift hätte aufnehmen können, bloss 0.16 hoch ist [1]).



Z. 1 *dae* für *deae*, wie *do* für *deo*. Beispiele für Beides gibt der grammatische Index der britannischen Inschriften CIL. VII, *dae Sunxalis* auch der bei Neuss gefundene Krug [2]) (Jahrb. 1873 LIII S. 310), diese Schreibung ist consequent den einsilbigen Casus der Declination von *deus* und der in der altlateinischen Metrik gültigen Synizesis der zwei Silben. Auf *Ana-* folgte ein Buchstabe mit verticaler Hasta wie N oder R, kein S oder V; es fehlen wenigstens zwei Buchstaben. Eine solche Göttin *Ana..bana* ist mir nicht bekannt, die gleiche Endung findet sich bei mehreren germanischen Gottheiten, der *Tanfana* und *Hludana* und den *matribus Masanabus*. Z. 2 der letzte B. ist C mit Punkt darin, kein G, also Pränomen des Weihenden. Der Bruch scheint die Spuren eines S zu bewahren, der Name könnte *Statutius* gewesen sein; jedesfalls beweist der untere Abstand, dass kein mit verticaler Linie beginnender B. auf C folgte. Z. 4 der erste B. undeutlich, aber wahrscheinlicher N mit schwach eingeritztem Querstrich als etwa SI: Rest eines Cognomen wie *Albinus*. Im Bruch vielleicht die Spuren eines M: *miles leg.*? Z. 5 vor dem Punkt S oder G, nach demselben T oder L. Z. 6 das untere Ende einer senkrechten Linie, kann einem

1) Um den richtigen Massstab für die Zuverlässigkeit der Facsimiles zu geben, muss bemerkt werden, dass dieselben nicht nach den Originalen, sondern nach meinen Abschriften gemacht sind, und das so ungenau, als bei der Aufgabe, durch den Schnitt eine genauere Darstellung zu bieten, irgend möglich war. In I ist sogar in Z. 1 der dicke Punkt nach *dae* ausgelassen, nach *ana-* der obere Ansatz einer verticalen Hasta.

2) Derselbe ist inzwischen in das Berliner Museum gekommen.

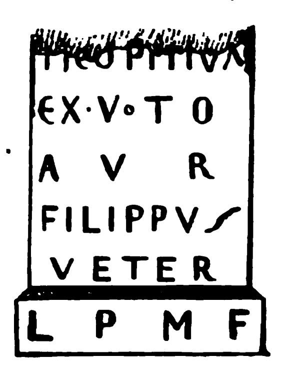
T angehört haben. Z. 7 Rest der Dedicationsformel *v(otum) S(olvit) l(ubens) m(erito).*

II. Altar aus Jurakalk, hoch 0.30, breit 0.165, dick 0.10, die Inschriftfläche hoch 0.10. Oben zwischen den Wulsten, welche die Bedachung bilden, eine Schale.

IVLIA TER
TIA DOM ES
TICIS V·S·M·L

Z. 1 der hinter R am Ende erscheinende Strich ist zufällig, nicht ein mit R ligirtes N. Z. 2 vor S, da man unten einen Querstrich sieht, ein schlechtes E, dessen oberer Querstrich abwärts ging. Der Stein ist an dieser Stelle bestossen. Gemeint sind die *matres domesticae*, denen drei andere einst beim Bau des Theaters, also in grösster Nähe, und jüngst beim Bau der Provincial-Irrenanstalt an der Kölner Chaussee gefundene Altäre geweiht sind, CIRh. 469 und 470 (Hettners Katalog des Universitätsmuseum 58 u. 60) und in diesen Jahrbüchern 1875 LV S. 239. Auch *Iunones domesticae*, *Fortuna bona domestica*, *Silvanus domesticus*, *Mercurius domesticus* wurden verehrt. Das S hier und sonst ist recht schlecht gerathen. Z. 3 am M stehen die ersten Schenkel schief, der letzte gerade, indem so Raum für L gewonnen werden sollte.

III. Altar aus Sandstein, der obere Theil fehlt. An den Schmalseiten je ein Baum mit aufwärts strebenden Blättern. Hoch jetzt 0.32 (nach dem Ornament der Seiten zu schliessen, einst etwa 0.50), breit 0.23, dick 0.13, die Buchstaben hoch 0.03, in der untersten Zeile 0.04.



Z. 1 die Ecke rechts bestossen: nach den Ueberresten sicher *propitium*, was doch wol Accusativ sein wird zu *deum*, *genium* oder einem bestimmteren Gottesnamen gehörig, in einer Wendung wie *deo quem habuit propitium*, eher denn Genetiv für *propitiorum*. Z. 2 das o hinter V nur leicht geritzt, vielleicht erst nachgetragen. Z. 3 der mittlere B. zerstossen und ganz ausgeweitet, aber sicher V. Z. 4 am Schluss kein gewöhnliches S, sondern eine den leeren Raum quer überspannende kaum gekrümmte Linie. Z. 6 *Legionis Primae Minerviae Fidelis*: statt der üblichen Zifferbezeichnung klar P, das M verschieden von dem der ersten Zeile, aus verticalen Hasten und dünnen, nur halb herabgehenden Mittelstrichen gebildet.

IV. Fragment eines Grabsteins aus guter Zeit, hoch und breit 0.46, dick 0.35, aus einem weit grösseren Sandsteinblock so zurecht gehauen, dass die ganze obere Inschrift und die linke Seite wegfielen. Ein in der Rückseite angebrachtes Loch zeigt, dass das Fragment als Basis diente, indem die glatte Inschriftseite auf der Erde auflag. Auf der rechten Seite sieht man noch die Reste einer Reliefdarstellung, Bein und Draperie. Die erhaltenen Buchstaben sind noch 0.06 hoch, die ursprüngliche Höhe betrug 0.07.

ES · EX · TES · F · C

wahrscheinlich *heres* oder *heredes ex testamento faciundum curavit* oder *curaverunt*.

V. Stempel der legio I Minervia pia fidelis und einer vexillatio.

1) Ziegel mit keilförmiger Abnahme der Dicke von 0.08 zu 0.055, der Stempel hoch 0.025, breit 0.09, das M in alter Form

L · T · M

2) Fragment eines Dachziegels

l · I · M

3) Ziegel 0.25 im Quadrat, Stempelhöhe 0.02

LIMPF

4) Ziegelfragment, der Stempel hoch 0.02, breit 0.075

LEGTMPF

Oefter begegnet auf rheinischen Inschriften der Zahlenstrich an I so dicht herangerückt, dass es sich von T nicht unterscheidet. Die Form der drei letzten B. weist auf junge Zeit.

5) Dachziegel 0.36×0.45, der Stempel hoch 0.035, breit 0.13

ꟻꟼMIƆƎ⅃

6) Ziegel 0.22 im Quadrat, Stempelhöhe 0.015

VEXTRI

wol derselbe Stempel mit dem, welchen Brambach CIRh. 511 d 2 von einem am Wichelshof gefundenen Stück verzeichnet. Der vierte B. ist oben so undeutlich, dass man zwischen T und P schwanken kann: der zum T erforderliche Oberbalken ist nicht zu erkennen, gegen P aber spricht, dass die Schlinge nicht nur unkenntlich ist, sondern auch unproportionirt klein gewesen sein müsste. Also nicht, wie einst Lersch vorgeschlagen hat oder wie man sonst denken könnte, *prima* oder *primanorum*, sondern wahrscheinlich mit *Tri-* anhebend eines Volkes oder Stammes Namen, *Tribocorum* oder *Brittonum Triputiensium*, von welchen letzteren kleine Abtheilungen unter dem Commando von Centurionen der legio XXII pr. auf Inschriften des Odenwalds erwähnt werden. Ein weiteres Exemplar desselben Stempels, auch auf dem Exercirplatz gefunden und in den Besitz des Herrn van Vleuten gekommen, ist gerade an der undeutlichen Stelle abgebrochen, so dass es nur VEX [illegible] aufweist.

VI. Stempel in feineren Thonwaaren, meist Schalen von terra sigillata, die Höhe des Stempels ist im Minimum 0.003, die Breite 0.010, nur wenige bieten der Lesung Schwierigkeit dar:

AIT *Aiti*

ATTI[illegible]VSF *Attillus* oder *Attilius fecit* vgl. Schuermans sigles fig. Nr. 611.

OFBASSICO *officina Bassi Co.* .

OFBASSI

CATVSI'C *Catus f(e)c.*

CORISCV*s* ob das S am Schluss noch vorhanden, ungewiss; der 0.025 breite Stempel wird von einem Ring, dessen Durchmesser 0.015, durchschnitten, wodurch der letzte Theil weniger gut ausgeprägt ist.

CORISOFFI das C in weiterem Abstand vom folgenden O, die zwei letzten Zeichen undeutlich: *Corisci officina.*

COSIL[illegible]V[illegible] auf Thonscherbe von schwarzer Glasur, der solches L sein wie es in *Cosili* Fröhner terrae coct. kein R.

DAMONI *Damoni*

OF·FLAVI·GER· mit Ligatur von A und V, welche für den sonst gleichen Stempel CIL. VII 1336, 461 nicht angemerkt ist.

IOIIIOII mir unverständlich, der drittletzte B. schien C sein zu können, etwa *Ionici?*

KASTVS die Seitenschenkel des K ganz klein, wol identisch mit dem häufiger vorkommenden *Castus.*

LIPVCAF das F nahe an den Namen herangerückt.

IJ · O vielleicht *Licini*

IVCILIVI *Lucilius* oder *Luoul(l)us?* Der Schnitt hier, indem er klar L zeigt und die betreffenden Linien anders gegen einander neigt als für die Bildung eines V nöthig, beruht auf Willkür.

MEDDICE das erste D sicher gestrichen wie in nichtrömischen Namen, wenn nicht beide D, wie für dieses Töpfers Stempel sonst angegeben wird; am Schluss schien mir E klar, nicht F.

MICCIO · I so, kein F am Schluss.

OFMIC// schien auch *Mile* gelesen werden zu können, aber nur MI ist deutlich.

MVRRAN *Murranius*

OFSVLPICI

VERECVN·F auf schwarzem Grund, im Besitz des Herrn aus'm Weerth, ER in gleicher Höhe mit den andern B. und die Schleife des R bis an das nächste E ausgedehnt. *Verecundus f.*

VERECV

VITALI *Vitalis*

OFVITA

IACHCALV

////NTIV etwa *Pontius?*

VII. Stempel von Thonlampen:

1) auf einem Lämpchen, dessen Boden 0.02 im Durchmesser hat

PLACIDVS

2) auf eben solchem ganz verwischte Buchstaben

//IIVO//////

vielleicht *S]tro[bili*

3) auf einem in der Töpferei stark verbrannten Stück, wo der

Durchmesser des Bodens gegen 0.03 beträgt, ist Stempel über Stempel gepresst worden, so dass die von beiden Seiten zu einer Höhe von 0.005 zusammen und durch einander laufenden Buchstaben nicht zu entwirren sind. Ich meinte am ersten LCOSSV herausfinden zu können.

VIII. Scherben mit hellbrauner Glasur und Ornamenten von weisser Farbe, wahrscheinlich zu einem Trinkgefäss gehörig.

1) auf zwei Scherben, die an einander passen, weiss geschrieben und geschnörkelt auf der einen V auf der andern A, die Reste eines *vivas*

2) auf einer Scherbe T... der Rest von *amo te* oder *tene me*.

IX. Boden einer Schale von schwärzlichem hartem Schiefer oder Stein, gezeichnet im Umkreis von 0.10, in der Mitte sieht man den Abdruck eines Fusses 0.003 hoch, 0.015 breit, im Fuss unkenntliche Buchstaben, etwa

I L A ;F

am klarsten das F vor den Zehen, nach der Hasta zu Anfang möglicherweise ein missrathenes M.

X. Ans Ende stelle ich ein Stück, welches vielleicht richtiger unter den Münzen, die an dieser Stelle ausgegraben wurden, seinen Platz fände. Ein kleiner Klumpen hartgebrannten grauen Thons enthält dem Anschein nach eine Form zur Prägung einer Münze oder eines Medaillons von 0.018 im Durchmesser: bei genauerer Prüfung aber muss der Verdacht als ob Falschmünzerei hier ihr Spiel getrieben, einer andern Ansicht weichen. Da nämlich der Betrieb einer Töpferei am Fundort sicher scheint — Erdarbeiter wollen in den Ofen gekrochen sein und noch schichtweise die Töpfe darin geordnet gesehen haben, von denen mehrere auch in Verwahrung genommen sind — so kann harmlos der Töpfer eine Münze von scharfem Gepräge so in Thon abgedruckt und mitgebrannt haben. Ein aus unserer Form genommener Siegeldruck giebt genau das Bild wieder, welches der Avers der Münze bei Cohen méd. imp. IV pl. II n. 4 zeigt: weiblicher Kopf nach rechts profilirt mit Diadem und gerippten Haarschmuck, darum geschrieben

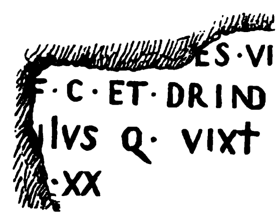
IVLIAMAMAEAAVG

ganz deutlich bis auf das schliessende AVG.

Auf Wunsch des Herrn Vereins-Präsidenten verbinde ich hiermit die Bekanntmachung einiger in seinen Händen befindlichen Inschrift-

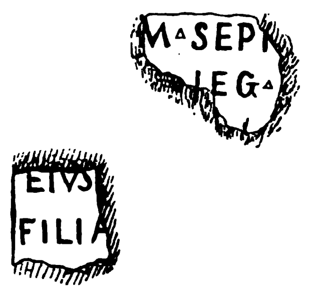
Fragmente, welche vor einigen Jahren auf dem neuen Exercirplatz vor dem Kölnthor zu Tage getreten sind, wo die Reitbahn an die Heerstrasse (Rosenthalerstrasse) stösst, wo auch die in diesen Jahrbüchern 1873 LIII S. 181 publicirte Grabschrift der Mellonia Peregrina gefunden ist.

XI. Seitwärts abgeschrägte Grabsteinplatte von Jurakalk, dick 0.10, jetzt hoch 0.27, breit 0.28, Buchstaben hoch 0.02, oben und links verstümmelt.



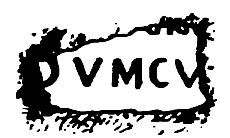
Z. 1 wol *vixit* . . . *dies sex*, Z. 2 *heres* oder wer sonst *f(aciundum) c(uravit)*, worauf dann der Name eines zweiten Todten zugefügt ist. Z. 3 der erste B. wahrscheinlich N, der geringe Abstand von der *i longa* schliesst L und ähnliche B. aus. Die charakteristische Linie des Q *(qui)* ist dünn abwärts gewunden, die Schrift keinesfalls später als aus dem 2. Jahrhundert.

XII. Zwei Fragmente eines Grabsteins aus Jurakalk, deren Zusammengehörigkeit aus dem Schriftcharakter und den Massen erhellt: dick 0.19, Buchstaben hoch 0.04, Distanz der Zeilen 0.04. Das eine Fragment bewahrt Reste der Bekrönung, das andere zeigt links die behauene Fläche.



Z. 1 Reste der Tribus wie *Lem(onia)* oder *Rom(ilia)* und des Cognomen wie *Septimio*, Z. 2 *leg(ionis)*, Z. 3 ist noch der Ansatz eines L oder I sichtbar. Z. 4 u. 5 besagten wol, dass *uxor eius cum filia* das Grabmal errichtet. Die Enden der Buchstaben sind geschwänzt, das Rund des P nicht geschlossen, das G sehr breit, die Punkte dreieckig, im Ganzen wie XI aus guter Zeit.

XIII. Stück von Drachenfelser Trachyt, dick 0.17, Höhe der Buchstaben und Abstand der Zeilen 0.035.



In der rechten Ecke oben sind die Buchstaben wegen der Abplattung des Steins nicht mehr bestimmbar, die erhaltenen der nächsten Zeile wahrscheinlich zu deuten *faciundum* oder *restituendum curavit.* Die äusseren Striche des M stehen senkrecht, das Material mag Schuld daran tragen, dass die Schrift ziemlich roh erscheint.

Franz Bücheler.

C. Münzen.

Bei den im Vorhergehenden besprochenen Ausgrabungen vor dem Cölnthore wurden 53 römische Münzen gefunden. Die genaue Besichtigung derselben ergab folgende Resultate:

	Denare.	Grosserze.	Mittelerze.	Kleinerze.	Summa.
Familien-Münze . . .	1	—	—	—	1
Augustus	1	—	1	—	2
Tiberius	1 (fourré)	—	—	—	1
Claudius I.	—	—	1	—	1
Nero	—	—	1	—	1
Vespasian	1	1	—	—	2
Titus	—	—	1	—	1
Domitian	—	1	4	—	5
Trajan	—	1	2	—	3
Hadrian	1	—	1	—	2
Antoninus Pius . . .	—	—	1	—	1
Lucius Verus	—	—	1	—	1
Commodus	—	1	—	—	1
Crispina	—	—	1	—	1
Septimius Sever . . .	1	—	—	—	1
Geta	1	—	—	—	1
Sever Alexander . . .	1	—	—	—	1
Gallienus	—	—	—	1	1

	Denare.	Grosserze.	Mittelerze.	Kleinere.	Summa.
Claudius II.	—	—	—	1	1
Diocl. oder Maximian	—	—	1	—	1
Constantius I.	—	—	1	—	1
Constantinus M.	—	—	—	3	3
Constantinopolis	—	—	—	3	3
Valentinianus I.	—	—	—	4	4
Valens	—	—	—	2	2
Gratian	—	—	—	2	2
				Unbestimmbar	9
				Summa: Stück	53

Die meisten dieser Stücke sind sehr abgenutzt[1]). Das geringe Ergebniss an Münzen, sowohl was Zahl als Bedeutung anlangt, ist leicht erklärlich; denn alle beschriebenen Exemplare sind als zufällig verloren gegangenes Geld anzusehen. Hierfür spricht auch, dass Alle einzeln gefunden wurden.

Die Münzfunde, welche eine reiche Ausbeute liefern, lassen sich in 3 Categorien eintheilen:

1) in vergrabenes Geld, oder Schätze; diese Funde werden meist zufällig und zwar an Orten gemacht, welche in römischer Zeit von den Hauptverkehrswegen abgelegen waren (ich erinnere an die beiden im Heft LVIII von mir beschriebenen Funde); dass die heute besprochenen Ausgrabungen dicht vor dem Lager und neben der Hauptstrasse, welche zu demselben führt, hierfür keinen passenden Ort bieten, liegt auf der Hand;

2) in Opferspenden bei Tempeln, Heilsquellen u. s. w.; als Beispiel diene der Münzfund bei dem Tempel in Nattenheim (Heft LVII). Auch diese Voraussetzung fehlt meines Erachtens bei dem heute besprochenen Funde;

und 3) in Mitgaben bei der Leichenbestattung. Die Zahl der bei Grabfunden zu Tage geförderten Münzen ist meist gering, dagegen sind oft die Stücke von grosser Schönheit und Seltenheit; als Beispiel diene der von Dr. Bouvier in Heft LIII u. LIV beschriebene Fund; auch die so sehr geschätzten Erz-Medaillons verdanken wir oft dem Auffinden von römischen Gräbern. Die hervorragenden Gräberstrassen

---

1) Als Ausnahme hiervon ist der Denar Hadrians von vorzüglicher Erhaltung. Er hat den R. ROMA FELIX COSIII PP.

für Bonn sind an der jetzigen Coblenzerstrasse und der Heerstrasse zu suchen, keinenfalls aber in solcher Nähe des Lagers.

Historisch hat unser Fund aber immer einige Bedeutung. Er erstreckt sich von Augustus bis Gratian, und wenn auch in der Kaiserreihe sehr viele Namen fehlen, so ist doch der Zeit nach der Zwischenraum nie ein bedeutender. Es schliesst dies jedoch die Möglichkeit einer zeitweiligen Zerstörung der gefundenen Gebäude nicht aus, spricht aber dafür, dass in solchem Falle mit dem Wiederaufbau nicht lange gezögert wurde.

Es ist im Uebrigen ein zweifelhaftes Unternehmen, nach abgenutzten Münzen Zeitbestimmungen vorzunehmen; dies beweist uns der gefundene Familien-Denar, der seinem Gepräge nach (Av. Weiblicher Kopf mit Flügelhelm R. die beiden Dioscuren zu Pferde, ohne, oder mit abgegriffener Legende) zu den ältesten Silber-Münzen Roms gehört. (Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, giebt S. 300 und 461—462 das Jahr 485 oder 486 U. c. als Anfangsjahr der römischen Silberprägung und den besprochenen Denar als älteste Form an). Da aber die Familien-Denare in der ersten Kaiserzeit noch vielfach im Umlauf, und ihres hohen Silbergehaltes wegen sehr gesucht waren, ist auch dieser Fund leicht zu erklären.

F. v. Vleuten.

---

3. Die römischen Niederlassungen auf württembergischem Boden [1]).

Ueberall wo eine Versammlung der deutschen Philologen auf einem Boden zusammenkommt, der Erinnerungen aus der Römerzeit aufzuweisen hat, erachten es die Einheimischen als ihre Pflicht, was ihnen als ein Schatz aus dem classischen Alterthum gegeben ist, ihren Gästen zu zeigen, um zu beweisen, dass das anvertraute Gut in gebührender Weise gewahrt wird. Ich habe der hier gegenwärtigen Versammlung gegenüber diese Pflicht übernommen, zunächst eben in dem angegebenen Sinn eines Willkommgrusses; aber die Umstände

1) Vortrag gehalten am 25. September 1876 vor der Tübinger Philologenversammlung, daher die sich auf dieselbe beziehenden einleitenden Worte.

bringen es mit sich, dass gerade jetzt eine Uebersicht über das, was wir von römischen Ueberresten und was wir in ihnen haben, besonders möglich und besonders nöthig ist. Es sind nämlich in der allerjüngsten Zeit mehrere Publicationen erschienen, welche theils durch das Material, das sie bieten, theils durch die Kritik, die sie üben, theils indem sie die Vergleichung ähnlicher Verhältnisse ermöglichen, zu einer Revision des bisher Erkannten auffordern und zugleich neue Aufgaben für die Zukunft stellen. Dass dabei ein Anschluss an die heutigen territorialen Verhältnisse stattfindet, liegt in der Natur der Mittel; denn solche Untersuchungen lassen sich am leichtesten machen im Anschluss an die gegebenen staatlichen Einrichtungen.

Unter den angezogenen Veröffentlichungen nenne ich in erster Linie die eben in dritter Auflage erschienene archäologische Karte von Württemberg von Finanzrath v. Paulus in Stuttgart mit einem Commentar, von dem bis jetzt zwar nur ein Theil erschienen ist (Württemberg. Jahrbücher 1875. II), der aber in den früheren Schriften des Verfassers sowie in den Oberamtsbeschreibungen seine Ergänzung findet, ferner die Schrift des Staatsraths v. Becker, Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer, weiter die Beschreibung der römischen Grenzwehr am Taunus von dem kürzlich verstorbenen nassauischen Archivar Kessel, endlich die 1875 vollendete Beschreibung des hadrianischen Walls in dem Lapidarium septentrionale des Alterthumvereins von Newcastle-upon-Tyne.[1])

Die Grundlage unsrer ganzen Auseinandersetzung kann in nichts Andrem bestehen als in der zuerst genannten Publication. Sie enthält die Topographie sämmtlicher auf württembergischem Boden gefundenen Alterthümer, der vor- und nachrömischen wie der römischen, aber mit ganz besonderer Berücksichtigung der letzteren, die durch rothe Linien und Niederlassungszeichen bezeichnet sind. Sie ist die Frucht eines mehr als fünfzigjährigen unermüdlichen Suchens, die Darlegung einer Ortskenntniss, wie sie sicher kein anderer besitzt, hergestellt mit den Mitteln des officiellen statistischen Bureau's und wird immer der Ausgangspunkt der Specialforschung auf diesem Gebiet bleiben. Ich werde desshalb zuerst eine Exposition dessen geben, was sie enthält.

Wie aus den zusammenhängenden rothen Linien erhellt, gibt diese Karte nicht nur Material, sondern ist zugleich eine Construction

---

1) Vgl. über diese E. Hübner in: Jenaer Literaturzeitung, Jahrg. 1875, Artikel 756.

hypothetischer Verhältnisse, sie gibt, um mich so auszudrücken, einen fragmentarisch überlieferten Text als ein Ganzes mit den eigenen Ergänzungen und Conjecturen. Lücken sind zwar insofern auch da, als wie der Herausgeber sagt, noch nicht alle Theile des Landes gleichmässig erforscht sind, aber was untersucht ist — und es ist der weitaus grösste Theil — erscheint in der Form der Reconstruction.

Es sind drei Gruppen römischer Ueberreste, die sich hier der Betrachtung unterbreiten, der Grenzwall, die Strassenzüge und die Wohnplätze. Der Limes tritt als eine durch Erdwall mit theilweiser Vermauerung gebildete und durch einen Aussengraben geschützte Linie in das württembergische Gebiet südlich von dem badischen Ort und Eisenbahnanschlusspunct Osterburken. Er steigt vom jetzigen Boden aus zu verschiedenen Höhen, mehrfach zu 8, 9 F., an den höchsten Stellen bis zu 13 F., ist oben 4—5 F. breit, im Boden 40—50 F.; dass er oben mit Pallisaden befestigt war, zeigen noch vorhandene Spuren und ist geschichtlich bezeugt (Spart. Hadr. 12.). Er producirt sich auf dieser Karte in südsüdöstlicher Richtung und schnurgerader Linie durch den Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald laufend bis zum Orte Pfahlbronn, wo die Höhe des Welzheimer Waldes sich gegen das Remsthal abzweigt. Hier wendet er sich in beinahe rechtem Winkel östlich, aber nun nicht mehr als Wall, sondern in der Form einer starken Heerstrasse, zunächst noch auf dem Höhenrand auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein bis über die Eisenbahnstation Möpplingen, von dort nordöstlich, im allgemeinen in gerader Richtung aber mit mehrfachen stumpfwinkligen Brechungen an Wasseralfingen vorbei durch den Ellwanger Bezirk, Ellwangen links liegen lassend, zur Landesgrenze, die er bei Eck vor Mönchsroth überschreitet, um weiterhin zuerst nordöstlich ansteigend, dann südöstlich abfallend bei Kellheim an die Donau zu gelangen. Da, wo die südöstliche Richtung in die östliche übergeht, sehen wir unter scharfem rechtem Winkel abbiegend eine Fortsetzung der Befestigungslinie direct südlich in das Remsthal hinablaufen, dasselbe bei Lorch überschreiten und auf den Hohenstaufen zugehen, auf dem sie in einer abschliessenden Befestigung ein Ziel findet, von welchem aus die beiden Züge nach Norden und Osten übersehen werden konnten. Endlich fällt jedem, der die zwei Züge überblickt, in die Augen, dass an der ganzen Befestigungslinie, soweit sie von Baden herkommt bis zum Staufen in je 500 Schritt Abstand an der Innenseite des Walls Wachtthürme und in $1^1/_2$—2 deutschen Meilen Entfernung von einander Castelle angegeben sind,

während an dem den Charakter der Heerstrasse tragenden Limes die Thürme fehlen und nur kleinere befestigte Puncte in allerdings ziemlich kurzen Distanzen sich zeigen. Freilich gilt das Bild der Strasse nur für diesen Theil der württembergischen und für die angrenzende bayerische Strecke; in der weiteren Fortsetzuug gegen Kellheim wird der Limes wieder Pallisadenwall. Der Zweck der östlichen Strecke ist mit der Bezeichnung als einer festen Grenzstrasse hinlänglich gegeben; für die andere Linie dagegen vertritt der Herausgeber die Ansicht, dass die gerade Richtung sowie die Ausrüstung mit der grossen Zahl von Wartthürmen nicht ein Befestigungswerk in ihm erkennen lasse, sondern nur eine Telegraphen- und Allarmirlinie, bestimmt den Feind zu beobachten und durch Zeichen und Zuruf den nächstgelegnen Castellen kund zu thun. Die eigentlichen Befestigungslinien seien gegeben hinter dem limes transdanubianus durch Alb in erster und Donau in zweiter Linie, hinter dem transrhenanus durch Neckar, Schwarzwald und Rhein.

Theils in Verbindung mit dem Grenzwall als auf diesen zugerichtet oder von ihm ausgehend, theils für sich selbständig oder auf auf andre Theile des römischen Reichs zuführend bietet sich uns die zweite Gruppe, das Strassennetz. Dieses ist zum Theil sehr reich, so gegen den Limes hin, dann in der Gegend der Städte Rottweil, Rottenburg, Cannstadt, Heilbronn, auch in Oberschwaben. Wenn andre Theile wie der Schwarzwald zurücktreten, so hat dies natürlich seinen Grund in den Terrain- und Niederlassungsverhältnissen, aber nur zum einen Theil, zum andern in noch ungenügender Durchforschung. Die Strassen selbst sind in verschiedener Stärke angegeben als Heerstrassen, Verkehrsstrassen und Botenwege. — Endlich die Niederlassungen werden bezeichnet theils als Garnisonsstädte, wie der Verfasser sich ausdrückt, theils als bürgerliche Wohnorte verschiedener Grössen. Der in dieser Karte eingezeichneten Wohnplätze sind über 600, und ist diese Zahl wiederum mit dem Vorbehalt gegeben, dass eine noch vollständigere Erforschung die Zahl um ein ziemliches vermehren würde.

Die Karte ist, wie ich sagte, eine Reconstruction. Wie steht es nun mit ihrem Anspruch auf Richtigkeit? Hier ist der Punct, wo ich der Schrift v. Becker's gedenken muss. Diese will den in's Masslose gehenden Annahmen von römischen Niederlassungen, Burgen und Strassen bei Mone v. A. mit vorzugsweise auf Prüfung der architektonischen Ueberreste gegründeten Argumenten entgegentreten und thut

dies mit einschneidender Kritik. Diese Polemik halte ich für berechtigt und dankenswerth; an die Stelle der planlosen Vermischung von mittelalterlichem und römischem und eines willkürlichen unmethodischen Verfahrens ist damit eine die verschiedenen Zeiten klar scheidende Grundlage gesetzt. Im Verlauf seiner Auseinandersetzung nun bemerkt der Verfasser (S. 15), er gestehe, dass er sogar die Paulus'sche Strassenkarte mit Misstrauen betrachte und schiebt so, wenn auch mit etlichem Bedenken, nachdem er das badische Gebäude in Brand gesteckt, einen brennenden Span in des Nachbars Haus. Da muss ich aber zunächst einspringen und Einhalt thun. Dass auf dieser Karte Alles so zu nehmen sei, wie es gegeben ist, soll nicht behauptet werden, aber dass das Misstrauen in ähnlicher Weise geltend gemacht werde, wie gegen Mone, dagegen ist Einsprache zu erheben. Mone hat aus vorgefassten historischen, ethnologischen und etymologischen Hypothesen herausgearbeitet; hier haben wir es hauptsächlich mit monumentalen, in erster Linie auf vorhandenen Spuren, in zweiter auf Ortsüberlieferung gegründeten Untersuchungen zu thun, mit einem Material, das von seiner Verwendung unschwer zu scheiden ist und abgesehen von den verschiedenen Folgerungen, die daraus gezogen sind, ein reicher Stoff für die Zukunft bleibt. Die Construction aber, die vorliegt, wird jedem folgenden Forscher dieselben Dienste leisten, welche scharfsinnige Textherstellung eines Vorgängers dem späteren Herausgeber bietet. Ich hätte nur einen wesentlichen Wunsch beizufügen: bis jetzt ist da Scheidung von Material und Reconstruction möglich durch den Commentar, sowie durch die Vergleichung der grossen topographischen Karte des statistischen Bureau's, wo die Alterthümer nur soweit sie sichtbar vorhanden, eingezeichnet sind. Die Verdienste des Herrn Paulus um die weitere Forschung würden in vollem Masse dankenswerth, wenn er, was er zu dem in dieser sog. topographischen Karte schon verzeichneten noch gefunden hat, in ein Exemplar derselben beim statistischen Bureau einzeichnen lassen wollte.

Nach Vorausschickung dieses allgemeinen Urtheils möchte ich nun hinsichtlich der obengenannten drei Gruppen einige besondere Bemerkungen hinzufügen, mit denen ich aber hinsichtlich des Grenzwalls und der Strassen nicht ins Detail eingehen werde, um bei den Niederlassungen, auf deren Herausstellung ich auch sachlich das grösste Gewicht lege, länger verweilen zu können.

In der Ziehung des östlichen Limes weicht Herr Paulus von den von bayerischer Seite her früher gemachten Untersuchungen haupt-

sächlich darin ab, dass, während die letzteren den Zug da, wo er von Bayern her gegen das obere Remsthal kommt, in dieses hinabgehen und bei Lorch den Anschluss an die von Norden kommende Linie gewinnen liessen, er seinerseits die Richtung oben auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein einhält und die Remsthalstrasse nur als eine Abzweigung gelten lässt. Ich glaube, dass die letzte Auffassung wie aus allgemeinen Gründen die richtigere so auch genügend nachgewiesen ist. Für den andern Limes aber scheint mir ein wesentlicher Punct problematisch, nämlich die schnurgerade Richtung. Zu Gunsten dieses Einspruchs berufe ich mich nicht auf die Gestalt des östlichen Zugs, da dieser jeden Charakter einer Strasse hat, sondern neben der Natur der Sache auf die Analogie des ganz entsprechenden Grenzwalls am Taunus und des hadrianischen und antoninischen Walls in England, wo überall zwar eine möglichst gerade aber nicht schnurgerade, sondern dem Terrain angemessene Linie eingehalten ist. Die Thürme finden sich am Taunus nicht auf so gleiche und kleine Distanzen, sondern vorzugsweise da, wo das Terrain zu einer besonderen Befestigung einladet, zuweilen mehrere beisammen; indessen kann ich hinsichtlich ihrer nach dem vorliegenden Material von Ueberresten Zweifel nicht begründen. Dagegen möchte ich dem Herausgeber der Karte zur Erwägung anheimgeben, ob nicht an verschiedenen Stellen, wo der erhaltene Zug des Walls unterbrochen ist, eine Abweichung von der geraden Linie anzunehmen wäre, die mit ein Grund sein konnte für die Zerstörung oder Einebnung. Natürlich kann man einwenden, dass ja die erhaltenen Stücke wieder in die gerade Linie weisen, aber dies ist auch auf Umwegen möglich. Uebrigens begnüge ich mich, da ich nicht wie Herr Paulus, die Strecke Schritt für Schritt begangen habe, nur Bedenken zu erheben. Was aber den Zweck des Walls betrifft, so wird man die Absicht der Befestigung nicht nur nicht trennen können von der, eine Signalpostenkette zu bilden, sondern jene wird unbedingt in erste Linie zu stellen sein. Einmal sind in den Quellen diese Wälle immer als Befestigungswerke behandelt, und dann konnte der Signaldienst doch von den Castellen aus mit einem viel einfacheren Apparat hergestellt werden, ja ich bezweifle, ob man ihn in dem waldigen Terrain mit den von Herrn Paulus angenommenen Mitteln überhaupt herstellen konnte. Wenn ich in Rechnung nehme, dass am Taunus vorrömische Befestigungsmittel, sogar Thürme in den Bereich des römischen Wallsystems gezogen sind, so scheint es mir, dass die Römer den Ansatz zu solcher Grenzwehr in roherem Zustand

schon angetroffen und nur in ihrer Weise systematisch durchgeführt, technisch vollendet und mässig ausgestattet haben. Dabei hat sich in der Art des Bau's ein Fortschritt vollzogen; man hat sicher von Domitian bis in's dritte Jahrhundert daran gebaut, auf Hadrian wird die Pallisadenausstattung zurückgeführt, andre, wie Caracalla, wendeten den Castellen und Thürmen ihre Sorgfalt zu, besonders bemerkenswerth aber ist, dass auch ein Theil der östlichen Linie wie die vom Norden kommende ausgestattet ist. Vielleicht war man im Zuge, beide ganz gleich zu machen. An das Bedürfniss des grossen Kriegs ist hier allerdings weniger zu denken; für diesen waren die Castelle von Bedeutung, aber zur Abwehr von räuberischen Einfällen konnte der Wall mit gutem Erfolge angewandt werden. Hinsichtlich der weniger gesicherten östlichen Seite möchte ich darauf aufmerksam machen, dass, als dieses Werk construirt wurde, dort die den Römern befreundeten Hermunduren sassen. Von einer beständigen Besetzung der Thürme kann nicht die Rede sein, wohl aber traten sie in Verwendung, sobald man Kunde hatte, dass es an irgend einem Punct jenseits des Walls unruhig aussehe.

Ich komme zu den Strassen. Da ist nun freilich die Menge der rothen Linien schon manchem fast schreckhaft entgegengetreten. Dieses archäologische Strassennetz ist zu Stande gekommen, theils gelegentlich der officiellen topographischen Landesaufnahme unter Mitwirkung des Herrn Paulus, theils durch dessen unermüdliche Privatthätigkeit [1]). Man hat nun gesagt: Nun ja, dass die Römer von einem Ort zum anderen Wege hatten, vielleicht so viele wie wir, verstehe sich: aber ob diese Wege noch in solcher Zahl nachweisbar wären, sei unglaublich. Allein die Sache dürfte doch anders liegen. Für andere Provinzen mitten im römischen Reich mag das gelten; da hat sich die Verwaltung begnügt, die grossen Strassen in der bekannten technisch so bedeutenden Weise herzustellen und hat die Nebenstrassen den Gemeinden und anliegenden Grundbesitzern überlassen, ohne auf besondere Anforderungen zu halten. Hier dagegen in dem wenig cultivirten nur militärisch bedeutenden Grenzland liegt a priori die Möglichkeit vor, dass die Militärverwaltung es durchaus nöthig fand, ein ausgedehntes Strassennetz selbst durchzuführen oder, soweit es den Grundbesitzern überlassen wurde, auf einer bestimmten Herstellungsweise zu bestehen,

1) Vgl. dazu noch Paulus, die Römerstrassen mit besonderer Rücksicht auf das Zehntland. Stuttgart 1857.

so dass es nach 1600 Jahren möglich ist, selbst unbedeutendere Glieder dieses Systems zu constatiren; und der Versuch, ein solches System nachzuweisen, verdient vollste Anerkennung. Die Aufgaben, die in dieser Beziehung vorliegen, sind verschiedene: in erster Linie kommt natürlich in Betracht, die einzige Strasse, die überhaupt urkundlich verzeichnet auf uns gekommen ist, die der sog. peutinger'schen Tafel, die von Windisch in der Schweiz nach Regensburg ging. Unter ihr hat sich eine besondere Literatur aufgehäuft und bis zum heutigen Tag ist ihre Richtung in verschiedenen Theilen controvers. Natürlich verknüpfte sich bei ihr die Forschung nach der Strasse mit der über die überlieferten Stationennamen. Ueberall sonst haben wir es lediglich zu thun mit Combinationen aus den erhaltenen Ueberresten und örtlichen Ueberlieferungen in Lagerbüchern und Flurkarten oder im Munde der Leute. Dass hier die Thätigkeit Einzelner eine Prüfung herausfordert, liegt in der Natur der Sache und zu solcher Prüfung kann nur ermuntert werden; nur ist ebenso natürlich, dass ein Einzelner das Ganze nicht übersehen und bewältigen kann und ein allgemeines Urtheil desshalb nicht so kurzweg sich geben lässt. Indessen nichts leichter hier als eine Theilung der Arbeit. An der Hand der archäologischen Karte kann jeder, der sich für die Sache interessirt, in seiner Umgebung an der Forschung theilnehmen, und ich möchte namentlich unsere Lehrer in den Landstädten auffordern, nicht bloss in dieser Beziehung, sondern hinsichtlich aller Arten von römischen Alterthümern ein Auge auf ihren Bezirk zu haben, nicht bloss zur Kritik, sondern auch zu eigenem Genuss und eigener Belehrung. Wenn ich meine eigenen bescheidenen Erfahrungen auf diesem Gebiet namhaft machen soll, so kann ich nicht leugnen, dass mir an manchen Puncten der Charakter des Römischen nicht klar geworden ist, im Allgemeinen aber habe ich erfahren, dass man Ursache hat, mit Ablehnung einer Angabe der Karte vorsichtig zu sein. Eine Eigenthümlichkeit dieses Grenzlandes und gerade bei dem oben angenommenen Charakter des Strassennetzes doppelt auffallend ist das gänzliche Fehlen der Meilenzeiger; allein, welchen Grund dies haben mag, das, was die Ueberreste der Strassen selbst bezeugen, kann dadurch nicht umgestossen werden. Hinsichtlich der aus diesem Strassensystem zu ziehenden Consequenzen bin ich allerdings andrer Ansicht als Herr Paulus. Dieser entnimmt daraus die Vorstellung von einer bedeutenden Culturentwicklung einer starken Bevölkerung und eines lebendigen Verkehrs; betrachtet man dagegen, wie oben gesagt, dieses Strassennetz als ein militärisches

Werk, das entstand, weil andere Kräfte als die der Staatsverwaltung nicht in genügendem Masse vorhanden waren, so ergibt sich das Gegentheil oder man wird wenigstens die Vorsicht anwenden, das Strassensystem zunächst für sich zu behandeln und über den Stand der Cultur nach anderen Erkenntnissquellen sich umzusehen.

Um solche zu finden, müssen wir der Geschichte der Besitznahme und Behauptung dieses Landes näher treten und werden damit auch den richtigen Gesichtspunct für die Vertheilung und Bedeutung der Niederlassungen gewinnen[1]). Den Angelpunct unter den für die Romanisirung dieses Landes verwendbaren Notizen bietet die Stelle des Tacitus (Germ. 29) über die decumates agri. Darnach gehörte i. J. 98 das Land in aller Form zum Reiche, wurde als Theil einer Provinz gehalten, es war bereits durch einen Limes, d. h. jedenfalls eine fortlaufende Grenzwehr, vom freien Germanien getrennt, während vorher nur unter dem wenig genügenden Schutze der rückwärts liegenden römischen Garnisonen waghalsige Leute aus Gallien sich in dem damals herrenlosen Lande niedergelassen hatten. Aus früherer Zeit haben wir nur indirecte Zeugnisse. Wir wissen, dass nachdem die Römer i. J. 15 Rhätien in Besitz genommen und Tiberius bis zu den Donauquellen vorgegangen war (Strabo[2]) 7 p. 202 c), die Markomannen, die dort gesessen, unter Marbods Führung nach Böhmen auswanderten. Dies die Ursache, wesshalb das Land, wie Tacitus sagt, dubiae possessionis geworden war. Der Ausdruck ist bezeichnend: es ist nicht gesagt »menschenleer«, sondern nur herrenlos. Von der von den Markomannen unterjochten früheren Bevölkerung muss ein Theil geblieben sein, wenigstens so stark, um die keltischen Ortsnamen, die wir hier finden, zu begründen und zu behaupten. Den Charakter der dubia possessio aber finde ich darin ausgeprägt, dass nirgends hier ein Völkerschaftsname auftritt. Ueberall in der Nachbarschaft haben sich, wie weiterhin in Gallien, die Namen der früheren keltischen oder germanischen Volksgenossenschaften auch unter den Römern erhalten in der Augusta Rauracorum, civitas Nemetum u. dgl.; hier ist es nicht der Fall, eine keltische Volksgenossenschaft, die auch einmal da gewesen sein muss,

1) Das Folgende dürfte in verschiedenen Punkten eine Ergänzung sein zu der im Allgemeinen trefflichen Darstellung bei Stälin, wirtembergische Geschichte Bd. I. S. 8 ff.

2) Strabo a. a. O.: *ἡμερήσιον δ' ἀπὸ τῆς λίμνης προελθὼν ὁδὸν Τιβέριος εἶδε τὰς τοῦ Ἴστρου πηγάς.*

war schon durch die Markomannen aufgehoben worden. Der levissimus quisque Gallorum, der aus römisch-keltischem Lande herüberzog, kam also zu Stammverwandten. Für ein Vordringen der römischen Provinzialverwaltung bis zur obern Donau könnte neben der Notiz von Tiberius' Vordringen bis dahin, die nicht sehr viel besagen will, Juliomagus sprechen, der Ort der Peutinger'schen Karte, 33 Meilen von Windisch; indess kann ich dies nicht auf römische Occupation durch einen julischen Kaiser deuten. Solche römisch-keltische Zwitterbildungen wie sonst noch Juliobona, Juliobriga, Augustodunum vorkommend, sind nicht officiell gemacht worden, sondern von der Bevölkerung gebildet, in diesem Fall vielleicht von zugezogenen Galliern, ehe die römische Verwaltung selbst sich festsetzte. Officiell römisch wäre etwa Forum Julii gewesen. Indessen ist es immerhin möglich, dass man allmählich vom Oberrhein her über den südlichen Schwarzwald herüber und zugleich vom Bodensee oder der Schweiz gegen die Donauquellen zu vor der Mitte des ersten Jahrhunderts sich festsetzte. Am untern Neckar wurde um diese Zeit jedenfalls bereits das ebene Land besetzt, wie die Ziegel der 21. Legion in Heidelberg beweisen [1]), sofern diese Legion bloss von Claudius bis zum J. 69 in Mainz lag und nur von Mainz aus nach Heidelberg gekommen sein kann. Von der Schweiz her gehen meines Wissens die nachweisbaren Grenzen der römischen Occupation vor Domitian nicht über Schleitheim hinaus, wo wiederum Ziegel der 21. Legion, die nach 70 in Windisch stand, Zeugniss ablegen. Für das Herüberziehen über die Donau an den obern Neckar gibt erst der Ortsname Arae Flaviae, 28 Meilen von Juliomagus auf der Karte, *βωμοὶ Φλαούιαι* des Ptolemäus einen festen Punkt; denn damit ist die Besitznahme unsres Landes angeknüpft an den germanischen Feldzug des Domitian i. J. 84. Was dieser angefangen, wurde durch die Feldzüge Trajans, des Statthalters von Obergermanien, noch vor dem J. 98 n. Chr. vollendet bis zur Einverleibung des Landes als eines nicht der Grundsteuer sondern dem Zehnten unterworfenen Provinzialdistricts. Derselbe wurde mit Obergermanien verbunden und erhielt von dort her seine Garnisonen. Wäre nun nach der Besitznahme das Land in der Weise behandelt worden, dass man eine zahlreiche bürgerliche Bevölkerung römischen Rechts hätte bilden wollen, so müssten uns die Inschriften grössere Fortschritte des römischen Bürgerrechts, lateinische

1) Brambach, corp. inscr. Rhen. XXXI zu 1708. Ders. Denkmale der Kunst und Gesch. Badens. Carlsruhe 1867 S. 16.

Namen in der bürgerlichen Bevölkerung, insbesondere auch Namen von Ulpiern, Aeliern, Aureliern und eine grössere Anzahl von Städten geben. Nichts von alledem. Es gibt in dieser Beziehung keinen stärkeren Contrast als den zwischen der Provinz Dacien und dem Decumatenland. In Dacien, der wenige Jahre nachher occupirten Provinz, finden wir jene Latinisirung in den Namen, wir sehen, wie aus den Lagern sich in kurzer Zeit Städte entwickeln und finden die ganze Stufenleiter des municipalen Rechts von der niedersten Form der canabae, dem Barakendorf bis zur colonia iuris Italici. Trajan verpflanzte aber auch ganze Schaaren von Bewohnern aus dem Striche nach Dacien, und wie dort, so haben die Römer auch sonst hinlänglich gezeigt, dass wo sie von oben herab colonisiren wollten, sie es meisterhaft verstanden. Im Decumatenland liessen sie den Prozess in den einfachsten Verhältnissen und desshalb langsam vor sich gehen. Als Beweise dafür möchte ich folgendes anführen: Im ganzen Gebiet diesseits des Schwarzwaldes können wir nur zwei civitates, organisirte Bezirke, aufweisen, die civitas Sumalocenne, in Rottenburg bezeichnender Weise noch saltus Sumelocennensis genannt, die Waldstadt oder der Waldbezirk [1]) und civitas Alisinensis in Benfeld unter Heilbronn, bis jetzt nur auf einem einzigen Stein bezeugt und an einem Orte, wo auffallender Weise keine Strassen zusammenlaufen. Von Untergemeinden finden wir vici, können aber nur zwei namhaft machen, den vicus Aurelianensis, von Caracalla so benannt, mit einem Quästor als Beamten und den vicus Murrensis in Benningen beim Einfluss der Murr in den Neckar, Sitz einer Schifferzunft [2]). Es wird wohl noch andre gegeben haben, aber viele sind es nicht gewesen. Sonst gab es eben einerseits so zu sagen formlose Dörfer oder einzelne Gehöfte, andrerseits Castelle. Ueber die Organisation der Bezirke, speciell das Verhältniss der untergeordneten Niederlassungen zu ihnen und ihre Vertheilung unter dieselben, können wir nichts bestimmtes sagen. Aus dem Vorkommen eines Gemeinderaths der civitas Sumalocenne in Köngen (Brambach c. inscr. Rhen. n. 1581) könnte man Schlüsse ziehen; allein dies lässt sich auf verschiedene Weise erklären. Von einer bedeutenderen Entwicklung municipalen Lebens aber, dieser Grundlage der Romanisirung, kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Die

---

1) Vgl. Mommsen in Ber. der sächs. Gesellsch. 1852. S. 201. Brambach corp. inscr. Rhen. 1633.

2) Brambach c. inscr. Rhen. n. 1561. 1595. 1601. Die Funde von Beckingen und Marbach werden zusammengehören.

untergeordneten Ortschaften waren sicher zum Theil relativ ansehnlich, aber latinisirt waren sie nicht. Ferner, von den datirten Inschriften dieses Landes gehören nur 7 dem zweiten Jahrhundert an, keine fällt vor 140, 2 davon ins Jahr 199; die übrigen datirbaren gehen bis in die Regierung des Gallienus hinein. Darnach haben wir auch das Alter der übrigen zu bemessen. Dies zeigt wiederum ein langsames Fortschreiten in lateinischer Sprache und Sitte. Die Veteranen aus den im Lande liegenden oder von aussen kommenden Legionsabtheilungen, vollends die aus den Cohorten der Asturier, Hispanier, Britten, Helvetier u. a. hatten nur die Schule des römischen Dienstes durchgemacht und waren nicht geeignet, ohne anderweitige Nachhülfe rasche Fortschritte zu begründen. Erst eine zweite oder dritte Generation war ein hoffnungsvolleres Element. Zu ihm gehören die juvenes, die wir an manchen Orten, z. B. in Rottenburg als Collegien, Kriegervereine organisirt finden. Sie waren wohl ein Landsturm, wie jene ipsorum Raetorum iuventus, die bei Tacitus (hist. 2, 68) neben den Raeticae alae cohortesque gegen die Helvetier aufgeboten wurde. — Weiter: auch die Besitzverhältnisse wurden nur nach und nach feste und am Anfang des dritten Jahrhunderts lässt sich der eigenthümliche Charakter des Decumaten- oder Zehntverhältnisses erkennen. Ich schliesse dies aus einer Pandectenstelle von dem Juristen Paulus, dem Präfectus Prätorio unter Severus Alexander. Da wird folgendes Beispiel angeführt [1]: Titius hat im rechtsrheinischen Germanien — das kann doch in dieser Zeit nur das Decumatenland bezeichnen — Güter gekauft und eine Anzahlung darauf gemacht. Ehe er den Rest bezahlt, stirbt er und die Verkäufer verlangen ihr Geld vom Erben. Der aber erwidert, das Kaufsobject sei nicht mehr vollständig, es seien Theile davon weggenommen worden zu Veteranenansiedlungen. Es erhebt sich nun ein Rechtsstreit darüber, wer den Schaden dieses Zwischenumstands zu tragen habe, der Käufer oder der Verkäufer. Daraus entnehme ich, dass noch in der angegebenen Zeit das Land im Allgemeinen den Charakter des ager publicus getragen habe [2]; es wurde der Occupation

1) Dig. 21, 2, 11.

2) Die Frage zu erörtern, ob nicht, was hier speciell auf die decumates agri bezogen wird, überall bei Provinzialland habe vorkommen können nach der juristischen Theorie, welche dieses von dem italischen Boden unterschied, würde zu weit führen. Dass eine wesentliche Differenz zwischen Provinzialboden und Decumatenland bestand, zeigt der Unterschied der Grundsteuer und des Zehnten. Auch wählte Paulus das Beispiel — der L. Titius ist ein Beispielsname — mit

überlassen gegen einen Zehnten, der wohl zum Unterhalt der Truppen bestimmt war; in diesem Verhältniss vererbte es sich, wie seiner Zeit der ager publicus in Italien, wurde Gegenstand des Kaufs und Verkaufs und war auch ungefährdete possessio, so lange zu Assignationen an Veteranen noch freies Land da war, aber die Verwaltung behielt sich immer das Recht vor, es wieder einzuziehen. Ohne Zweifel wird man bei Constituirung einer Civitas oder eines Vicus der darin bestberechtigten Bevölkerung das Land zu Eigenthum gegeben haben, wie es die Veteranen besassen, aber das ging denn eben nur im Verhältniss der Bildung solcher municipaler Formen vor sich. Im J. 212 wurde allerdings allen freien Einwohnern des römischen Reichs das Bürgerrecht ertheilt, aber in wiefern diese in erster Linie fiskalische Massregel Einfluss auf solche Verhältnisse geübt, vermögen wir nicht zu sagen.

Es wird einleuchten, dass gegenüber den angeführten Thatsachen die Zahl von 600 Wohnplätzen, die wir auf der Paulus'schen Karte angegeben finden, selbst wenn wir noch weitere zufällig nicht erforschte dazu denken, nicht viel beweist, es kommt auf die Qualität derselben an. Ebenso wenig können die Ueberreste einer künstlerischen und gewerblichen Thätigkeit, beziehungsweise das Vorhandensein einer localen Kunst und Industrie ein ernstlicher Gegenbeweis sein gegen die Vorstellung von einer bescheidenen Culturstufe in dem bergigen und bewaldeten Theil des Zehntlandes, den das heutige Württemberg ausmacht. Ich weiss wohl, dass das treffliche Orpheusmosaik in Rottweil aus Steinen der Gegend gearbeitet ist. Ebenso gibt manches von dem, was wir an statuarischen Denkmälern aus dem Sandstein des Landes gefertigt haben, neben sehr rohen Exemplaren Zeugniss von achtungswerther Anwendung der antiken Kunstformen und dazu kommen noch Reste von Villen, Badeeinrichtungen und Hypokausten in bürgerlichen Wohnungen. Allein wer wird etwas Besonderes darin finden, dass die römischen Commandanten sich Arbeiter mitbrachten, die ihnen den Schmuck des Lebens, den man sonst im Reiche in Fülle hatte, auch hier und soweit möglich mit den Mitteln des Landes schufen, und dass von ihnen aus der Sinn dafür, unterstützt durch die Bedürfnisse des Cultus, sich etwas weiter verbreitete?

Absicht von Germanien. Nicht hieher gehört, was in vit. Sev. Alex. 58 von Landzutheilungen an die im Dienste befindlichen limitares duces et milites gesagt ist.

Die eben gegebene Ausführung gibt uns zugleich die Grundlage für die Stellung der Aufgaben, die der römischen Alterthumsforschung in diesem Lande noch gesetzt sind. In erster Linie gilt es der Aufdeckung der Castelle. Dies ist freilich eine Arbeit, die nicht der Einzelne leisten kann, sondern zu der ein Zusammenwirken Mehrerer und eine Inanspruchnahme öffentlicher Mittel neben privaten nöthig wäre. Von Castellen ist genauer untersucht und beschrieben das von Oehringen von O. Keller [1]), vermessen und in den Umrissen gezeichnet das bei Mainhardt von Paulus, die übrigen am Limes gelegenen sind signalisirt, aber bis jetzt eben als topographische Punkte. Innerhalb des Landes ist wohl die bedeutendste Ausbeute zu gewinnen von dem Castell in Rottweil. Dieses ist seiner allgemeinen Lage nach längst bekannt, aber veranlasst durch den Fund des Orpheus und anderer Reste bei den »Hochmauern«, suchte man bei diesen eine grössere Stadt und betrachtete das Castell als Nebensache. Das wahre Verhältniss ist das umgekehrte. Ausgrabungen auf dem Boden des alten Lagers aber bieten die beste Aussicht auf Erfolg. Ich bin durch die Güte des Hrn. Eisenbahnbauinspectors Hocheisen, der grosse Verdienste um die Rottweiler Alterthümer hat, in die Lage versetzt dies näher zu begründen. Bei dem Bau des Bahnhofs wurden nicht nur an den Seiten des Lagers verschiedene Nachforschungen gemacht, sondern insbesondere die Lage von zwei Thoren festgestellt. Es musste der Neckar verlegt werden nach den gegenüberliegenden Hügeln zu und da fand man nun in dem alten Lauf des Flusses unter dem neueren Bett eine römische gepflasterte Fuhrt, die sich erwies als in Verbindung stehend mit der Ausfahrtstrasse der porta praetoria. Die vorderen Ecken des Castells in der bekannten abgerundeten Form sieht man ganz deutlich, zwei Thore kennt man, daraus lassen sich wenigstens die Stellen, bei denen Nachgrabungen besonders werthvoll wären, aus der sonst bekannten Anlage der Castelle finden. — In zweiter Linie wären weitere Nachforschungen in Rottenburg erwünscht. Wir haben dort noch wenig Bedeutenderes, nur einige Inschriftsteine und die Reste einer Wasserleitung; die Wichtigkeit des Platzes erhellt aber auch aus seiner Umgebung, zu der nicht bloss die Niedernauer Trinkquelle, mit ihren 3—400 Münzen und ihrem Apollorelief gehört, sondern auch die sog. Heidenkapelle in Belsee. Die gut gearbeiteten Stier- und Widderköpfe

1) O. Keller, Vicus Aurelii. Winckelmannsprogramm des Vereins v. J. 1871.

2) Paulus, der römische Grenzwall. Stuttgart 1863.

daselbst sind, wie sich durch Vergleichungen leicht erweisen lässt, die bekannten Figuren der Tauro- und Criobolienaltäre, und wenn man die Steine aus dem Bau herausziehen könnte, würde man vielleicht noch Reste von Inschriften zu Ehren der magna deum mater Idaea finden. — Drittens wäre es erwünscht, wenn man in Bonfeld Näheres über die civitas Alisinensis erfahren könnte.

Ich habe vorhin von dem Castell bei Rottweil gesprochen. Dies führt mich auf die noch nicht erledigte Aufgabe der Erläuterung der Peutinger'schen Tafel. An der Feststellung des Namens dieses Platzes ist für diese Aufgabe sehr viel gelegen; denn dass er eine Station dieser Strasse war, ist ausser Zweifel. Seit Mannert und Leichtlen hat man vorzugsweise die Arae Flaviae dorthin gesetzt, Hr. Paulus dagegen (Erklärung der Peutinger Tafel Stuttgart 1866) hat aus den Maassen der Karten berechnet, dass dorthin Brigobanne gehöre, Arae Flaviae aber in die Nähe von Unteriflingen im Glattthal an eine Stelle, wo von Wald völlig überwachsen die durch Mauerüberreste und Strassenpflaster sowie durch die Erinnerungen der Gegend angezeigten Spuren einer abgegangenen Stadt liegen. Die betreffende Flur selbst heisst Reckensberg; daneben hätten wir aber die Flurnamen Vorder- und Hinterara und darin so deutlich wie möglich die Arae. Ich bedaure, dem durchaus nicht beistimmen zu können. Ich gebe zu, dass die Maasse der Karte nicht zutreffen, aber diese sind dem Zweifel unterworfen, zumal da hier die Controlle der Itinerarien fehlt. Hr. Paulus selbst ändert sie an einer andern Stelle. Meine Gründe gegen seine Hypothese sind folgende: Brigobanne kann man nicht von Brega und Brigach trennen, den Quellflüssen der Donau. Ferner ist der Ort bei Unteriflingen über dem engen dort tief eingeschnittenen Glattthal unmöglich für ein römisches Castell. Um den Unterschied einer römischen Festung und einer mittelalterlichen Anlage zu erkennen, ist nichts instructiver als das Verhältniss des Rottweiler Castells zum heutigen Rottweil. Das eine ein treffliches Beispiel für die Vorschrift des Vegetius (3, 8): cavendum, ne sit in abruptis ac deviis et circumsedentibus adversariis difficilis praestetur egressus, das andere für die mittelalterliche Vorliebe für die abrupta und de via, und das letztere finden wir in besonderem Maasse bei der Stelle im Glattthale. Diese ist allerdings ein höchst merkwürdiges Beispiel einer abgegangenen Stadt, aber die Erinnerungen, die ich in der Gegend fand, weisen auf den dreissigjährigen Krieg hin als die Ursache des Untergangs. Was aber als durchschlagender Grund angeführt wird, der Flurname Altara, lässt

sich leicht als hinfällig erweisen. Die Flurkarten zeigen neben einander die Namen »Vorder-« und »Hinter Alteren«, dann »Saltera« und »Sattera«; allein auf diese will ich mich nicht berufen; denn sie sind für genauere Namensforschung sehr unzureichende Quellen. In den Lagerbüchern dagegen, deren Kenntniss ich dem Hrn. Pfarrer Thuma von Leinstetten verdanke, findet sich allerdings einmal i. J. 1750 Altara, daneben aber auf einem anderen Blatte aus derselben Zeit Saltara und und Saltera, und wenn man noch weiter zurückgeht, in dem ältesten mir gelieferten Document von 1435 »Saltrau«, sonst durchweg Saltera oder Saltara. Mit den Arae Flaviae hat dies nichts zu thun. Diese wollen wir, bis etwa Ausgrabungen oder zufällige Funde authentische Aufklärung schaffen, lieber in Rottweil belassen. Im Uebrigen halte ich es aus verschiedenen Gründen für wahrscheinlich, dass von Rottweil die Hauptstrasse nicht, wie Hr. Paulus annimmt, auf dem linken, sondern auf dem rechten Neckarufer, nach Sumalocenne ging, aber ein stricter Beweis kann dafür nicht geliefert werden, weil man von den Maassen der Karte jedenfalls abweichen muss.

Endlich wäre besondere Sorgfalt denjenigen Münzfunden zuzuwenden, die eine fortlaufende Reihe an einem bestimmten Orte bieten, sie sind insbesondre wichtig für die Frage nach dem Aufhören des römischen Lebens in diesen Gegenden. Nach den uns überlieferten geschichtlichen Notizen war die Gegend zwischen der obern Donau, dem Oberrhein und Main von Gallienus ab bestrittener, zum Theil sogar schon verlorener Boden. Dies ist schon öfter ausgeführt und neuestens auch durch das von Mommsen herausgegebene Provinzialverzeichniss vom J. 297 erwiesen. Die Münzfunde nun gehen an manchen Orten ziemlich weiter. In der Sammlung des verstorbenen Hofraths v. Veiel, die jetzt in der Stuttgarter Sammlung der vaterländischen Alterthümer sich befindet, geht die Reihe von in Cannstadt, der alten Clarenna, gefundenen Münzen bis Constantius und der Münzfund in Niedernau geht sogar bis Valentinian. Ausserdem fand ich in Fundacten, welche den Eisenbahnbau bei Geisslingen betreffen, einen Fund erwähnt, der nach der Angabe des Technikers vom J. 69 bis 324 geht, d. h. wohl von Vespasian bis Licinius. Leider sind diese schon vor dreissig Jahren gefundnen Münzen an das Münzcabinet abgegeben und dort vereinzelt eingestellt worden. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob man aus solchen Münzfunden auf ein Verbleiben römischen Volks unter den Alamannen oder für eine zeitweilige Wiederbesetzung von gewissen Plätzen Schlüsse ziehen will, möchte aber bei dieser Gelegenheit den

Wunsch aussprechen, es möchten doch die Münzfundberichte möglichst genau gegeben und in den Sammlungen bei einander gelassen werden, da sich nur so geschichtliche Folgerungen aus ihnen ziehen lassen. Dass aber die römische Cultur nicht völlig unterging, beweist jedenfalls der Umstand, dass diejenige Getreideart, deren Vorherrschen für dieses Land charakteristisch ist, der Dinkel, auf die Römer zurückgeht.

Tübingen.

Prof. Dr. Herzog.

---

4. Römische Gläser gefunden in Hohen-Sülzen.

Hierzu Taf. II—IV.

Seit einer Reihe von Jahren hat sich die Liebhaberei der Sammler mit Vorliebe auf römische Glasgefässe gerichtet. In den Sammlungen der Herren Slade in London, Charvet in Paris, Disch u. Herstatt in Cöln und Anderer finden sich eine ganz erstaunlich grosse Anzahl kostbarer Gläser vereinigt. Die darin vertretenen verschiedenen Arten antiker Glas-Industrie erhalten durch ältere noch nicht bekannt gewordene Funde von Neuss, Mainz und Hohen-Sülzen wesentliche Ergänzungen. Erstere, sämmtlich christliche Gläser, gedenke ich im folgenden Jahrbuch zu veröffentlichen, die von Hohen-Sülzen sollen an dieser Stelle einige Erläuterungen finden.

Die 6 Glasgefässe von Hohen-Sülzen entstammen alle ein und demselben Grabfunde. Als im Jahre 1869 rechts von dem neuen Wege, der vom Bahnhof zu Hohen-Sülzen nach dem Orte führt, für die Steingutfabrik von Villeroy & Boch zu Metlach Thonerde gegraben wurde, stiess man in geringer Tiefe auf 2 Särge von rothem rauh behauenem Sandsteine. Der eine lag oberhalb des anderen, ungefähr 4' davon entfernt. Ihre Grösse betrug 8—9' in der Länge, ungefähr 3' in der Breite und Höhe. Sie waren je aus einem Stücke gearbeitet und ziemlich gleicher Art, nur die Deckel zeigten eine verschiedene Gestalt, indem der eine aus einer flachen Platte, der andere aus einem dachartig abgeschrägten Steine bestand. Bei ihrer Eröffnung erschienen beide Särge mit einer kalkartigen Masse ausgegossen, in welcher die unverbrannten Gebeine der Todten gleichsam wie in einer Form lagen. Unzweifelhaft ging daraus hervor, dass diese Masse in flüssigem Zu-

stande über die Leichen ausgeschüttet wurde. Die Skelette derselben zeichneten sich durch ungewöhnliche Grösse aus. Zwischen den Füssen des einen Todten stand das kostbarste der 6 Gläser, die netzförmig umsponnene Schale der II. Tafel. Leider kam dasselbe zerbrochen zu Tage, weil an jener Stelle der Deckel durch den Erddruck frühzeitig in den Sarg eingesunken war. Zu beiden Seiten dieser Leiche und zwar neben den Armen befanden sich die Flasche mit blauem Henkel (Tafel V. 5) und diejenige mit figürlichem Schmucke (Tafel III, 2 und Taf. IV); auf der Brust lag die Phiole (Tafel V, 6), die Oeffnung dem Munde zugekehrt, anscheinend noch einen Rest von Flüssigkeit enthaltend. Im zweiten Sarge fanden sich, seitlich der Leiche, nur die beiden ornamentirten Flaschen (Taf. III, 3 u. 4). — Soweit reichen meine nach allen Seiten hin eingezogenen Erkundigungen. Wiederholte Umfragen nach sonstigen Beigaben, besonders nach Waffen und Münzen, blieben ohne Erfolg. Dass gar keine anderen Beigaben in den Särgen gewesen sein sollen, erscheint kaum glaubhaft.

In Bezug auf die Localität der Gräber bemerkt man, dass nicht weit davon die alte »Heerstrasse« sich befinde, eine aus der Pfalz zunächst von Bockenheim kommende, bei Worms in die römische Rheinstrasse mündende Römerstrasse, deren alte Pflasterung wiederholt aufgedeckt wurde und deren Ausgangspunkt vielleicht Trier war [1]). Eine Menge Aschen-Urnen wurden in der Nähe gefunden; einige die ich zu Gesichte bekam, gehörten spätrömischer Zeit an. Aber auch eine uralte vorrömische Cultur hat in geringer Entfernung ihre Denkmäler in dem germanischen Friedhof auf dem Hinkelstein bei Monsheim hinterlassen, so dass wir von der frühesten bis zur spätesten Zeit des Alterthums eine ununterbrochene Reihe von Denkmalspuren vor uns haben, welche für die historische Bedeutung des Kreises Worms deutlich sprechen [2]).

Offenbar ist der Grabfund von Hohen-Sülzen nach der Art der

---

1) Unserm ausw. Secretär Herrn Prof. Schneider in Düsseldorf verdanke ich die Mittheilung, dass die wahrscheinliche östliche Fortsetzung dieser Strasse von Worms aus über den Odenwald gehe. Es scheinen demnach sich hier Spuren einer in ihrem Zusammenhang noch unbekannten römischen Strasse der weitern Nachforschung zu empfehlen.

2) Die Nachrichten über das germanische Todtenfeld »am Hinkelstein« bei Monsheim finden sich in der Anthropol. Zeitg. III und der Zeitschr. des Mainzer Alterthumsvereins Heft 1 des 3. Bandes.

Steinsärge, der Ausgiessung derselben mit Kalk [1]) und der technischen Beschaffenheit der Glasgefässe der letzten römischen Epoche, dem 4. Jahrhundert zuzuschreiben. Ausgezeichnet ist er lediglich durch die Kostbarkeit und Eigenthümlichkeit der beiden verzierten Gläser, der mit einem Fadennetz umsponnenen Schale und der mit eingeschliffenen Figuren geschmückten Flasche.

Nachdem Winckelmann die ersten Beispiele umsponnener Gläser nach ihm zugekommenen Fragmenten aus der Umgegend von Rom in die Kunstgeschichte eingeführt, und gleichzeitig das nunmehr im Palazzo Trivulzi in Mailand befindliche, 1725 bei Novara ausgegrabene und von der Inschrift: »Bibe vivas multis annis« umkränzte Exemplar [2]), bekannt wurde, haben sich nach und nach eine grössere Anzahl solcher vasa diatreta angeschlossen: 1785 gelangte eine in das k. k. Antiken-Cabinet nach Wien, welche in Daruvar in Slavnieno gefunden wurde. Um den obern Rand ist von einer grössern Inschrift noch der Wortrest Faventib zu lesen, welchen der Herausgeber [3]) des Glases in Faventibus amicis ergänzt. De Rossi [4]) schlägt dafür Faventibus diis vor. Einen den beiden vorigen sehr ähnlichen Glasbecher fand man 1825 in Strassburg in einem Steinsarge am Weissenburger Thore. Während der Wiener Becher aus weissem opalartig oxydirtem Glase besteht, sind diejenigen von Mailand und Strassburg bunt: Von dem Mailänder Gefäss wird das Glas weiss, die Inschrift grün, das Netz blau angegeben. Die erste Beschreibung des Strassburger Gefässes von Schweighäuser [5]) vom Jahre 1826 besagt, die milchfarbene Schale ruhe in

1) Weinhold. Todtenbestattung S. 202 im XXX. B. d. Sitzungsber. der Wiener Akademie 1859; Jahrbücher LVII. S. 191 u. s. w.

2) Das in Mailand im Palazzo Trivulzi aufbewahrte zuerst von Amoretti den Werken Winckelmann's beigegebene (Taf. I u. S. 29 der Ausg. im 2. B.) Glas ist neuerdings herausgegeben von Conte Adda, Ricerche sulle arti et sull' industria Romana, vasa vitrea diatreta. Milano 1870. Da das Heft im Buchhandel nicht erschienen ist, und der Verfasser auf das Ersuchen des Vereinsvorstandes, ihm dasselbe zur Einsicht zu gewähren, nicht zu antworten beliebte, sind wir ausser Stande darüber zu berichten.

3) Arneth, die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets S. 41 Taf. XXII, 4.

4) de Rossi. Bulletino von 1873 S. 152 der französ. Ausgabe: Cimétiere chretien sur terre prés de Trèves. De quelques verres insignes et d'une famille rhénane de vases de cette espèce.

5) Kunstblatt von Schorn, 1826. Nr. 90.

einem Netz von purpurenem Glase und die um den Rand laufende Inschrift . . . . . XIM . . NE AVGV . . ., ergänzt in »Bibe« oder »Salve Maximiane Auguste« sei aus grünem Glase hergestellt. Zu den vielen Irrthümern, welche in den Beschreibungen und Nachrichten über die Vasa diatreta verbreitet sind, gehört neuerdings eine Abbildung in dem sonst so verdienstvollen Werke von Deville[1]), woselbst das Mailänder und Strassburger Glas mit gleichfarbig blauem Netz und blauer Inschrift abgebildet werden, obgleich, wie bereits vermerkt, die Inschrift auf beiden Gläsern grün, auf ersterem das Netz blau, auf letzterem roth war.

Da das Strassburger vas diatretum bei dem durch die Belagerung von 1870 herbeigeführten Brande zu Grunde gegangen und in keinem deutschen Werke bisher abgebildet ist, so möge gleichsam zu seiner Erinnerung auf Tafel II eine Zeichnung davon aus einer französischen Zeitschrift folgen[2]). -- Angeblich vor 3 Jahren fand ein Bauer in Arles ein ganz gleiches Glas mit rothem Netz und grüner den Namen des Kaisers Maximianus: »Divus Maximianus Augustus« enthaltenden Schrift[3]).

An den Strassburger Becher reihen sich die in unseren Jahrbüchern von Urlichs bekannt gemachten beiden Kölner Gläser[4]), welche 1844 zu Häupten zweier Gerippe in zwei Steinsärgen in der Benesisstrasse gefunden wurden. Das kleinere mit der griechischen Inschrift: ΠΙЄ ΖΗΣΑΙϵΚ ΑΛΩΣ befindet sich im Museum zu Berlin, das andere mit der lateinischen Aufforderung: »Bibe multis annis« im Antiquarium zu München[5]). Ein sehr merkwürdiges von den vor-

---

1) Deville, Histoire de l'art de la Verrerie dans l'antiquité. Paris 1873.

2) Dieselbe ist der einzigen meines Wissens nach dem Original genommenen Abbildung im 6. Bande (nouv. Serie) der Mémoires de la Société des Antiquaires de France von 1842 nachgebildet. Die von Urlichs nach Schulz angeführte Bemerkung, das Glas sei in das K. Museum nach München gekommen, beruht auf Irrthum.

3) Bulletin monumental vol. 39. 1873. S. 822. Der Unterschied der Schrift, wonach wir auf dem Strassburger Gefäss dem Casus der Anrede, hier dem Nominativ, mit der Hinzufügung divus begegnen, lässt vermuthen, dass das Glas von Arles erst nach dem Tode des Kaisers entstand, oder als eine Gabe niedriger Schmeichelei für denselben anzusehen ist, denn divus heissen die Kaiser erst nach dem Tode.

4) Jahrbuch. Heft VI. S. 377.

5) Christ und Lauth, Catalog des Königlichen Antiquariums in München. 1870. S. 86.

herigen in der äusseren Form wesentlich unterschiedenes Glas wurde dann 1845 in Ungarn in einem Steinsarge bei Szekszárd gefunden und befindet sich nunmehr im National-Museum zu Pesth[1]).

Die Anwendung des durchbrochenen Netzwerkes ist hier beschränkt auf die griechische Inschrift[2]): ΛΕΙΒ . . . ΟΙΜΕΝΙ ΠΙΕ ΖΗΣ . . ΙΣ.

Auch bedarf es zum Aufstehen nicht — wie alle übrigen — eines Gestelles, sondern ruht auf drei unter dem Boden angebrachten Schnecken und ebensoviel Delphinen und bildet dadurch einen Uebergang von der übereinstimmenden Eiform der angeführten Gläser zu einer ganz neuen Gestalt[3]). — Einen noch grösseren Schritt der Weiterentwickelung der umsponnenen Gläser bildet freilich der wohl schon für den kirchlichen Zweck der Weihwasserspendung angefertigte kleine Glas-Eimer im Schatze der Marcus-Kirche zu Venedig, welchen der Holzschnitt am Schlusse dieser Zeilen vergegenwärtigt. Nur der untere

1) Das Glas ist zuerst veröffentlicht in der Schrift: A. v. Kubinyi, Szekszárder Alterthümer, Pest 1856, dann nochmals abgebildet in den Mittheilungen der K. K. Centralcommission 1857 S. 223 und 1858 S. 26.

2) Nachdem die Ergänzung Kubinyi's *Λεῖβε τῷ Ποιμένι, πίε ζήσαις* »Opfere Christus, nimm das Abendmahl des Herrn und du wirst glücklich werden«, keine Zustimmung finden konnte: Garucci, vetri ornati di figure in oro. Rom 1858 in der Vorrede p. X, A. 4 statt *Τῷ* ergänzt *μοί* und somit liegt *λεῖβέ μοι Ποιμένι πίε ζήσαις* »Bringe mir dar die Spende, o Pömenis! Trinke und sei glücklich« — hat neuerdings Carl Friedrich in München in seiner verdienstvollen Abhandlung: »Die durchbrochenen Gläser« in der Zeitschrift »die Wartburg« eine wohl noch zutreffendere Deutung vorgeschlagen. Er sagt: Indess scheint uns auch diese Conjectur, obwohl unendlich besser als die erste, nicht ganz richtig; wir möchten statt *μοί ὦ* vorschlagen, um so mehr als in der Lücke ohnehin höchstens vier Buchstaben Platz haben; und da *ω* etwas mehr Raum einnimmt als ein anderer Buchstabe, so wird durch *Ε*, *Ω* und *Π* die Lücke ausgefüllt. Nach Garrucci käme es heraus, als ob eine Gottheit, hier natürlich Dionysos oder Bacchus, dem Trinker zuriefe, während doch sonst derlei Zurufe vom Schenker oder Verfertiger des Glases ausgehen. Es heisst also der Trinkspruch: »Bringe den Göttern die Spende, o Pömenis! So trinke und sei glücklich!« Statt *λεῖβε* liesse sich vielleicht besser *λείβων* substituiren. Ferner ist Pömenis vielleicht durch Pömenius zu übersetzen, wobei dann die Form *Ποιμένι* als Nachbildung des lateinischen Vocativs genommen werden müsste, eine Bemerkung, die ich Herrn Prof. Dr. Christ verdanke.

3) Wesshalb de Rossi und ebenso Friedrich hier den in Trier gefundenen mit aufgelegten Schnecken und Fischen verzierten Becher anschliessen, den zuerst Wilmowsky: »Archäologische Funde in Trier und Umgegend. Trier 1873« bekannt machte.

Theil ist in zierlicher Weise mit einem Netze umgeben, während der obere die bildliche Darstellung einer Hetz-Jagd zur Anschauung bringt[1]).

Betrachten wir nun nach dieser Aufzählung der bisher gefundenen vasa Diatreta[2]) die Schale von Hohensülzen, so ist zunächst hervorzuheben, dass sie von allen ähnlichen Gefässen die grösste ist, denn sie würde in ihrer Vervollständigung mindestens 21 Centimeter im Durchmesser und 15 Centimeter in der Höhe messen[3]).

Leider kamen die verschiedenen Bruchstücke nicht in eine Hand; während der auf unserer Abbildung ersichtliche Theil mit der auf

---

1) Abgebildet bei Deville Taf. XXXIV u. V. u. S. 36 und erwähnt bei Ilg S. 27 Labarte, Hist. des arts industriels t. IV. S. 536 die von Fr. Bock in Nr. 8 der Mittheil. der k. k. Centralcommission v. J. 1861 gegebenen Aufzählung des Schatzes von S. Marco ist so flüchtig und verschwommen, dass man nicht ersehen kann, ob unter den bei Nr. 6 angeführten dem 13. Jahrh. zugesprochenen Vasa lustralia das besprochene Diatretum sich befindet oder nicht.

2) Das bei Urlichs angeführte Glas des Hrn. Maler ist (ebenso wie das von Reiffenstein bei Winckelmann) verschollen. Die Maler'sche Sammlung kam in das Carlsruher Museum, woselbst sich aber das Glas nicht vorfindet. De Rossi und ihm folgend Friedrich erwähnen dann noch zwei mir unbekannter Diatreta im Kunsthandel zu Turin und Venedig, wie des doppelt gehenkelten Glaskelches auf rundem Fuss, mit drei goldenen geflügelten Figuren am Gefässmantel und dickem Glasnetz darüber aus dem Besitze des Herrn Carl Disch in Cöln. Ich bedauere an dieser Stelle die schon beim ersten Bekanntwerden gewonnene und bisher aus Rücksicht für den so glücklich sammelnden Besitzer nicht veröffentlichte Ueberzeugung von der Unechtheit des Disch'schen Glases aussprechen zu müssen. Alle alten Goldgläser charakterisiren sich durch den feinen Glasüberfang, welcher die goldnen Figuren vor der Zerstörung schützt, und dessen Herstellungsart allerdings der modernen Fabrikation mit Ausnahme derjenigen Salviati's bisher Geheimniss blieb. Dem Disch'schen Glase fehlt dieser Ueberfang. Aber auch die Untersuchung der Haltbarkeit des dem reibenden Finger nicht wiederstehenden Goldes, des Zusammenhangs von Netz und Gefäss und der modernen Form des letztern gestatten nicht an dessen Echtheit festzuhalten. — Ich bin diese Auslassung der Hochachtung vor zwei Gelehrten schuldig, welche ohne Zweifel zu dem gleichen Resultate gelangt wären, hätten sie anstatt lediglich nach einer ungenügenden Abbildung zu urtheilen, Gelegenheit gehabt, das Original zu untersuchen.

3) Das Glas in Pesth misst $4^1/_2$'' in der Höhe mit dem Fuss, 6'' im Durchmesser der Mündung; das von Trivulzi ist nach der Abbildung bei Winckelmann 5'' hoch und $4^1/_2$ weit in der Mündung; die Cölner Gläser sind $4^1/_4$'' und $3^3/_4$'' hoch, $3^1/_4$ und ungefähr 4'' am Rande weit; das Wiener Glas hat (ergänzt) ungefähr $4^1/_2$'' Höhe und $3^1/_4$'' Randweite. Vom Strassburger Glas fehlt leider jedes Maass.

Tafel III, 3 und Tafel V, 6 abgebildeten Flasche und Phiole von den Findern Herrn Commerzienrath Boch in Metlach übergeben und von diesem unsrer Vereinssammlung geschenkt wurden, ging der grössere Theil der kleineren Stücke mit den drei Flaschen Tafel III, 2 und 4 Tafel V, 5 käuflich an das Museum in Mainz über. Eine Zusammensetzung der verschiedenen Stücke würde sich erst vollführen lassen, wenn dieselben in gleichem Besitz vereinigt werden sollten.

Auch an unserem Glase vollzog sich wie an den meisten römischen Gläsern, jene Umwandlung durch den Verwitterungsprozess in der feuchten Erde, wodurch dieselben jene, dem Farbenspiel des Opals gleichkommende Erisirung erhalten, während doch offenbar die Farbe des ursprünglichen Glases durchsichtig und einfarbig war. Darum beraubt das bedauernswerther Weise so oft vorkommende Waschen die alten römischen Gläser ohne die Substanz zu verändern ihrer ganzen Schönheit, indem es jenen von der Natur nach und nach erzeugten Farbenschillernden Ueberzug zerstört.

Freilich ist es keinem Zweifel unterworfen, dass auch opalfarbige Gläser im Alterthum angefertigt wurden, und Stücke von solchen habe ich mehrfach in Händen gehabt. Bei genauer Beobachtung wird man aber sehr leicht zu unterscheiden vermögen, ob der metallische Glanz lediglich auf der Oberfläche des an sich klaren Glases ruht, also durch die Erisirung erzeugt wurde, oder aber in der Glasmasse selbst sich befindet, wie bei jenen schillernden Gläsern — den calices allassontes versicolores — von Alexandrien, welche Kaiser Hadrian als Geschenke nach Rom sandte [1]). Viele Streitigkeiten über diesen Punkt würden bei genauerer Untersuchung kaum haben stattfinden können.

Ohne Prüfung der einzelnen aufgeführten Gläser lässt sich kein Urtheil darüber gewinnen, ob und in wie weit die berichteten angeblichen Farben derselben wirklich ursprüngliche Glasfarben sind oder nicht, soviel aber steht fest, dass die Schale aus Hohensülzen und zwar Gefässwände wie Netz aus ein und demselben gleichen durchsichtigen Glase, welches durch die Länge der Zeit seine schillernde Färbung erhielt, gearbeitet ist [2]).

---

1) Strabo XVI. S. 21. Vopiscus, vita Saturnini I. 1.

2) Ilg sagt zwar S. 27: »Der Körper des Behälters wird hier durchaus aus zwei Lagen verschiedenfarbigen Glases, einer durchsichtigen untern und einer opaken Ueberfangschichte gebildet, wobei die letztere jedoch so dick sein muss, dass es möglich wird, sie mittelst des Schleifrades hohl auszuarbeiten und dennoch zwischen den so entstandenen, das innere eigentliche Gefäss netzartig um-

Und das stimmt genau mit dem überein was schon Winckelmann aussprach, indem er bemerkte, dass die hervorstehenden Zierathen die Spur des Rades, mit welchem ihnen die Ecken und Schärfen abgeschliffen seien, deutlich erkennen liessen, stimmt ebenso überein mit den mir freundlichst mitgetheilten Beobachtungen eines unserer grössten Glas-Industriellen, des Herrn Lobmeyr in Wien. Derselbe sagt: »Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, dass die Diatreta geschliffen und eine jener fabelhaften Geduldsarbeiten sind, wie solche vielleicht nur noch in China vorkommen; in der übrigen Welt, ja ohne Sclavenarbeit überhaupt nicht zu leisten sind, ja nach der heutigen Entwickelung der Verhältnisse geradezu eine sträfliche Thorheit wären. Solche Diatreta werden nach meiner Ueberzeugung hier nimmermehr gemacht werden [1].«

Die vasa Diatreta sind Triumphe der Glastechnik und als solche auch von den Alten aufgefasst. Nicht anders hat man die Verse Martial's[2]) XII, 70: O quantum diatreta valent et quinque comati!
Tunc, cum pauper erat, non sitiebat Aper

zu verstehen, worin er die Diatreta wegen ihres hohen Preises anstaunt und an einer andern Stelle (offenbar wegen ihrer Zerbrechlichkeit) gefährlich — calices audaces — nennt[3]). Ebenso gewinnen erst dadurch des Juristen Ulpian Erklärung zur Lex Aquilia Sinn, wenn er sagt: »Zerbricht einem Arbeiter bei Verfertigung eines calix diatretus derselbe aus Ungeschicklichkeit, so haftet er für den Scha-

gebenden Bestandtheilen ein leerer Raum von 2—8''' Distanz übrig bleibt«. — Mir scheint diese Annahme eines aus zwei Lagen bestehenden Glaskörpers für die einfarbigen Gläser zweifelhaft, indem sich bei dem unsrigen die opak erscheinende obere Schicht lediglich als eine durch die grössere Erisirung so erscheinende darstellt.

1) Die Meinung, es sei das durchbrochene Netz auf die Gefässe gelöthet, steht so vereinzelt da und widerspricht so sehr der bestimmten Beobachtung vom Zusammenhang der Stege mit den Glaswänden, dass eine weitere Erörterung darüber überflüssig sein dürfte. Hingegen mögen bei fränkischen Gläsern, deren Verzierungen als Reminiscenzen der antiken Diatreta anzusehen sind, z. B. an dem Nordendorfer Glas im bayrischen Nationalmuseum zu München, die aufgelegten Zierathen angelöthet sein. Als Nachklänge der Diatreta mögen die fränkischen Gläser bei Deville und das von Selzen (Lindenschmit, Alterth. I, XI. Taf. 7 Nr. 1) gelten.

2) Digesten IX. 2. 27. § 29.

3) Martial XIV, 94:

calices audaces.
Nos sumus audacis plebeis toreumata vitri
Nostra necque ardenti gemma feritur acqua.

den; ist der Bruch aber nicht durch Ungeschicklichkeit, sondern in Folge von Fehlern in der Masse erfolgt, so kann er freigesprochen werden. Darum pflegen häufig die Künstler zur Sicherheit sich auszubedingen, dass sie keinerlei Gefahr übernehmen« [1]). Denn ein so grosser Verlust wie er hier angenommen ist, würde durch das Zerbrechen nicht entstehen, wenn die Diatreta aus verschiedenen durch Aneinanderlöthen zusammengesetzten Stücken beständen, es liesse sich ja dann jedes Stück einzeln erneuern. Wol aber ist der Schaden als unersetzlich anzusehen, wenn das aus einem Stück hergestellte Kunstwerk zerbricht, weil dieses einer Ergänzung nicht fähig ist. Auch die Erwähnung der in der Masse vorfindlich sein könnenden Ritzen und Spalten ergibt nothwendig, dass dem Diatretarius für sein Werk ein grösseres Stück Glas übergeben wurde. Wären es kleinere Stücke aus denen er seine Arbeit zusammensetzte, würde man von vorn herein die Sprünge und Spalten zu sehen vermögen und nicht erst im Verlauf der Arbeit entdecken.

Die hohe, Gold und Silber zeitweise überragende Kostbarkeit der Glasgefässe im Alterthum beweist am schlagendsten jene Erzählung, wonach Kaiser Tiberius einen Künstler, der sich rühmte unzerbrechliches Glas erfunden zu haben, sofort hinrichten liess, um ein Geheimniss dem Bekanntwerden zu entziehen, welches die edlen Metalle entwerthe [2]). Sidon, Tyrus, Alexandrien — dessen Sand Strabo als besonders tauglich zur Glasfabrikation rühmt [3]) — und darnach sobald Rom, als man bei Cumä ähnliches Material entdeckte, sind die Mittelpunkte der antiken Glasindustrie [4]). Alexandrien hat aber dauernd den Vorrang behauptet, worauf nicht allein die von einem egyptischen Priester dem Kaiser Hadrian dort überreichten und bereits erwähnten calices allassontes sondern besonders die Worte des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien hinweisen: Quin etiam curiosa ac inanis caelatorum in vitro vana gloria ad frangendum artem paratior, quae timere docet simul ac bibas, est a bonis nostris institutis exterminanda [5]). Eine besondere Glasindustrie

1) Es ist hier zu erwähnen, dass allerdings weder Martial noch Ulpian ausdrücklich die von ihnen angeführten Diatreta als Gläser bezeichnen. Dass sie es eben nicht thun, scheint mir die Selbstverständlichkeit vorauszusetzen.

2) Petronius, Satyr. c. LI. Die gleiche Erzählung bei Plinius XXVI, 66 und Dio Cassius. LVII, 21.

3) Strabo XVI, 521.

4) Urlichs im V. Jahrb. S. 378. Friedrich S. 31.

5) Paedagogus lib. II c. III.

mit de Rossi für die Rheinlande zu beanspruchen, liegt bis jetzt keine Veranlassung, besonders nicht aus dem Grunde vor, weil eine Anzahl dieser und andrer Gläser im Rheingebiet gefunden wurden. Denn eine ebenso grosse Anzahl derselben fand sich in andern Ländern, aber sämmtlich kamen sie an Orten zum Vorschein, die im Netze der römischen Verkehrs-Strassen liegen und vom Verkehr dahin gebracht wurden. Selbst die Worte des Plinius (XXVI, 66), dass man in Gallien und Spanien bereits Glas bereite, reichen für eine solche Annahme nicht aus. — Wenn man für das allgemeine Vorkommen der Broncen etruskischen Gepräges diesseit der Alpen ausgedehnte Handelsverbindungen annimmt, die ich freilich nur in sofern zugebe, als sie die einheimische Industrie nicht ausschliessen, der sie aber gewiss — wie heutzutage die Pariser Mode den übrigen Ländern — die Modelle zuführten, wird man weit eher für die vielartigen Glasgefässe schon in Rücksicht ihrer Stempel einen ähnlichen Handelsvertrieb anzunehmen berechtigt sein.

Von den andern in den Steinsärgen von Hohen-Sülzen gefundenen Gläsern sind die 0,37 M. hohe Phiole von weissem Glase (Taf. V, 6) und die beiden doppeltgehenkelten grün-weissen 0,32 M. hohen 0,11 M. weiten Flaschen von dünnem gemeinem Glase mit eingeschliffenen Verzierungen [1]) (Taf. III, 3 u. 4) wie die ähnlich verzierte nicht ganz vollständig erhaltene 0,44 M. hohe 0,14 M. im Durchmesser haltende Flasche (Taf. V, 5) mit blau-grünen gerippten Henkeln von denen ein gleichfarbiger Ring unter dem Ausguss herläuft — weniger belangreich.

Aber äusserst merkwürdig ist dagegen die doppeltgehenkelte 0,42 M. hohe 0,11 M. weite, grünlich-weisse Flasche mit eingeschliffener mythologischer Darstellung, welche unter der einsichtigen Leitung des Directors Lindenschmit aus vielen Bruchstücken glücklich zusammengesetzt wurde. Sie reiht sich in Bezug der technischen Herstellung des Bildwerks an die von Welcker in unsren Jahrbüchern veröffentlichte Prometheusschale aus Köln [2]) und bildet mit einer Reihe ähnlicher Gläser eine eigene Gattung der Glas-Industrie, welche ich, besonders wegen der häufig darauf vorkommnnden griechischen Inschriften der byzantinischen Kunst des IV. Jahrhunderts zuzuweisen geneigt bin und voraussichtlich im nächsten Jahrbuch weiter besprechen werde [3]).

1) Die Vereinssammlung besitzt aus einem anderen Funde eine mit ganz gleichen Verzierungen versehene 0,12 M. hohe Trinkschale.

2) Jahrb. d. Vereins Heft XXVIII. Taf. XVIII. S. 114 ff.

3) Es erübrigt mir noch den Herrn Lindenschmit, Lobmeyer, Kralik, Brieg-

Ueber die mythologische Darstellung dieser Flasche gibt der Meister des bacchischen Sagenkreises Prof. **Wieseler** in Göttingen die nachfolgende Erklärung. E. aus'm **Weerth.**



Glas-Eimer im Schatze von S. Marco in Venedig.

Die Handlung, welche den Gegenstand der bildlichen Darstellung an dem in Rede stehenden Glasgefässe Taf. III, 2 u. Taf. IV¹ ausmacht, geht in einem Heiligthume des Dionysos vor sich, allem Anscheine nach auf abschüssigem Terrain. Eine Baulichkeit, an welcher

leb, Ellenberger und der k. k. Centralcommission in Wien Dank für freundlichst gewährtes Entgegenkommen und Mittheilungen abzustatten. Die Direction der k. k. Centralcommission stellte mir — leider zu spät — den Holzstock des Pesther Glases zur Verfügung, der im nächsten Jahrbuch zum Abdruck gelangen wird.

man sich das oben sichtbare Kranzgewinde aufgehängt zu denken hätte, im Hintergrunde vorauszusetzen, ist nicht nöthig, da man das Gewinde auch als an einem Felsen angebracht betrachten kann, ja nicht einmal wahrscheinlich. In dem Heiligthume gewahrt man eine höhere Basis, auf welcher Dionysos steht — denn für einen Altar hat man den betreffenden Gegenstand schwerlich zu halten —, und vor jener eine andere, niedrigere, mit einem bindengeschmückten Zweige (anscheinend einem Tannentrieb) verzierte, auf welcher der bartlose Kopf oder die Maske eines untergeordneten Bakchischen Wesens, wie es scheint eines Satyrs, mit vorn über der Stirn aufgesträubtem Haare (φριξοκόμης), liegt, wie man ja auch sonst nicht selten in Dionysischen Heiligthümern Köpfe oder Masken von Satyrn, des Silen und des Dionysos selbst entweder unmittelbar auf dem Felsboden oder auf einem Cippus oder einem Altärchen liegend erblickt; man vergleiche, um nur leicht zugängliche Beispiele zu erwähnen, Denkm. d. a. Kunst II, 33, 388 u. 35, 411, Gerhard's Ges. Abhandl. Taf. LXVII, n. 3, Millin's Gal. mythol. pl. LXIII, n. 241 u. 268, LXIX, n. 272, LXX, n. 267.

Den Mittelpunkt der gesammten Darstellung nimmt, äusserlich betrachtet, Dionysos selbst ein, welcher dem Beschauer auf der die Form des Gefässes wiedergebenden Abbildung in der Mitte der Vorderseite auf seinem erhöhten Standorte sichtbar wird.

Vermuthlich hat kurz vor dem dargestellten Augenblicke ein Gelage stattgefunden. Herakles, der ohne Zweifel am Meisten von Allen sich der Völlerei hingegeben haben wird, liegt, weinbeschwert, noch an derselben Stelle und in wesentlich derselben Haltung, in der er das Symposion mitgemacht hat. Ein glatzköpfiger Silen oder der Silen trägt in einem auf seinem Haupte stehenden Korbe die Ueberreste des Mahles fort, sei es um sie für sich in Sicherheit zu bringen, oder um sie rechtschaffen an der dazu bestimmten Stelle zu deponiren. An das Gelage hat sich ein Tanz von zwei jugendlichen, ohne Zweifel durch ihre Stellung und ihre Kunstfertigkeit besonders hervorragenden Genossen des Dionysos angeschlossen. Dionysos selbst hat die Basis bestiegen und feuert, aufgeregt, von da aus die beiden Tänzer, den Thyrsos leicht hebend und den linken Arm ausstreckend, an. Bei dieser Gelegenheit hat er unbewusst und absichtlos mit seinem Trinkbecher einen Satyr, wie es scheint, berührt, den wir uns als in dem Augenblicke kurz vorher mit gespannter Aufmerksamkeit dem Tanze zuschauend zu denken haben, so dass dieser, berührt, mit der Geberde eines Erschreckten sich nach dem Gotte umblickt und seine Stellung zu ändern im Begriff ist, vielleicht auch in der Ueberraschung die Syrinx, welche

zwischen seinen Beinen sichtbar ist, aus seiner Rechten fallen liess; wenn es nicht etwa ein plötzlicher Ruf von Seiten des Dionysos war, der den in aufmerksames Zuschauen versunkenen erschreckte. Während nun der Alte mit dem Korbe, etwa in Folge eines Rufes des Dionysos oder Schreies des Satyrs, sich umgeblickt hat und der Panther des Gottes vor ihm, so wie ein Pan oder der Pan oberhalb des Thieres aus gleichem Grunde dasselbe gethan haben, wobei der letzte, lüstern und naschhaft wie er ist, die günstige Gelegenheit wahrnimmt, um hinter dem Rücken des Alten sich Einiges von dem Inhalte des Korbes, welchen dieser fortträgt, anzueignen, liegt Herakles ganz indolent da, weder von dem, was hinter seinem Rücken, noch, wie es scheint, von dem, was über ihm vorgeht, Notiz nehmend, höchstens etwa, wie man aus der Richtung seines Blickes und der leisen Bewegung des linken Armes zu schliessen geneigt sein kann, darum bekümmert, dass der Inhalt des von dem Alten getragenen Korbes ihm entgeht, während doch ein anderer sich davon zu verschaffen weiss.

Wenn wir die betreffende Figur als Herakles und nicht als den Silen fassen, auf welchen letzteren das Gesicht, die Lage am Boden, das Costüm und der Zustand ganz besonderer Trunkenheit auch wohl passen würden, so geschieht das namentlich wegen der kurzen krausen Locken auf dem Haupte, auf welchem keine Glatze sichtbar ist, und an dem Barte; wegen des starken Nackens und muskulösen Körpers; ausserdem aber auch, weil wir grade den zechenden Herakles sowohl im Kreise des Dionysos als ausserhalb desselben in ähnlicher Weise gelagert und mehrfach mit ähnlichem Costüm versehen nicht selten dargestellt finden. Beispiele bei Stephani »Der ausruhende Herakles« S. 125 fg., 195, 284 (Zusatz zu S. 126); vgl. auch Gerhard, Archäol. Zeitg. 1865, S. 82 fg. u. Taf. CCI, n. 1, O. Jahn, Beschr. der Vasensamml. K. Ludwigs in der Pinakothek zu München, n. 691, Heydemann, »Die Vasensamml. des Mus. nazion.« zu Neapel n. 2468. Mehrere Pompejanische Wandgemälde, auf denen Herakles, in kurzem Chiton, trunken auf dem Boden liegend zu sehen ist, bespricht Minervini in den Nuov. Memorie d. Inst. di corrisp. archeol. p. 159 fg., eins davon abgebildet auf tav. VII, vgl. W. Helbig Wandgem. der vom Vesuv versch. Städte Kampaniens S. 230 fg., n. 1137 fg. Dass von den gewöhnlichen Attributen des Herakles nichts zu sehen ist, wird Niemanden befremden. Gegen den Silen spricht selbst das aus den Darstellungen von Symposien wohlbekannte Polsterkissen, auf welches Herakles den rechten Arm legt und das auch sonst bei den meisten entsprechenden Darstellungen des zechenden Herakles vorkommt, während bei Silen,

wenn er ähnlich am Boden gelagert erscheint, sich der Weinschlauch zu finden pflegt.

Dagegen kann der glatzköpfige bärtige Alte mit dem Korbe auf dem Kopfe und mit einem Zweige vom Weinstock, wie es scheint, in der rechten Hand, sehr wohl den Silen darstellen sollen; um einen Silen, nicht aber um einen simplen Bacchanten, handelt es sich jedenfalls. Gegen den Silen spricht keineswegs die verhältnissmässig hohe und schlanke Gestalt, auch nicht der kurze Chiton, sondern der Umstand, dass das Arme und Beine zugleich bedeckende, eng anliegende Leibkleid, welches wie in seiner Gesammtheit mit dem Namen Anaxyris oder Anaxyriden belegen, nicht so aussieht, wie es sich bei dem Silen in der Regel ausnimmt, vgl. Denkm. des Bühnenwesens Taf. VI, sondern dem des jugendlichen Asiaten, welcher zu dem tanzenden Paare gehört, vollkommen gleich steht. In allen jenen Beziehungen fehlt es nicht an Darstellungen des Silen, die als vollwichtige Pendants gelten können. Ich will nur an die Statue in den Denkm. des Bühnenwesens Taf. VI, n. 7, und hinsichtlich des Chitons und den von den gewöhnlichen abweichenden Anaxyriden an den kleinen dicken Silen in den Denkm. d. a. K. II, 50, 623, erinnern. Ganz besonders spricht für den Silen wohl der Umstand, dass, da nur ein Silen dargestellt ist, ein Jeder schon von vornherein an ihn denkt.

Die dieser Figur auf der anderen Seite des Dionysos symmetrisch gegenüberstehende unbärtige, mit einem Pinienkranz um das Haupt, einem Pedum in der linken Hand, einem Exomischiton von Pantherfell und einem anderen, zum Ueberwerfen bestimmten Thierfell, welcher auch die Syrinx zuzuschreiben sein wird, könnte immerhin für einen Pan gehalten werden; da ihr indessen Hörner abgehen und das Geschlecht der Pane schon durch eine Figur sicher vertreten ist, so verdient die schon an sich wahrscheinlichere Beziehung auf einen Satyr ganz unbedingt den Vorzug. Man vergleiche etwa den Satyr des Elfenbeinreliefs bei Fil. Buonarroti Medagl. aut. p. 252 = Millin Gal. myth. pl. LXVI, n. 217. Das Pedum des Satyrs, dem recht wohl auch ein Thyrsos gegeben werden konnte, entspricht der Syrinx. Durch beide Instrumente wird der Satyr als Hirt bezeichnet.

Demnach werden wir in der ziegenbeinigen, gehörnten und geschwänzten bärtigen Figur nicht einen Pan, sondern den Pan zu erkennen haben, bei welchem bekanntlich das Attribut des Pedum, wie bei den Panen überhaupt, besonders häufig vorkommt.

Grössere Schwierigkeiten macht die Deutung der beiden tanzenden Personen.

Betrachten wir zunächst die mit der sogenannten Phrygischen Mütze, so muss uns grade diese Kopfbedeckung, trotzdem dass dieselbe mit der sonstigen Asiatischen Tracht der Figur übereinstimmt, besonders auffallen.

Kopfbedeckung, nicht bloss das Kopftuch (O. Jahn, Arch. Beitr. S. 204), finden wir allerdings auch sonst bei den Personen des Dionysischen Kreises; bei dem Silen häufiger und in verschiedener Weise, selbst in Marmorstatuen; bei Pan ein paar Male, nicht bloss bei dem bärtigen ziegenbeinigen den Pilos, sondern auch bei dem jugendlichen menschenbeinigen den Petasos; bei jugendlichen Bacchanten den spitz zulaufenden Pileus, welchen das Relief bei Campana Ant. opere in plastica t. XXXI zweimal zeigt. Auch bei Dionysos selbst kommt nicht nur das Kopftuch vor, sowohl bei dem bärtigen als auch bei dem unbärtigen (vgl. z. B. Combe Terracott. of the Brit. Mus. pl. XXXVII, 75, Denkm. d. a. K. II, 31, 343, II, 33, 386 u. 387). Schon länger bekannte und erkannte Darstellungen zeigen den bärtigen auch mit einer hauben- oder mützenähnlichen Kopftracht. So z. B. das Relief aus dem Odeion des Herodes zu Athen bei Stuart Antiquit. of Athens Vol. II, Ch. 3, Anfangsvign. p. 23 (im späteren Zustande, in welchem die Kopfbedeckung nicht mehr erkenntlich ist, abgebildet in Marbles in the Brit. Mus. Vol. IX, pl. 28); ferner das Silbergefäss bei J. Arneth, Die ant. Gold- u. Silber-Monum. d. K. K. Münz- u. Ant.-Cabin. in Wien, Taf. III, an einer Maske. Ja selbst bei dem jugendlichen Dionysos lässt sich auf Münzen eine petasos- oder pilosähnliche Kopfbedeckung nachweisen. Ich habe in den Denkm. d. a. K. II, 28, 306, den Revers einer unter Septimius Severus geprägten Bronzemünze von Marcianopolis in Mösien nach G. Fiorelli Osservaz. sopra tal. monete rare di città Gr., t. II, n. 16 abbilden lassen, welcher eine jugendliche ganz nackte männliche Figur mit einem Petasos auf dem Kopfe und kurzen Stiefeln an den Beinen zeigt, die Fiorelli, ohne irgendwie Anstoss zu nehmen, auf p. 69 so beschreibt: Mercurio in piedi volto a. s., avente nella d. un vaso, e nella s. il caduceo. Ich folgte dieser Erklärung, da bei Dionysos der Petasos als unerhört erscheinen musste, und der Kantharos in der Rechten sich recht wohl bei Hermes erklären liess, und glaubte den »eigenthümlich gestalteten« Caduceus (einen langen Stab, den die Figur auf den Boden stützt, in der Mitte mit Binden umwunden) mir gefallen lassen zu müssen. Aber schon in den Nachrichten der K. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen 1871 S. 668 stellte ich die Frage auf, ob nicht vielmehr Dionysos gemeint sei, der auf anderen unter Septimius Severus geprägten Münzen von Marcianopolis unzweifelhaft vorkomme, mit Beziehung auf die Kaiser-

münze von Appia Phrygiae bei Fox Gr. Coins II, 7, 142. Seitdem ist mir eine Reihe von Münzen bekannt geworden, durch welche es klar wird, dass die betreffende Figur vielmehr den Dionysos darstellen soll, auf den auch die Stiefelchen besser passen als auf den Hermes. Die am Wenigsten beweiskräftige ist eine Münze Hadrians, die im Catal. d. monn. Rom. compos. la collect. Moustier pl. II, 1058 abbildlich mitgetheilt ist. Sie zeigt denselben Typus, nur dass das was die Figur am Kopfe hat nicht deutlich zu erkennen ist und die Binden an dem langen Stabe fehlen. Der Erklärer schwankt zwischen Bacchus und Mercur. Auf den letzteren ist er aber offenbar nur deshalb verfallen, weil er der Meinung ist, dass die Figur mit Flügeln an den Beinen versehen sei. Das ist indessen ohne Zweifel ein Irrthum. Die vermeintlichen Flügel sind, nach der von Dardel herrührenden Abbildung zu urtheilen, nichts Anderes als die etwas vorspringenden obersten Theile der Stiefelchen. Eine andere hieher gehörende, mir nur durch die Beschreibung in den Berlin. Blättern für Münzkunde II, 1865, S. 180 bekannte, ist die autonome ΤΙΑΝΩΝ, wo die ebenfalls nach links hingewandte, stehende nackte, in der Linken einen mit Bändern verzierten Thyrsos haltende Figur mit Recht ohne Weiteres als Bacchus bezeichnet wird. Derselbe Typus tritt uns auf der im Mus. Sanclement. t. XXV, n. 222 herausgegebenen, unter Septimius Severus geprägten Münze ΠΕΛΛΗΝЄΩΝ und der bei Fox a. a. O. II, S. 142 abgebildeten autonomen Münze ΑΠΠΙΑΝΩΝ entgegen, wo der Thyrsosstab, »spear«, wie gewöhnlich, in der Mitte bebändert ist. Solche Stäbe finden sich als Thyrsen ohne die diesen sonst gewöhnliche Verzierung des Pinienkonos auch anderswo bei Dionysos auf Münzen. Wollte man nun etwa sagen, dass trotz des Thyrsos doch ein Bacchischer Hermes erkannt werden könne, da dieser auch sonst dann und wann mit dem Thyrsos vorkomme, vgl. Gerhard's Ant. Bildw. Taf. XIII, auch CCCXVI, 1—5, — wie denn dieser in einer Bronzebüste, welche in den Specimens of ant. sculpt. II, 57 abbildlich mitgetheilt ist, nach dem Erklärer dargestellt ist having the mixed character of Bacchus and the wreath of ivy in addition to his own winged petasus —, so spricht dagegen der Umstand, dass auf anderen Münzen, die denselben Typus der jugendlichen männlichen Figur mit Kantharos in der Rechten und bebändertem Thyrsosstabe in der Linken zeigen wie die oben erwähnten, vor der Figur ein Panther dargestellt ist. Hieher gehört die mit dem Kopfe der Julia Domna auf dem Avers versehene Münze ΔΑΙΔΑΛΕΩΝ bei Sestini Mus. Hederv. tav. XX, n. 3; der den Kopf der Julia Mamaea auf dem Avers zeigende von Temnos,

deren Revers nach einem Berliner Exemplar von O. Jahn in den Ber. d. K. Sächs. Ges. d. Wissensch. Taf. II, n. C herausgegeben ist; die unter Marc Aurel geprägte, in dem Werke über die Num. Cimel. Austr. P. I, t. XXI, 1 abgebidete, ΑΚΜΟΝΕΩΝ; die von Kennern, »Die Münzsammlung des Stiftes St. Florian in Ober-Oesterreich«, Taf. V, n. 11 herausgegebene Münze mit dem Brustbild M. Aurels von Olba in Kilikien, so wie die ebenda n. 3 abbildlich mitgetheilte von Seleucica in Pisidien mit dem Brustbilde der Julia Domna, auf deren Revers Dionysos beide Male leicht bekleidet und der Thyrsos ein Mal in der Mitte bebändert ist, das andere Mal aber dieses Schmuckes entbehrt; die bei Fox a. a. O. II, 474 abgebildete, mit dem Kopfe der Otacilia auf dem Revers beprägte von Erythrae und Chios; die unter Valerian geprägte von Anemurion im Mus. Sanclem. t. XXXIV, n. 380, (wo die in Rede stehende Figur mit dem Exomischiton bekleidet ist); etwa auch die nur ein wenig abweichende von F. de Sauloy Num. Judaique pl. XV, n. 8 in Abbildung mitgetheilte, und jüngst in der Numism. de la Terre-Sainte p. 87 fg., n. 1 nicht ganz genau verzeichnete, unter Antoninus Pius geprägte und die andere von demselben p. 88, n. 2 beschriebene Münze von Aelia Capitolina; ganz besonders aber so wie die mit dem Kopfe der Gea auf dem Averse versehene Münze derselben Colonie, welche Reichard in Huber's und Karabacek's Numism. Ztg. I, 1869, S. 84 beschrieben und Taf. III, n. 6 abbildlich mitgetheilt hat. Wird man bezüglich dieser Münztypen trotz des Panthers den Hermes erkennen wollen? Unter ihnen sind aber grade mehrere, deren Abbildungen die Kopfbedeckung theils wahrscheinlich machen, theils deutlich zeigen, wenn auch die Beschreibungen derselben nicht Erwähnung thun, während umgekehrt auf der von Fox herausgegebenen Münze Kopfbedeckung in der Abbildung nicht zu gewahren, wohl aber in der Beschreibung erwähnt ist, indem es von der betreffenden Figur heisst, sie trage a military (so!) tunic and boots and round flat cap. Besonders deutlich zeigt sich die Kopfbedeckung auf der von Reichard herausgegebenen Münze »von tadelloser Erhaltung«. Auch auf der im Mus. Sancl. ist der Hut ziemlich deutlich zu erkennen.

Sieht man sich nach diesen Ermittelungen die oben erwähnte Bronzebüste in den Specimens genauer an, so wird man in Betracht des Haares und sonstigen Kopfschmuckes, auch des Gesichtsausdruckes vielleicht geneigt sein, in derselben einen geflügelten Dionysos zu erkennen. Dass : in Rede stehenden Kopfbedeckungen des Dionysos, welche übrigens :h die betreffenden Münzen erst für verhältnissmässig späte Zeit besind, wie denn auch die Bronze der Römischen angehört, jenem

Gotte, der ja auch als Hirt und namentlich als Jäger galt, recht wohl gegeben werden konnten, braucht nur mit einem Worte erwähnt zu werden.

Aber die sogen. Phrygische Mütze ist bei dem gewöhnlichen Dionysos der Bildwerke etwas Unerhörtes. Man hat dieselbe dem Dionysos Sabazios zuschreiben wollen (F. Lajard, Annal. d. Inst. arch. Vol. V, p. 98 fg.), oder dem Dionysos Zagreus (Gerhard, Arch. Ztg. 1854, S. 197). Indessen die betreffenden bärtigen Figuren sind ganz anders zu deuten. Noch unerhörter wäre aber ein eigentlicher jugendlicher Thiasot des Dionysos mit der Asiatischen Mütze trotz der sonstigen Asiatischen Tracht. Dass diese nicht auch jene Mütze bedingt, zeigt schon allein die Darsellung des Silen an unserem Glasgefässe.

Man könnte nun den unbärtigen Jüngling als Adonis fassen, welchen nach Phanokles bei Plutarch. Sympos. 4, 5 Dionysos entführte, dessen Begünstigung durch Dionysos auch bei Nonnos in den Dionys. erwähnt wird, vgl. z. B. XLI, 4 u. XLII, 346, der endlich auf Bildwerken mehrfach neben Personen des Bacchischen Kreises erscheint. Aber nicht bloss der Umstand, dass die Asiatische Mütze, wenn sie auch dem Adonis zugeschrieben werden kann, jedenfalls bei diesem nur ausnahmsweise vorkommt, so wie der, dass bei ihm das Pedum, welches doch wohl zunächst auf einen Hirten zu beziehen ist, befremden kann — zumal da nach Nonnos grade Dionysos den Adonis die Jagd gelehrt haben sollte —, sondern besonders auch die enge Verbindung des Dionysos mit der Rhea-Kybele und ihrem Kreise führt vielmehr zu der Annahme, dass Attis gemeint sei, bei dem ja die Asiatische Mütze und das Pedum habituelle Attribute sind.

Betrachten wir jetzt den anderen Tänzer, so kann uns schon der Thyrsos, den dieser führt, gegenüber dem Pedum des Parthers zeigen, dass es sich um einen eigentlichen Thiasoten des Dionysos handelt. Es ist aber noch genauer darauf zu achten, dass der Thyrsos dem, welchen Dionysos selbst führt, durchaus entspricht. Beide sind Dithyrsa mit je einem Pinienkonos an den Enden, wie sie uns aus Marmorreliefs vorzugsweise (Denkm. d. a. Kunst II, 36, 422, 37, 432, b, Benndorf und Schöne, »Die ant. Bildw. des Lateran. Mus.«, Sachregister, S. 414 u. d. W. Dithyrsos), auch auf Terracottareliefs (Combe Terrac. of the Brit. Mus. pl. XIII, 21, Campana Ant. opere in plastica t. XXXIII) und auf geschnittenen Steinen (vgl. z. B. L. Müller, Descr. des Int. et Cam. ant. du Mus.-Thorvaldsen p. 45, m. 326) Römischer Zeit bekannt sind. Es gab auch δίθυρσα λογχωτά (Anthol. Pol. VI, 172, 2, Götting. gel. Anz.

1876, S. 1496 fg.). Aehnliches findet sich bekanntlich öfters beim Blitz des Zeus; ausnahmsweise, aber ganz der Analogie gemäss, auch beim Dreizack Poseidons (Gerhard, Etr. Spiegel I, Taf. LXXVI). Die Dithyrsen auf dem uns vorliegenden Glasgefässe sind mit langen Binden geschmückt, die durch eine Art von Ring gehalten werden (dass die oberen Theile dieser Binden nicht etwa für jene bei dem Narthex öfters vorkommenden parallelen Seitenschösslinge sein sollen, vgl. D. a. K. II, 36, 424, 43, 541, Arch. Ztg. 1871, Taf. 55, n. 1, Compte rendu de la comm. imp. arch. de St. Pétersbourg p. l'ann. 1864, pl. V, n. 2), scheint aus der Darstellung an beiden Thyrsen, namentlich an dem der in Rede stehenden Figur, zur Genüge hervorzugehen. Beachtenswerth ist ferner, dass unter dem Gefolge des Dionysos nur diese Figur einen solchen Thyrsos führt. Wenn schon dieses für die Ansicht spricht, dass es sich um einen Jüngling von exceptioneller Stellung handelt, so spricht dafür auch die Besonderheit in der Behandlung des Haars und in der Bekleidung, in sofern als der Jüngling ganz wie der Gott nur ein Epiblema trägt und zwar ein ganz besonders geschmücktes, wie es denn der Figur auch sonst an eigenthümlichem Schmuck nicht fehlt. Trotzdem ist es schwierig, für diese einen Namen zu ermitteln, der durchaus sicher stände. Nicht einmal darüber kann mit vollkommener Sicherheit entschieden werden, ob ein Satyr oder ein andersartiger Genosse des Dionysischen Thiasos gemeint ist. Das Letztere wird durch den Umstand, dass ein spitziges Ohr nicht zum Vorschein kommt und das Schwänzchen fehlt, nicht unbedingt bewiesen. Selbst wenn ein menschliches Ohr deutlich ausgedrückt wäre, liesse sich allenfalls an einen Satyr denken. Gerade die jugendlichen schönen Satyrn entbehren dann und wann der Ohren und des Schwanzes der gewöhnlichen Satyrn. Andererseits darf aber auch die Bildung der Nase nicht als für einen Satyr beweisend betrachtet werden. Man beachte nur die ganz ähnliche Nase des Dionysos. Dennoch spricht nach meinem Dafürhalten mehr gegen als für einen Satyr zunächst der Umstand, dass auch der Parther kein Satyr ist. Dann muss man doch sagen, dass das Nichtsichtbarwerden der Ohren mehr darauf führt, dass diese als menschliche betrachtet werden sollen, und dass der Künstler, wenn er einen Satyr erkannt wissen wollte, besser gehandelt haben würde, wenn er ein Schwänzchen auch nur angedeutet hätte. Dazu kommt, dass es ganz passend ist, neben dem Silen, dem Pan und einem Satyr, auch noch einen männlichen Repräsentanten andersartiger Dionysischer Thiasoten vorauszusetzen. Endlich ist auch die Behandlung des Haupt-

haars nach dieser Richtung hin zu veranschlagen. Wir wollen keineswegs behaupten, dass sie absolut gegen einen Satyr, wohl aber, dass sie mehr für einen andersartigen schönen Jüngling, einen Liebling des Dionysos, spreche, der auch als solcher nicht unpassend dem Liebling der Kybele gegenübergestellt gedacht werden würde. Wir haben in den Denkm. d. a. K. II, 47, 600 aus Tischbein's Collect. of Engrav. T. I, pl. 32 ein Vasenbild wiederholen lassen, welches einen dem neben ihm stehenden Dionysos in Tracht, edler Körperbildung und Jugendschönheit entsprechenden Thiasoten zeigt. Trotz der Verschiedenheit in der äusseren Erscheinung kann diese Figur dieselbe Person darstellen sollen wie die in Rede stehende des Glasgefässes. Geht man in Betreff der letzteren von dem Haar aus, so stellt sich heraus, dass dieses dasjenige ist, welches den Thrakischen Abanten oder Euböern, den Arabern und Mysern zugeschrieben wird, und welches Anaxilas als *τῆν Ἑκτόρειον τὴν ἐφίμερον κόμην* bezeichnete, vgl. Plutarch. Thes. V und Pollux Onom. II, 29 fg. Auf einen Thraker oder Asiaten führen auch andere Umstände, über welche gleich genauer gesprochen werden wird. Wir glauben nicht eben zu irren, wenn wir den bei Nonnos als Liebling des Dionysos so besonders gefeierten *Τμώλιος Ἄμπελος* erkennen, den man auch wohl auf dem erwähnten Wandgemälde voraussetzen darf, da Ampelos als Geliebter des Dionysos sicherlich nicht erst von Nonnos erfunden ist, sondern, wie es scheint, schon dem Aristophanes bekannt war, vgl. Photios' Lex. u. d. W. *Λύσιοι*.

Wahrscheinlich ist der Tmolos auch als die Stätte der Handlung zu betrachten; jedenfalls ein Asiatischer dem Dionysos besonders heiliger Berg. Während zwei der dargestellten Personen durchaus Asiatische Tracht haben, ist in Betreff der anderen durch Zutheilung Asiatischen Schmuckes auf Herkunft und Aufenthaltsort hingedeutet. Bei allen diesen gewahrt man Arm- oder Beingeschmeide, bei dem Satyr und dem Ampelos beide zugleich. Ausserdem haben Dionysos, Herakles, Pan Brust- oder Halsgeschmeide. Ein Halsband trägt Herakles auch auf dem Wandgemälde, welches ihn neben der Omphale darstellt (Helbig, Wandgem. n. 1140). Merkwürdig sind die beiden runden Scheiben, welche bei dem Herakles des Glasgefässes auf dessen Achseln an der Kette sichtbar werden und sich wie mit dieser zusammenhängend ausnehmen. Auch auf der rechten Achsel des Dionysos gewahrt man ein solches unmittelbar an die Kette anstossendes Scheibchen, während ein anderes auf des Gottes linker Achsel befindliches, welches sich nur dadurch unterscheidet, dass der Punkt in der Mitte fehlt, ohne sicht-

baren Zusammenhang mit der Kette ist. Ein ganz gleiches Scheibchen bemerkt man auf der linken Achsel des Pan, welches auch nicht mit dem Halsring verbunden ist. Ob Pan ausserdem noch ein solches Scheibchen auf der rechten Achsel hatte, muss dahingestellt bleiben, da die betreffende Stelle des Gefässes beschädigt ist. In der Einzahl und ohne Verbindung mit einer Kette kommt dieses Scheibchen auch auf der linken Achsel des Ampelos vor. Hier könnte man etwa an die Agraffe der Chlamys denken. Sonst verfällt man aber leicht auf die Ansicht, ob man etwa jene *Βρομίου φιάλας θιασώδεας* zu erkennen habe, welche Nonnos Dionys. XLVI, 277 und an anderen Stellen, IX, 125 fg. u. XLVII, 9 als *φιάλας χαλκείας*, *φιάλας σιδηφόρων διὰ μαζῶν*, erwähnt; wogegen gewiss nicht spricht, dass diese Phialen nach Nonnos auf der Brust und von Weibern getragen werden. Ueber den Ausdruck *φιάλη* zur Bezeichnung einer Verzierung, eines Schmuckes, vgl. auch Diodor. Sic. III, 47, nebst Wesseling, und Agatharch. de re m. p. 65, auch O. Jahn, »Die Lauersforter Phalerae« S. 2 fg. und den Grabstein des Manius Canlius auf Taf. II, n. 3. Die militärischen Phalerae und ihre Verzierungen scheinen aus dem Bacchischen Cult hervorgegangen zu sein, wie ja auch der Triumph auf Dionysos zurückgeführt wird. Anstatt des Brust- oder Halsschmuckes, wie wir ihn bei Dionysos, Herakles, Pan, finden, treffen wir bei Ampelos einen andersartigen, der hinten den Rücken umgiebt und unter dem linken, so wie über dem rechten Arm hin nach vorn zuläuft. Ob dieser als die *ὑποθυμίς* zu fassen ist, welche bei Bacchischen Personen öfters vorkommt, oder als ein anderer Körperschmuck, wollen wir dahingestellt sein lassen, indem wir nur nach Stephani, »Der ausr. Herakl.« S. 112 bemerken, dass »die *ὑποθυμίδες* nicht immer aus Gewinden frischer Blumen, sondern häufig auch aus Netz- und Flecht-Werk oder aus doppelt zusammengenähten Bändern bestanden, welche mit getrockneten Blumen-Blättern ausgestopft waren«.

Hinsichtlich der prächtigen Gewänder, unter denen das Himation des Dionysos und die auch wegen der selten so deutlich sichtbaren Form interessante Chlamys des Ampelos besonders ausgezeichnet sind, bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung. Wir wollen nur darauf hinweisen, dass die am Häufigsten wiederkehrenden Zierrathen der Zeuggewänder, jene kleinen Runde, ganz ähnlich denen, welche man an dem Polsterkissen des Herakles, so wie denen, welche man an dem Fell des lebendigen Panthers und der Pantherfellexomis des Satyrs gewahrt, schwerlich als blosser Schmuck, sondern als beziehungsvolle Verzierungen zu betrachten sind.

Sehen wir uns die nackten Körpertheile des Dionysos, des Satyrs, besonders des Ampelos, genauer an, so finden wir, dass auch diese mit einzelnen Runden von ähnlicher Form und Bildung versehen sind. An aufgeheftete Zierrathen, wie sie uns durch zahlreiche erhaltene Beispiele von Zeuggewändern her bekannt sind, wird hierbei sicherlich nicht zu denken sein. Man wird vielmehr Tätowirung anzunehmen haben, und die um so eher, als diese als bei den Thrakern und den diesen verwandten Asiatischen Völkern, so wie im Cultus des Dionysos und der Kybele üblich bekannt ist. Die auf das Erstere bezüglichen Schriftstellen brauchen nicht besonders angeführt zu werden; diejenigen, welche das Andere bezeugen, hat Lobeck im Aglaophamus p. 657 fg. beigebracht. Beispiele von Vasenbildern für Thrakische Weiber bei Heydemann in der Arch. Ztg. 1868, S. 4. Derselbe führt im Catal. der Vasensamml. des Mus. naz. zu Neapel n. 2725, B einen »am Kopf und Hals bekränzten und am ganzen Körper tätowirten bärtigen und ithyphallischen Satyr« an, freilich mit Hinzufügung der Frage: »oder soll vielmehr die Behaarung des Satyrs angedeutet sein«? Unmöglich ist die Tätowirung, wie jetzt wohl kaum noch besonders bemerkt zu werden braucht, keineswegs. Die eingestochenen oder eingebrannten — denn *στίζειν* kommt auch in der Bedeutung von *ἐγκαίειν* vor, z. B. Plutarch. im Nicias XXIX — Zeichen und Bilder waren aber, wenigstens bei Cultpersonen und ganz besonders bei den Begleitern und Dienern des Dionysos und der Kybele von Bedeutung und Beziehung auf diese Gottheiten, wie die von Lobeck a. a. O. beigebrachten Stellen ausser Zweifel setzen. Unter diesen ist die des Plutarch. de Am. et Adul. discr., XIX, 182, wo *κρίνων καὶ τυμπάνων ἐγχαράξεις* erwähnt werden, für uns von dem grössten Interesse. Schon Wyttenbach nahm an dem *κρίνων* Anstoss; mit vollem Rechte, denn wenn auch Blumen oder Pflanzen als eingestochene oder eingebrannte Abzeichen vorkommen konnten — wie denn in der That von Xenophon Anab. V, 4, 32 *τῶν Μοσσυνοίκων παῖδες τὰ ἔμπροσθεν πάντα ἐστιγμένοι ἀνθέμιον* erwähnt werden —, so ist doch nicht bekannt, dass das *κρίνον* im Culte oder in den Sagen von der Kybele und dem Dionysos irgend welche Rolle spielte. Wyttenbach wollte nun *κρίκων* schreiben, das er auf sehr unzulängliche Weise zu begründen versuchte. Würde Jemand meinen, dass seiner Conjectur durch jene Runde an den nackten Körpern, von welchen wir sprechen, irgend ein Schein verliehen werden könnte? Wir unseren Theils glauben das mit Nichten, da wir fest überzeugt sind, dass Plutarch *κέρνων* schrieb, eine Verbesserung, auf

die wir gleich bei der ersten genaueren Erwägung verfielen und, wie wir hinterdrein sahen, schon Lobeck p. 658 verfallen ist, der übrigens das handschriftlich überlieferte *κρίνων* nicht entschieden genug abwies. Ueber den *κέρνος* als lanx ampla, marginata, multis intus cavernulis, in quibus modo lucernae modo patelae inserebantur und seinen Gebrauch in den betreffenden Culten vgl. man besonders Lobeck p. 26 fg., Anm. d. An Geräthe des Aussehens derjenigen, welche J. H. Krause »Angeiologie« Taf. VI, n. 35 u. 36 als Kernoi hat abbilden lassen, ist nicht zu denken. Was aber jene kleinen Runde an den Körpern mehrerer Personen unseres Glasgefässes betrifft, so scheinen dieselben als Sternzeichen zu fassen zu sein, wie bekanntlich auch sonst nicht selten. Hat man doch in der mystischen Symbolik die Flecken des Pantherfells und anderer Felle, aus welchen die zunächst als Hirschkalbfell zu betrachtende Nebris hergestellt wurde, auf die Sterne des Himmels bezogen. An der Thrakerin oder Bacchantin auf der von O. Jahn unter n. 777, A beschriebenen Vase der Münchener Pinakothek ist »auf jedem Oberarm ein Hirsch, auf dem Knie ein Stern, darunter ein Hirsch angebracht.« Hier finden wir also einen Stern über dem Hirsch, dem Symbole des Sternenhimmels.

Ehe wir diese Auseinandersetzungen abbrechen, haben wir noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Wenn die Theilnehmer des Bacchisch-Metroischen Cultus Geräthe wie die Kernoi und Tympana durch das *στίζειν* an ihrem Körper anbringen liessen, so kann dieses ohne Zweifel auch von den oben erwähnten Phialen angenommen werden. So lassen sich besonders die einzelnen Phialen bei Pan, Ampelos und Dionysos erklären, von denen man nicht einsieht, wie sie sich am Körper halten könnten, wenn sie wirklich als aus Metall bestehend zu denken wären (vorausgesetzt, dass man nicht annehmen will, der Künstler habe dem Beschauer zugemuthet, sich die haltenden Bande hinzuzudenken). Nimmt man aber jenes in Betreff der Phiale auf der linken Achsel des Dionysos an, so wird man zugeben müssen, dass dieselbe Annahme bezüglich der Phiale auf der rechten Achsel die grössere Wahrscheinlichkeit habe, ja man wird sich vielleicht gedrungen fühlen, in eben der Weise auch über die beiden Phialen des Herakles zu urtheilen, wenn man nicht etwa meint, dieser habe, da er nur als zeitweiliger Thiasot zu betrachten sei, sich das Bacchische Abzeichen nicht für immer einstechen oder einbrennen, sondern an dem abnehmbaren Hals- oder Brustschmucke anbringen lassen.

Man wird nach dem Obigen wohl nicht in Abrede stellen wollen,

dass die bildliche Darstellung an unserem Glasgefässe unter den so zahlreichen Bacchischer Beziehung in sachlicher Hinsicht von ganz besonderem Interesse ist. Sie ist aber auch als eine wohl erfundene und componirte zu bezeichnen. Allem Anscheine nach geht sie auf ein Gemälde zurück, wie sie uns namentlich von unteritalischen Vasenbildern her bekannt sind. Selbst die in Gruppen oder zu Linien vereinigten Steinchen, durch welche auf jenen Vasenbildern eine Gebirgsgegend angedeutet zu werden pflegt, finden wir hier wieder, nur dass die Steinchen hier eine andere Form haben, was wohl mit der Verschiedenheit der Technik zusammenhängt, da sich dieselbe Form auf dem ebenfalls in den Rheinlanden gefundenen Glasgefässe, welches von Welcker in den Jahrb. des Vereins, Jahrg. XXVIII, 1860, S. 114 fg. u. Taf. XVIII = Alt. Denkm. V, S. 185 fg. u. Taf. XI besprochen und herausgegeben ist, wiederholt. Auch die Andeutung von Pflanzen, welche sich neben den Steinen hie und da zerstreut finden, entspricht der Weise jener Vasenbilder.

Göttingen. Friedrich Wieseler.

---

5. Der kleine Apollo-Tempel bei Neidenbach.

Bei Besprechung der an der Cöln-Trierer Römerstrasse befindlichen Tempel habe ich im vorletzten Jahrbuch (Heft LVII S. 65) zum Schlusse auf einen solchen aufmerksam gemacht, der in Folge eines vor 50 Jahren im Banne von Neidenbach und zwar in der Flur Heilbach gefundenen Inschrift-Fragmentes dort zu vermuthen sei, und nenne denselben nach der Inschrift kurzweg Apollotempel. Durch die im verflossenen Mai vorgenommenen Nachgrabungen hat sich diese Vermuthung vollständig bestätigt. Die Localität ist ein von Neidenbach ½ Stunde nordöstlich entfernter, rundum geschlossener Thalkessel, in welchem mannigfache Spuren römischer Ansiedlungen sich befinden; am östlichen Rande liegt der kleine Tempel [1]). Seine bauliche Anlage

1) Fünf Minuten südlich davon gerieth man bei der Feldarbeit auf Mauerwerk und einen grossen viereckigen Sandstein, in welchem ein Oval von ungefähr 0,20 M. Länge, 0,60 M. Breite. 0,30 M. Tiefe mit einem seitlichen Ausfluss eingehauen war. Es scheint eine, allerdings sehr flache Badewanne gewesen zu sein. Etwas weiter in dieser Richtung findet man Platten-Gräber mit Urnen. Auch ungefähr 200 Schritte östlich kommen Reste von Mauerwerk zum Vorschein; in einer Entfernung von 20 Minuten streicht auf der westlichen Höhe die Römerstrasse vorbei. Diese Notizen verdanke ich sämmtlich dem

besteht aus einem einfachen von Norden nach Süden gerichteten Viereck von 6,45 M. Länge, 4,32 M. Breite und einem kleinen vorspringenden Porticus. Das aus rothem Sandstein hergerichtete Mauerwerk von 0,50 M. Stärke ist bis auf wenige Schichten über der aus einer Stein-Stickung bestehenden Fundamentirung ausgebrochen. In der Mitte der Nordseite befindet sich der 1,10 M. breite Zugang: rechtwinklich von seinen Ecken springen 0,95 M. messende Pfeiler vor, welche, ein kleines Portal bildend, an ihren Enden die zweiflüglige Tempelthür aufnahmen. Noch an ursprünglicher Stelle festgemauert befanden sich die 0,20 M. hohen, 0,18 M. im Gevierte messenden und etwas pyramidal ansteigenden Pfannsteine, in welche die beiden Thürflügel eingestellt waren. Gleich wohlerhalten ist eine davor liegende grosse Schwelle oder vielmehr Sandsteinplatte, an die sich ein gepflasterter in grader, nördlicher Richtung laufender Tempelpfad anschliesst. Ein besonderes Interesse erweckten die Reste der Bedachung. Sie bestanden nicht wie gewöhnlich aus Ziegeln, sondern aus ziemlich grossen auf Holz aufgenagelten Steinplatten; die eisernen Nägel steckten noch mehrfach in denselben. Im Innern fanden sich ausser Spuren eines röthlichen Estrichs und dem Fragment eines 3' langen und 8" dicken Säulenschaftes leider gar keine Gegenstände von Bedeutung, weder weitere Stücke der Inschrift, noch Cultusbilder und Münzen, kaum unbedeutende Scherben von Thon- und Glas-Gefässen. Das kleine Bauwerk war gänzlich ausgeräumt, und im Jahre 1778 zur Gewinnung von Stein-Material für den Kirchenbau in Neidenbach bis auf die blosgelegten Fundamente zum Abbruch gelangt.

E. aus'm Weerth.

---

6. Marmorstatuette von Dorf Wellen a. d. Mosel.[1])

Hierzu Tafel I.

Die auf Taf. I abgebildete Marmorstatuette ist im Jahre 1875 durch den Bau der Moselbahn bei dem Dorfe Wellen im Kreise Saar-

Herrn Ph. Mayers in Neidenbach. Im Jahrb. XXV S. 204 Nr. XIII wird der Fund eines römischen Gebäudes und darin 7 römischer Kaisermünzen im Distrikt Pomericht (auch Humericht und Tempelhaus genannt) verzeichnet.

1) Die für diese Abhandlung bestimmte, sorgfältig nach dem Original angefertigte Abbildung ging dem Vorstande durch einen bedauernswerthen Zufall verloren. Im letzten Augenblicke hatte die Lintz'sche Verlagshandlung in Trier die Güte, uns ihre Tafel aus der Rhein.-Westf. Monatsschrift — der wir die dort fehlende Parthie der Plinthe mit dem Reste eines Vorderfusses in Contour zufügen liessen — in gefälligster Weise zur Verfügung zu stellen.

Die Redaction.

burg zum Vorschein gekommen, und zwar in dem Schutte einer römischen Villa. Das Monument befindet sich gegenwärtig noch im Besitze der k. Eisenbahndirection zu Saarbrücken, der wir für die Liberalität, mit welcher sie uns dasselbe zum Studium überlassen hat, hiermit unsern ergebensten Dank aussprechen. Dem Vernehmen nach soll die Statue demnächst dem Provinzialmuseum zu Trier übergeben werden.

Sie misst in die Höhe (mit Einschluss der Basis und der höchsten Erhebung des Baumstammes) nahezu 43 cm; die Basis hat eine Länge von 29 cm. und verschiedene Tiefe bis zu 10 cm. Vorne ist die Basis glatt zugehauen und durch eine eingeschnittene Linie ausgezeichnet.

Soweit ich sehe, sind bis jetzt nur wenige und unvollständige Berichte über unsere Statuette veröffentlicht worden. Laut der Chronik des Vereins Heft LVIII. S. 229 war dieselbe bei Gelegenheit der Festsitzung vom 9. Dez. vor. Js. ausgestellt, und berichtete darüber Prof. Bergk. »Die zarte jugendliche Figur (das Gesicht ist leider abgeschlagen, auch andere Theile beschädigt) trug, wie die Stütze andeutet, in der einen Hand irgend einen Gegenstand; ihr voran schritt eine andere Figur, von welcher nur noch eine Fussspur vorhanden ist. Diese Gruppe, wohl dem bacchischen Kreise angehörend, wird Copie eines älteren Werkes sein," so der Bericht der Chronik. Weiter ist mir ein Aufsatz zur Kenntniss gekommen in der Monatsschrift für rhein. - westf. Gesch. u. Alterthumsk., herausgeg. v. R. Pick, betitelt „zur Alterthumsforschung in Trier" von K. Bone; der Aufsatz enthält auch einige Bemerkungen zu unserer Statue, gewissermassen eine Begleitadresse zu dem Titelblatt der Monatsschrift, worauf die Statue nach einer Photographie lithographisch wiedergegeben ist. „Die Statuette" sagt K. Bone, „deren Rückseite nur rauh gearbeitet ist, ist freilich nicht unverletzt auf uns gekommen, aber es ist kaum zu bezweifeln, dass sie dem bacchischen Kreise angehört, und ebenso ist ersichtlich, dass sie nur Theil einer grösseren Gruppe ist; man erkennt nämlich vor ihr noch den deutlichen Ansatz vom Fusse einer vor ihr schreitenden Figur."

Ich denke, unsere Statuette ist einer eingehenderen Betrachtung nicht unwerth, und die citirten Bemerkungen machen eine solche gewiss nicht überflüssig. So klein das Monument ist, es regt zu Ideen an nicht weniger bedeutend, als wie sie durch grössere Kunstwerke hervorgerufen werden, und selbst in einem grösseren und reicheren Museum würde dasselbe durch seine besonderen Eigenschaften unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Auch durch die bei Pick gegebene Abbildung ist eine neue nicht nutzlos. Durch die Lithographie sind dort nämlich nicht nur die Eigenthümlichkeiten der Oberfläche verloren gegangen, sondern auch Dinge nicht zum Ausdruck gelangt, die an dem Monumente charakteristisch sind, wie z. B. die glatte Behandlung der Oberfläche, die Anatomie des rechten Ober- und Unterschenkels; am Original sind letztere schwellend, in Muskelabsätzen und Bändern und straff markirt, wo hingegen hiervon die Lithographie wenig bewahrt hat.

Unserer Betrachtung stellen wir eine doppelte Aufgabe; erstens durch genaue Berücksichtigung der gegebenen Motive, durch umsichtiges Studium der Bruchflächen und Stützen eine Restauration des Werkes in Worten vorzunehmen und zu bestimmen, was dargestellt war; zweitens den kunsthistorischen Werth des Bildwerkes in möglichst klares Licht zu setzen.

Zuerst wollen wir den Punct etwas zu präcisiren suchen, wen, nicht was stellt die Statue dar? Meine beiden Vorarbeiter haben sich in Beantwortung dieser Frage etwas reservirt ausgedrückt. „Wohl dem bacchischen Kreise angehörend," sagt der Bericht über den Vortrag Prof. Bergk's. „Aber es ist kaum zu bezweifeln, dass sie dem bacchischen Kreise angehört", bemerkt K. Bone. Lässt sich keine entschiedenere Antwort geben?

Die Figur ist jugendlich; kaum eine Spur von sprossenden Haaren ist über dem Gliede zu gewahren. Doch das darf uns nicht etwa verleiten, ein zu jugendliches Alter anzunehmen. Man mag es mir nicht verübeln, wenn ich aus dem angeführten Chronikberichte von den Worten „die zarte jugendliche Figur" nur das zweite Epitheton, nicht auch das erste gelten lasse. Jugendlich ist die Figur, aber nicht zart; zart ist nur die Oberfläche, die Haut, in Folge der glatten Bearbeitung des Marmors. Die Figur ist ausgebildet, hat in ihren Gliedern nichts Knabenhaftes, Unvollkommenes mehr; die Muskeln sind wohl entwickelt, zeigen Kraft und Elasticität. Auch die vollkommenen Proportionen zeigen deutlich an, dass der Körper durch Wachsthum keine Veränderungen mehr wird zu erleiden haben; kurz wir stehen einem aufgeblühten jugendlichen Menschen gegenüber, nicht einem Knaben, sondern einem Jüngling. — Der Kopf ist abgeschlagen, wir müssen ihn uns unbärtig hinzudenken.

Als in die Augen fallendes Kennzeichen trägt der Jüngling ein Thierfell quer über die Brust; der übrige Körper ist nackt. Das Fell ist nicht gross, zieht sich in schlichter Fläche hin, die nur dadurch ge-

gliedert ist, dass der obere Theil sich umgeschlagen hat und mit seiner Innenfläche bis ungefähr ein Drittel der Breite herabfällt. Dieser umgeschlagene Theil wird in seinem Laufe durch eine kleine Einzackung unterbrochen. Ueber der linken Schulter ist das Fell in einen Knoten zusammengeknüpft, aus welchem ein Ende vorne über die linke Brust herabfällt.

So unbedeutend das Kleidungsstück, die Bewegung der Figur ist in ihm reflectirt. Von dem Luftzuge getrieben, fliegt es so zurück, dass es den freien Raum zwischen Körper und Arm füllt. Im Rücken ist das in der Luft fliegende Ende abgebrochen. — Der vorsichtige Bildhauer hat zwischen Fell und dem rechten Vorderarme eine kleine Stütze stehen lassen, und eine noch kleinere, auf der Abbildung kaum erkennbare zwischen dem äussersten Fellende unten und der rechten Hand.

Lässt sich bestimmen, von welchem Thiere das Fell? Der Bildhauer hat es in der Oberfläche glatt gehalten, nicht weniger glatt wie das Fleisch der Figur. Soviel sieht man, das Thier, von welchem dasselbe gewonnen ist, kann kein grosses sein. Der charakteristische Theil aber, der über die linke Brust herabhängende Zipfel, lässt sich als die Haut von einem äusserst schlanken Beine erkennen und endigt in zwei gespaltene Hufe, woran nach rückwärts auch der dem Knorren angehörige Hautantheil zu unterscheiden ist. Wenn nun schon das Fell an und für sich auf den bacchischen Kreis hinweist, so sind wir hierdurch noch mehr in dieser Annahme bestärkt; das Fell ist nämlich das eines Hirschkalbs, eine *νεβρίς*. Die Figur also ein Satyr! Geduld! Die Nebris kann auch Dionysos tragen.

Wohl ist es wahr, der Gott erscheint seltener in dieser Tracht, als seine schwärmenden, in der freien Natur herumschweifenden Gesellen. Allein immerhin ist die Nebris nicht auf sie beschränkt; und hier dürfen wir uns umsoweniger übereilen, als andere Charakterzeichen der Satyrn theils wirklich fehlen, theils auf einen flüchtigen Blick hin zu fehlen scheinen. Der Kopf ist, wie schon gesagt, abgesprungen und zwar so, dass auf der rechten Seite keine Spur der Ohren mehr zu gewahren ist. Welche Stellung der Kopf hatte, lässt sich mit ziemlicher Genauigkeit ermitteln. Sowohl von der rechten Flanke des Halses, als von der linken ist ein beträchtliches Stück erhalten, zudem die Halsgrube mit den Muskelansätzen auf das Bestimmteste in dem Marmor angegeben. Man erkennt, der Kopf stand zwar nicht ganz im Profil, aber doch ziemlich nahe dem Profil, und ein Theil des Gesichtes ist auch an dem Baumstamm miterhalten; allein das linke

Ohr lag doch zu weit zurück, als dass es auch nur hätte angedeutet werden müssen; und selbst die gegebene Gesichtspartie ist nur derb zugehauen und vom Baum blos losgearbeitet. So müssen wir denn behufs einer gesicherten Deutung nach anderen Merkmalen forschen.

Ein wichtiges Kennzeichen der Satyrn, das sie auch in den Zeiten der Kunst, wo das Thierische hinter dem Menschlichen fast vollständig zurücktrat, erhalten haben, ist das Schwänzchen am Rücken. Es fehlt hier. Es kommen allerdings die Beispiele vor, wo es absichtlich weg gelassen ist; der schönste, edelste Satyr, der uns vielleicht aus dem Alterthum erhalten ist, hat von thierischen Zuthaten nur die langen Ohren, nicht auch das Schwänzchen, nämlich der berühmte in vielen Repliken vorkommende, welcher mit erhobener Rechten aus einem Gefässe, vermuthlich Oinochoe, in eine Schale eingiesst, eine Statue, nebenbei gesagt, auch kunsthistorisch von höchster Wichtigkeit (Becker's Augusteum Taf. XXV. XXVI.). Hier kann aber unseres Erachtens von einer solchen Absicht nicht die Rede sein. Der Rücken der Figur und damit die Stelle, wo das Schwänzchen zu sitzen käme, liegt vollständig ausser dem Augenpunct des Beschauers; hätte es der Künstler anbringen und zugleich auch dem Beschauer sichtbar machen wollen, so hätte er es zu dem Zwecke ungeeignet lang herabführen und eigens nach der Seite meisseln müssen, damit es unter dem Gewandende für das Auge bemerkbar hätte werden können. Allein nun sehen wir bei Betrachtung der Rückseite dieselbe in einer Weise vernachlässigt, dass kaum die allgemeinsten Umrisse des Körpers wiedergegeben sind; das Fell z. B. setzt sich nach oben von dem Körper durch keinen Contur ab, Rückgrat und Hinterbacken sind nur durch eingemeisselte Furchen unterschieden. Dass bei solcher Arbeit der Künstler sich nicht mit dem Detail eines Schwänzchen im Rücken an unsichtbarer Stelle befasste, liegt auf der Hand.

Doch auch ohne dasselbe war ein Satyr durch Nebris und die Ohren hinlänglich charakterisirt. Selbst bei Rundwerken sehr hervorragender Art, wie z. B. dem sog. praxitelischen Satyr, wird schwerlich Jemand noch das Schwänzchen dazu verlangen, um die Figur für einen Satyr zu halten, und so hat auch der Künstler desselben gedacht, da er ja die Stelle durch das herabhängende Fell gedeckt hat. Allein die Verlegenheit, in der wir uns der Statuette gegenüber dadurch befinden, dass Kopf und damit die Ohren fehlen, wird durch andere untrügliche Kennzeichen wieder aufgewogen. Die Rechte der Figur hält nämlich einen runden Stab gefasst und zwar so, dass derselbe zwischen

Daumen und den eingebogenen Fingern der Hand sitzt, während der Zeigefinger dem Stabe entlang liegt. Er ragte über den Ballen des Daumens empor, was in der Abbildung wegen des zu hellen Conturs nicht klar genug hervortritt. Der obere Theil ist jetzt abgebrochen. Doch war das Abgebrochene nicht bedeutend. Der Stab konnte höchstens bis zur Mitte des Vorderarms reichen, was daraus ersichtlich, dass bis dorthin nur die rauhe Stelle des Marmors sich erstreckt, welche durch die behinderte Arbeit bedingt war. Ein kleiner Puntello vereinigte den Stab mit dem Arme. Wäre jener weiter emporgegangen, so müsste der Puntello entfernter sitzen, und wäre die durchaus glatte Arbeit des Arms undenkbar.

Dahingegen erstreckte sich dieser runde Stab weit nach unten. Die Bruchfläche ist neben der kräftigen zum Rücken führenden Stütze noch deutlich erkennbar. Bis wohin reichte er? Fortgeführt bis zur Basis würde er gerade auf das Ende derselben treffen, in der Gegend des linken Fusses. Allein auf der Basis entdecken wir keinerlei Spur eines Ansatzes; ihre Oberfläche ist hier so glatt wie an allen anderen Stellen. Da nun aber auch am untern Beine nirgends ein Ansatz zu finden ist, die kräftige Stütze oben jedoch auf eine längere Fortsetzung mit Bestimmtheit hinweist, so ergibt sich, dass eine Abbruchstelle auf der Wadenhöhe des linken Beines mit dem besprochenen Stabe in irgendwelcher Verbindung stehen musste, oder anders gesagt, dass jener Abbruch durch den Stab verursacht ist. Die Stelle ist von vorne in unserer Abbildung nur für geübte Augen erkennbar; in ihrer Hauptfläche liegt sie jenseits der vorderen Wadenfläche. Der Abbruch ist rund, stimmt also mit der Form des Stabes.

Doch wenn derselbe sich hier ansetzte, so musste er in seinem Volumen sich bedeuteud erweitern; denn die Bruchfläche ist viel umfangreicher. Ferner ist zu bemerken, dass der Stab geradlinig fortgesetzt in der Richtung, die er an seinem oberen Ende hat, das linke Bein an gar keiner Stelle berühren, sondern höchstens neben der grossen Zehe die Basis treffen würde. Allein wir gewahren schon bei dem Zeigefinger eine sanfte Krümmung nach rückwärts, so dass der Stab in dieser Richtung fortgeführt ungefähr auf die Mitte der Wadenhöhe fällt. Aber auch so noch besteht eine gewisse Distanz zwischen Abbruch und Stab. Und was soll ein Stab, der wenn auch nur leise, so doch ohne Zweifel gekrümmt ist? Oder soll man dies für eine Nachlässigkeit des Bildhauers nehmen? Letzteres wäre an und für sich wohl nicht unmöglich. Allein da wir die Abbruchstelle rund sehen,

wie den Stab, da wir eine Stütze an jener Stelle und von jener Form nicht wohl annehmen können, da zuletzt der Stab nicht weiter reichen konnte, so ergibt sich, 1) dass er von der Hand bis zu dem besagten Abbruch eine bedeutende Curve ausführen musste und 2) bis zu seinem Ende an Volumen zunahm. Ein Stab aber von dieser Form ist nichts anderes, als das Pedum (*λαγωβόλον*), eines der bekanntesten Attribute der Satyrn, hier nur nicht nach oben, sondern nach unten getragen.

Somit hätten wir den Satyr an einem sicheren Abzeichen erkannt. Aber auch der Körper selbst ist gut gekennzeichnet. Der jugendliche Körper ist kräftig und wohlgebaut. Allein nicht gleichmässig ist er durchgebildet, sondern es fällt ein gewisser Contrast zwischen Rumpf und Beinen leicht auf. Jener ist weicher, fleischiger, diese aber sind ganz Muskel und Sehne, von ausserordentlicher Leistungsfähigkeit und Straffheit. Laufen und Springen gehört offenbar zu den Hauptthätigkeiten unserer Gestalt. Während wir dem Rumpfe gegenüber noch an Dionysos denken könnten, wird es anbetrachts der Extremitäten schlechterdings unmöglich. Ich weiss nicht, ob ich vielleicht zufällig der erste bin, der in der Satyrbildung auf diesen charakteristischen Contrast von Beinen und Torso aufmerksam macht, allein dieselbe Wahrnehmung wird schon Mancher, ohne sie so bestimmt auszusprechen, an zahllosen guten Bildwerken bestätigt gefunden haben. Der Satyr ist ein menschliches Wild, das hüpft, springt, tanzt, im Nu hier, im Nu dort ist unter Bockssprüngen der verschiedensten Art. Im Rumpfe zeigt sich die Sinnlichkeit und der Mangel an athletischer Ausbildung, in den Extremitäten die Beweglichkeit, die Elasticität.

Doch auch den Rumpf kann man nicht wohl verkennen. Es ist nichts Edles in der Formation dieses Körpers; er ist derb, und selbst die Glätte der Oberfläche und die Jugend können darüber nicht täuschen. Die Figur stellt einen Burschen dar, an dem nichts zu verderben. — Dieser Streifzug auf die Charakteristik des Bildwerks belehrt uns, dass der Künstler recht wohl, was er beabsichtigte, getroffen hat, ein gesundes, lebendiges Naturkind.

Nicht weniger deutlich, als aus der Körpergestaltung springt uns der Satyrcharakter aus der Action entgegen. Schon ohne sich vorher im Einzelnen Rechenschaft zu geben von dem, was hier vorgeht, kann man diesen Satz zugeben. Ein Dionysos in solcher Bewegung ist nachgerade nicht zu denken.

Die Beine sind weit von einander getrennt. Der Satyr hat eben einen grossen Schritt gemacht, indem er das rechte Bein vor und zur

Erde setzte. Das Schreiten ist klar ausgedrückt in dem Verhältniss von Ober- und Unterschenkel, welcher letztere vom Knie aus vorwärts strebt. Das linke Bein wird hierbei bis auf Zehen und Ballen vom Boden gelöst. Es ist demnach kein gewöhnlicher Schritt, den der Satyr that, es ist ein Eilschritt, wobei das linke Bein eine sehr bedeutende Streckung vollführt. Die Muskeln sind angeschwellt, die Sehnen angespannt. Der Raum, den der Satyr mit den Beinen umfasst, ist im Verhältniss zur Grösse der Gestalt sehr lang, und um seinen Schritt noch vergrössern zu können, hält er sich nicht gestreckt, sondern sinkt etwas in die Hüfte. Aber es lässt sich auch nicht verkennen, dass der Satyr den grossen Schritt wohl berechnet hat. Ober- und Unterschenkel sowie der Fuss des rechten Beines bewegen sich nämlich nicht in gleicher Richtung, sondern der Fuss ist schief aufgesetzt, verbunden mit einer Drehung des untern Schenkels. Das ist kein Schritt, der gradeaus unbeirrt seinem Ziele zustrebt, sondern ein Schritt, der genau bemessen und mit äusserster Sicherheit, wie der Sprung eines Raubthieres, ausgeführt worden ist.

Nun beachte man den scharfen Gegensatz, in welchem die Schrittbewegung zu dem Oberkörper steht. Bei einem solchen, mit dem rechten Beine ausgeführten Sprungschritte, muss nothwendigerweise die rechte Flanke des Oberkörpers vor der linken stehen; keineswegs aber kann sie ohne eine neue Zwischenwirkung so bedeutend hinter der letzteren zurückstehen wie in unserm Monumente.

Man könnte mir einwerfen: Das ist wohl wahr; allein diese Abweichung von der Naturwahrheit ist dem Umstande zu liebe geschehen, dass die Formen des Leibes und der Brust nicht dem Auge verschwinden oder zu sehr verkürzt erscheinen. Warum aber, frage ich, hat denn der Künstler seine Composition nicht so eingerichtet, dass das linke Bein den Schritt vollzog? Nein, für eine so auffallende Abweichung von dem Normalen muss ein Grund vorliegen, und dieser ist kein anderer, als folgender.

In dem Momente, wo der Satyr den Schritt gethan, vollführt er eine zweite Bewegung, aber nicht mit den Beinen, sondern mit dem linken Arme; dem Arme folgt die linke Seite des Oberkörpers, der sich, linke Flanke vor, um die rechte Hüfte drehte. Der Schritt war als solcher genügend, er trug zum Ziele. Aber einen Griff noch machte der Satyr, und was er gefasst hat, befindet sich nicht in der Höhe, sondern ungefähr in der Mitte vor ihm. Ich sage, was er gefasst hat; denn der rechte Arm, der wohl erhalten ist selbst bis auf einen

grossen Theil der Hand, ist nicht gestreckt, und so scheint die starke Vorneigung des Rumpfes mit der Armbewegung selbst im Widerspruch zu stehen. Allein wenn der Satyr nach etwas erst griffe, so würde dies naturgemäss zugleich durch eine grössere Streckung des Armes ausgeführt. Man vergleiche nur den bekannten Myronischen Satyr (G. Hirschfeld, Winckelmannsprogramm, Berlin 1872) und Bildwerke von ähnlichen Motiven. Wenn wir noch dazu die Eile bedenken, die der Satyr gehabt hat, um seinem Ziele nahe zu kommen, so will uns gar nicht einleuchten, dass die Armbewegung desselben im Erhaschen begriffen sein könne. Diese Bewegung wäre höchstens denkbar, wenn er z. B. einen Schmetterling fangen wollte, wobei er den Arm erst behutsam, ohne zu verscheuchen, so nah als möglich zu bringen hätte, um dann erst loszufahren. Allein an etwas Aehnliches ist hier eben nicht zu denken.

Der Satyr hat also schon zugegriffen, und der Arm befindet sich in einer Rückzugsbewegung. Er hält das Ergriffene fest, zieht es an sich. Jedoch müssen wir fragen, wie kam denn der Künstler dazu, gerade diesen Moment darzustellen? Sobald der Satyr, was er haben wollte, erreicht, fliegt er doch wohl sofort in seine frühere Lage zurück, ohne in dem peinlichen Zustand zu bleiben, in dem wir ihn hier sehen, den Arm mit dem Ergriffenen in der Luft und den Körper vorgeneigt?

So werden wir auf eine zweite Figur hingewiesen, auf ein lebendes Wesen, entweder mit dem Object der Begierde des Satyrs in der Hand, oder selbst das Object der Begierde, das der Satyr mit einem Sprunge eingeholt hat und an sich zu reissen sucht, allein — mit Widerstand. Die zweite Figur muss ihrerseits bestrebt sein, dem Räuber entweder den ergriffenen Gegenstand nicht zu überlassen, oder selbst nicht zu folgen. Für den Satyr ergibt sich also das Motiv des Festhaltens, für die andere Figur des Entwindens oder Entfliehens.

Die nach den Motiven des Satyrs nothwendige zweite Figur war wirklich vorhanden. In geringer Entfernung vom rechten Fusse desselben haftet auf der Basis noch ein Rest dieser zweiten Gestalt. Die Abbildung giebt denselben nicht mit der gewünschten Genauigkeit. Man unterscheidet nämlich von einem rechten Fusse die grosse Zehe und den Umriss der übrigen. Dieser Fuss berührte den Boden nur mit dem vorderen Theile der Sohle; die übrige Fusssohle löste von der Höhlung an sich vom Boden und ging in die Höhe, und zwar ziemlich steil, wie daraus hervorgeht, dass die Basis unmittelbar hinter

dem Fussrest ungehindert bearbeitet und geglättet werden konnte. Was die Maasse des Fusses betrifft, so entsprechen sie denen der Satyrfüsse. Demnach haben wir für die zweite Figur ungefähr gleiche Grösse vorauszusetzen.

Durch die Ankunft des Satyrs wurde die zweite Figur offenbar gescheucht und war dargestellt, wie sie den Versuch der Flucht macht. Wir müssen also sowohl nach dem Fussrest, als der Armbewegung des Satyrs schliessen, dass die zweite Figur keinen Streit mit ihm aufnehmen wollte und konnte. Kaum dass der Satyr sie überrascht hatte, ging sie flüchtig oder versuchte es wenigstens; allein der Satyr erfasste sie behend und hält sie nun zurück.

Wenn die Gruppe einigermassen geschlossen sein sollte, so musste nothwendiger Weise die zweite Figur mit dem Kopfe und einer theilweisen Drehung des Oberkörpers nach dem Satyr sich zurückwenden. Das linke Bein war gewiss in kräftigem Ausschritt vorgesetzt, während das rechte, dessen Fussrest wir vorhin beschrieben, in einer Lage sich befand, entsprechend dem linken Beine des Satyrs. Wie die Arme gehalten sein mochten, darüber ist schwer eine gegründete Vermuthung aufzustellen.

Oder hat etwa der Satyr die Figur, die sich ihm entziehen will, am Arme oder an der Hand festgehalten? Wir müssen diese Frage um so mehr aufwerfen, als bei der vorausgesetzten Bewegung der fliehenden Figur die Hand unseres Satyrs den Körper jener in keinem anderen Puncte berühren konnte. Denn das linke Bein musste, wie der Rest des Fusses untrüglich zeigt, gestreckt sein, so dass nur die Ferse dem Satyr recht nahe kam; eine gerade Linie aber von der Hand des Satyrs auf die Basis gezogen, fällt gerade hinter den Fussrest.

Um diese Frage zu entscheiden ist nothwendig, einen Blick auf die Hand des Satyrs zu werfen. Wenn diese Hand einen menschlichen Arm von dem Umfang, welcher der Grösse unserer Figur entspricht, umfassen sollte, so müssten der Daumen und die übrigen vier Finger der Hand viel weiter von einander gespannt sein, um einen nur einigermassen festen Griff zu thun; auch müsste die Handfläche mehr nach aussen gewendet sein, statt nach unten; zuletzt aber wäre auffallend, dass an dem erhaltenen Theil der Hand weder ein Rest noch eine Spur des darin anliegenden Armes der zweiten Figur sich vorfindet. Statt dessen wölbt sich die Fläche der Hand etwas nach unten zusammen, und ging der Daumen, ohne von dem Zeigefinger weit entfernt zu sein, nach vorwärts. Geglättet aber ist der Arm noch am Ballen der Hand;

an der inneren Handfläche ist der Marmor zwar rauh bearbeitet, allein von dem einstigen Anliegen irgend eines Objectes ist nichts zu entdecken. Alle diese Umstände wohl erwogen, müssen wir schliessen, 1) dass Daumen und Finger ziemlich nahe gegriffen haben, 2) mit der Richtung nach unten; 3) dass von Fingern und Daumen aus das gefasste Object, ohne den hinteren Theil der Hand zu berühren, zum Boden hinab ging, dahin, wo wir im Hintergrunde des rechten Fusses des Satyrs noch eine kräftige Stütze gewahren.

Diese Stütze ist ungefähr vierseitig, nur an den Rändern zugehauen; vom Beschauer gegen den Grund misst sie an der Abbruchstelle 2 Cm., der Länge der Basis nach etwas weniger. Die auffallende Stärke derselben zeigt, dass sie bestimmt war, etwas Schweres zu stützen, ein bedeutendes Stück Marmor. Die Vermuthung, dass der von dem Satyr mit der Hand gefasste Gegenstand gegen den Boden sich erstreckte, wird dadurch zur Gewissheit, dass die Stütze fortgesetzt auf die Hand trifft, direkt freilich nur auf den erhaltenen Theil der Hand, nicht den abgebrochenen Theil derselben.

Der fragliche Gegenstand war übrigens seiner Form nach complicirt; denn er lehnte sich, abgesehen von der Stütze, noch an einer andern Stelle an, nämlich an der hinteren, dem Auge nicht sichtbaren Wandung des rechten Unterschenkels des Satyrs. Dort befindet sich eine Abbruchstelle mit Puntello, welches nicht gegen den Baum, sondern gegen den jetzt leeren Raum zwischen diesem und der grösseren Stütze gerichtet ist. Es muss also das Object, welches uns beschäftigt, oben von den Fingern des Satyrs gefasst gewesen, ohne den Ballen der Hand zu berühren, gegen die grosse Stütze hinabgegangen und doch noch weiter zurück an dem innern Schienbein des Satyrs angelegen sein. Erwägen wir nun, dass die zweite Figur, welche sich dem Satyr entziehen, ihm entfliehen will, keine andere als eine weibliche sein konnte, ferner, dass er sie weder am Körper, noch, wie wir gesehen, am Arm festhalten konnte, so bleibt nur die einzige Möglichkeit, dass er sie an der Gewandung festhielt. Dazu aber passen vortrefflich die beschriebenen Stützpunkte. Die Gewandung flog von der Hand herab nach rückwärts bis an das linke Bein des Satyrs, die Masse aber wurde von der Stütze gehalten. Die dünnere Gewandung riss bei Zertrümmerung der Gruppe mit den darin haftenden Fingern ab, die massige Stütze aber und das kleinere Puntello blieben.

Die Scene ereignet sich im freien Felde; das zeigt der Baum, der hier nicht bloss als Stütze dient, sondern als wirklicher Baum geär-

beitet und gekennzeichnet ist. Er hat mehrere Auszweigungen, von denen die erste unten dem linken Beine mehr Festigkeit gibt, aber von vorne nicht sichtbar ist, andere dagegen einst über die Figur vorragten, wie über den rechten Oberarm und die rechte Schulter, über den Scheitel und über die Stirne. Als diese Ausläufer noch vollständig waren, werden sie durch sprossendes Laubwerk verziert und belebt gewesen sein.

Der Angriff auf Bacchantinnen und Nymphen von Seite lüsterner Satyren gehört zu den gewöhnlichsten Vorwürfen der griechischen Kunst, besonders von der alexandrinischen Epoche ab durch die griechisch-italische Kunst bis zu ihrem Verfalle. Es sind meist Reliefs oder Werke der Malerei, die solche Scenen darstellen, was sich sehr leicht dahin erklärt, dass dieser Vorwurf überhaupt malerischer Natur ist. Nur der indiscretere Angriff oder Kampfscenen boten eine Linienentfaltung für das Runde geeignet, nicht die Verfolgung, die besser auf der Fläche sich darstellen lässt.

Einige Darstellungen, den Motiven nach unserer Gruppe näher verwandt, will ich nicht unterlassen besonders anzuführen.

Anc. Marbl. in the Brit. Mus. II. pl. 1. Dieses Relief ist instructiv zur Vergleichung mit der Bewegung unseres Satyrs. Dort geht nur der Arm nicht so kräftig zurück wegen des grösseren Widerstandes, den die Nymphe leistet; sie sucht mit ihrer Rechten den Satyr zurückzuschieben und mit der Linken das erfasste Gewand dem Zudringlichen zu entreissen. Auch der Baum fehlt nicht, der die Landschaft andeutet.

Clarac Mus. d. sculpt. pl. 126, 148. Im Gefolge des Bacchus sehen wir in dem Sarcophagbilde links vom Beschauer einen Satyr, ganz von der Bewegung des unsrigen, nur von der umgekehrten Seite; die Nebris deckt ihm den Rücken und die linke Schulter; in der linken Hand hält er einen Stab, wahrscheinlich den Thyrsus. Während Schritt und Biegung des Körpers ziemlich genau unserer Statue entsprechen, ist der Arm mehr gestreckt; er greift nämlich erst nach dem Gewand der Bacchantin, deren linker Schenkel entblösst ist. Sie wendet sich, mit einem Chiton bekleidet, der die rechte Brust freilässt, nach dem Angreifer zurück, die ausgestreckte Linke scheint abzuwehren.

Gerhard Ant. Bildw. Taf. CX. Von den beiden Seitenbildern des Sarkophags ist das rechts abgebildete unserem Bildwerke besonders verwandt. Der Satyr eilt vorwärts, mit Pantherfell um die linke Schulter und Pedum in der Hand; er hat die Verfolgte bereits einge-

holt und sucht sie nun an dem Zipfel des Gewandes festzuhalten. Der Chiton der Bacchantin fliegt zurück, ihre erhobene Rechte fasst ein im Bogen fliegendes Gewandstück, während die Linke das vom Satyr gefasste Ende zu entreissen sucht.

Mon. d. Inst. 1868. tav. 80: Zwei Seitenbilder eines Sarkophags von ähnlicher Composition, die ich nicht anführe, als ob das Motiv unseres Bildwerkes dort wiederkehrte, sondern vielmehr wegen der Verwandtschaft der Gruppirung. Besonders entsprechend ist in dieser Hinsicht das Bild rechts, wo auch der Baum zwischen Satyr und Bacchantin angebracht ist. Beide schweben im Tanzschritt, der Satyr aber drückt sein Begehren durch die vorgestreckte Hand aus.

Wir kommen nun zum zweiten Theil unserer Aufgabe, zur Bestimmung des kunsthistorischen Werthes des Werkes.

Ich habe schon des Oefteren auf die Bearbeitung des Werkes hingewiesen. Die Rückseite lässt sich kaum skizzirt nennen. Selbst die beiden Beine sind auf ihrer Innenseite nur roh bearbeitet; der Baumstamm ist nur vorne gerundet und geglättet, im Rücken aber flach und grob zugehauen. Es ist demnach klar, dass unsere Gruppe nicht bestimmt war, von mehr Seiten als von der vorderen betrachtet zu werden.

Wenn wir das auf Rechnung des Verfertigers setzen müssen, so ist doch hingegen die Composition selbst nur für eine Seite berechnet. Auch besser im Rücken ausgearbeitet, wäre die Gruppe kein Rundwerk im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie wirkt ihrer ganzen Composition nach wie ein Hochrelief. Der reliefartige Charakter offenbart sich besonders dadurch, dass keine Linie über eine gedachte äussere Fläche herausspringt, ja man darf vermuthen, dass der rechte Arm mit dem Pedum diesem Princip zuliebe etwas gewaltsam nach innen angeordnet wurde. Diese Art, Gruppen zu componiren, nimmt in der griechischen Kunst erst in der Zeit überhand, in welcher man einen gewissen Stolz darein setzte, reiche, malerische Motive auch für die Plastik zu erobern, in welcher man Vorwürfe, in guten Zeiten nur der Malerei oder höchstens dem Relief eigen, in Gruppen anzuordnen und auszudenken, für besonders kunstvoll erachtete. Die Diadochenperiode ist die Zeit, welche uns die ersten und auch die vorzüglichsten Werke einer solchen plastischen Malerei geliefert, welche diesem Geschmack zuerst gehuldigt hat.

Die Statue ist aus feinkörnigem lunensischen Marmor, und in den Körpertheilen bis zu einer Reflex gebenden Glätte polirt; Marmor und

Bearbeitung geben dem Bildwerke ein nahezu alabasterartiges Aussehen. Die ausführende Hand zeigt Sorgsamkeit und Fleiss in allen Theilen', die dem Auge offen lagen. Detailkenntnis aber scheint nicht die starke Seite des Künstlers zu sein: die rechte Hand mit dem Stabe ist gröblich verzeichnet, der Zeigefinger, der am Stabe hinabliegt, um ein beträchtliches zu lang, die drei eingebogenen Finger könnten ebensogut die drei Zinken irgend eines Instrumentes darstellen; auch die Ausarbeitung und Zeichnung der Fusszehen lässt viel zu wünschen übrig. Besonders anzumerken ist die technische Behandlung der Stellen, wo Theile sich trennen; da sehen wir nämlich die in der Verfallzeit übliche Methode, mit dem Spitzeisen harte, im Contur unbewegte Gräben einzuarbeiten.

Wir werden angesichts des Erwähnten für die Verfertigung des Bildwerks auf die römische Kaiserzeit geführt. Die berührte glatte Behandlung kennen wir allerdings schon aus den Werken der früheren Kaiserzeit, allein so recht in Blüthe kommt sie erst in der Zeit des Hadrian, nach vielen Monumenten zu urtheilen, die mit Sicherheit in jener Zeit entstanden und zum grossen Theil in seinen Villen gefunden sind. An Glätte kann sich mit unserer Statuette nur das berühmte Relief, das den Antinous darstellt, in der Villa Albani und Aehnliches messen. — Aber wozu halten wir uns allein an diese, wenn auch wichtige, so doch äusserliche Erscheinung? Auch die eigentliche Stilistik beruht auf den Principien der hadrianischen Epoche, und stimmt hierin überein mit jenem Werk, sowie, um ein zweites hervorragendes Beispiel zu erwähnen, das Jedermann bekannt ist, mit der Antinousstatue in der Rotunde des Vatikan, gefunden in der pränestinischen Villa des Hadrian. Man kann nicht sagen, dass in diesen Werken die Zeichnung fehle. Die einzelnen Partien sind recht kräftig angelegt und durchgeführt; allein wie die Conture an allzu grosser Stumpfheit leiden, so sind die Muskeln zu stark überdeckt, das Fleisch zu trocken und saftlos. Kein Blut scheint diese Körper zu durchdringen, kein Leben darin zu pulsiren; wie gestampft und gepolstert nehmen sie sich aus. Und dazu noch die geleckte polirte Behandlung der Oberfläche! So unser Satyr, so die Stilistik der hadrianischen Zeit.

Damit haben wir für unser Monument eine gesicherte Zeitbestimmung gewonnen. Jedoch muss ich noch einen wichtigen Zusatz machen. Wir kennen den Zeitpunkt, in welchem die erwähnte Stilistik zur Blüthe gelangte, allein weniger ist bis jetzt dargethan, wie lange sie

andauerte. Eine Untersuchung hierüber zu führen, ist hier nicht der Platz. Desshalb mag der Hinweis genügen, dass Büsten des Marc Aurel, des Commodus in grosser Anzahl jenen Stil noch an sich tragen, woraus wir ersehen, dass jene unter Hadrian in Schwung gekommene Stilistik ein gewisses Leben hatte. Zu weit dürfen wir trotzdem mit unserem Bildwerke nicht herabgehen. Alles Wesentliche zeigt doch noch eine gute, lebendige Tradition, die wir in den Sculpturen aus der Zeit des Septimius Severus schon bedeutend geschwunden sehen. Da hingegen die obengerügte Schwäche in der Behandlung des Details keineswegs auf Nachlässigkeit, sondern auf einen gröberen Geschmack, auf beginnenden Verfall hinweist, der auch in den erwähnten Trennungen zu Tage tritt, so müssen wir die Entstehung des Werkes etwas entfernt von der hadrianischen Zeit ansetzen, in der die Kunst noch in einer Art von Blüthe steht, freilich um rasch abzufallen. Wir werden also die Wahrheit treffen, wenn wir rund die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. als die Entstehungszeit des Bildwerks annehmen[1]).

Eigenthümlich ist die grosse Vorsicht des Künstlers, durch viele Stützen der Möglichkeit eines Bruches vorgebeugt zu haben, was gewiss geschehen ist, um das Werk transportfähiger herzustellen. Es wird demnach nicht zu weit gegangen sein, wenn wir daraus schliessen, dass das Werk in Italien verfertigt und von dort zu den Trevirern versendet worden sei.

Allein ist denn unser Werk ein Original im eigentlichen Sinn des Wortes? Unmöglich. Das zeigt theilweise schon die gröbliche Vernachlässigung aller dem Auge entzogenen Stellen. Noch deutlicher aber zeigt es sich durch die mangelhaften Kenntnisse, die der Meister an vielen Theilen bekundet. Da handelt es sich nicht um geniale Vernachlässigungen des Untergeordneten, sondern um wirklichen Mangel an Kenntnissen und Fertigkeiten. So recht im Gegensatze mit der Arbeit verkündet die ganze Composition und Erfindung einen künstlerischen Geist, wohl vertraut mit dem menschlichen Körper und den Gesetzen der Kunst, ja die Analyse hat uns gezeigt, dass das Werk eine kritische Betrachtung bestehen kann, dass eine treffende Charakteristik darin vorherrscht. Es kann also nur eine der zahllosen Copien oder Reproductionen sein, welche in der Kaiserzeit

---

1) Die bei denselben Ausgrabungen gefundenen Münzen sind sämmtlich aus späterer Zeit, woraus nicht geschlossen werden darf, dass das Kunstwerk gleichzeitig mit den gefundenen Münzen entstanden sein müsse.

ein Heer von untergeordneten Künstlern beschäftigten, zahllosen Ateliers ihr Brod verschafften. Es handelte sich bei diesen Reproductionen nicht um stilistisch genaue Wiedergabe, nicht um Kunstwerke, die zum Studium der Kunstgeschichte dienen könnten (solche Copien wurden nur von den Vornehmsten bezahlt, solche Aufgaben stellten sich nur die auserlesensten Künstler) sondern um Wiedergabe einer bekannten Composition im allgemeinen. So trägt auch das vorliegende Werk durchaus das Gepräge der durch Hadrian eröffneten Epoche, und dennoch haften ihm die Spuren einer andern an, die seines Originals. Ganz also kann es seine Herkunft nicht verleugnen. Mag auch noch soviel Modernes aufsitzen, der ursprüngliche Charakter leuchtet doch hindurch, der Charakter der Diadochenperiode [1]).

Schon der Stoff weist auf jene Epoche hin, die Zeit der Idyllendichtung, in welcher das Leben und Treiben neckischer, lüsterner Satyre, ihr Verhältniss zu Bachantinnen und Nymphen ein besonders willkommenes Thema war. Eine Reihe von statuarischen Satyrbildern, die in jener Zeit entstanden sind, bekunden uns auch diese Vorliebe; so der oft wiederholte trunkene, der auf dem Schlauche liegt und mit der Hand ein Schnippchen schlägt; der wohlbekannte, der sein Schwänzchen sucht; der tanzende aus der casa del Fauno in Pompeji; der im Flötenspiel sich drehende der Villa Borghese, um nur wenige hervorragende zu erwähnen. Auch in Rücksicht des Stils lässt sich jene Vorliebe für Compositionen aus dem bacchischen Kreise in der Diadochenperiode begründen. Jene Zeit nämlich zuerst liebte kecke, drastische Bewegungen, suchte Neuheit und Originalität in der Anlage, wozu das Treiben der Satyrn reichliche Motive darbot. Am nächsten steht unsere Statue der stilistischen Bildung nach dem trunkenen (Mus. Borb. Vol. II. tav. 21; Clarac. 719, 1720; Clarac. 734 B, 1746); wobei besonders die Extremitäten zu vergleichen sind, und demjenigen der sein Schwänzchen hascht (Ann. d. Inst. 1861 p. 331; Clarac. 704 C, 1727). Wie sehr aber das Malerische der Composition auf die Diadochenzeit hinweist, das habe ich schon oben hervorgehoben.

Würzburg, im November 1876.

Flasch.

---

1) Helbig hat uns in seinem verdienstvollen Buche „Untersuchungen über d. campan. Wandmalerei," den grossen Einfluss dieser Epoche auf die römische Kaiserzeit mit reichem Material dargelegt.

7. Alte Verschanzungen an der Lippe.

(Hierzu Taf. VII.)

a. Die Steeger Burgwart.

Die Ueberreste der alten Verschanzung, welche unter dem Namen »Steeger Burgwart« zwischen Wesel und Schermbeck auf dem rechten Ufer der Lippe liegen, zeichnen sich weniger durch gute Erhaltung, als durch ihr hohes Alter und ihre Bestimmung aus. Schon vor 50 Jahren hat sie Fiedler für ein römisches Lager erklärt und davon eine Zeichnung gegeben, die jedoch nur die beiden nördlichen Wälle enthält[1]). Ich habe die Verschanzung vor etwa 8 Jahren wiederholt untersucht, und gefunden, dass nicht bloss die von Fiedler gezeichneten beiden Wälle, sondern noch die ganze Umfestigung des inneren Lagers, bestehend aus einem doppelten Walle mit Graben, wenn auch an den meisten Stellen in sehr verändertem Zustande, zu erkennen ist. Ich habe damals einen Grundriss nebst Durchschnittsprofilen an das hohe Unterrichtsministerium eingesandt und auf die Erhaltung des Denkmals aufmerksam gemacht. Durch Vergleichung mit einer Reihe in Rheinland und Westfalen untersuchter römischen Lägerplätze habe ich im Laufe der Zeit die Ueberzeugung gewonnen, dass wir in diesem Erdbau wirklich die Reste eines Römerlagers vor uns haben, wie ich dies bereits in der 5. Folge meiner neuen Beiträge näher ausgeführt habe. Bei der Anlage der Paris-Hamburger Eisenbahn war eine partielle Zerstörung des Erdwerks unvermeidlich. Unsre Tafel zeigt den Durchgang der Bahnlinie. Zuvor wurde in Folge höherer Weisung vom Sectionsbaumeister Sachse der anfolgende Plan aufgenommen, um die wissenschaftliche Thatsache dieser römischen Befestigung zu retten. Sie erhebt sich im mittlern Plateau c. 13′, in dem ersten nördlichen Walle 21′ über die Wiesenfläche[2]) und braucht zur Vertheidigung bei 500 Mtr.

---

1) Geschichte u. Alterthümer des untern Germaniens. Essen 1824, S. 172 ff.

2) Durch ein Versehen ist der 2. Massstab, nämlich derjenige für die Höhen, auf dem Plane weggeblieben. Er folgt im Rheinischen Fussmass anbei:

Maafsstab für die Höhen 1 : 208,33.

10 5 0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 110 120 130 Fuss

Umfassung 1000 Mann, bei hinreichendem Lagerraum; bei beschränktem Lagerraum, c. 50 □' pro Mann, haben eventuell 2500 Mann Platz darin. Historisch bedeutsam wird diese Verschanzung als das erste an der von Castra Vetera nach Aliso führenden Strasse gelegene Marschlager. Dass man es als solches, als die erste Etappe dieser Strasse, zu erkennen hat, ist von mir bereits in der Jenaer Literaturzeitung 1874, 25. ausgesprochen worden. Dagegen halte ich die vielverbreitete Meinung, die Steeger Burgwart habe zur Deckung eines hier stattgefundenen Lippeüberganges gedient, für völlig unbegründet, schon darum, weil durchaus keine Spuren von einer an dieser Stelle über die Lippe führenden Strasse bis jetzt gefunden sind; auch müsste das Lager in einem solchen Falle mit einer dauernden Besatzung versehen gewesen sein, und sich daher römische Anticaglien vorfinden, während selbst beim Durchstich des Terrains behufs der Eisenbahnanlage nichts Bemerkenswerthes zum Vorschein gekommen ist. Die von Castra Vetera nach Aliso ziehende Strasse, die ich vom Rheine bei Bislich an Dorsten, Haltern, Olfen, Lünen, Werne vorbei bis Hamm verfolgt habe, und an welcher unsre Verschanzung, gleich den übrigen, ein blosses Etappenlager war, hält sich stets auf dem rechten Ufer der Lippe, ohne in der genannten Strecke irgendwo den Fluss zu überschreiten. Indessen vermuthe ich, dass unserm Denkmale noch eine besondere historische Bedeutung zukömmt, und es vielleicht das Lager ist, in welchem sich Tiberius im J. 11 n. Chr. aufhielt, als er den Geburtstag des Augustus feierte, eine Vermuthung, zu deren Begründung noch einige Detailuntersuchungen in der Umgebung nothwendig sind.

b. Alte Verschanzung bei Hünxe.

Unter den zahlreichen alten Verschanzungen, welche auf den Höhen wie in den Niederungen des rechtsrheinischen Theiles unserer Provinz sich erhalten haben, nimmt die am Hofe Schult am Berge, $^1/_4$ Meile südöstlich von dem Dorfe Hünxe, eine hervorragende Stelle ein. Leider ist von der sehr complicirten Anlage im Ganzen kaum noch ein Drittel deutlich erhalten und auch den noch erkennbaren Ueberresten droht eine fortschreitende Veränderung und Zerstörung. Es ist daher in hohem Grade anzuerkennen, dass durch die Sorgfalt der hiesigen Königlichen Regierung für die Erforschung und Erhaltung der alten Denkmäler eine Aufnahme dieses merkwürdigen Alterthumsrestes bewirkt worden ist. Dieselbe ist durch den K. Regierungs- und Baurath Herrn Lieber, dem wir bereits einen Plan

der alten Schanze bei Hilden verdanken, erfolgt, und mir durch Verfügung der hiesigen K. Regierung mitgetheilt worden. Wir sehen auf der beiliegenden Tafel VII einen Warthügel [1]) mit einem danebengelegenen zweiten Hügel zum Aufenthalte des Wächters, und damit eine Burg (Zufluchtsort) verbunden, welche in zweien, durch Wälle und Gräben getrennten Abtheilungen die obgenannten Hügel concentrisch umgibt. Beachtenswerth für die Zeitbestimmung ist die Wahrnehmung, dass die Anlage nicht ohne mathematische Construction ausgeführt ist, jedoch kann eine nähere Besprechung ihres Ursprunges erst dann erfolgen, wenn die Pläne einer grösseren Zahl solcher Burgen vorliegen und wenigstens in den bedeutenderen die wünschenswerthen Nachgrabungen stattgefunden haben. Indess lässt die Vergleichung mit andern Verschanzungen in Rheinland und Westfalen die Anlage wohl als eine germanische ansehen. Die Ringwälle fordern bei 350 Mtr. Umfang 700 Mann Besatzung, könnten bei 50 □' pro Mann aber c. 1500 Mann aufnehmen.

Düsseldorf. J. Schneider.

8. Das Blei-Reliquiar in Limburg a. d. Lahn und der Erbauer des dortigen Domes.

Hierzu Taf. VIII.

Der herrliche, auf steilem Felsvorsprung mit seinen sieben Thürmen weithin das Land beherrschende Dom zu Limburg a. d. Lahn wurde

1) Zur Erläuterung des Planes sei bemerkt, dass die mit Zahlen bezeichneten Horizontalschnitt-Curven in Abständen von je einem Meter von einander entfernt liegen, so dass die Curve No. 7 fünf Meter über der Horizontalebene No. 2 liegt, welche letztere mit der Wasseroberfläche in den Gräben der Verschanzung in gleicher Höhe sich befindet. Die Curve No. 6 liegt vier Meter, die Curve No. 5 drei Meter u. s. w. über jener Oberfläche, wogegen die punktirten Curven No. 1 und No. 0 einen bez. zwei Meter darunter liegen. Die vorgedachte Wasseroberfläche ist durch eine Schraffirung in horizontalen Strichen den Terrainflächen gegenüber ausgezeichnet worden.

in den letzten Jahren auf Kosten unserer Regierung im Aeussern und Innern prächtig restaurirt. Von den im Laufe der Zeit entstandenen zopfigen Anwüchsen befreit, prangt er heute wieder in verjüngter Schönheit.

Zu den abscheulichsten Zuthaten, durch welche Ungeschmack und Unverstand den Gesammteindruck der herrlichen Architectur im Innern fast ganz vernichteten, gehörte unstreitig der Hauptaltar, welcher Dank der barbarischen Verschönerungswuth des damaligen Stiftscapitels vor gerade hundert Jahren den prächtigen, noch aus der Erbauungszeit stammenden Ciborienaltar verdrängte. Beim Abbruch dieses letzteren fand man am 27. September 1776 gelegentlich der vom Dechanten Darnuf vorgenommenen Oeffnung des Altarsepulchrums in demselben ein höchst merkwürdiges Reliquiar, von welchem, da es sofort in den neuen Altar reponirt wurde, bislang uns Zeichnung und Beschreibung nur durch Kremer in seinen Origines Nassovicae bekannt waren. Erst bei dem wegen der jetzigen durchgreifenden Restauration nöthig werdenden Abbruch des Zopfaltars kam jenes einzig in seiner Art dastehende Reliquiar wiederum zu Tage und hat seitdem nach Herausnahme und anderweiter Unterbringung der darin vorgefundenen Reliquien im Domschatz zu Limburg neben dessen übrigen kunstgeschichtlich so bedeutenden Schätzen eine würdige Stelle gefunden.

Herr Baumeister C. Junker, welcher die Domrestaurationsarbeiten mit Umsicht und lobenswerther Pietät gegen alle nur irgendwie eine Erhaltung möglich machenden Reste leitet, hat für eine photographische Aufnahme des Reliquiars Sorge getragen, welche unserer Abbildung (Taf. VIII) zu Grunde liegt, wie wir ihm auch mehrere wichtige Notizen über dasselbe verdanken.

Das Reliquiar ist aus Blei verhältnissmässig roh gegossen; es hat eine Länge von 0,19 Mtr., eine Breite von 0,14 Mtr. und ist 0,19 Mtr. hoch. Der Behälter selbst ist in basilicaler Form construirt und mit einem Satteldach gedeckt. Die Vorderseite zeigt eine Oeffnung, die durch ein Siegel verschlossen war, der Rückseite ist eine durch lisenenartige Stäbchen in drei Felder getheilte Concha vorgelegt, wie auch die beiden Langseiten durch ebensolche Stäbchen in je drei Felder getheilt werden. Das Dach des Behälters ist gleichfalls an den Rändern mit Rundstäben verziert, welche an den Ecken in dicke Knäufe endigen. Auf demselben erhebt sich am hinteren Ende ein durchbrochener, relativ reich behandelter kuppelartiger Aufsatz, dessen rundbogige Fenster mit Nasen versehen sind und dessen Dach durch eine schindelartige

Bedeckung belebt wird, in welche mit einem scharfen Instrumente fast runde Löcher eingebohrt wurden, die das Aussehen von Dachfenstern haben. Das ganze Gehäuse wird von vier in Löwenkrallen auslaufenden Füssen getragen, welche durch vier das Maul weit aufsperrende Löwenköpfe mit den unteren Ecken des Reliquiars verbunden sind. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir in der unserem Reliquiar gegebenen Form zwar nicht ein treues Modell, aber doch eine bewusste Andeutung des Baues mit Kuppelthurm über der Vierung erblicken.

Abweichend von der früher und auch heute noch fast allgemein üblichen Sitte, in die Altarsepulchra einzig dem Zweck sorgfältigster Aufbewahrung dienende, schlicht gehaltene Reliquienbehälter einzufügen, erscheint in unserem Limburger Blei-Reliquiar zum gleichen, dem Anblick gänzlich entzogenen Zweck ein bei aller Rohheit der Mache immerhin kunst- und geschmackvoll gedachtes Gefäss. Dasselbe erhält noch einen besonderen geschichtlichen Werth dadurch, dass seine äusseren Wandungen zur Anbringung einer Inschrift benutzt wurden, die in unverwischlichen Zügen Anhaltspunkte für die Bestimmung des Alters und des Erbauers der Limburger Domkirche bietet. Schon Kremer[1]) nach der ersten Auffindung, und ihm folgend J. H. Müller[2]) und Dr. Busch[3]) haben auf den Werth derselben hingewiesen und freilich diplomatisch ungenaue Copien mitgetheilt.

Die Inschrift findet sich in den bereits oben erwähnten, durch Rundstäbchen gebildeten Feldern der beiden Langseiten des Reliquiars. Die Buchstaben sind nicht übermässig sorgfältig mit einem scharfen Instrumente zwischen Doppellinien eingeritzt und zeigen den Charakter der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Є und E, M und ꝏ, V und U kommen promiscue vor, Abkürzungen sind verhältnissmässig selten angewendet, die Orthographie lässt vieles zu wünschen (z. B. relliquiarum, babtismatis). Die Schrift beginnt auf der linken Seite, wo sie vier Hexameter in sieben durch die drei Felder quer sich durchziehenden Zeilen zeigt, während in der Fortsetzung auf der rechten Seite je ein Hexameter in einem fünfzeiligen Felde abgeschlossen wird. In die vier Ecklisenen der beiden Langseiten sind die Namen der Evangelisten eingegraben. Die Inschrift lautet:

---

1) Origines Nassovicae Tom. I, pag. 225.

2) Beiträge zur teutschen Kunst- und Geschichtskunde S. 40 ff.

3) Einige Bemerkungen über das Alter der Domkirche zu Limburg. S. 20 ff.

LUCAS ·	+ AMPLVS IN	ANGVSTA	IAGET	MARCVS ·
	HAC THES	AVRVS IN	ARCA	
	COPIA SC	TĀRV̄QVĀ	MAXIMA	
	RELLIQV	IARVM ·	QVA OMES	
	HEINRICVS STR	CTVRECONDI	TORHVIVS	
	LARGVS	LARGASVI	CVMVLA	
	VITMVNE	RATEMPLI		

MATHEUS ·	HAC DNI	PERQVOS	EXVBE	IOHANNES ·
	TESTES	VIRTVTIS	RAT PVRA	
	CONCOR	PAX ET ME	LOTIS	
	DANTPACE	DICINA	BABTISMA	
	FIDELES ·	SALVTS ·	TISVNDA	

Da wird also ein comes Heinricus genannt als conditor huius structurae, der freigebig durch die übergrosse Zahl heiliger Reliquien die ohnehin schon reichen Schenkungen an seine Kirche noch vermehrt habe. Es fragt sich nun, wer jener comes Heinricus sei? Es liegt nahe, mit Kremer (a. a. O.) an Heinrich I. von Nassau, später »der Reiche« beibenannt, zu denken, welcher mit seinem Bruder Ruprecht V. gemeinsam bis zum J. 1230, und nach dessen Eintritt in den Deutschorden noch bis 1250 allein regierte, welcher Auffassung auch Herr H. Otte [1]) sich angeschlossen hat. Unterstützt wird dieselbe noch durch den Umstand, dass die oben erwähnte Oeffnung zur Reponirung der Reliquien bei der ersten Erhebung im J. 1776 und bei der jüngsten Wiederaufschliessung ausser durch ein das Kästchen umschlingendes Pergamentband auch noch mit einem leider zerbrochenen Siegel verschlossen war, welches auf mit Greifenköpfen verziertem Thronsessel eine Bischofsfigur und die Umschrift zeigte:

THEODERICVS DEI GRatia TrevirorVM ARCHIĒP.

Dieser hier als Consecrator constatirte Theodoricus ist gewiss kein anderer, als Graf Dietrich II. von Wied, welcher von 1212—1242 den bischöflichen Stuhl von Trier inne hatte und somit ein Zeitgenosse Heinrich I. Grafen von Nassau war. Wir würden der Ansicht, welche letzteren als den in der Inschrift genannten comes Heinricus betrachtet, gerne beipflichten, wenn es nicht urkundlich feststände, dass Graf

1) Otte, Geschichte der deutschen Baukunst I, 358.

Heinrich von Nassau in und um Limburg damals noch gar keine Besitzungen hatte, und dass sein kirchliches Interesse ihn jedenfalls mehr nach Mainz als nach Trier zog.

Pfarrer Ibach zu Villmar hat, dem Anscheine nach einer Hypothese von Dr. C. Schwarz in den nicht näher citirten Miscellen zu den Annalen des nassauischen Alterthums-Vereins folgend, in seiner sehr verdienstlichen Monographie über den Dom von Limburg (bei Bock, Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters, II. Serie), unter Verwerfung des Grafen Heinrich von Nassau den Grafen Heinrich von Isenburg in dem comes Heinricus unseres Reliquiars erblicken wollen. Wie sehr aber auch Heinrich von Isenburg, der nach Ibach von 1179 bis 1220 als Herr von Limburg urkundlich erwähnt wird, bei dem Bau der auf seinem Grund und Boden neben seiner Burg befindlichen Domkirche interessirt sein mochte, er wird, nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Archivraths von Eltester, urkundlich niemals comes, sondern stets nur nobilis Dominus genannt und das Isenburgische Geschlecht hat den Grafentitel erst im 15. Jahrhundert erworben. An ihn dürfte also bei dem comes Heinricus nicht zu denken sein, ganz abgesehen davon, dass nach Busch[1]) Mechtelius berichtet (Prod. Hist. Trev. pag. 717), erst 1258 habe die Theilung zwischen Heinrich von Isenburg und seinem Bruder Gerlach stattgefunden, der 1247 als Geralacus de Limpurch die Reihe der Dynasten von Limburg eröffnete.

Eine andere und, wie wir zeigen werden, besser begründete Ansicht hat Chr. von Stramberg in seinem Rheinischen Antiquarius[2]) aufgestellt. Statt mit Kremer »den comes Heinricus auf gut Glück zu einem Grafen von Nassau zu stempeln«, ist er »nicht ungeneigt, in ihm den Grafen Heinrich III. von Sayn zu erkennen.« Dieser Heinrich III. von Sayn, auch wegen seines riesenhaften Körperbaues der Grosse genannt, war der letzte seines Stammes, da er dem einzigen Sohne und Stammhalter aus Unachtsamkeit den Schädel eingedrückt haben soll[3]). Er besass in nächster Nähe von Limburg die comicia Hadamar und war durch seine zweite Gemahlin, die Gräfin Mechtildis von Wied († 1283), ein Schwager des in der Siegellegende unseres Reliquiars erwähnten Consecrators der Limburger Kirche, Theodoricus von Wied. Er wird bereits in einer Urkunde des J. 1203 als Zeuge genannt, besass ein

1) a. a. O. S. 38, Anm. 80.

2) Mittelrhein, II. Abth. 3. Band. S. 495.

3) v. Stramberg, Rhein. Antiqu. M. Rh., III. Abth. I. Band S. 213 u. 463.

bedeutendes Vermögen und hatte noch eine ganz besondere Veranlassung, auch durch die That seinen kirchlichen Eifer mit dem Bau einer seinen Landen benachbarten Kirche zu bekunden, wofür der Trierer Erzbischof nicht verfehlte, sich ihm dankbar und gefällig zu erweisen.

Es waren ihm nämlich von dem in Deutschland mit leidenschaftlicher Strenge als Ketzerrichter fungirenden päpstlichen Legaten Konrad von Marburg religiöse Irrthümer zur Last gelegt worden, wogegen er, seine Unschuld versichernd, an den Erzbischof von Mainz appellirte. Auf dem dortigen Provinzialconcil 1233 wurde seine Unschuld erkannt und nach längerer Vertheidigung durch den Erzbischof Theodorich von Trier verkündet: der Graf von Sayn verlässt diesen Ort als guter Katholik, keines falschen Lehrsatzes ist er in der gegenwärtigen Sitzung schuldig befunden worden [1]). Dieselbe Freisprechung wiederholte sich auf dem Fürstentage, Lichtmess 1234. Sein Testament, aus der Christwoche 1246 datirt, legt seiner Gemahlin Mechtildis verschiedene Verpflichtungen ad pias causas auf.

Danach kann es kaum mehr zweifelhaft sein, dass von den drei Heinrichen, auf welche unsere Inschrift bezogen worden ist, der Graf Heinrich III. von Sayn den bestbegründeten Anspruch erheben darf, jener dort gemeinte comes Heinricus zu sein. Nach Erledigung dieser Frage drängt sich sofort aber eine neue auf, die nämlich, ob unsere Inschrift den Grafen Heinrich III. von Sayn nur als Erbauer des Altares, oder auch der Domkirche bezeichne? Aus dem Wortlaut derselben scheint uns mit Nothwendigkeit das Letztere hervorzugehen. Denn einerseits würde man, hätte es sich blos um die Schenkung (donatio) des Altars gehandelt, gewiss nicht den Ausdruck conditor structurae gebraucht, jedenfalls aber gar keinen Grund gehabt haben, die Kirche templum suum zu nennen, und weiterhin zu sagen, dass er die darauf verwendeten larga munera in neuer Freigebigkeit noch vermehrt habe. Zwar will Stramberg [2]) dies nicht gelten lassen, er sieht in Heinrich III. von Sayn nur den Erbauer des Altares und nicht der Kirche, führt aber dafür Gründe an, die wir als stichhaltige durchaus nicht anerkennen können. Er sagt: »Der Gedanke, ein solches Münster zu erbauen, konnte nur von einem Fürsten ausgehen, der über den Reichthum weiter Landschaften verfügte, und ein solcher war der Salier Konrad Kurzbold. Einem Grafen Heinrich aus dem XIII. Jahrh.

---

1) v. Stramberg, a. a. O., M. Rh. III. Abth., I, 208 ff.

2) a. a. O., M. Rh. II. Abth. III, 493 ff.

den Riesenbau zuschreiben, heisst gegen die Möglichkeit verstossen. Allerdings trägt das Münster nicht den Stil des X., sondern jenen des XII. oder XIII. Jahrh., aber wer mag denn behaupten, dass Konrad Kurzbold, der Begründer, auch sein Werk vollendet habe, wer kann es unmöglich finden, dass zwei Jahrhunderte lang in Limburg gebaut worden, nachdem wir im Laufe von sechs Jahrhunderten mit dem Dom zu Köln noch nicht fertig geworden sind?« Und weiterhin meint er »das colossale Gebäude...... hinzustellen, musste bei dem zerstückelten Zustand der Provinz, während alle Kräfte der Kirchenfürsten ihren Kathedralen zugewendet waren, dem Ausgang des XII., dem XIII. Jahrh. eine Unmöglichkeit sein, keiner der Grossen jener Periode hätte Aehnliches vermocht.« Nun ist es aber für Jeden, der aus den charakteristischen Merkmalen eines Baues einen annähernd festen Schluss auf dessen Entstehungszeit zu ziehen gelernt hat, völlig klar, dass Herr von Stramberg hier im Irrthum ist, und dass unmöglich auch nur der Grundriss[1]) der heutigen Domkirche unter dem Gaugrafen Konrad Kurzibold concipirt sein könne, der im Jahre 909 an jener Stelle ein Collegiatsstift nach Chrodegangs Regel errichtete und dabei eine Basilica an Stelle der schon durch Erzbischof Hetto von Trier (814—847) consecrirten ersten Limburger Kirche des h. Georg erbaute. Dieser Grundriss qualificirt sich mit Chorumgang, Querschiff und Kuppelanlage so sehr als ein durchaus originelles Werk des beginnenden XIII. Jahrh., dass jeder Gedanke an einen Entwurf desselben in der Zeit des Konrad Kurzibold direct ausgeschlossen ist. Recht unglücklich gewählt ist der Hinweis auf den langhingezogenen Ausbau des Kölner Domes, der ja strengstens nach den Originalplänen und ganz im Geiste seiner Gründungszeit vor sich geht. Die damit motivirte Möglichkeit, dass zwei Jahrhunderte lang an der heutigen Domkirche in Limburg gebaut worden sein könne, müssen wir aber auch Angesichts des ganzen Aufbaues[2]) entschieden in Abrede stellen. Wir kennen keine grössere Kirche am Rhein aus der romanischen und Uebergangsperiode, die so wie die Limburger in allen ihren Einzelheiten als einheitliches, gleichsam in einem Guss hergestelltes Werk sich uns darböte. Ausser einem kleinen Säulchen mit

1) Abbildung bei Otte, a. a. O. S. 358, Lübke, Geschichte der Architectur, 4. Aufl. S. 376 und Ibach, a. a. O. S. 5.

2) Abbildung bei Otte, a. a. O. S. 360 Fig. 173, Ibach, a. a. O. S. 7, 11 und 15.

Würfelkapitäl in einem Fensterchen der Südseite haben wir an dem ganzen Bau auch nicht ein Bauglied zu entdecken vermocht, das noch dem X. Jahrh. entstammen könnte, und müssen darum den Konrad Kurzibold als Erbauer der heutigen Kirche, respective als Zeitgenossen des Concipienten ihres Bauplanes, refüsiren.

Es ist gewiss richtig, dass der Erbauer der grossartigen Limburger Domkirche ein ganz enormes Vermögen müsse besessen haben. Das letztere war aber bei Heinrich III. von Sayn der Fall, von dessen Wittwe uns v. Stramberg[1]) berichtet, dass sie in Erfüllung des oben erwähnten Testaments ihres Gatten und aus eigener Frömmigkeit die Klöster zu Blankenberg, Herchingen a. d. Sieg und Drolshagen stiftete, dass sie bei der Abtei Heisterbach ein Hospital für 13 Arme errichtete, und ausserdem die Schlösser Wied, Windeck und Rennenberg, die Ortschaften Rosbach, Linz, Leubsdorf, Neustadt, Asbach, Windhagen, Gielsdorf, Sechtem und eine neuerbaute Burg in dem Kirchspiel Breidbach an der Wied der kölnischen Kirche zuwendete. Solche Schenkungen zeugen doch gewiss von einem ganz bedeutenden Reichthum, der es möglich erscheinen lässt, dass Heinrich III. von Sayn, vielleicht unter Zuhilfenahme der disponiblen Mittel des St. Georgs-Stiftskapitels, im Kirchensprengel seines Schwagers, des Erzbischofs Dietrich von Trier, die Domkirche zu Limburg erbaute, die dann auch mit Recht in der Inschrift des Bleireliquiars suum templum genannt wird.

Bei der Wichtigkeit, welche somit das Limburger Blei-Reliquiar in archäologischer und baugeschichtlicher Hinsicht beanspruchen darf, ist es mit Dank anzuerkennen, dass die Bemühungen des Conservators der Kunstdenkmale in Preussen, Herrn Geh. Rath von Quast, demselben einen allgemein zugänglichen Platz im Limburger Domschatz erwirkt haben. Denn wenn auch dem anfangs gehegten Plane, das Reliquiar, seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechend, in das sepulchrum des neu zu errichtenden Altares einzulassen, als einem pietätvollen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, so gebührt doch der endgiltigen Entscheidung vor demselben der Vorzug, weil es sich hier um ein einzig in seiner Art dastehendes, in doppelter Rücksicht wichtiges Document handelt.

Viersen. **Aldenkirchen.**

---

1) a. a. O. M. Rh. III. Abth. I, 210 ff.

---

denn die jüngere Zeit in vollem Masse für die Verbreitung der wichtigen Quellenschrift Sorge getragen.

Eine gleichzeitige Handschrift der Reimchronik hat sich nicht erhalten, nur eine Abschrift aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, welche ehemals dem Kloster Herrnleichnam zu Köln gehörte und jetzt in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. aufbewahrt wird, ist mit späteren Copien noch vorhanden. Die Auffindung zweier Pergamentblätter aus dem dreizehnten Jahrhundert, im Stadtarchiv zu Düsseldorf, welche die Verse 3979—4103 (3976—4100 bei v. Groote) enthalten, war dagegen insofern von erheblichem Werthe, als sie bei der neuesten Ausgabe den Versuch einer Textverbesserung des Ganzen vermittels der Analogie wesentlich erleichterte.

Während allseitig anerkannt wird, dass die Reimchronik, neben ihrer historischen Wichtigkeit, als eines der ältesten und umfangreichsten Denkmale niederdeutscher Mundart sehr hoch zu schätzen sei, gehen die Urtheile über ihren poetischen Werth weit auseinander, und selbst bei den Mitarbeitern an der neuesten Herausgabe begegnet man in dieser Beziehung einer auffallenden Divergenz, indem der Verfasser des ersten Abschnittes der Einleitung sich (S. 9) dahin ausspricht, dass Hagene kein Dichter gewesen und im Wesentlichen nur die Form bei ihm poetisch sei, wogegen im zweiten Abschnitt (S. 20) die Meinung geäussert wird, dass er unverkennbar nicht unbedeutende poetische Talente besessen habe. Diese günstigere Beurtheilung steht nicht vereinzelt, da z. B. auch Heinr. Kurz [1]) der Reimchronik einen erheblichen poetischen Werth zuerkennt. Soll sich der Verfasser dieser Abhandlung gestatten, den Eindruck, den die Lectüre der Reimchronik bei ihm zurückgelassen, hier auszusprechen, so stellt er sich ohne Schwanken auf die Seite des ersteren, minder günstigen Beurtheilers und gehört zu den Lesern, welche dieses Dichtwerk keineswegs durch poetischen Reiz zu fesseln vermöchte. Nur als seltene Ausnahme scheint

---

So vermögen wir nicht der Deutung, die dem Ausdruck »keilsticher« oder »keilstecher« (V. 1249 u. 1756) mit Bildstecher oder Graveur gegeben ist, zuzustimmen, sondern halten v. Groote's Auslegung: »Kehlstecher, verächtlich statt Metzger, überhaupt ein roher Mensch, der einem das Messer an die Kehle hält« für die zutreffende, so dass der Ausdruck zugleich in beschimpfender Absicht gegen den Verräther Hermann gebraucht ist. Der Teutonista von G. v. d. Schueren (Ausg. v. 1804, S. 137) verweist bei »Kelensteken« auf »Halsafsteken«.

1) Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I. S. 456 d. 5. Aufl.

mir an die Stelle eines breitspurigen, ermüdenden Pflegma's eine warme, lebendige Darstellung zu treten, selbst die legendarischen Erzählungen, die eine durchaus vortheilhafte Stoffunterlage boten, fallen mitunter durch ihre Plattheit auf, und Gestalten wie die h. Ursula, wo man Zartheit gepaart mit schwungvoller Gottbegeisterung erwarten dürfte, ergehen sich in Ausdrücken, die der Plumpheit und Rohheit nur zu nahe kommen.

Nur Weniges ist über Meister Godefrit's Lebensverhältnisse bisher bekannt geworden. Zunächst waren es die Angaben, mit denen er selbst an einigen Stellen seiner Dichtung von seiner eigenen Person redet. Nahe dem Schlusse heisst es da mit Beziehung auf die zwischen dem Erzbischof Engelbert und der Stadt Köln zu Stande gekommene, in der Stiftskirche zur h. Maria ad gradus öffentlich verlesene Sühne:

»de soine meister Godefrit overlas,
de der stede schriver was«.

und ganz zuletzt:

»na godes geburt dusent jair
zwei hundert und sevenzich [1]) dat is wair,
meister Godefrit Hagene maichde mich alleine,
nu biddet siner selen gudes gemeine.
Amen Amen Amen Amen Amen«.

Früher [2]) gedenkt er einer beschwerlichen, von mancherlei Misslichkeiten begleitet gewesenen Wanderung nach Neuss, wo er alle Eingänge verschlossen fand und die Nachricht erhielt, dass der Graf von Cleve mit seinem Heere gegen Köln vorgerückt sei:

»ich arme man quam durstich darvur,
i'n vant offen porze noch dur
und was do sente Peters bode«.

Es geschah im October 1268. Dass sich Hagene hier St. Peters Bote nennt, hat zu mehrfachen Deutungen Veranlassung gegeben. Gewöhnlich nimmt man an, dass er einen Auftrag des Domcapitels

---

1) Hier liegt ein Irrthum vor, da die gleich vorher erwähnte Sühne am 16. April 1271 abgeschlossen und am 20. desselben Monats verkündet worden war.

In den Chroniken der niederrheinischen Städte wird S. 6 die Entstehung der Reimchronik sogar in die Jahre 1277—1287 gesetzt.

2) Vers 5554 u. ff. der Ausg. in d. Chroniken.

ausgeführt habe. Wie aber stimmt es zu einander, dass Hagene, der schon im August desselben Jahres, wie wir sogleich aus einer von Lacomblet zuerst veröffentlichten Urkunde erfahren werden, als clericus coloniensis die Sache der Stadt vertrat, zu gleicher Zeit auch dem Domcapitel seine Dienste gewidmet haben soll? Ich halte dafür, dass die Auffassung nicht auszuschliessen sei, er habe den Botengang im städtischen Auftrage gethan. Wenn auch die Stadt Köln zu jener Zeit nicht für eine bischöfliche Stadt gelten wollte und sich im Besitze wichtiger Privilegien befand, so wird man im vorliegenden Falle sich erinnern dürfen, dass sie jedoch mit dem ganzen Erzstifte den h. Petrus als ihren obersten Patron anerkannte, dessen Bild auch in ihre Siegel aufgenommen war und blieb [1]). Daraufhin konnte ein Botschäfter aus Köln sich wohl St. Peters Bote nennen, namentlich in einer Dichtung.

Bedeutungslos mag eine etwas spätere Stelle [2]) sein, wo er zwischen Betrachtungen und Rathschläge die Worte einschiebt:

»as ich it van buissen hain vernumen
in landen dar ich in bin kumen«,

da sie nicht zu der Annahme berechtigt, dass er ein viel- und weitgereister Mann gewesen. Eingeleitet hat er seine Rathschläge [3]) mit einer Probe seltenster Bescheidenheit, die ihren Ursprung wohl weit mehr dem Reimbedürfnisse als seiner Charakterverfassung verdankt:

»Ir alle die mich hoert mit oren,
geloift mir armen dumben doren«.

Aufrichtiger mag wohl das Bekenntniss gleich im Anfange seines Werkes gemeint sein, wo er nach Anrufung der göttlichen Hülfe sagt [4]):

»nu enbin ich leider so kunstich neit
dat ich dat boich moge volmaichen«.

Eine auch mit Bezug auf unseren Chronisten interessante Urkunde brachte Lacomblet [5]) nach einer notariellen Abschrift im Stadt-

---

1) M. s. Abbildungen der beiden ältesten Stadtsiegel in Lacomblet's Urkundenbuch Bd. I und II, sowie im I. Bande der Quellen zur Geschichte d. Stadt Köln.

2) Vers 5958—5959.

3) Vers 5813—5814.

4) Vers 9—10.

5) Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd. II, No. 603.

archiv zu Köln zur Mittheilung: »Der versammelte Clerus zu Köln bekundet den vor ihm verlesenen Act der Berufung vor den päpstlichen Stuhl seitens der Stadt Köln gegen den päpstlichen Nuntius. 1270, den 25. September«. Die Berufung war am 7. August 1268 geschehen, 1270 aber wiederholt worden, und der Verleser derselben war »magister Godefridus clericus Colon. procurator iudicum, scabinorum, consilii et aliorum ciuium Colon.« Gleich vorher ist er als »procurator ad hoc specialiter constitutus« bezeichnet. Man trat mit dieser Berufung dem vom päpstlichen Nuntius Bernardus de Castaneto zuerst (2. August 1268) nur angedrohten, dann am 23. August 1270 wirklich erlassenen Bannspruche [1]), veranlasst durch die Gefangenhaltung des Erzbischofs Engelbert von Falkenburg, entgegen.

Zuletzt bleibt zu erwähnen, dass in einer Notiz, welche beim Beginn des Abdrucks in Brewer's Vaterländischer Chronik als Anmerkung beigegeben ist [2]), eine etwas genauere Kenntniss der persönlichen Verhältnisse Hagene's angedeutet ist. Es wird auf die Schreinsbücher Bezug genommen, wo er als Clericus Civitatis genannt sei; dann folgt das Urtheil des durch seine Geschichtskunde in hohem Ansehen stehenden Domherrn von Hillesheim [3]) über Meister Godefrit's Werk, der demselben den ersten Platz unter den kölnischen Chroniken bestimmt und von dem Verfasser weiss, dass er »hinter St. Marien im Capitol« seine Wohnung gehabt. Wir werden im Nachfolgenden uns überzeugen, dass die vollkommene Richtigkeit dieser Angabe sich nachweisen lässt.

In der That geben die noch erhaltenen Schreinsurkunden [4]) über

---

Mit Textverbesserung nach dem im kölner Stadtarchiv aufbewahrten Original in den Quellen zur Gesch. d. Stadt Köln, Bd. III, S. 19—28, Nr. 27.

1) Lacomblet, a. a. O. Nr. 601.

2) Jahrg. 1825, Heft 10, S. 581—584.

3) Franz Carl Joseph v. H., beider Rechte Doctor, kurfürstlicher wirklicher geheimer Conferenzrath, Domcapitular und Canonich zu den hh. Aposteln in Köln, starb am 12. November 1803 auf seinem Landsitze zu Niehl bei Köln, im Alter von 73 Jahren. Er war ein sehr gelehrter Mann, besonders geschätzt durch seine Vorlesungen über kölnische Kirchen- und Staatsgeschichte. Das Programm dazu wurde 1791 gedruckt mit dem Titel: »Sätze und Fragen aus der Cöllnischen Kirchen- und Staatshistorie, aufgestellt zu akademischen Vorlesungen«. Sein Nekrolog erschien in der Kölnischen Zeitung Nr. 27 vom 15. November 1803.

4) Nur von den Urkunden Nr. 1 bis 4 wird v. Hillesheim Kenntniss ge-

die amtlichen und häuslichen Verhältnisse des Meisters Godefrit ziemlich genaue, das bisher Ermittelte wesentlich erweiternde Aufschlüsse, deren Auffinden ich bei Durchforschung der in vielfacher Hinsicht für den Geschichtschreiber höchst werthvollen älteren Schreinsbücher zu den erfreulicheren Resultaten meiner Mühen zähle.

Unter den Ueberresten des ältesten Buches (liber primus) des Bezirks Martini: Saphiri befindet sich ein Doppelblatt mit folgenden Eintragungen aus den Jahren 1271 und 1279:

1. Notum sit tam futuris quam presentibus quod magister Godefridus clericus et notarius Ciuitatis Coloniensis emit sibi erga predictum Johannem filium Gerardi dicti macri et Methildis, domum cum area sitam prope domum vocatam grauenporzen, versus domum Gerardi Scherfgin [1]), que quondam vocabatur Schoilhof, ante et retro, subtus et superius prout ibidem iacet, et sicut eam in sua habebat proprietate, Ita quod dictus magister Godefridus dictam domum cum area iure et sine omni contradictione optinebit. Saluo iure hereditarij census Ecclesie sancti Georgij in Colonia, quem habuit ab antiquo in hereditate prescripta. Acta sunt hec anno dni. m°. cc°. lxxj°. mense marcio.

2. Item notum sit etc. [2]) Quod magister Godefridus clericus et notarius Ciuitatis Coloniensis predictus, perpetuo locauit Henrico de

---

habt haben. Den ganzen Inhalt derselben zu veröffentlichen, mag er in seiner priesterlichen Stellung und unter den Standesrücksichten, zu welchen die damaligen Verhältnisse nöthigten, wohl absichtlich vermieden haben.

1) Ein berühmter Held, der auch in den von der Reimchronik geschilderten Kämpfen hoch gepriesen wird. Man liest Vers 3607—3614:

»min here Gerart Scherfgin . . . .,
ein ritter koin, hoisch unde wis:
die selve ritter beheilt den pris
van drin dusent ritteren zo Tresenis,
dat deide hei in ritterlichen vlis.
zo Guilche hei den pris gewan
van seis hundert ritteren as ein man.
zo Nuisse, do so mennich ritter starf,
da hei zo lezte den pris erwarf«.

2) Die älteren Schreinsurkunden bedienen sich häufig der abgekürzten Eingangsformel: Notum sit etc., und es kömmt sogar vor, dass man voll ausgeschrieben liest: Notum sit et cetera quod . . . (Petri: Generalis 1306, fol. 2b.) Fahne's oftmalige Lesung: Notum sit et est (Diplom. Beitr. Anlage 15, 33, 35 u. 36) erweist sich daher als ein nicht wenig auffallender Irrthum.

crouhusen sartori et Methildi vxori sue et eorum heredibus, domum cum area, que protendit vsque ad stabulum magne domus magistri Godefridi predicti, sitam inter domum vocatam grauenporzen et eandem domum magistri Godefridi. ante et retro subtus et superius prout ibidem iacet. pro vna marca hereditarij census, singulis annis cum capcione inde soluenda . . . Saluo iure hereditarij census Ecclesie sancti Georgij in Colonia in hereditate prescripta. Acta sunt hec anno dni. m°. cc°. lxxj°. mense marcio.

3. Item notum sit etc. Quod magister Godefridus clericus et notarius Ciuitatis Coloniensis parauit post mortem suam Petrisse filie Hermanni dicti gernegrois et Petrisse de nouo foro, et naturalibus [1]) liberis quos tempore mortis sue ipse magister Godefridus habuerit et reliquerit de eadem, prescriptam hereditatem, Ita quod ipsa Petrissa vsumfructum habeat in hereditate predicta, et liberi predicti proprietatem, Ita tamen si ipsj liberi ante legittimam etatem omnes decesserint, ipsa hereditas ad matrem, et fratres ipsius magistri Godefridi deuoluetur sine qualibet contradictione. Saluo iure hereditarij census Ecclesie sancti Georgij in Colonia in hereditate predicta. Acta sunt hec anno dni. m°. cc°. lxxj°. mense marcio.

4. Item notum etc. Quod dicta Petrissa filia Hermanni gernegrois, et Gobelinus filius eius, taliter inter se parauerunt. si quis eorum alium superuixerit, liberam habebit potestatem diuertendi dictam domum cum area que quondam vocabatur Schoilhof, prout superius est conscriptum, quocumque voluerit, sine omni contradictione. Saluo Ecclesie sancti Georgij omni iure suo in hereditate prescripta. Et effestucauit predictus magister Godefridus super vsufructu dicte hereditatis, ad manus Petrisse et Gobelini filij sui predictorum. Actum anno dni. m°. cc°. lxxix°. mense marcio.

Dass wir in diesen Beurkundungen den Verfasser der Reimchronik uns vorgeführt sehen, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Zu dem amtlichen Titel eines clericus civitatis Coloniensis finden wir noch den eines notarius der Stadt hinzugefügt, wodurch die erstere Eigenschaft eine höhere Bedeutsamkeit erhält, so dass man vielleicht mit Recht ihm die Stufe zuerkennen dürfte, für welche später der Titel Syndikus gebraucht wurde [2]). In den Mittheilungen

1) Das Wort naturalibus ist nachträglich durchstrichen worden.

2) v. Groote'sche Ausgabe S. XI der Vorrede.

Ennen's [1]) sehen wir die Stadtschreiber aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert mit sehr verschiedenen Titeln auftreten, als notarius civium, nuntius civium, protonotarius, clericus et notarius, clericus et advocatus, clericus et syndicus, syndicus et procurator, tabellio, overster Schriever u. s. w.

Meister Godefrit war im Jahre 1271 Besitzer zweier nebeneinander gelegener Häuser, wovon das eine früher den Namen »Schoilhof« d. h. Schulhof geführt hat und als »magna domus« bezeichnet ist (Urk. 2), das andere, zwischen diesem und dem Hause »Gravenporzen« (porta sculpta) gelegen, gab er an den Schneider Heinrich von Crouhusen in Erbmiethe gegen eine Mark jährlichen Zinses. Er wird dasselbe schon vor 1271 erworben haben.

Die Urkunden gestatten uns einen Blick in Godefrit's inneres Hauswesen, und hier finden wir ein Verhältniss obwalten, das den Grundsätzen der Sittlichkeit keineswegs entspricht, in jener Zeit aber auffallend häufig bei Geistlichen bestanden hat. Godefrit macht im Jahre 1271 eine Verfügung zu Gunsten einer Petrissa, der Tochter Hermann's, den man »Gernegrois« d. h. Gernegross [2]) nannte, mit

1) Geschichte der Stadt Köln, Bd. II, S. 517—520. Ich reihe den dort genannten Personen noch den »magister Heydenricus dictus Ploc clericus ciuitatis coloniensis« an, den ich im Schreinsbuche Niderich: A domo pistoria beim Jahre 1312 als Erwerber einer Rente und eines Hauses beim Malzhof auf dem Büchel am Eigelstein finde. Im drittfolgenden Notum vom selben Tage führt er den Titel »mag. H. dict. pl. aduocatus coloniensis«. Im Namen und in der Lebenszeit übereinstimmend mit dem Verfasser der Reimchronik nennt das Schreinsbuch Columbae: Clericorum porta 1270 einen Godefridus scriptor, um 1275 ist im Buche Apostolorum: Novum forum seine Frau Margareta neben ihm genannt, und im Jahre 1300 tritt in Airsbach: Spitz-Büttgasse ein Johannes filius Godefridi scriptoris auf. Dieser Godefridus war nur ein technischer Schreiber oder Kalligraph.

2) Es sei hier eine Bemerkung über die Eigennamen der Alten gestattet. Im Mittelalter, und noch bis zum 15. Jahrhundert, gehörten im Bürgerstande die Geschlechtsnamen zu den Seltenheiten. Waren es Eingewanderte, so wurde der Ort der Herkunft dem Taufnamen beigefügt; im Uebrigen wählte man das Gewerbe, den Namen des Wohnhauses, eine Charaktereigenschaft oder ein auffallendes körperliches Merkmal, mitunter auch einen Ausdruck des Scherzes und Spottes zur unterscheidenden Bezeichnung. In bunter Auslese will ich Einiges aus dem Treiben der alten Kölner herausheben, wobei man sehen wird, wie derb oftmals zugegriffen wurde.

Albertus dictus gemeglich (cca. 1246 Severini: Boeseng. Lat. pl. etc.), Theodericus dictus Wolgeschaffene (1271 Col. Berl.), Arnoldus dictus Vngevug

welcher der Herr Stadt-Clerikus und Notarius in den vertraulichsten, aber nicht durch das Bündniss der Ehe geheiligten Beziehungen lebte, und in dem Vertrage von 1279 (Urk. 4) lernen wir einen Sohn Gobelin kennen, der dieser Verbindung sein Dasein zu danken hatte. Im genannten Jahre muss derselbe bereits zum Mannesalter wenigstens annähernd herangereift gewesen sein, da er die Befähigung besass, selbstständig ein Rechtsgeschäft, eine auf Gegenseitigkeit beruhende Verfügung auf den Todesfall hinsichtlich des väterlichen grossen Hauses, mit seiner Mutter abzuschliessen.

Wie verbreitet das Sittenverderbniss auch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gewesen, mögen einige den Schreinsbüchern entnommene Beispiele darthun, welche zunächst aus den verschiedenen hiesigen Stiften, dem sogenannten clerus primarius, gewählt sind:

Um 1200. Niderich: Carta (Biblioth. b. kath. Gymnasium an Marzellen): Notum sit tam futuris quam presentibus quod Wilhelmus canonicus sanctarum virginum (Ursula-Stift) inpignorauit domum suam et aream sitam in claustro sanctarum virginum in monticulo Ode concubine sue pro xxxvi. marcis recte et racionabiliter. hoc confirmatum est testimonio officialium.

(1274 Ibid.), Theodericus dictus Duvelsgewesch (1272 Ibid.), Heribertus dictus mordere (1282 Col. Camp.), Godescalcus vetscoldere (1259 Ibid.), Johannes dictus lysegank (1289 Ibid.), Johannes dictus pichane (1278 Nid. A. sto. Lupo), Henricus dictus vale (1285 Ibid.), Bertolfus dictus Endekirst (1271 Petri Stell.), Heinrich kaldepisse (cca. 1175 Carta Mart.), Henricus crumbenagil (cca. 1190 Carta Apost.), Winricus cuorthosin (1235 Laur. L. IV.), Pelegrimus Breidouge (cca. 1239 Scab. Alb. Frgmt.), Theodericus snar (1254 Scab. Gen. Frgmt.), Hermannus dictus schele (1281 Col. Berl.), Iacobus dictus Schonebart (1284 Ibid.), Hermannus dictus stamelere (1290 Ibid.), Henricus dictus Ellenboyge (1292 Laur. L. III.), Wiricus dictus tabbart (1292 Ibid.), Henricus dictus duuiney (1295 Col. Camp.), Petrus dictus Haluerocgé (1297 Ibid.), Ludewicus surbier (cca. 1190 Nid. Carta I.), Hermannus cum barba (cca. 1190 Ibid.), Gobelinus dictus Leyfgelt (1292 Col. Berl.), Henricus de Sinthig dictus Memme (1302 Col. Camp.), Henricus dictus Gec (1303 Scab. Par. Frgmt.), Hermannus dictus Schandemule (1315 Scab. Gen. Frgmt.), Gerlacus dictus huppehase (1322 Ibid.), Tilmannus Muosevanch (1321 Petri Caec.), Tilmannus crumfois (1329 Scab. Laur.), Petrus duonenvangere (1339 Petri Caec.), Henricus de sanctis Apostolis dictus der gebuore got (1368 Christ. Ap. s. Clar. et P. hon.), Reynardus vnbescheidin (1378 Col. Berl.), Wilhelmus de gele (1353 Ap. Nov. for.), Johannes dictus Altvader (1381 Col. Cler. p.). Originell sind auch manche Frauennamen, z. B. Gutwif, Leifkint, Femina, Freuchin, Sela, Sapientia, Duva (Taube) — ja 1256 Nid. Vad. erscheinen Albertus Flecco et vxor sua Seligheit.

Um 1200. Niderich: Carta (Arch. beim Königl. Landger.) Notum sit tam futuris quam presentibus quod magister Lambertus ecclesie sancti Petri canonicus (Dom-Canonicus). contradidit duas domos alteram sitam iuxta sanctum Paulum. Alteram ante portam sancti Gereonis. quinque liberis suis. Reinnardo. Alberto. Herimanno. Ottoni. et Gertrudi. et matri eorum Adelheidi . . . et hoc confirmatum est uero testimonio Iudicum. Scabinorum. magistrorum. Ciuium.

1254. Airsbach: Spitz-Büttg. Gertrudis quondam concubina magistri Philippi canonici sancti Georgii, et Fortliuus maritus suus. effestucauerunt . . . ad manus puerorum predicte Gertrudis et magistri Philippi. scilicet Leueradis et Berte.

1261. Nider. A domo ad port. Gerebergis amasia magistri Henrici custodis de gradibus (Stiftsherr und Custos zur h. Maria ad gradus) . . . Heinricus. Ermendrudis. Sophia pueri sui.

1309. Ibid. Magister Ludovicus de Aquila canonicus sancti Kuniberti et Druda eius amasia.

1318. 19. Ibid. Hermannus de Steynbuggel canonicus ecclesie sancte Marie ad gradus coloniensis . . . tradidit et remisit Lore amasie sue et pueris suis ad inuicem procreatis.

1330. Nid. Generalis. Lora familiaris quondam Hermanni dicti de Steynbuchele erwirbt de morte puerorum suorum trium videlicet Cristiani. Katherine et Leueradis deren Antheile am Hause ad antiquum kukuc.

1357. Nid. Ab hospit. sti. Andree. Iohannes dictus Mumhart et Katherina filia sua naturalis quam genuit a quondam Metza amasia sua.

Während die Erzbischöfe Conrad, Siegfrid u. a. Synodal-Beschlüsse verkündeten, welche durch Strafbestimmungen gegen die Uebelstände einzuschreiten beabsichtigten, durften die Uebertreter ungescheut in öffentlichen amtlichen Urkunden den Schleier von ihrem unsauberen Treiben abheben. —

Neue und nicht wenig überraschende Aufschlüsse über Meister Godefrit bringen vier Eintragungen aus dem zweiten Bande des Schreins Martini: Saphiri, der mit dem Jahre 1298 und der Ueberschrift: »Terminus de domo Henrici dicti Hardeuust, que quondam vocabatur domus Saphiri, per plateam Reni vsque ad sanctum Stephanum, de sancto Stephano ad altam portam, Iterum de sancto Stephano ad Augustinos et ad Curiam abbatisse« beginnt und bis zum Jahre 1481 fortgeführt ist. Sie gehören den Jahren 1301, 1302, 1303 und 1308 an:

5. Notum sit etc. quod Rigwinus filius quondam Mathie dicti de

Litberg emit sibi erga Gobelinum canonicum Ecclesie sancti Seuerini in Colonia filius (sic) quondam Magistri Godefridi clerici ciuitatis Coloniensis et Petrisse, vnam marcam denariorum tempore solucionis communiter currencium et datiuorum, de Quatuor marcis denariorum predictorum que soluuntur eidem Gobelino de domo et area sita prope portam sculptam excepta vna domo versus domum Gerardi Scherfgin que mansio fuit predicte Petrisse matris predicti Gobelini, et de kamenata retro predictam domum sita. Ita quod ipse Richwinus predictam marcam iure et sine contradictione optinebit. Datum Anno dni. m°. ccc°. primo. In vigilia btorum. apostolor. Petri et Pauli.

6. Notum sit etc. quod Rigwinus filius quondam Mathie dicti de Litberg. emit sibi erga Gobelinum canonicum Ecclesie sancti Seuerini in Colonia filius (sic) quondam magistri Godefridi clerici Ciuitatis Coloniensis et Petrisse vxoris sue, vnam marcam denariorum tempore solucionis communiter currencium et datiuorum, de tribus marcis predictorum denariorum que soluuntur eidem Gobelino de domo et area sita prope portam sculptam excepta vna domo versus domum Gerardi dicti Scherfgin, que mansio fuit predicte Petrisse, matris predicti Gobelini. et de camenata retro predictam domum sita. Ita quod predictus Richwinus predictam marcam iure et sine contradictione optinebit. Tali apposita condicione quod predictus Gobelinus possit reemere, quando voluerit, predictam marcam pro xxviij. marcis. de festo Natiuitatis bti. Johannis baptiste proximo nunc futuro vltra annum, vel infra quatuor septimanas postea. cum expensis factis de scriptura. Datum Anno dni. m°. ccc°. secundo. In vigilia bti. Heriberti Episcopi.

7. Notum sit etc. quod Rigwinus filius quondam Mathie dicti de Litberg emit sibi erga Gobelinum canonicum Ecclesie sancti Seuerini in Colonia filium quondam magistri Godefridi clerici ciuitatis Coloniensis et Petrisse vxoris sue. duas marcas denariorum tempore solucionis communiter currencium. soluendas singulis annis. de domo et area sita prope portam sculptam. excepta vna domo versus domum Gerardi dicti Scherfgin. que mansio fuit predicte Petrisse matris predicti Gobelini. et de kamenata retro predictam domum sita. et Insuper emit idem Rigwinus erga predictum Gobelinum canonicum Ecclesie sancti Seuerini. illud ius quod ipse Gobelinus habuit in vna marca reemenda. quam predictus Richwinus emit sibi erga predictum Gobelinum. Ita quod ipse Richwinus predictas duas marcas. et predictum jus. iure et sine contradictione optinebit. Datum Anno dni. m°. ccc°. tercio. In vigilia bte. Lucie virginis.

Et sciendum quod predicta domus cum kamenata retro eam iacente. est predicti Richwini totaliter. ante et retro. subtus et superius prout iacet. Saluo dominis canonicis sancti Georgij in Colonia censu suo sicut superius est scriptum. Datum ut supra.

8. Notum sit tam presentibus quam futuris Quod Godeleuj vxori quondam Mathie de Leydtberg. cessit de morte filij sui Wilhelmj medietas de domo et area sita prope sculptam portam excepta vna domo versus domum et curiam Gerardi dicti Scherfgin militis. que fuit quondam magistri Godefridi plebanj sancti Martinj Clerici ciuitatis coloniensis et Petrisse vxoris eius. et Caminata retro eandem domum iacente. Item medietas de marca hereditarij census soluenda singulis annis eidem Wilhelmo de domo et area que protendit vsque ad stabulum magne domus Magistri Godefridi predicti sita inter domum dictam Grauinportin et eandem domum magistri Godefridi . . . Datum Anno dnj. m° ccc^{mo} octauo feria quarta ante natiuitatem Beate Marie virginis.

Richten wir die Aufmerksamkeit zuerst auf den sachlichen Inhalt dieser Urkunden, so lassen dieselben unzweifelhaft erkennen, dass zwischen ihnen und den vorhergehend mitgetheilten (Nr. 1 bis 4) jedenfalls noch mehrere vollzogen worden sind, welche vor das Jahr 1298 gehören und in den jetzt verstümmelten Liber primus des Schreinsbezirks Martini: Saphiri eingetragen waren. Es wird darin beurkundet worden sein, dass Gobelin, Meister Godefrit's Sohn, das väterliche Haus, nachdem dasselbe nach Petrissa's Tode ihm zum ausschliesslichen Eigenthum anerfallen war, dem Richwin von Litberg abgetreten habe und dass dieser ihm davon einen ablösbaren jährlichen Zins von vier Mark schuldig blieb. Richwin tilgte diese Schuld in drei Abschnitten in den Jahren 1301, 1302 und 1303, und wenn der Schreinsschreiber bei der Ablöse der letzten zwei Mark am 12. December 1303 (in vigilia bte. Lucie virginis) bezeugt, dass Richwin nunmehr vollständig Eigenthümer des Hauses sei, so kann das eben nur mit Beziehung auf einen vorhergegangenen Uebertrag geschehen sein, wodurch derselbe, als Zinspflichtiger, nur den lehenartigen Besitz erwarb. Die Stiftsherren von St. Georg behielten jedoch auch jetzt noch einen erblichen Zins zu beziehen, der schon 1271 als »ab antiquo« bestehend bezeichnet ist. Aus der Urkunde Nr. 8 erfährt man, dass auch die Mark Erbzinses, welche Meister Godefrit von seinem 1271 an den Schneider Heinrich von Crouhusen vergebenen Nebenhause zu beziehen hatte, an Godelevis, die Wittwe des Mathias von Litberg (diesmal schrieb man »Leydtberg«), zur Hälfte sich vererbt hatte.

Besonders aber in Betreff der persönlichen Verhältnisse Meister Godefrit's gewähren die letzteren, nach dessen Tode vollzogenen Beurkundungen sehr willkommene neue Aufschlüsse. Die Beziehungen zu Petrissa erhielten ihre Läuterung dadurch, dass er mit ihr vor den Altar trat und sie zu seiner Ehegattin erhob. Sowohl 1302 und 1303 (Nr. 6 u. 7) als 1308 (Nr. 8) ist ihr ausdrücklich das Prädicat »uxor sua« ertheilt, und hierin liegt denn auch die Rechtfertigung für die nachträgliche Ausstreichung des Wortes »naturalibus« in der dritten Urkunde von 1271. Der Makel, der an Gobelin's Geburt haftete, wurde durch diesen Schritt der Eltern gelöscht; er trat in die Rechte eines legitimen Kindes, wurde als Canonicus in das Stift von St. Severin zu Köln aufgenommen und gab das elterliche Haus, den ehemaligen Schulhof, in eine fremde Hand. Der interessanteste Umstand, von welchem wir Kenntniss erhalten, ist folgender:

Meister Godefrit, den wir schon 1268 in der amtlichen Eigenschaft des clericus Coloniensis, d. h. als der Stadt Pfaffe oder Schreiber kennen lernten, wird längere Zeit nur im Besitze der kleineren priesterlichen Weihen gewesen sein, da wohl nur unter dieser Voraussetzung sich ein Zurücktreten aus dem geistlichen Stande und die Verehelichung mit Petrissa erklären lässt [1]). Dann aber trennten sich die Ehegatten, Godefrit überwies seiner Frau sein grosses Haus zum Wohnsitz (es ist in den Urkunden Nr. 5 bis 7 als »mansio Petrisse« bezeichnet [2])) und widmete sich von neuem und im vollen Sinne dem Priesterstande, so dass er zum Pfarrer von St. Martin [3]), demselben Kirchspiel, in welchem er bis dahin gewohnt hatte, erwählt werden konnte und erwählt wurde, wie uns dies die achte und letzte der Urkunden anzeigt, und in vielen späteren Schreinseintragungen, die sein ehemaliges Haus sowie auch Nachbarhäuser, bei welchen zur Bezeichnung ihrer Lage auf dasselbe hingewiesen ist, betreffen, ist die Erinnerung an ihn als Pfarrer oder Kirchherrn von St. Martin festgehalten. Die Wahl zu diesem Amte geschah durch die Pfarrgenossen

---

1) Aehnliches nimmt man bei Meister Ulrich Zell, Köln's erstem Buchdrucker an, der anfangs als »clericus dioecesis Moguntinensis« auftritt, späterhin sich aber in Köln verheirathete.

2) Dadurch scheint die Annahme ausgeschlossen zu sein, dass Meister Godefrit erst nach Petrissa's Tode die höheren Weihen und das Pfarramt von St. Martin erlangt habe.

3) Gewöhnlich »Klein. St. Martin« genannt, zur Unterscheidung von der Benedictiner-Abtei desselben Namens in Köln.

und bedurfte der Bestätigung der Abtissin von St. Marien im Capitol. Nimmt man in Betracht, dass in diesem Pfarrsprengel viele der mächtigsten edeln Geschlechter Köln's ihre Ansiedel hatten und dass dieselben bei der Pfarrerwahl eine vorwiegende Beeinflussung ausübten, so wird man Meister Godefrit's Erfolg vielleicht mit der Parteistellung, welche er in seiner Reimchronik eingenommen, in einigem Zusammenhange erblicken dürfen. Mit der Uebernahme dieses Amtes war ihm die Uebersiedelung in das Pfarrhaus, das »wedome hus« von St. Martin, vorgezeichnet.

Ennen [1]) theilt in den Quellen zur Geschichte der Stadt Köln zwei Urkunden mit, worin ein Pfarrer Godefridus von St. Martin genannt ist, dessen Identität mit unserem Meister Godefrit wohl nicht bezweifelt werden kann. In der ersten ist er am 11. April 1286 nebst dem Schöffen Ritter Mathias vom Spiegel und zwei anderen Schöffen Zeuge bei der Bewilligung einer Heirathsgabe; die zweite, datirt vom 10. Januar 1287, nennt den »magister Godefridus plebanus ecclesie sancti Martini Coloniensis« nebst drei anderen Geistlichen als Treuhänder (Testamentsvollzieher) des verstorbenen Canonichs Heinrich von St. Georg.

Nicht ganz mit Schweigen zu übergehen ist übrigens eine Conjectur, die man hinsichtlich der früheren Lebensstellung Meister Godefrit's für nicht ausgeschlossen erachten könnte — nämlich die Möglichkeit, dass er zur Zeit seiner ungeregelten Verbindung mit Petrissa völlig Laie gewesen, so dass bei dem amtlichen Titel eines clericus civitatis Coloniensis nur an den obersten Schreiber der Stadt im engeren Begriffe, ohne priesterliche Mitbedeutung, zu denken sei. Das Wort clericus ist bekanntlich mehrdeutig; es wurde z. B. auch für die Schreiber oder Secretäre der Notare und Advokaten gebraucht, woher sich im Französischen das noch jetzt übliche »clerc« mit ganz profaner Bedeutung eingeführt hat. Inzwischen glaube ich, dass unserem Meister Godefrit gegenüber, unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse und der Zeit, nämlich des dreizehnten Jahrhunderts, eine derartige Conjectur sich nicht empfiehlt. Neben dem Umstande, dass zu jener Zeit die Geistlichkeit noch fast ausschliesslich die Besitzerin wissenschaftlicher und staatswirthschaftlicher Bildung war, hielt man den Geistlichen auch wegen seiner isolirten, von Familienumgebung freien Stellung für die geeignetere und zuverlässigere Persönlichkeit in An-

1) Bd. III, S. 231 Nr. 264 u. S. 242 Nr. 279.

vertrauung der geheimen Angelegenheiten des Gemeindewesens. Unter den obersten Stadtschreibern von Köln, welche aus älterer, d. h. mittelalterlicher Zeit bisher bekannt geworden sind, finden sich manche ausdrücklich als Geistliche, namentlich als Pfarrer und Stiftsherren, bezeichnet — von keinem aber weiss man, dass er verheirathet und somit weltlichen Standes gewesen.

Zur Erkennung der Stelle, wo Meister Godefrit's früheres Wohnhaus, der ehemalige Schulhof, gestanden, sind verschiedene Schreinsurkunden behülflich, welche Nachbarhäuser betreffen, nachdem wir wissen, dass es »prope sculptam portam« oder »Gravenporzen« [1]) zu suchen sei. 1304 mense Aprilis liest man: »domus et area vocata Grauenporthe sita ex opposito Capelle sancte Notburgis«, 1332 feria quarta post dominicam Cantate: »domus et eius area vocata Grauinporze sita directe contra capellam sancte Noytburgis«, 1402 die iij mensis Octobris: »huys genant zume Schilde, gelegin entusghen deme huys genant Grauenpoertze ind deme Groissenhus wylne meister Goderts des kircheren (an anderer Stelle: Kirchheren) sente Mertins, bis an den stall des seluen meister Godertz hus«. Das Haus zum Schilde ist also dasjenige, welches Meister Godefrit 1271 an Heinrich von Crouhusen den Schneider abgetreten hatte; erst später ist ihm der Name »ad clypeum« beigelegt worden. Auch Lacomblet's Urkundenbuch bietet hierher gehörige Stellen [2]): »1188. domus iuxta sculptam portam que ecclesie s. nothburgis opposita est sita«, »1238. curtis sita iuxta ecclesiam b. Marie in Capitolio, cuius confines sunt domus que dicitur Graven porzen ex vna parte, et ex altera domus que vocatur Turris«. Im Schreinsbuche Martini: Saphiri findet sich 1302 mense Junio auch eine »domus et area vocata ad nouam januam sita prope domum Almari aduocati ex opposito capelle sancte Notburgis«. Es ist mir nicht gelungen, Meister Godefrit's Haus in den Schreinsbüchern bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts verfolgen zu können, wo wahrscheinlich der Name des letzten Besitzers einen genauen directen Hinweis geboten hätte, Wir müssen also vorläufig mit der Noitburgis-Capelle als Wegweiser uns begnügen. Diese Capelle, in späterer Zeit auch die welsche Capelle genannt, weil daselbst in französischer Sprache geprediget wurde [3]), stand bis zu ihrem Abbruche auf dem St. Marien-

1) Eine Karte des Schreins Martini aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts sagt: »domus in qua sculpta porta est«.

2) Bd. I, Nr. 508 u. Bd. II, Nr. 229.

3) Winheim, Sacrarium Agripp. p. 318. (Ausgabe v. 1736.)

platze hinter der Stiftskirche zur h. Maria im Capitol. Auf dem Reinhardt'schen Grundrisse von Köln ist sie unter Nr. 39 hingezeichnet. Sie war 1797, laut dem in Druck erschienenen »Adresse-Kalender«, mit 1760½ numerirt und das Nebenhaus Nr. 1760 trägt gegenwärtig die Nr. 13. Hier ungefähr gegenüber lagen Meister Godefrit's beide Häuser. Das von ihm bewohnt gewesene grosse Haus (Schulhof oder mansio Petrisse) war das rheinwärts gelegene, und in seinen Räumen wird er die Reimchronik gedichtet haben.

Da Godefrit sich in dieser Reimchronik den Familiennamen »Hagene« beilegt, so will ich nicht unerwähnt lassen, dass der Schrein von St. Laurenz in seinem Liber quartus einen »Rutcherus Hageno et uxor eius Luburgis« kennt, welche Eheleute im Jahre 1235 ein Haus erwerben. Die Zeitstellung würde es gestatten, in ihnen seine Eltern zu vermuthen. Uebrigens hat uns die dritte Urkunde aus dem Jahre 1271 auch gemeldet, dass Meister Godefrit Brüder hatte, denen er unter bedingten Umständen Erbrechte einräumte.

Meister Godefrit Hagene ist nicht der einzige Pfarrer von St. Martin, welcher ein Vertrauensamt im städtischen Dienste bekleidete. Im Jahre 1410, unter der seit 1396 eingeführten neuen demokratischen Regierungsform, wurde Herr Heinrich Vrunt derzeitiger Pastor zu St. Martin, vom Rathe auf Lebenszeit als Protonotarius angenommen, nachdem seine Befähigung sich in vorhergegangener Probezeit bewährt hatte. Der erste Band der Raths-Protokolle enthält die mit ihm über seine Dienstleistungen und den ihm dafür zu gewährenden Jahrgehalt abgeschlossene Vereinbarung [1]). Ich bringe dieses interessante Document als Schluss der gegenwärtigen Abhandlung zur Mittheilung:

»her heinrich vrunt

Yd sy zuwissen dat vnse heren vamme Raide mit heren heinrich vrunde pastoire zerzijt zu sent mertyn hant oeuerdragen Also dat he sich syn leuen lanck vnsen heren ind dem Raide verbunden hait zu den punten herna geschreuen

Zome yrsten dat he vnsen heren ind der Stede dage sal helpen leisten. bynnen ind buyssen Colne dartzo he van des Raitz wegen geheischt wird vp allen enden da he dat myt bescheide doin mach, vp der Steede cost,

1) Ennen theilt im IV. Bde. der Quellen z. Gesch. d. St. Köln, S. 289—291, Nr. 275, die 1345 erfolgte Bestallung des Meisters Hildegerus, Canonichs von St. Andreas »in civitatis nostre clericum specialem et iuratum« mit. Auch ihm war ein Gehalt von hundert Goldgulden (parvorum de Florentia) bewilligt.

Item wanne vnse heren vamme Raide synre gesynnent zu eynchen sachen id sy in Raitz stat of dar embuyssen. dat he dan na volgen sall ind zom besten helpen ind raiden, na synre macht,

Item sal he van syns selfs synne vngeheisschen as ducke as yem dat gut dunckt ind wanne he des gepleygen kan in die Raitz kamer by vnse heren gaen zu besien of man synre yet bedurffe. ind ouch of he der Stede schryuere dye da zo sitzen plient yet gehelpen ind geraiden koune,

Item sal he mit den gewulffmeisteren in dat gewulffe gaen, ind ouch den prouisoren des Studiums voulgen, So wanne des noit geburt, ind as des an yem wirt gesunnen ind dye geschrichte. brieue ind priuilegien alda helpen oeuersien as zu yeckliger zijt des noit is,

Item were sache dat vnse heren nu of hernamails eyngen oeuersten schryuer vntfiengen. de vnsen heren nyet behaegde. of de nyet langer by vnsen heren blijuen wulde. of de kranck wurde. of sturue. dat as dan her heinrich dat SchryfAmpt sal helpen verwaren zom besten zwene maende of dry bis sich vnse heren vmb eynen Schryuer moechten versien [1])

Item nyet vsser Colne zu varen noch zu wandeln yd en sy mit wist ind willen vnser heren zerzijt vamme Raide,

Ind heromb hant vnse heren vamme Raide myt den vierindvirtzigen dye Sy heromb by sich hant doin heysschen. heren heinrich vurs. as lange as he leeft zugesacht ind georloft alle jairs hundert Rintzsche gulden vss der Rentkameren zo geuen ind dartzo alsulge Cleydonge ind wyn as he bis herzo van eyns Raitz wegen gehat hait

herup hait her heinrich vurs. synen eyt gedaen ind vnser heren Rait syn leuedage lanck gesworen Actum Anno Dni. millesimo quadringentesimo decimo. Sabbato die bte. Lucie virginis« [2]).

J. J. Merlo.

---

1) Man ersieht aus diesem Paragraphen, dass der oberste Schreiber und der Prothonotarius (wenigstens damals) zwei verschiedene Personen waren.

2) Die Chroniken der niederrh. Städte I, S. 349—357, enthalten einen die kölner Bischofsfehde 1414—15 betreffenden Bericht, woraus man erfährt, dass die Herren vom Rathe der Stadt Köln ihn in dieser Angelegenheit an den römischen König Sigismund sandten: »ind ordineirden do her Heinrich Vrunt pastoir zo sent Mertine iren ooversten prothonotarium ind rait darzo«; in dem lateinisch abgefassten Credenzbriefe nennen sie ihn: »secretarium et consiliarium nostrum iuratum«.

10. Die Nothwendigkeit einer stilgerechten Restauration der Pfarrkirche zu Andernach.

Den für die Schönheit architectonischer Werke empfänglichen Reisenden fesseln, wenn er sich dem vor Alters hochberühmten und auch jetzt wieder in erfreulichem Emporblühen begriffenen, freundlichen Rheinstädtchen Andernach nähert, vor Allem zwei Bauwerke, beide in ihrer Art Unica mittelalterlicher Baukunst. Dem Einen derselben, jenem mächtigen Festungsthurm am untersten Ende der Stadt, denken wir in dem nächsten Hefte der Jahrbücher unter Zugrundelegung der im Andernacher Stadtarchiv befindlichen Baurechnungen eine eingehendere Würdigung zu Theil werden zu lassen, hier sollen jetzt über das andere, die in kurzer Entfernung davon gelegene grossartige Pfarrkirche zur h. Maria, einige Bemerkungen Stelle finden.

Von der ehemals an derselben Stelle gestandenen Basilika ist einzig noch der den Ostchor flankirende nördliche, sog. Glockenthurm erhalten, dessen untere durch eine wol noch in diesem Jahrhundert vorgenommene Aufschüttung verunstaltete Halle ihrer baldigen restitutio in integrum entgegensieht. Schon jetzt wurde gelegentlich einer näheren Untersuchung constatirt, dass westlich von dem aus dem Thurme zum Kirchenchor führenden Eingang und, der niedriger liegenden Flur entsprechend, auch wesentlich niedriger, durch die colossale Mauerdicke ein gewölbter Gang zum alten Chor führte. Die Vermuthung, dass dieser Gang in eine unter der alten Kirche befindliche Krypta geführt hätte, möchten wir, da für deren ehemaliges Vorhandensein bis jetzt keinerlei Anhaltspunkte sprechen, um so weniger acceptiren, als ja deren tiefere Lage sich aus dem eben angegebenen Grunde sattsam erklärt. In seinem Aussenbau ist dieser älteste und wol dem Anfang des XI. Jahrhunderts angehörende Thurm aus rohem Bruchstein noch verhältnissmässig gut erhalten und nur einer die Einzelheiten revidirenden Restauration bedürftig.

Anders verhielt es sich mit dem correspondirenden südlichen Chorthurm. Derselbe ist, wie ausser dem eben erwähnten nordöstlichen Thurme die ganze übrige Kirche sammt den herrlichen Thürmen der Westfaçade, aus körnigem Tuffstein erbaut, für dessen natürliche Schönheit und Wärme man aber in späterer Zeit das Verständniss derart verloren, dass man eine dicke Verputzschicht darüber gezogen hatte. Dem rührigen Eifer des jetzigen Pfarrers, Herrn Pasch, der mit Liebe, Umsicht und vielem Verständniss sich die Wiederherstellung des seiner

Sorge anvertrauten Gotteshauses angelegen sein lässt, ist es zu danken, dass diese Verputzschicht jetzt beseitigt, die arg beschädigten, ungemein schöne Motive aufweisenden Dachgesimse und sonstigen Zierglieder wieder mit Sachkenntniss hergestellt wurden, und so dem Thurme neben grösserer Dauerhaftigkeit ein des ganzen Baudenkmales würdiges Aussehen gegeben worden ist [1]).

Neben vollster Anerkennung für das bisher aus eigener Initiative und aus eigenen Mitteln seitens der Kirchenverwaltung an diesem Südostthurme Geleistete haben wir aber nun bezüglich des übrigen Aussenbaues eine Reihe von Desiderien, die an dieser Stelle auszusprechen, der stilgerechten und baldigen Wiederherstellung dieser Perle unter den rheinischen Kirchen gewiss förderlich ist, zumal ja unsere bisher privatim geäusserten Wünsche und bescheidenen Rathschläge bezüglich der Kirche sich an zunächst massgebender Stelle des liebenswürdigsten Entgegenkommens zu erfreuen hatten.

Halten wir zu diesem Zwecke einen Rundgang um die Kirche und beginnen mit dem zwischen den beiden bisher besprochenen Thürmen gelegenen Chorbau. Derselbe zeigt mit seinen Blendarkaden und der dem Ganzen ein so leichtes und gefälliges Aussehen gebenden offenen Gallerie den reichen Charakter der schönsten rheinischen Bauten, wozu auch die eigenthümliche nischenartige Behandlung des ihn überragenden Giebeldreiecks der Chorvierung nicht wenig beiträgt. Aber dass wir es nur gleich gestehen, gerade diese Chorpartie macht uns hinsichtlich ihrer Solidität viel Sorge, und wir fürchten, dass eine blosse Cementausgiessung des bedenklichen Risses, der von oben nach unten das Tuffmauerwerk durchzieht, dem dauernden Verfall derselben nicht genügend entgegenarbeite. Eine gründliche Untersuchung der Fundamentmauern unserer Chorapside thut vor Allem noth, und wenn diese die Erforderlichkeit einer durchgreifenden Restauration darthut, dann wolle man doch ja nicht aus Furcht vor den einmaligen Kosten Zeit und Geld an eine ungenügende und nur scheinbar billigere Flickarbeit vergeuden. Wenn aber unsere Befürchtungen über die Tragweite des Risses sich als zu weit gehende erweisen, dann wäre die ganze Chorwand ähnlich dem gut restaurirten Südostthurme zu behandeln. Damit aber der Anblick der ganzen Chorpartie ein wirklich harmonischer werde, müsste erstens das jetzt zwischen Chorwand und Sacristeianbau befindliche, mit einem

1) Leider hat man es beim Neuausfugen der Tuffsteinschichten versäumt, dem dazu verwendeten Trier'schen Kalk durch Beifügung entsprechender Theile zerriebener Tuffsteine einen richtigen Steinton zu geben. Die weissen Mörtelfugen fallen dadurch sehr unangenehm auf, und es wäre dringend zu wünschen, dass dieser bedauerliche Missgriff noch nachträglich in irgend einer Weise corrigirt werde.

Schutzdach überbaute Bild der „Mutter Anna Selbdritt“ beseitigt und das überhohe Dach der schönen gothischen Sacristei, welches jetzt die zierlichsten Theile des Südostthurmes nach dieser Seite hin verdeckt, um ein Wesentliches niedriger gelegt werden. Wir wissen zwar, dass wir mit dem ersteren Vorschlage dem gutgemeinten Frommsinn einiger Alt-Andernacher scheinbar zu nahe treten, der es sich nicht nehmen lässt, alljährlich einmal zur Nachtzeit die schöne Holzschnitzgruppe Anna's, Maria's und des Jesusknaben in weisser Oelfarbe glänzend zu streichen und auch die ganze Umgebung mit einer Kalkmilch-Verschönerung zu bedenken. Wir fügen darum, um bei unseren lieben und werthen Andernacher Freunden und Verwandten nicht in den Verdacht kirchenschänderischer Neuerungssucht zu gerathen, sofort die Bemerkung bei, dass wir nicht eine dauernde Beseitigung, sondern nur eine anderweite Aufstellung des Devotionsbildchens, das ja, dem XV. Jahrhundert entstammend, immerhin auch einigen Kunstwerth besitzt, herbeiwünschen, etwa eine Anbringung desselben in der Kapelle des Missionskreuzes oder an dem noch später zu erwähnenden sog. Zehresgräbchen in der südwestlichen Thurmhalle.

Sehr grosses Bedenken bezüglich der Frage ihrer stilgerechten Restauration erregen die Mauern des südlichen und nördlichen Seitenschiffes, welch letzteres, offenbar um dasselbe mit dem von der ursprünglichen Kirche noch erhaltenen Nordostthurme in symmetrischen Einklang zu bringen, innen eine etwa 3½ Fuss grössere Breite zeigt, als das Südschiff. Dass die Aussenmauern dieser Seitenschiffe in gar nichts dem Charakter des ganzen übrigen Kirchenbaues conform sind, ist auch dem Laien auf den ersten Blick klar. Zeigt die Kirche sonst überall schön bearbeiteten Tuffstein, so ist hier ein Material verwendet, das sich bei genauerer Besichtigung als ein Gemisch von Bruchsteinen und runden Sandstein-Säulen-Schaften erweist und die Vermuthung nahe legt, dass für dasselbe ein älteres Bauwerk als Steingrube benutzt worden sei. Die Annahme, dass es sich um eine dem jetzigen Bau gleichzeitige Verwendung des Materials der alten Kirche handele, welche durch die Söldlinge des Gegenkönigs Philipp von Schwaben im Jahre 1198 sammt der Stadt niedergebrannt wurde, liegt freilich nahe, doch widerspricht ihr die Behandlung des ganzen Mauerwerks und der Einzelheiten. Während der oberhalb des anschiessenden Daches der Seitenschiffe sich erhebende Lichtgaden des Mittelschiffes den Rundbogenfries sammt Lisenen zeigt und die schlanken Fenster [1]) hübsch profilirt sind, finden wir die letzteren in den Seitenschiffen höchst roh und, abgesehn von dem auch ziemlich

1) Bei Otte, Geschichte der deutschen Baukunst S. 354 werden hier Fenster in Fächerform erwähnt, die aber an der Kirche in Andernach noch nicht vorkommen. Die benachbarte Kirche in Sinzig weist im Hochbau Fächerfenster auf.

ungeschickten Rundbogen, ohne jedes Verständniss für die charakteristischen Merkmale des spätromanischen Stils; auch fehlt absolut jede Gliederung der Mauerflächen durch Friese, Lisenen und Gurtgesims [1]), und das Dachgesims ist von Holz. Es müssen also nothwendig diese Seitenschiff-Mauern zu einer Zeit errichtet worden sein, in welcher den Bauherrn und Baumeistern das Stilgefühl bereits entschwunden war, vermuthlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts. Was für ein die Kirche betreffendes Unglück [2]) aber damals einen Umbau beider Seitenschiffe nöthig gemacht habe, dies zu ergründen ist uns trotz langjähriger Bemühungen bei dem Fehlen jeden archivalischen Anhaltspunktes unmöglich gewesen. Von den alten Seitenschiffmauern stehen eben nur noch die beiden Portale, von denen das südliche wegen seines plastischen (Engel halten in einem Rund das Lamm Gottes mit dem Siegeskreuz) und leider arg verblichenen malerischen Schmuckes (gothische Kreuzigung Christi) jedem Freunde mittelalterlicher Kunst bekannt ist, und geben zugleich Anhaltspunkte für die Bestimmung des ursprünglichen Materials. Soll hier die restaurirende Hand angelegt werden, und es thäte aus ästhetischen Gründen dringend noth, dann müssten, wenn die Geldmittel solches erlauben, beide Seiten [3]) in Tuffstein geblendet, die fehlenden Zierglieder ergänzt,

1) Der Aachener Canonicus, Hr. Dr. F. Bock, weiss sich hier gut zu helfen. Während sonst, wo nichts ist, nach altrheinischem Sprichwort selbst der Kaiser sein Recht verloren hat, sucht er selbst da immer noch etwas herauszuholen. In einer Monographie über unsere Kirche in seinen Baudenkmalen des Rheinlands I, 3 S. 4 gibt er eine Seitenansicht der Kirche, in die ganz munter das fehlende Dachgesims und auch das Gurtgesims hineingezeichnet sind, von welch letzterem in Wirklichkeit nur noch geringe Spuren links und rechts vom Südportale erhalten sind, wie denn auch an letzterer Stelle bis zum Südostthurme noch die ursprüngliche Tuffstein-Mauer sich findet.

2) Es liegt nahe, an eine Zerstörung in jenen Schreckenstagen zu denken, über die von Stramberg, Rheinischer Antiquarius, Mittelrhein, III. Abth. 4. Band S. 508 berichtet: »Neue Schrecknisse brachte des Cardinals von Fürstenberg Bewerbung um das Erzstift Köln; wie andere erzstiftische Plätze wurde auch Andernach von den Franzosen besetzt. Durch die Fortschritte der Brandenburger genöthigt die Stadt zu verlassen, beraubten die Franzosen sie aller ihrer Stücke und Doppelhacken und schleppten solche nach Montroyal. Den 1. Mai 1689 Nachts um 12 Uhr zündeten sie dieselbe an sechs Orten zugleich an, dass also von der ganzen Stadt nicht mehr als 74 Häuser (138 nach Anderen) stehen blieben. Dem Mordbrand ging eine allgemeine Plünderung vorauf, die Mordbrenner versuchten auch, den Runden Thurm zu zerstören, aber das Riesenwerk widerstand Anstrengungen, von denen noch heute an der Westseite die Spuren vorhanden sind.«

3) Die rechts neben dem Südportal befindliche Relief-Darstellung des Todes

die Fenster stilgerecht hergestellt werden. Das Mindeste, was auf alle Fälle anzubringen wäre, ist ein steinernes Dachgesims und ein Gurtgesims behufs Andeutung der Geschossgrenze beim Beginn der Emporen-Mauer.

Einen weiteren Beweis dafür, dass mit den Seitenschiffen eine wesentliche und spätere Aenderung vorgenommen, liefern deren überhöhte Pultdächer. Dieselben verdecken nicht bloss einen Theil der Sargmauern des Mittelschiff-Hochbaues, sondern auch noch ein ziemliches Stück der Fenster des letzteren. Die Stelle, bis zu welcher der obere Rand dieser Pultdächer ehemals reichte und später nur wieder hinanreichen darf, ist noch heute an den Sargmauern des Mittelschiffes deutlich erkennbar: wir zählten nämlich bei einer an Ort und Stelle unter den Pultdächern vorgenommenen Revision dieser jetzt verdeckten Mauern von der Fensterbasis abwärts noch zwanzig Schichten (jede von 4 Zoll Höhe), die in glattbehauenem und sorgfältig gefugtem Tuffstein hergestellt, also auf Sichtbarkeit berechnet sind, während von da abwärts das Mittelschiff-Mauerwerk aus roh behauenem Tuffstein besteht. Da wo sich beide Bearbeitungsarten berühren, hat offenbar früher das Pultdach erst begonnen. Es würde das schlanke Mittelschiff erst recht in seiner grossartigen Wirkung zur Geltung kommen, wenn bei einer Restauration auf diese alte Linie zurückgegangen wird, und es dürfte wenig verschlagen, dass dadurch diese Dächer in einem geringeren Winkel auf der Seitenschiff-Mauer aufliegen.

Eine recht langwierige und kostspielige Wiederherstellung heischen die imposanten Thürme der Westseite, welche in fünf Etagen aufsteigend, mit Spitzgiebeln und Rhomben-Dächern gekrönt, eine ungemeine Fülle theilweise recht verwitterter Zierglieder aufweisen, ganz abgesehen davon, dass der südliche derselben wahrscheinlich einer recht durchgreifenden baulichen Restauration bedürfen wird, da er einen bedenklichen Riss zeigt, der vor Decennien schon die Umrahmung desselben mit eisernem Bande nöthig machte. Es wäre bei dieser Gelegenheit dann auch festzustellen, in wie weit das heutige Westportal in seiner baulichen Anlage ursprüngliche Anlage resp. spätere Zuthat sei.

Jeder Freund mittelalterlicher Kunst überhaupt und besonders jener rheinischen Specialität aus der Blüthezeit der romanischen Bauperiode,

---

der Maria aus der Renaissance-Zeit wäre aber unbedingt intact zu erhalten. Sie zeigt die ganz interessante Umschrift:

SIC · YT · (für it) AD · ESSE · SINE · TEMPORE
(hübsche Umschreibung für Ewigkeit!)
VIRGVLA · YESSE · M · CCCCCXXIIII ·

als deren vorzüglichste und mustergiltigste Frucht die Pfarrkirche zu Andernach in der Kunstarchäologie eine ehrenvolle Stelle einnimmt, wird sich mit uns freuen, wenn dieses prächtige Baudenkmal erst in seinem Aussenbau wieder in ursprünglicher Pracht dasteht, eine Zierde der Stadt und des vaterländischen Stromes. Aber ehe dieses Ziel erreicht ist, bedarf es noch, wir verhehlen das nicht, der Aufbringung recht bedeutender Mittel, die wol die Kräfte der Stadt um ein bedeutendes übersteigen dürften. Die katholische Kirchengemeinde hat, wie oben erwähnt, mit der Restauration des Südostthurmes auf eigene Rechnung einen löblichen Anfang gemacht und der Kirchenvorstand wird gewiss auf Wege sinnen, die es ihm ermöglichen, alljährlich einen weiteren Theil des Aussenbaues nach einem vorher für das Ganze festzustellenden Plane stilgerecht herzustellen. Es wird das sich auch für Chor und Langhaus gewiss erreichen lassen, für die prächtigen Westthürme aber, soll es in ordentlicher Weise geschehen, sicherlich nicht. Da aber von der Civilgemeinde, die schon jetzt einen für die dortigen Verhältnisse sehr hohen Prozentsatz an Communalsteuern aufzubringen hat, ein bedeutender Zuschuss kaum zu erwarten steht, so wäre, scheint uns, der Moment gegeben, dass die Provinzialverwaltung um eine für einige Jahre zu gewährende Unterstützung angegangen würde, die dann ausschliesslich auf die Ausbesserung der einzig in ihrer Art dastehenden Westthürme verwendet werden könnte. Bei der liebevollen Fürsorge, deren sich an genannter Stelle und bei dem Herrn Cultusminister die rheinische Kunst vergangener Jahrhunderte zu erfreuen hat, wird das Fehlschlagen einer bezüglichen, gebührend motivirten Bitte kaum zu befürchten sein.

Nicht minder prächtig und interessant als der Aussenbau ist auch das Innere der Pfarrkirche zu Andernach, und wir dürfen immerhin auch ihm an dieser Stelle einige Aufmerksamkeit gönnen, zumal wir manche bisher in den kunstgeschichtlichen Werken übersehene Eigenthümlichkeiten mitzutheilen haben.

Das Mittelschiff weist drei, die beiden Seitenschiffe je sechs Gewölbejoche auf, die Gewölbe des Mittelschiffes zeigen, bei Anwendung birnförmig profilirter Rippen, in den Quergurten bereits den die Uebergangsperiode kennzeichnenden Spitzbogen, während die Schildbögen noch den Rundbogen beibehalten; die Seitenschiffe aber haben rippenlose Kreuzgewölbe, deren Gräte nur eben angedeutet sind, und auf die wir später noch näher zurückkommen. Ein ungemein reiches Aussehen gewährt dem Innern die Anbringung der die Emporen mit dem Langhause verbindenden Rundbogen-Gallerie. Dieselbe besteht zwischen je zwei Hauptpfeilern, die im Unterschiede von den viereckigen Zwischenpfeilern durch drei vorgelegte schlank aufschiessende Dreiviertel-Säulen als Gewölbeträger belebt sind, aus je zwei oben geblendeten Bogenstellungen, die von zier-

lichen Doppelsäulen aus polirtem Schiefer wieder in zwei offene Bögen getheilt werden. Die an der Verbindung des hochgewölbten Mittelschiffs mit dem wesentlich niedrigeren Chor entstehende Wandfläche ist durch drei von Säulchen getragene Rundbogenfenster in angenehmer Weise belebt.

Schon jetzt wirkt das Innere der Kirche, betritt man dieselbe vom Westportale her, ungemein grossartig; dieser Eindruck wird aber noch ganz bedeutend gesteigert werden, wenn erst einige sehr hässliche, die ursprüngliche Anlage gänzlich corrumpirende Zuthaten beseitigt sind. Dem aufmerksamen Beobachter musste es auffallen, dass derzeit sowol im Mittel- wie in den Seitenschiffen die Pfeiler jeglicher Basis entbehren und unvermittelt auf dem Fussboden aufsitzen, was allein schon die Vermuthung hätte nahe legen sollen, dass die unbedingt ehemals vorhandenen Basen, da an eine directe Beseitigung derselben kaum zu denken war, vor Zeiten verschüttet worden seien, wie das ja bei so manchen rheinischen Kirchen, wir erinnern an Gross St. Martin in Köln, der Fall gewesen ist. Noch gewisser hätte auf eine solche spätere Aufhöhung des Fussbodens der Umstand hinweisen sollen, dass die Nebenschiffe „niedrig und fast gedrückt erscheinen", was Herr Canonicus Bock [1]) höchst oberflächlich dadurch zu erklären sucht, dass „dieselben noch die Emporen zu tragen haben", wie er denn an die richtige Erklärung so wenig dachte, dass er seinem Zeichner gestattete, in Fig. 3 die fehlenden Pfeilerbasen, ohne jegliche Hindeutung im Text, einfach beizufügen.

Was aber bisher nur, freilich nahe genug liegende, Vermuthung war, ist durch die bereits von uns lobend anerkannte Energie des Herrn Pfarrers Pasch zur Evidenz erhoben. Derselbe hat vorigen Herbst und während des letzten Sommers im südlichen Seitenschiffe an zwei entgegengesetzten Stellen Ausgrabungen anstellen lassen, die folgendes hocherfreuliche Resultat ergaben. Im Osten, wo das südliche Seitenschiff wie auch das breitere nördliche mit einer in der Mauerdicke ausgetieften Apsis endigt, beträgt die Anhöhung des Fussbodens nur 0,26 Mtr., während sie beim letzten, westlichen Gewölbefeld 0,57 Mtr. tief ist, so dass hier die viereckigen Pfeiler statt 1,94 Mtr. künftig 2,51 Mtr. messen werden. Dann erst kommen die Seitenschiffe so recht zur Geltung und werden statt der bisherigen gedrückten, geradezu in schlanken Verhältnissen erscheinen, wie das allein auch zu der ganzen Anlage der Kirche passt. Da aber wie die Seitenschiffe auch das Mittelschiff und die jetzt so gedrückte Thurmhalle angehöht sind, so werden auch diese durch Beseitigung der späteren Zuthat ungemein an Grossartigkeit gewinnen. Es freut uns mittheilen zu können, dass der Kirchenvorstand

1) a. a. O. S. 6.

jüngst den Beschluss fasste, bereits im Februar 1877 mit der Ausschachtung der ganzen Kirche bis zur ursprünglichen Flurhöhe zu beginnen, nachdem er sich durch die bereits vollendete Ausschachtung des Bodens im südwestlichsten Gewölbejoch von dem überraschenden Effect dieser Arbeit überzeugt hatte.

Wenn erst die Kirche von dieser höchst bedauerlichen Zuthat befreit sein wird, gilt es sofort, eine weitere fortzuschaffen, wir meinen den ursprünglich gewiss nicht vorhandenen Verputz der Mauerflächen sammt der hässlichen Tünche. Wie nämlich eine auf unseren Vorschlag hin vorgenommene gänzliche Beseitigung des Verputzes in der Chornische des südlichen Seitenschiffes ergeben hat, ist das Mauerwerk äusserst sorgfältig aus nach Innen glatt behauenen und schön gefugten Tuffsteinen hergestellt, was dem Chörchen einen ungemein warmen, gegen die kahle Tünche vortheilhaft abstechenden Charakter verleiht. Kleinere Untersuchungen an anderen Stellen haben die Verwendung des gleichen Materials in der ganzen Kirche erwiesen, und versprechen wir uns nach den in dieser Beziehung mustergiltigen Restaurations-Arbeiten am Dome zu Bamberg und dem romanischen Theil der Abteikirche zu M.-Gladbach von einer gänzlichen Blosslegung des gesammten Innen-Mauerwerks einen überwältigenden Erfolg.

Bei diesen selbstverständlich mit Umsicht und Sorgfalt vorzunehmenden Arbeiten muss es sich auch ergeben, ob und in wieweit eine von uns aufzustellende Hypothese begründet ist oder nicht. Wir haben bereits oben des in Material und technischer Behandlung gar nicht mit dem Charakter der übrigen Kirche harmonirenden Zustandes der Seitenschiff-Mauern Erwähnung gethan und die Vermuthung ihres späteren Wiederaufbaues ausgesprochen. Stütze findet diese Vermuthung in der von uns festgestellten Thatsache, dass die sämmtlichen Gewölbe der beiden Emporen über den Schiffen gar nicht aus solidem Material, sondern aus verputztem und schön weiss gekälktem Bretterwerk bestehen, also ganz offenbar sehr späten Ursprunges sind. Wie nun, wenn bei Beseitigung des Gewölbeverputzes in dem unteren Stockwerk der Seitenschiffe sich herausstellen sollte, dass wie die Aussenmauern so auch die Gewölbe aus anderem Material gefertigt sind, als bei dem übrigen Bau angewandt wurde? Wird dann die Hypothese noch als gewagt erscheinen, dass beide Seitenschiffe der Pfarrkirche zu Andernach in ihrem ganzen jetzigen Bestande ein später Neubau an Stelle eines auf uns bisher unbekannte Weise zerstörten älteren Baues seien? Vielleicht, dass die aus der im Fussboden erhöhten Kirche demnächst herauszuschaffenden Schuttmassen uns noch nähere Anhaltspunkte für die weitere Begründung dieser These bieten.

Es erübrigen noch einige wenige Worte bezüglich der in der Kirche

befindlichen kleineren Kunstdenkmale. In der unteren Halle des nördlichen Westthurmes befindet sich eine spätgothische Grablegung Christi mit mehreren sie umstehenden Ganz- und Halbfiguren, die ehemals in der Halle des Westportals, und zwar, wie die Consolansätze beweisen, mit der jetzigen Vorderseite an der Wand, aufgestellt war. Würde man dieselbe unter Belassung in ihrem jetzigen Aufstellungsorte unter den Fenstern der Nordseite placiren, so ergäbe sich Raum genug, um den prächtigen dem XIII. Jahrhundert angehörenden Taufstein [1]) an dieser ihm traditionell gebührenden Stelle würdig aufzustellen.

Ein epigraphisches Räthsel bietet der in der südwestlichen Thurmhalle befindliche Deckstein des sog. Zehres-Gräbchen, an welchem die katholische Bürgerschaft bei Krankheiten in der Familie besonders gern um Wiedergenesung der Kranken betet. Der Deckstein, wie der ganze Sarcophag aus grobkörnigem Tuff gefertigt, misst 2,09 Mtr. in der Länge; er ist auf seinem unteren 0,79 Mtr. breiten Theile mit einem 1,21 Mtr. langen Abtkreuz, und auf dem oberen, 0,94 Mtr. breiten Theile mit einer neunzeiligen Majuskelinschrift bedeckt, die durch Aussprünge des Steins, theilweises Nachfahren von Seiten eines Unkundigen und starken Verschleiss [2]) in ihrem wesentlichsten Theile, wo es sich nämlich um Namen handelt, völlig unleserlich ist. Wir geben im Folgenden mit thunlichster Genauigkeit wieder, was wir bei der ziemlich ungünstigen Aufstellung an Buchstaben noch entziffern konnten. Möglich, dass wir im nächsten Frühjahr bei einer uns freundlichst bewilligten photographischen Aufnahme der dann abzuhebenden Deckplatte glücklicher sind und eventuell auch den Vereinsgenossen eine treuere Wiedergabe bieten können.

CONDITVR HOC TVMVLO ISINBERTVS NOBILIS ORTV
OIA INDE PA ERVE LO
E FVISSE IS EN FORME ET SPECIEI
QVA FVIT INDVTVS INOVENA PARTE LOCATVR
ANGELVS ET NE CÕTESTAS GAVDIA VITE
DEARO MVTATVR CVM XPO GLORIFICATVR
CERNEREPER SPECVLVM REOR HOCILVMINE LVMEN
LOCONITETVT
SIC

1) Fr. Bock a. a. O. Fig. 6 gibt eine Abbildung des Taufbrunnens »in seiner baldigen Wiederherstellung«. Die Bemerkung S. 11: »leider fehlt der Sockel des Taufbeckens« hat sich inzwischen als irrig erwiesen; er ist noch heute erhalten und stand nur, was Hr. Bock nicht bemerkte, in dem behufs Aufhöhung des Fussbodens in die Kirche gebrachten Schutte.

2) Wahrscheinlich hat derselbe, ehemals in der Kirche von Sanct Thomas befindlich, einst als Bodenfläche dienen müssen.

Interessant ist es, mit diesen noch heute erkennbaren Zügen die Inschrift zu vergleichen, welche Chr. von Stramberg[1]) als auf dem aus der nahen S. Thomaskirche in die Andernacher Pfarrkirche translocirten Grabmale des h. Isinbert befindlich, ohne Angabe seiner Quelle, mitgetheilt hat. Sie lautet:

Qui mare quique solum clarus virtutibus ornat
Conditus hoc tumulo, Isenberto nobilis ortu
Ordine divi Augustini, qui laude perenni
Exornat sese et gestis praestantibus orbem
Ac veluti speculum nitido splendore coruscans
Cernitur ingenti fulgere in lumine lumen
Angelus aeternae cohonestans[2]) gaudia vitae
Miraclis complet mundum virtute superna
Dum caro[3]) mutatur cum Christo[4]) glorificatur.
Discedens felix in dextra[5]) parte locatur.
Esto memor nostri qui te cum laude precamur
Ut tecum matres puerique senesque regamur.

Der Verfasser dieser angeblichen Inschrift hat jedenfalls eine recht lebhafte Fantasie besessen, denn die von ihm mitgetheilten Worte können aus Mangel an Raum unmöglich auf unserem Steine gestanden haben, dessen thatsächlich vorhandene Inschrift aber mit der von Stramberg mitgetheilten in manchen Versen und Vershälften so grosse Aehnlichkeit hat, dass letztere nur eine willkürlich erweiterte Recension der ersteren sein kann, die wir, wo Lacunen sich zeigten, in punktirter Schrift thunlichst ergänzt haben.

Zum Schluss möchten wir noch dem Wunsche Ausdruck geben, dass man beim Beginn der Restauration des Innern sofort die jetzige Zopf-Orgel beseitige und ein neues Werk zur Rechten und Linken des

---

1) Rheinischer Antiquarius, Mittelrhein III. Band, 4. Abth. S. 85.

2) contestans ist mit der doppelten Abbreviatur für n deutlich auf dem Steine zu lesen.

3) dum wol für D mit zu ergänzendem Abkürzungsstrich; das c in caro erscheint als C.

4) Das in der Inschrift angebrachte Monogramm Christi (XP) ist Veranlassung gewesen, dass man, dieses Zeichen nicht verstehend, daraus mit Hinzuziehung des vorhergehenden M die Jahreszahl 1011 (MXIO) herausgelesen hat.

5) Statt dextra lesen wir ziemlich deutlich ovena parte, was den nämlichen Sinn ergibt, wenn man ovenus = ovinus von ovis, die Seite der Schafe im Gegensatz zu derjenigen der Böcke, erklären will, wie Hr. Gymnasiallehrer Kuhl in Andernach meint.

prächtigen Fensters an der Westwand des Mittelschiffs aufstelle, welch letzteres dann eine recht erfreuliche Lichtfülle der ohnehin nicht zu hellen Kirche zuführen würde.

Fragt man aber dann noch, woher die Mittel für Ausführung der Innenrestauration zu nehmen seien, so empfehlen wir die sofortige Gründung eines Kirchenbau-Vereins, dem Alt und Jung etwa mit dem geringen Beitrag von täglich einem Pfennig beitreten, und so in einigen Jahren ohne sonderlich schmerzliche Opfer ein erkleckliches Sümmchen für die würdige Herstellung des zunächst dem Schutze der Andernacher Bürgerschaft anvertrauten kostbaren Baudenkmals zusammenbringen könnten. Viribus unitis muss diese schöne Aufgabe leicht zu lösen sein! Möchte diese öffentliche Anregung nicht spurlos verhallen!

Viersen.

Aldenkirchen.

---

11. Gloucester, das römische Glevum[1]).

Die unten bezeichnete kleine Schrift, deren Mittheilung ich Professor Max Müller verdanke, bildet einen nützlichen Beitrag zur genaueren Kenntniss des römischen Britanniens und verdient wegen der sorgfältigen Art, mit welcher die Anlage und die Ueberreste einer römischen Colonie darin untersucht und beschrieben werden, überall da Aufmerksamkeit und Nachahmung, wo es noch, wie z. B. am Rhein, ähnliche Aufgaben zu lösen giebt.

Dass Glevum römische Colonie war, erfahren wir nur durch den ravennatischen Cosmographen, der seiner griechischen Quelle folgend den Namen *Glebon* schreibt und das Wort *colonia* ausdrücklich beisetzt[2]), und aus einem einzigen Inschriftenfragment, das in dem von Gloucester nicht fernen Badeort *Aquae Sulis*, dem heutigen Bath, gefunden worden ist: es nennt einen fünfundachtzigjährigen Decurionen der *colonia Glevensis*[3]).

---

1) John Bellows, on the ancient wall of Gloucester and some Roman remains found in proximity to it in 1873 (aus den Procedings of the Cotteswold Club for 1875). Gloucester 1876, 38 S. 8. mit 6 lithographischen Tafeln [nicht im Buchhandel].

2) 5, 31 S. 427, 12 Parthey.

3) C. I. L. VII 54. Die angelsächsischen Schreibungen des Namens, welche vorkommen, Gleawanceaster, die ältere, und Gleaweceaster, die jüngere, bezeugen die Ursprünglichkeit und Dauerhaftigkeit des *v* in Glevum; in Glebon ist das *b* für *v* griechisch.

Von jeher sind in Gloucester die überall vorkommenden Reste römischer Niederlassungen gefunden worden, Ziegel (ohne Schrift) und andere Baumaterialien, Mosaikfufsböden, Waffen [1]), Töpferwaaren, Toilettengegenstände, Münzen, auch einmal ein Relief, zwei Gottheiten, vielleicht Aesculapius und Hygia, darstellend [2]). Die baulichen Reste der römischen Stadt werden zwar in den älteren Werken über Stadt und Grafschaft nicht unerwähnt gelassen, aber brauchbare Aufnahmen derselben fehlten. Herr Bellows, der eine Druckerei nebst Verlagsgeschäft in einem Hause in Gloucester betreibt, das zum Theil auf der alten Umfassungsmauer und dem Unterbau eines der Thore liegt (es heifst *Eastgate House*, und war früher Stadtgefängniss), hat seit längerer Zeit keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die etwa acht Fufs unter dem gegenwärtigen Niveau der Strafsen liegende Bodenschicht der alten Stadt (S. 4 f.) theils durch kleine Ausgrabungen, theils durch Untersuchungen in den Kellern der Häuser festzustellen. An der Hand einer freilich wenig genauen Anschauung von der Anlage des römischen Lagers, wie es Polybios beschreibt, sucht er zunächst (S. 14 ff.) die Lage des Praetoriums zu bestimmen. Hierbei läuft allerdings ein sonderbarer Irrthum mit unter. Bei Sueton im Leben des Caesar (Cap. 46) wird nach den Berichten der Vielen, welche behaupteten, Caesar sei *munditiarum lautitiarumque studiosissimus* gewesen, als Beweis dafür unter anderem angeführt, *in expeditionibus tessellata et sectilia pavimenta circumtulisse.* Ob es möglich oder wahrscheinlich ist, dass unter Caesar's Bagage sich auch in einzelne Theile zerlegte Mosaikfufsböden befanden, lasse ich dahin gestellt sein; es lassen sich mancherlei Ursachen denken, aus denen dergleichen übertreibende Erzählungen hervorgehen konnten. Aus dieser Anecdote schliesst Herr Bellows, oder vielleicht eine mir unbekannte englische Auctorität, der er folgt, dass alle römischen Feldherrn Mosaikfufsböden mitgeführt hätten, dass also ein Mosaikfufsboden im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Abzeichen für das Quartier des Commandierenden gewesen sei [3]). Aus dem Vorhandensein von Mosaikfufsböden

1) Wenn der Verf. S. 10 erzählt der verstorbene W. Arkell, dessen Sammlung sich jetzt im städtischen Museum von Gloucester befindet, habe unter anderem auch ein wohlerhaltenes römisches Hufeisen gefunden, so wird es gestattet sein, an dem römischen Ursprung desselben vorläufig zu zweifeln. Nach Lindenschmit's mafsgebender Beobachtung sind am Rhein und in Frankreich niemals römische Hufeisen gefunden worden, aufser solchen, die für kranke Hufe bestimmt waren. Die bekannten alten Hufeisen sind sämmtlich frühestens frühmittelalterlichen Ursprungs.

2) Siehe die Nachweisungen im C. I. L. VII S. 32.

3) *It would seem, indeed,* sagt er (S. 7), *to have been made use of as an*

freilich lässt sich die Lage des Praetoriums so wenig bestimmen als, worauf der Verf. an ein Paar anderen Stellen seines Aufsatzes hinweist, aus dem häufigen Vorkommen von Austernschalen von der feineren Sorte der Austern, den sogenannten *natives;* während er die *mumbles*, die grofse gewöhnliche Art, den Quartieren der Gemeinen zuweist. Beide Arten, meint er, seien durch die schnellen Postverbindungen der Römer direct von Colchester (Camulodunum) bezogen worden (S. 5); sollte nicht die weit nähere Westküste sie auch haben liefern können? Auch das Vorkommen feineren oder gröberen Töpfergeschirrs sucht er zu ähnlichen Schlüssen zu verwenden (S. 16). Dass er dabei in den gewöhnlichen Fehler der Localforscher, nämlich Ueberschätzung des eigenen kleinen Beobachtungsfeldes, verfällt, darf nicht Wunder nehmen. Von unsicheren auf die Beobachtung der Bodenschichten gebauten Hypothesen hält er sich jedoch in löblicher Weise fern. Mit grofser Sorgfalt wird der Zug der alten Umfassungsmauern und des äufseren Grabens (dessen Breite auf rund 100 engl. Fufs geschätzt wird), ferner die Lage und Gröfse der Thore mit ihren Castellen (die auf 60 zu 50 Fufs oder 3000 Fufs Flächeninhalt berechnet werden, also wie die sogenannten Meilencastelle des Hadrianswalls), die Einfassungsmauern des Flusses, des Sabrina (Severn) und eines jetzt verschwundenen Nebenflüsschens, des *Twyver* (S. 24), wovon das Auffinden eines alten Bootes und das frühere Vorhandensein einer Mühle zeugt (S. 33), von ihm verfolgt und dargelegt. Die Gesammtlänge der Mauer wird als derjenigen der Colonieen Eburacum (York) und Lindum (Lincoln) fast genau gleich ermittelt, nämlich von 1200 zu 1300 Fufs[1]); der Gesammtflächenheit des länglichen Quadrats, wie es die rothen Linien auf dem Plan (auf Taf. 4) zeigen, beträgt 2,022,000 Quadratfufs. Der Verf. hat sich bei seinen Untersuchungen der einsichtigen und werkthätigen Unterstützung von Officieren und Mannschaften des Genie's, welche bei der Landesaufnahme (der *Ordnance Survey*) beschäftigt sind, zu erfreuen gehabt (S. 18). Er hat es nicht gescheut, viele

---

emblem of the permanent conquest of the spot on which his tent was pitched; somewhat as we (die Engländer) *now annex a newly discovered island by planting the British flag; for Suetonius . . . . states* u. s. w.

1) Der Umfang der alten Colonieanlage von Eburacum ist in Wahrheit, wie bei der Bedeutung des Platzes nicht auffällt, etwas gröfser. Die neueste Arbeit darüber, G. T. Clark's Vortrag über *the defences of York* (*Archaeological journal* 31, 1874 S. 221 ff.), welche sich übrigens vorherschend mit den nachrömischen Erweiterungen der Befestigungen von York beschäftigt, giebt 452:530 Yards, d. i. 1356 zu 1690 Fufs als Umfang der Maueranlage an, mit Berufung auf Skaifs antiquarische Karte von York, die mir nicht zur Hand ist.

seiner Mitbürger um die Erlaubniss anzugehn, ihre Keller untersuchen zu dürfen, und er schildert mit Behagen, wie ihm solcher Besuch hin und wieder Beweise „von 9 Fufs Dicke" für die von ihm vorausgesetzte Richtung der Stadtmauer geliefert habe (S. 18), wie die Tochter eines Bierküfers den strammen Unteroffizier vom Genie mit grofsem Misstrauen zwischen den Bierfässern ihres Vaters habe umhersteigen sehen, wie er auf dem Bauch mit der Laterne in der Hand in den feuchten Gängen umhergekrochen sei, zuweilen von heimtückischen Hunden erschreckt (S. 23), und ähnliches. Dass nicht mehr übrig ist von den gewaltigen Mauern wird zumeist auf ein Edict König Karls II. zurückgeführt, wonach es jedem der wollte erlaubt wurde Steine vom Wall fortzukarren (S. 3 und 17). Der König wollte die Befestigungen der Stadt, welche seinem Vater Widerstand geleistet hatte, beseitigen. Bis dahin scheinen dieselben also noch in ausgedehntem Mafs vorhanden gewesen zu sein. Die Fortschritte der Cultur haben wie überall das Weitere gethan. Für das jetzt nicht mehr Vorhandene werden die Erinnerungen der ältesten Bewohner der Stadt (wie des 82jährigen Captain Price S. 27), die volksmäfsigen Traditionen, die alten Namen von Strafsen und Oertlichkeiten umsichtig und meist in Vertrauen erweckender Weise verwendet. Etwas zu weit geht der Verf. in dieser Hinsicht wohl, wenn er in dem Namen *Bearland* oder *Bareland*, baares Land, den Beweis für das römische Pomoerium finden will (S. 27). So entsteht vor seinem geistigen Auge ein vollständiges Bild der alten Befestigungen von Glevum mit ihren zinnengekrönten Mauern, Thürmen und Thoren. Der Zeichenlehrer der Kunstschule in Gloucester, Herr John Kemp, hat danach auch für die leiblichen Augen der Leser eine Ansicht entworfen, welche sauber lithographiert (zu S. 28) mitgetheilt wird. Werthvoller als diese immerhin unschädliche Spielerei sind die Maafsangaben von Werkstücken aus der alten Stadtmauer (sie bestehen aus dem Oolith der dortigen Gegenden), welche hier und da mitgetheilt worden. Ein solcher Stein war 7 (engl.) Fufs lang und 1 Fufs 9 Zoll dick; er lag mit seiner Länge in der Tiefe der Mauer, die schmale Seite als Front (S. 28). Ein wohl erhaltenes Stück Mauer zeigte noch Werkstücke von 3 bis 4 Fufs Länge; er nennt es „*a very striking sight*" (S. 28). Die beigegebene Tafel 1 (nach der Zeichnung von J. P. Moore) giebt eine lehrreiche Ansicht des grofsen beinahe 50 Fufs langen erhaltenen Stücks der Mauer bei des Verf. Haus am Ostthor, sowie den Aufriss und die Details desselben. Auf dem Fundament von grossen Blöcken, ähnlich den zuletzt erwähnten, durch welche Abzugskanäle führten, ruht der eigentliche Mauerbau von behauenen Frontsteinen, die etwa 12 Zoll lang, 11 Zoll tief und 5 Zoll hoch sind.

Der Kern der zu unterst fast 10 Fuſs dicken, nach oben sich entsprechend verjüngenden Mauer wird durch ein Gusswerk von Steingeröll und felsenhartem Mörtel gebildet; darüber beginnen mittelalterliche Zuthaten. In unregelmäſsigen Abständen von 3 bis 5 Fuſs, aber in gleicher Höhe finden sich sorgfältig stehen gelassene quadratische Löcher im Mauerwerk. Der Verf. deutet sie (S. 31) durch eine vitruvische Vorschrift über den Mauerbau, wonach Balken von Olivenholz zur Festigung eingefügt werden sollen [1]). Da es in England Oelbäume nicht gab, so habe man statt dessen eichene Balken verwendet; vegetabilische Erde, die sich in den Löchern vorfand, soll diese Deutung stützen. Die Techniker mögen entscheiden, ob hier nicht vielleicht bloſs Löcher für das Balkengerüst unausgefüllt stehen geblieben sind.

Da nun die Construction des Hadrianswalls, durch Bruce's vortreffliche Arbeiten genau bekannt [2]), eine gleichartige ist, so setzt der Verf. den Bau der Mauern von Glevum in die hadrianische Zeit. Hierin liegt aber durchaus kein zwingendes Argument; die Bauart ist an sich uralt und ward gewiss überall da angewendet, wo der Mangel oder die geringe Beschaffenheit des Materials, oder auch die Absicht beschleunigter Herstellung des Baus, sie dem kostbaren ganz massiven Quaderbau gegenüber empfahlen. Auch sind die Maaſse der Frontsteine des Hadrianswalls durchaus verschieden [3]). Nur darin stimmen die beiden Bauarten überein, dass nicht wie in den römischen Bauten Italiens und anderer Provinzen, zuweilen auch in den nördlicheren Theilen von England, Reihen von Ziegeln mit den Hausteinen verbunden sind. Diess allein scheint Herrn Bellows zu seiner Gleichsetzung veranlasst zu haben. Allein das Fehlen der Ziegelconstruction ist bei vielen anderen römischen Bauten in Britannien und anderswo beobachtet worden und hängt wohl theilweis mit dem Mangel an geeigneter Ziegelerde und der leichteren Erlangung von Hausteinen, theilweis vielleicht auch mit der gröſseren Schnelligkeit der Gewinnung der letzteren zusammen. Ich weiss freilich nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob roh behauene Sandsteine unter allen Umständen schneller herzustellen sind, als sorgfältig gebrannte Ziegel. Nur an wenigen Stellen findet sich statt des rohen Gusswerks die Constructionsart, welche die Engländer

1) Vitruv *1,5 in crassitudine perpetuae taleae oleagineae ustilatae quam creberrimae instruantur, uti utraeque muri frontes inter se, quemadmodum fibulis, his taleis conligatae aeternam habeant firmitatem.*

2) Siehe meine Anzeige derselben in der Jenaer Litteraturzeitung 1875 S. 868.

3) Bruce's *Roman Wall* (3. Ausg. London 1867 4.) S. 81. Sie sind meist 15 bis 20 Zoll lang, 8 bis 9 Zoll dick und 10 bis 11 Zoll breit.

Häringsgrätenwerk *(herring-bone work)* nennen: gleichmäfsig behauene Steine werden in geraden Reihen mit den Spitzen in schräger Richtung gegeneinander gelegt und mit Mörtel verbunden; so entsteht das Bild von übereinander gereihten Fischgräten. Die so gebauten Theile der Mauer von Glevum (S. 19 und 29) hält der Verf. für etwas jüngeren Ursprungs. Diess ist möglich; doch möchte ich nicht mit Sicherheit behaupten, dass nicht gerade umgekehrt die sorgfältigere, wenn auch nicht eben festere Bauart die ältere sein könne. Dass sich dieselbe Bauart in Venta Silurum, dem heutigen *Caerwont*[1]), findet, spricht nach Herrn Bellows eigenen Erwägungen eher für höheres Alter. Denn er meint selbst (S. 30), Venta müsse seiner mehr westlichen Lage wegen vor Isca (Caerleon in Südwales) besetzt worden sein; in Isca aber war erst seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts das Hauptquartier der zweiten Legion[2]). Da nun die zweite Legion auch bei dem Wallbau des Hadrian thätig war, und der Bau der Mauern von Isca sicher von ihr herrührt, so schliesst Herr Bellows weiter, müsse auch Glevum ein Werk derselben Legion sein. Auch dieser Schluss ist sehr unsicher; Ziegel mit dem Stempel irgend einer Legion sind bis jetzt in Gloucester so wenig zum Vorschein gekommen wie irgend ein Inschriftstein[3]): auf einem einzigen der grofsen Werkstücke im Mauerbau fand Herr Bellows die für eine Inschrift bestimmte und vielleicht auch einst von ihr eingenommene Fläche, zu erkennen aber war nichts (S. 19). Nichtsdestoweniger aber wird es durch Erwägungen anderer Art, welche Herr Bellows nicht angestellt hat und nicht wohl anstellen konnte, in hohem Mafse wahrscheinlich, dass Glevum zu den ältesten Colonieanlagen im südlichen England gehört.

---

1) Vgl. C. I. L. VII S. 37 am Schluss des Capitels über Isca.

2) C. I. L. VII S. 37.

3) Das einzige Denkmal mit Schrift, das Hr. Bellows anführt (S. 13 Taf. 2), ist ein Fragment rother, sogenannter samischer, Töpferwaare mit dem aussen aufgeprägten Stempel (wie auf den C. I. L. VII 1337 zusammengestellten Stücken)

M·F·G EMIN·M

Vielleicht ist er identisch mit dem Stempel GEMIN... C. I. L. VII 1337, 36 und bedeutet *M. F(lavi) Gemin(i) m(anu)*. Innen eingestempelt findet sich auf solchem Geschirr *Gemini* oder *Gemini m(anu)* oder *Gemin(us) f(ecit)* nicht selten, vgl. C. I. L. VII 1336, 477. Sechs andere Töpferstempel theilt Hr. B. nicht mit. Er spottet bei dieser Gelegenheit darüber, dass die Antiquare, *by an amusing affectation*, den Namen „samisches Geschirr" vermieden, während man doch auch in Worcester oder in Sèvres fabriciertes Porcellan *China* nenne. Der Unterschied ist aber der, dass unser Porcellan das chinesische vorstellen und ersetzen soll, während das rothe italische Irdengeschirr solchen Anspruch dem samischen gegenüber nie erhoben hat.

Wie ein Blick auf die dem VII. Bande des CIL. beigegebene Karte zeigt, liegen Camulodunum (Colchester) im Osten und Glevum (Gloucester) im Westen fast genau auf demselben Breitengrade. Der ausführliche Bericht über die claudische Eroberungsexpedition ist uns ja freilich mit der zweiten Halbdecade des Geschichtswerkes des Tacitus verloren gegangen; die kurzen mit energischer Charakteristik geschriebenen Notizen über die einschlägigen Ereignisse im Agricola (Cap. 14 ff.) und in den Historien (3, 44 ff.) ersetzen ihn natürlich nicht. Allein mit Zuhülfenahme der Berichte in den Annalen über die etwas späteren Ereignisse, welche ja sogleich mit dem zweiten Legaten der Provinz, neun Jahre nach dem Beginn der Eroberung, anheben [1]), lässt sich den erhaltenen Denkmälern etwa Folgendes entnehmen.

Unmittelbar nach der Landung, nachdem die Küstenplätze besetzt und mit einigen der einheimischen Fürsten Bündnisse geschlossen worden waren, scheint A. Plautius, der erste Legat der Provinz (43—44 v. Chr.), sein Heer in Venta Belgarum, dem heutigen Winchester, ungefähr in der Mitte des südlichsten Abschnittes der Halbinsel, concentriert zu haben. Nur ein Inschriftstein ist bisher an diesem Ort gefunden worden (CIL. VII 5); derselbe gehört wohl noch dem Ende des ersten Jahrhunderts oder spätestens dem Anfang des zweiten an. Die Inschrift desselben lautet *matrib(us) Ita[li]s Germanis Gal(lis) Brit(annis) [A]ntonius [Lu]cretianus [b(ene)] f(iciarius) co(n)s(ularis) rest(ituit)* [2]). Also eine Weihung, vor Alters dargebracht den italischen, germanischen, gallischen und britannischen Müttern, den heiligsten Schützerinnen derjenigen Nationalitäten, aus denen sich die vier Legionen der Occupationsarmee, nämlich die *II Augusta*, die *XIV gemina*, die *IX Hispana* und die *XX Valeria victrix*, und ihre einheimischen Bundesgenossen recrutierten, und wieder hergestellt durch einen Beneficiarius des consularischen Legaten der Provinz, welcher noch im zweiten Jahrhundert dort wenigstens eine Kanzlei gehabt haben mag. Die erhaltenen oder durch die Itinerare bezeugten Straßenzüge und die Lage der römischen Niederlassungen erläutern den weiteren Vormarsch. Ueber Calleva (*Silchester*) vordringend suchte P. Ostorius Scapula, der zweite Legat der Provinz (48—51), zunächst durch befestigte Punkte an der Küste, welche sich auf

1) Siehe Rhein. Mus. 1857 S. 47.

2) Ein mir vorliegender vortrefflicher Papierabdruck, welchen ich der Güte A. S. Murray's verdanke (die Inschrift befindet sich im brittischen Museum), ergänzt die früher von mir gegebene Lesung in erwünschter Weise: es sind Zeile 6 zu Anfang zwei Buchstaben ausgebrochen und daher ist statt des unverständlichen Cognomens Cretianus, an dem ich gleich hätte Anstofs nehmen sollen, unzweifelhaft Lucretianus zu lesen.

die Seeverbindung mit Gallien und Germanien stützen konnten, den ersten Hauptabschnitt der Insel bis zu der Linie zwischen den Aestuarien des Thamesis und des Sabrina (der Themsemündung und dem Bristolcanal) zu sichern. Die Colonie Camulodunum oder ein befestigtes Lager in der Nähe, von Ostorius gegründet (Agric. 14) um die im Osten wohnenden Ikener zu bändigen, war höchst wahrscheinlich Standquartier (und später auch Veteranencolonie) der vierzehnten Legion. Daraufhin weist besonders der Bericht über den Aufstand der Königin Boudicea, zu dessen Niederwerfung der Legat des Nero Suetonius Paullinus diese Legion zunächst zur Hand hatte [1]). Desshalb auch konnte diese Legion am leichtesten zur Bekämpfung des Civilis aus Britannien nach Germanien beordert werden (Hist. 4, 68. 76), von wo sie dann nicht wieder nach Britannien zurückkehrte.

Schon vor der Gründung von Camulodunum, wenn anders der absichtlich zusammenfassende Bericht des Tacitus [2]) oder seines Gewährsmannes nicht hier bereits an Stelle der wirklichen Zeitfolge eine mehr locale Gruppierung der Ereignisse vornimmt, hatte der Legat sich vorgesetzt *cuncta castris Avonam inter et Sabrinam fluvios cohibere* [3]): das ist eben das westlich dem Gebiet von Colchester im Osten genau entsprechende, nur der mittleren Operationslinie Venta-Calleva noch etwas näher liegende Land. Daraus entwickelt sich der Feldzug gegen den Caratacus, der zwar mit einem glänzenden Sieg der römischen Truppen und der Gefangennahme des brittischen Fürsten endet, nicht aber, wie die Worte des Berichtes deutlich zeigen, mit einer dauernden Occupation des Gebietes der Silurer und Ordoviker [4]). Die Silurer überrumpeln den *praefectus castrorum*, der hier recht in seiner eigentlichen Thätigkeit als Platzcommandant erscheint (Veget. 2, 10), und die Legionscohorten, welche *extruendis apud Silures praesidiis* zurückgelassen waren. Erst die innere Zwietracht (Ann. 12, 40; Hist. 3, 45) stellt, nach dem Tode des P. Ostorius unter A. Didius seinem Nachfolger das römische Uebergewicht wieder

1) Ann. 14, 34 *iam Suetonio quarta decuma legio cum vexillariis vicensimanis et e proximis auxiliares .... erant.* Dazu C. I. L. VII S. 34.

2) Ann. 12, 40 *haec quamquam a duobus propractoribus plures per annos gesta coniunxi, ne divisa haud perinde ad memoriam sui valerent.*

3) Ann. 12, 31 nach Nipperdeys Constituierung des Textes, welche ich für die wahrscheinlichste halte.

4) Ann. 12, 38 *censentur Ostorio* — nach der so lebendig und schön geschilderten Begnadigung des Caratacus, die ich mich wundere noch von keinem englischen Piloty abkonterfeit gesehen zu haben — *triumphi insignia, prosperis ad id rebus eius, mox ambiguis, sive amoto Carataco, quasi debellatum foret, minus intenta apud nos militia fuit, sive hostes miseratione tanti regis acrius ad ultionem exarsere.*

her. Zu jenen Castellen [1]) gegen die Silurer werden Venta Silurum und Isca Silurum gehören; dass das Hauptquartier der Legion erst weit später, nach der vollständigen Unterwerfung des südlichen Wales, nach Isca vorgeschoben wurde, ist begreiflich. Aus diesem, und noch einem anderen Grunde, ist es auch mir wahrscheinlich, dass Glevum das ursprüngliche Standquartier der zweiten, wie Camulodunum das der vierzehnten Legion war.

Der andere Grund ist dieser: genau in derselben völlig systematischen und vorsichtigen Weise, in welcher die Occupation der Insel bis dahin ausgeführt worden war, scheint sie, soweit der allein darüber erhaltene summarische und stark rhetorisch gefärbte Bericht im Agricola zu urtheilen gestattet, unter den Legaten des Nero und Vespasian fortgesetzt worden zu sein. Des Suetonius Feldzug gegen die Insel Mona (Agric. 15) ist nur denkbar mit einem Stützpunkt der Operationen, wie ihn die Colonie Deva (*Chester*), an der nördlichen Grenze des erst durch Julius Frontinus (Agric. 17) ganz unterworfenen Gebiets der Silurer und Ordoviker, bot. Deva ist von jeher das Standquartier der zwanzigsten Legion gewesen [2]).

Auf der westlichen Seite hat Petilius Cerialis, der Legat Vespasians, den weiteren Vormarsch gegen die Briganten begonnen: die Colonie Lindum (Lincoln) ist der geographische Ausdruck dieser Operationen, wahrscheinlich das ursprüngliche Standquartier der erst durch Vespasian zum Zwecke jenes Feldzuges neu nach Britannien gezogenen *II adiutrix* [3]). Lindum und Deva liegen wiederum, Camulodunum und Glevum entsprechend, fast genau in gleicher Breite, das eine östlich zwischen den Aestuarien des Metaris und Abus, das andere westlich an der Mündung des Flusses Deva zwischen den Aestuarien des Segeia und Belisama am irischen Canal, und begränzen so den zweiten Hauptabschnitt der Insel an einer verhältnissmäfsig schmalen Stelle zwischen den beiden Meeren.

Endlich der von Agricola nach der Aufgabe des Versuchs gegen Hibernien, welche im Agricola (Cap. 24) hinter vortrefflich gewählten Worten geschickt verhüllt wird, unternommene Vormarsch nach Norden (Agric. 25) hat zur strategischen Vorbedingung die Gründung der im Lande der Briganten und in der natürlichen Verlängerung der Linie von Lindum zu der Linie der Castelle zwischen der Tina- und Itunamündung gelegenen Colonie Eburacum (York); wenngleich Tacitus diesen Namen nirgends nennt und die Thatsache, wahrscheinlich als ein selbstverständliches Detail, übergeht. Eburacum ist das unzweifelhaft sichere Standquartier der neunten hispani-

1) Vgl. auch Agric. 14 *Didius Gallus parta a prioribus continuit paucis admodum castellis in ulteriora promotis.*

2) C. I. L. VII S. 47.

3) C. I. L. VII S. 51.

schen, seit Hadrian der nach der Vernichtung jener an ihre Stelle gerückten sechsten Legion [1]).

Dass die Befestigung der Linie zwischen den Aestuarien des Tina- und des Itunaflusses (der Linie Newcastle-Carlisle), der schmalsten Stelle der Insel durch Hadrian [2]) und zu allerletzt der Wallbau des Pius zwischen Clota und Bodotria (der Linie Edinburgh-Glasgow), wo schon Agricola Castelle angelegt, aber wieder aufgegeben hatte [3]), nur eine Wiederholung derselben strategischen Maafsregeln sind, durch welche die südlicheren Theile der Insel nach und nach occupiert worden waren, braucht nur erwähnt zu werden. Auf diesen beiden nördlichen Linien haben nur Detachements (Vexillationen) der vier britannischen Legionen zeitweise in Garnison gestanden: die Liste der Cohorten und Alen, deren Schutz sie anvertraut waren, ist hinreichend bekannt.

Von den vier alten Legionen der Occupationsarmee des ersten Jahrhunderts, die nach dem alterprobten Prinzip der römischen Politik und Kriegführung sämmtlich nach und nach grofse befestigte Lager mit städtischen Anlagen erhielten, blieb bisher nur das ursprünglich für die zweite bestimmte noch nachzuweisen. Diess kann nach seiner Lage und seinem dem der Colonieen Lindum und Eburacum, wie wir sahen, fast genau entsprechendem Umfang nur Glevum gewesen sein. Dass inschriftliche Denkmäler bis jetzt fehlen, erklärt sich mit aus der spätern Verlegung des Hauptquartiers der Legion nach Isca, dessen Anlage Herr Bellows mit Recht als *a precise repeat of Gloucester* bezeichnet (S. 33); übrigens ist keineswegs gesagt, dass nicht noch einmal aus den Fundamenten der alten Häuser in Gloucester ein Inschriftstein hervorkommen kann, welche meine Vermuthung bestätigt. Auf Legionsziegel rechne ich nicht; denn die ältesten in England gefundenen Ziegel der zwanzigsten Legion aus Deva und der neunten aus Eburacum, gehören frühestens dem Ende des ersten Jahrhunderts an. Es stimmt aber zu meiner Annahme sehr gut, dass besonders häufig Münzen des Claudius in Gloucester gefunden worden sind [4]); auch die von Herrn Bellows angeführte sehr verdorbene Kupfermünze, auf der nur ein Kopf mit langem Hals und die Aufschrift AVG kenntlich war, ist wahrscheinlich eine Münze dieses Kaisers oder eines seiner Vorgänger. Als das Gründungsjahr der römischen Colonie Glevum kann daher mit einiger Bestimmtheit das Jahr 50 unserer Zeitrechnung angesehn werden.

So bieten uns also die monumentalen Thatsachen, die Lage, der Um-

1) C. I. L. VII S. 61.
2) C. I. L. VII S. 99.
3) C. I. L. VII S. 191.
4) Archaeologia 18, 1815 S. 120.

fang und die Bauart der Colonie, über welche uns erst Herrn Bellows sorgfältige Untersuchungen genaueren Aufschluss gegeben haben, eine wichtige Ergänzung der Ueberlieferung über die Eroberung von Britannien und damit unserer Kenntniss der ältesten Geschichte von England überhaupt.

Mit der von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in die Hand genommenen Revision der römischen Strafsen des Rheingebietes muss in nothwendiger Consequenz auch eine genaue Aufnahme aller römischen Colonieen, Castelle und Stationen verbunden werden [1]). Eine wie geringe Zahl ausreichender Arbeiten auf diesem Gebiet erst vorliegt, ist bekannt; dankenswerth würde es schon sein, wenn mit der Localitteratur vertraute Forscher zunächst die an vielen Orten zerstreuten Untersuchungen und Angaben in übersichtlicher Kürze zusammenstellen wollten. Die Veröffentlichung solcher Uebersichten in diesen Jahrbüchern würde die Lücken aufzeigen und zur Ergänzung derselben anspornen. Vielleicht gelingt es, wie in England, die militärischen Behörden der heutigen Garnisonplätze für diese Arbeiten zu interessieren. Eine erschöpfende technische Untersuchung und genaue Vergleichung der noch vorhandenen Reste der römischen Befestigungen von Mainz, Trier und Köln, um nur die wichtigsten Punkte zu nennen, würde z. B. meines Erachtens den Beweis dafür, dass die Mauern und Thore von Trier, einschliesslich der Porta nigra, zu der ursprünglichen claudischen Colonieanlage gehören, auch für diejenigen liefern, welche sich von der Evidenz aller übrigen bisher dafür vorgebrachten Argumente noch nicht zu überzeugen vermögen. Wie viel ernste Hingabe an die Sache und unermüdlicher Fleifs im Beobachten auch bei bescheidenen Mitteln und ohne viel gelehrten Apparat für die Lösung so wichtiger historischer Aufgaben zu leisten vermögen, wird man gern aus den Mittheilungen über das römische Glevum entnehmen.

Berlin.

E. Hübner.

Wir sind mit dem Herrn Verfasser vollständig darin einverstanden, dafs die von uns angeregte Revision der Römerstrafsen von »den Alpen bis zum Meere« jedenfalls also innerhalb von ganz Deutschland untrennbar ist von der Durchforschung der daran liegenden Colonien, Castelle und Stationen. Wenn die Resultate auch noch nicht veröffentlicht sind, so haben wir doch eine ganze Reihe solcher Localitäten bereits untersucht und zu untersuchen begonnen (wir gedenken hier nur der Ausgrabung der Station Belgica) und begrüfsen es defshalb auch mit besonderer Freude, dafs die Direction des Bonner Provinzialmuseums Vorbereitungen für die Ausgrabungen des Castellum Bonnense trifft, dessen Alter und Bedeutung S. 29 u. ff. dieses Jahrbuchs hervorgehoben wird.

Die Redaction.

Litteratur.

1. **Katalog des königlichen Rheinischen Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Bonn.** Bonn. Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen). 1876. VI. u. 99 S.

Dieser neue Katalog hat zum Verfasser den Hrn. Felix Hettner, jüngst Mitglied des philologischen Seminars und noch Angehöriger der rheinischen Universität, welcher denselben im Auftrage des Directors des Museums, Prof. Franz Bücheler, zum Ersatz des in Folge der bedeutenden Fortschritte auf dem Gebiete der Epigraphik unzureichend gewordenen Katalogs von Dr. J. Overbeck (Bonn 1851) zunächst für die Studirenden der Universität so wie für sonstige Besucher des Museums neu bearbeitet hat. Doch hat der Verf. sich auf die Verzeichnung der Inschriften und Sculpturen so wie die Architecturstücke aus römischer Zeit beschränkt, mit Ausschluss der in dem Anticaglienzimmer des Museums aufgestellten Alterthümer, welche in Bronzefiguren, Bronzebechern, grösseren Gefässen und Geräthen aus Bronze, Waffen von Bronze und Eisen, Thonfiguren, Gefässen, Lampen aus terra sigillata und sonstigen kleineren Geräthen, Gläsern ohne Inschrift u. dergl. bestehen, so dass der Overbeck'sche Katalog noch nicht entbehrlich geworden ist.

Den Grundstock des 1820 unter dem Ministerium Hardenberg gegründeten Museums vaterländischer Alterthümer aus der Römerzeit, durch deren Erhaltung und öffentliche Benutzung die Liebe zum vaterländischen Boden vermehrt und die Alterthumswissenschaft gefördert werden sollte, bildet die vom Staate angekaufte Privatsammlung des ersten Museums-Directors, Hofrath Dorow, welche meist aus altdeutschen Krügen, römischen Bronzen und Legionsziegeln bestand und nur einige Inschriften und Steinsculpturen enthielt. In den nächsten Jahren wurde das Museum durch Ankauf der Sammlung des Fürsten von Isenburg vermehrt, welche fast ganz aus Bronzen bestand, die angeblich in den Rheinlanden gefunden sein sollen, sich aber zum grossen Theil als ge-

fälscht erwiesen. Dazu kam noch die Erwerbung verschiedener Anticaglien aus zwei Privatsammlungen in Düsseldorf und Xanten, so wie der Römerreste, welche bei den von dem Hauptmann Hoffmann bei Neuwied veranstalteten Ausgrabungen gefunden wurden.

Die grösste und wichtigste Bereicherung wurde dem Museum zu Theil durch die Ueberweisung der bis dahin als Staatseigenthum im Schloss zu Cleve aufbewahrten Alterthümer, welche der kunstliebende Fürst Johann von Nassau-Siegen als Statthalter des Herzogthums Cleve († 1679) gesammelt und um sein Mausoleum in eine unter freiem Himmel stehende Mauer eingelassen hatte, von wo sie erst später 1777 wegen der durch die Unbilden der Witterung zunehmenden Zerstörung entfernt wurden und im Schlosse eine zweckmässigere Aufstellung erhielten. Sie bestanden ausser einigen Sculpturen aus drei und zwanzig fast durchweg für Geschichte und Alterthumskunde wichtigen Inschriften, von denen wir nur das durch seine bildlichen Darstellungen so berühmte Grabdenkmal des in der Varus-Schlacht gefallenen Centurio M. Caelius, auch heute noch die Hauptzierde des Museums, hervorheben.

Im Laufe der Jahre wurde das Museum theils durch Ankäufe, theils durch zahlreiche Geschenke von allen Seiten vermehrt, wozu die Gründung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande hauptsächlich mitwirkt; vor allem erwähnen wir hier ausser den Votivaltären den Hercules Saxanus, die zahlreichen meist im Jülicher Lande bei Gelb, Elvenich, Embken, Zülpich u. s. w. zu Tage gekommenen Matronensteine, welche durch die darauf befindlichen bildlichen Darstellungen für die gallo-romanische Cultur und Götterverehrung ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Als später der Zuwachs von Denkmälern ein geringerer wurde und seit 1867, wo die letzte, bei Brambach fehlende Inschrift (N. 85) ins Museum kam, gänzlich aufhörte, nahm der Verein von Alterthumsfreunden die Sammelthätigkeit des Museums auf, zumal seitdem Ritschl als Präsident in den Vorstand eintrat, und bildete aus den dem Verein theils durch Schenkungen zugewendeten, theils aus dessen Mitteln angekauften Monumenten eine besondere Vereinssammlung, welche in dem Arndthause, freilich in sehr ungünstiger Weise aufbewahrt wird und zu einer ansehnlichen Reihe von Denksteinen, unter denen mehrere Herculesaltäre aus dem Brohlthal und mit Bildwerk geschmückte Grabsteine von Soldaten der Leg. I Germanica hervorragen, angewachsen ist. Hoffentlich wird der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo die von Seiten des Ministeriums des Cultus mit dem Vorstande des Vereins schon seit längerer Zeit endgültig beschlossene Vereinigung beider Sammlungen mit dem ins Lebentreten des ansehnlich dotirten Provinzial-Museums in Bonn zur Ausführung kömmt.

Kehren wir nach dieser uns geboten erscheinenden Uebersicht der

Entstehung und Vermehrung des Museums vaterländischer Alterthümer, welches jetzt, abgesehen von kleineren Inschriften, als Legions- und Cohortenziegeln, Töpferstempeln (66 Nrr.), Trinkgefässen, Gläsern, Ringen und christlichen Inschriften, 81 Votivinschriften, 43 Grabdenkmäler, 1 Denkmal eines römischen Legaten, 2 Baudocumente und 4 römische Meilensteine enthält, zu der Beurtheilung des neuen Katalogs zurück, so können wir die Arbeit als eine sowohl in Bezug auf den gegebenen Text der Inschriften als auf die beigegebene massvolle Erklärung eine gelungene und dem angestrebten Zwecke durchweg entsprechende bezeichnen. Der Verf. hat ausser Lersch, welcher die Inschriften des Museums zuerst auf kritischer Grundlage in seinem Central-Museum rheinischer Inschriften II. Theil. Bonn 1840 veröffentlicht hat, und des Ref. Urkundenbuch des römischen Bonn 1868, hauptsächlich das verdienstvolle corpus inscriptionum Rhenanarum von W. Brambach (Elberfeld 1867) berücksichtigt und desshalb auch der Kürze wegen von Angabe der betr. Litteratur Abstand genommen und jedesmal auf Brambach verwiesen. Durch hingebende und sorgfältige Vergleichung ist es ihm gelungen, an nicht weniger als 80 Stellen, welche im Anhang als Berichtigungen des C. I. Rh. aufgezählt werden, genauere Lesarten herauszufinden. Wenn auch manche davon bloss Kleinigkeiten, ein Punktum, einen einzelnen Buchstaben oder nur einen Theil desselben betreffen, so ist dies immerhin nicht ohne Belang, indem es zur Aufhellung der sprachlichen Formen der Inschriften beiträgt. So weist der Verf. z. B. N. 47 = Br. 570 nach, dass auf dem Stein nicht EX · IMP · IPSA, sondern statt des zweimaligen P ein B sich findet; doch fehlt es nicht an belangreichern Verbesserungen, z. B. in N. 101 = Br. 230, wo statt SILAVCIENS · SILAV''NENS constatirt wird, in N. 14 = Br. 485, wo Z. 1 die Lesung ioVI als sicher hingestellt wird. Was die beigefügten Erklärungen betrifft, so sind dieselben sparsam, aber gewählt und sachgemäss, sie zeugen von der Beherrschung der einschlägigen neuesten Litteratur der Epigraphik, z. B. die Bemerkung zu N. 101 über missicius und die dort genannte Cohorte, zu N. 94 = Br. 452 über die Formel S · A · D = sub ascia dedicavit, welche nach Boissieu sich empfehlender Erklärung anzeigt, dass das Grab ein neues, besonders für den Beigesetzten gemacht sei. Vergl. noch N. 74 = Br. 516 das über den Polyonymus Ventidius Rufus Bemerkte, und besonders die lichtvolle Beschreibung und Erklärung des Cälius-Denkmals N. 82 = Br. 209.

Auch Hr. Prof. Bücheler hat einige Bemerkungen beigetragen, von welchen wir die Erklärung von *dissigilare* = rem sigillo instructam spoliare zu N. 102 = Br. 161 aus dem metrischen Nachrufe hervorheben; und N. 71 = Br. 527) DIM FIR|MINO VOT|VM REFE|RET

IVS|TINI PAT|ERNA|VII. Wenn Hr. Bücheler mit Beistimmung des Hrn. Hettner in dieser Inschrift einen beabsichtigten Hexameter finden will, so kann ich ihm darin nicht beipflichten, denn abgesehen von der höchst auffälligen Form referet, welches Lersch in den Bonn. Jahrbb. I, 85, 9 unzweifelhaft richtig als abbreviirt aus referente erkannt hat, so wie der gezwungenen Deutung von Firmino als Dativ im Sinne von pro salute Firmini finden sich poetische Ergüsse ausschliesslich in Sepulcralinschriften und hier und da auf Ehrendenkmälern, doch meines Wissens nirgends auf den meist höchst einfachen und kurzen Matronensteinen, welche Soldaten oder Einheimische gesetzt haben. Wenn ferner Hr. Hettner in N. 85 rhein. Mus. XXII p. 434 die Form HER.... FECE in der vorletzten Zeile mit Nissen durch FECErunt erklärt, so halten wir an unserer in diesen Jahrbb. H. XLII aufgestellten Deutung des FECE = Fecet, abgeschwächt aus Fecit, fest und verweisen auf Froehners inscr. terrae coctae vasorum N. 386, N. 1093 und Praef. p. XXI wo fece für feci mehrfach vorkommt.

Zum Schlusse mögen, um das lebhafte Interesse, welches wir der Schrift gewidmet haben, zu bezeugen, noch einige Bemerkungen und Berichtigungen hier Platz finden. N. 58 = Br. 469 scheinen in den Endbuchstaben SI Reste der Formel iusS(u) Ipsarum enthalten zu sein. Vergl. N. 51: IVS · IPSA. Der Geschenkgeber von N. 97 heisst Trimborn (Rentmeister) nicht Triborn. N. 107 ist nicht in der Nähe des Theatergebäudes, sondern 407 Schritte davon entfernt, nördlich von der Stadt an dem Grau-Rheindorfer Weg, der mitten durch das alte Castellum führte, 1851 ausgegraben und von Prof. Braun in unsern Jahrbb. XVII S. 103 ff. veröffentlicht worden. Zu N. 122 ist die Angabe des Fundorts „bei Trier“ nicht ganz richtig und muss heissen „im Kreise Merzig, Regierungsbezirk Trier“.

Aus allem von uns Gesagten ist einleuchtend, dass der neue Katalog sich ganz besonders eignet, den Studirenden der Universität als Anleitung und Richtschnur für das in Bezug auf Geschichte und Alterthumskunde täglich wichtiger werdende Studium der römischen Epigraphik zu dienen; ebenso wird derselbe jedoch auch den Freunden vaterländischer Geschichte um so mehr willkommen sein, da er bei guter Ausstattung in Bezug auf Druck und Papier auch durch den billig gestellten Preis von 2 M. sich empfiehlt.

Bonn.

Johannes Freudenberg.

2. Dr. E. E. Hudemann, Subrector a. D., Geschichte des Römischen Postwesens während der Kaiserzeit (Calvary's philol. und archäol. Bibliothek, 32. Band). Berlin. Calvary & Co. 1875. kl. 8. [211 S. 2 M.]

Schon in einer Abhandlung zum Gymnasialprogramm von Ploen 1866 hat der Vf. die Gründung und historische Entwicklung des römischen Postwesens bearbeitet. Aus dem Inhalt jener Abhandlung entstand durch „Umarbeitung und theilweise Erweiterung" zunächst der I. Theil vorliegender Schrift (S. 1—54). Nach einer kurzen Einleitung, welche zeigt, dass die Anfänge des Postwesens schon im persischen Reiche sich nachweisen lassen (ähnlich auch in Mexico und Peru), während bei den Griechen vermöge der Natur des Landes sich kaum eine Spur davon findet, geht der Vf. zu den Römern über, bei welchen das Postwesen in der Kaiserzeit unter ähnlichen Voraussetzungen wie im persischen Reich zur Entwicklung kam. „Die römischen Kaiser benutzten und betrachteten die Post, den cursus publicus, als ein Werkzeug zur Führung eines strafferen Regiments" (S. 52). „Die Besorgung kaiserlicher Befehle und die Beförderung reisender Beamten, ja vielleicht schon in sehr früher Zeit die Beförderung von Militärpersonen war der Hauptzweck, während den Unterthanen, zumal in den Provinzen, die Benutzung der Postwagen, Postpferde und Briefboten beinahe ganz versagt war" (S. 17). So „erscheint das römische Postwesen keineswegs als ein Mittel zur Hebung des Verkehrs und des Volkswohlstandes, obschon einzelne Regenten Versuche dazu machten" (S. 52); vielmehr war es „ein wahres Unglück für die Einzelnen wie für die Gemeinden, denen die Unterhaltung der Gebäude, sowie die Erbauung der Pferdeställe —, die Lieferung von Lebensmitteln und Futter, die Anstellung der Postillone und selbst die Stellung von Pferden und Zugthieren oblag" (S. 45).

Im II. Theil S. 55—209 gibt der Vf. im Grund dasselbe wie im I., nur, statt in geschichtlicher, in sachlicher Ordnung und mit grösserer Ausführlichkeit. Es ergibt sich aber daraus eine grosse Menge von Wiederholungen, so dass es besser gewesen wäre, den I. Theil im II. aufgehen zu lassen. Einleitungsweise wird hier S. 55—62 vom Reisen in der Kaiserzeit geredet (im Anschluss an Friedländers bekannte Darstellung), sodann sind folgende Hauptpunkte der Reihe nach besprochen: 1) „Die Beamten, welchen die Leitung des Postwesens oblag" S. 62—71. Es sind die praefecti praetorio für das ganze Reich, die praefecti vehiculorum (Oberpostdirectoren) nächst den Statthaltern in den einzelnen Provinzen, unter ihnen die mancipes (Postdirectoren oder -Inspectoren), die stationarii (Post-

halter) und das dienende Personal: stratores, muliones, mulomedici, hippocomi, carpentarii, apparitores. 2) „Die Verwaltung der Post" S. 71—78, d. h. die Lieferung des dazu nöthigen Materials an Wagen, Thieren, Futter, Stallungen u. s. w. Dies fiel, wie schon gesagt, den Provincialen zu, speciell den Decurionen (seit Constantin Curialen genannt), d. h. den Gemeinderäthen der civitates in den Provinzen, und da diese ausser dem cursus publicus noch andere Lasten zu tragen hatten, so wurde das Decurionat aus einem Ehrenamt allmählich immer mehr eine unerträgliche Bürde, der sich manche durch Flucht, Auswanderung oder Eintreten in ein dienstbares Verhältniss zu entziehen suchten. 3) „Die Angestellten der Post, welche die Fortschaffung der dem Staat gehörenden Gegenstände zu besorgen hatten" S. 78—99. Unter ihnen sind besonders die aus den frumentarii hervorgegangenen agentes (in rebus oder rerum) zu nennen, welche nicht nur als Couriere, sondern auch als Spione der Kaiser die Provinzen bereisten, nicht bloss kaiserliche Befehle schnell an Ort und Stelle brachten, sondern auch über Personen und Verhältnisse draussen Erkundigungen einzogen und Bericht erstatteten, ebendesswegen aber auch gefürchtet und gehasst waren. Dieselben standen unter principes, welche ihre Instructionen seit Constantin direct von dem magister officiorum (Oberhofmarschall) erhielten. 4) „Die Staatspostreisescheine", diplomata, S. 99—114, welche im Allgemeinen nur da ertheilt wurden, wo es sich um ein Staatsinteresse handelte, und freie Beförderung mit dem cursus publicus (daher evectio genannt), nach Umständen auch freie Verpflegung zusicherten (letzteres die tractoriae). Der Vf. führt zwei noch erhaltene Exemplare ihrem Wortlaut nach an; das zweite derselben, eine tractoria, enthält die genaue Angabe dessen, was der Reisende beanspruchen konnte. 5) „Die Poststationen" S. 114—128, deren beide Arten der Vf. richtig so unterscheidet, dass mansiones Stationen zum Uebernachten sind, mutationes nur solche zum Wechseln der Zugthiere. Das jetzt internationale Wort „Post" leitet er nach dem kaiserl. Generalpostdirector Stephan, dessen Schrift über die Geschichte des Verkehrswesens er vielfach benutzt hat, von dem lateinischen Ausdruck posita (statio) ab. 6) „Das Material der Post" S. 128—163: zuerst die verschiedenen Arten von Wagen (meist von den Galliern entlehnt), besonders rheda (Reisewagen), carpentum (Fracht-, aber auch Personen-Wagen), carruca (Karosse), carrus (Karren), sowie ihre Benutzung; ferner die verschiedenen Arten von Thieren: Pferde (von dem ursprünglich persischen βέρεδος, veredus), Maulthiere, Esel, Ochsen, auch Kamele, und die Vorschriften über ihre Behandlung; endlich den Unterschied der Schnellpost, cursus celer oder velox, und der langsameren

Post, cursus clabularis (von clabulae, Leiterwagen, dafür auch angariae, von dem persischen angaros). Anhangsweise bespricht der Vf. S. 163—178 die Benutzung der Schiffe für die Post, S. 178—184 das Institut der Eilboten und andere Mittel, um Nachrichten schnell fortzupflanzen, S. 184—191 die Quellen über das römische Postwesen: aus der Zeit vor Constantin sind es meist nur vereinzelte Notizen der Schriftsteller, später hauptsächlich die Gesetzessammlung des Kaisers Theodosius II, welche die Zeit von 314—407, d. h. alle von Constantin bis Honorius erlassenen Verordnungen über das römische Postwesen, umfasst (codex Theodosianus, abgefasst 438). Nach einer Zusammenstellung der Hauptsätze über den Zweck und die Bedeutung der römischen Post wird endlich noch in einem weiteren Anhang S. 192—209 ganz kurz und fragmentarisch von dem Strassenbau der Römer gesprochen und nach Stephan eine Uebersicht über das Strassennetz des Reiches gegeben. Hier dürfte wohl dies und das, namentlich nach den Ergebnissen des CIL, zu verbessern sein; z. B. ist die vielbesprochene Hauptstrasse von Windisch über Rottenburg (Samulocenis) nach Regensburg nicht genannt, dagegen bedarf die Angabe, dass von Augsburg „ein Weg östlich nach Enns (?), ein anderer westlich nach dem Neckar führte", der Berichtigung. — Der Ref. hat es für zweckmässig gehalten, die verschiedenen Abschnitte der Schrift und die Seitenzahlen derselben gewissenhaft anzugeben, da der Vf. leider nirgends eine Uebersicht über den Inhalt, noch auch ein Register über die einzelnen behandelten Punkte gegeben und dadurch die Uebersicht über seine Arbeit sehr erschwert hat. Ohne markirte Absätze schleppt sich die Darstellung von S. 55 an etwas ermüdend fort. Abgesehen von diesen formellen Mängeln wird dem Vf. das Zeugniss nicht verweigert werden können, dass er die zu Gebot stehenden Quellen fleissig benutzt, sich mit dem Gegenstand eingehend beschäftigt und so über dieses weniger gepflegte Feld der Alterthumswissenschaft ein immerhin verdienstliches Werk geliefert hat, welches alle Hauptpunkte berührt und in mehreren Einzelfragen (S. 24 ff. 97. 114 ff. 140) die Ansichten der Vorgänger in glücklicher Weise berichtigt.

Constanz. F. Haug.

3a. Ueber die Bedachung der Vierungskuppel am Münster zu Strassburg. Mit 6 Photographien. Strassburg. R. Schultz & Cie. Berger-Levrault's Nachf. — Charles Winter Photographische Anstalt 1875. 7 S. S. 8. —

b. Zur Baugeschichte des Strassburger Münsters von Georg Mitscher, Landgerichtsrath in Strassburg. Mit einer Abbildung. In gleichem Verlag. 1876. IV u. 60 S. S. 8.

Das alte, nie erloschene Interesse an dem Wunderbau des Strassburger Münsters hat sich erklärlicher Weise seit der Wiedererwerbung des Elsass unter dem deutschen Volke neu belebt, und die letzten Jahre haben uns einige sehr schätzbare kunsthistorische Arbeiten gebracht über die Denkmale des neuen Reichslandes im allgemeinen, insonderheit aber über die Perle unter denselben, das Münster von Strassburg. Der patriotische Enthusiasmus freilich, an sich so schön und voll berechtigt, mag es verschuldet haben, dass diese aller Anerkennung werthen und zum Theil als bedeutend zu preisenden Veröffentlichungen dennoch in mehrfacher Hinsicht als verfrüht bezeichnet werden müssen. Was Herr Rath Mitscher, ein in Strassburg stationirter Deutscher vom Osten des Rheins, der sich in dem unter b. genannten, vervollständigten Abdruck eines von ihm in dem vaterländ. Frauenverein gehaltenen Vortrages als durchgebildeter Kenner der mittelalterlichen Architekturgeschichte legitimirt, in der Vorbemerkung in Beziehung auf sich selbst bescheidentlich sagt, dass ein Einzelner nicht vermag, einen Gegenstand, wie die Baugeschichte des Strassburger Münsters erschöpfend zu behandeln, dass er Irrthümern ausgesetzt ist und manches übersieht, werden seine trefflichen Vorgänger sicherlich auch in Betreff ihrer eigenen Leistungen gern unterschreiben. Fehlt es doch selbst noch an einem streng richtigen Grundrisse des weiträumigen Gebäudes, dessen Bestandtheile vom 11ten bis zum 16ten Jahrhundert datiren. Die literarischen Vorarbeiten der französischen Archäologen, in mancherlei Localzeitschriften zerstreut, waren in Deutschland nur unvollständig gekannt, und, was die Hauptsache ist, die Schätze des Münsterarchivs selbst (Urkunden und Bauzeichnungen) harren noch gründlicher Durchforschung.

Das hohe Alterthum des Grundplanes wird schon durch die bedeutenden Breitenverhältnisse des Mittelschiffes (fast 48 F. im Lichten) bewiesen, Der älteste Bau ging in den Kriegsstürmen nach dem Tode Otto's III. im J. 1002 zu Grunde, und der auf diese Zerstörung seit 1015 folgende Neubau wurde in der kurzen Zeit von 46 Jahren (1130—1176) von fünf Bränden heimgesucht. Aus der Zeit vor diesen Bränden rühren wahrscheinlich, abgesehen von den vielleicht

noch älteren Umfassungsmauern, die frühromanischen östlichen Theile des Innenbaues der Krypta her, und auch von dem Querschiffe datiren nicht unbeträchtliche Theile besonders des nördlichen Kreuzarmes, wenn nicht aus dem 11ten, so doch aus den ersten Jahrzehnten des 12ten Jahrhunderts. Alles Uebrige, mit Ausnahme des westlichen Thurmbaues, gehört der Zeit von 1176—1275 an. Westlich an den oberen Wänden des Querschiffes ist deutlich zu erkennen, dass der Bau längere Zeit unterbrochen und dann in anderen Formen fortgesetzt worden ist. Von den beiden Portalen ist das nördliche älter als das südliche Doppelportal. Von den vier Gewölbe- und Kuppelträgern sind drei mächtige in der Mitte beringte Rundpfeiler, der vierte, der sogen. Engelpfeiler ist um seinen eckigen Kern mit je vier alten, bezw. jungen Diensten schon ganz in gothischer Weise ausgestattet. Die Gewölberippen erscheinen im südlichen Arme viel feiner als im nördlichen, und die an den Wänden aufsteigenden Dienste werden nach oben hin leichter, zum Theil sogar ganz unvermittelt aus der alterthümlich schweren in eine andere feinere Form umsetzend. Im südlichen Arme, wo sonst gerade die jüngeren Bildungen vorherrschen, befinden sich zwei einfach romanische, aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. stammende Rundbogenfenster, während die Fenster des nördlichen Armes, die offenbar erst später in die älteren Wände eingesetzt sind, zum Theil schon Uebergangsformen zeigen, und die übrigen Fenster des Südarmes die offenbare Ueberleitung bilden zu den gothischen Fenstern des Langhauses. Die Betrachtung der beiden Giebelfronten ergiebt deutlich, dass beide weder nach gleichem Plane noch zu gleicher Zeit errichtet sind. Die Portale scheinen schon fertig gewesen zu sein, als die Wölbung des Querschiffes erst beschlossen und dadurch die Errichtung der massenhaften Strebepfeiler erforderlich wurde. Die Rosen der Nordfront erinnern an verwandte Formen in Worms, die der Südfront haben eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit der Rose über dem 1220 fertig gewordenen Westportal von St. Thomas in Strassburg. Das Langhaus, dessen Vollendung in das Jahr 1275 fällt, dürfte nicht vor 1230 begonnen worden sein; es ist nach einem Plane gebaut und zeigt den reinsten gothischen Stil, welcher etwa die Mitte hält zwischen den Domen von Amiens und Cöln. Es finden sich zwar in der Ausführung, sowohl von unten nach oben, als von Westen nach Osten einzelne Verschiedenheiten, allein diese sind derartig, dass sie sich sehr wohl vertragen würden mit der Annahme einer Bauzeit selbst von nur 20 Jahren. Der Zeitraum zwischen 1233 und 1260 war durchaus friedlich, und alle Verhältnisse lagen günstig für den Bau der bischöflichen Kathedrale, und erst unter Bischof Walter von Geroldseck, der von 1260 bis 1263 regierte, kam es zum Streite mit den Bürgern,

welche in einem glänzenden Siege über den Bischof und seine Verbündeten 1262 ihre Unabhängigkeit erkämpften. Seitdem hatte der Rath der Stadt die Verwaltung der Kirchenfabrik dem Domcapitel entwunden und ernannte nunmehr die Bauherren, Pfleger und Schaffner. Als magister operis erscheint in den Urkunden von 1261 bis 1274 Konrad Oleymann, und durch diesen bisher noch nicht bekannt gewesenen Meister muss das französische Vorbilder befolgende, 1275 vollendete Langhaus entweder ganz oder doch in seinen jüngsten Theilen (den schmuckvolleren drei östlichen Jochen) erbaut worden sein. Chronistischer Nachricht zufolge wurde am 25. Mai 1277 mit dem Thurmbau begonnen, und dies ist der Theil des Münsters, an welchen die Tradition den Namen Erwins von Steinbach geknüpft hat. Sein Thurmbau, dieses anerkannte Meisterwerk brillanter Gothik, schliesst sich weder in den Maassen noch im Stil an das schon vollendete Langhaus: die unteren zwei Stockwerke mit der Rose, die beiden einzigen, die nach Erwin's Plane ausgeführt wurden, sind höher angelegt als das Mittelschiff, während nach einem im Archive erhaltenen älteren Plane ursprünglich ein Thurmhaus projectirt war, das sich genau an das Vorhandene anschliessen sollte. Herr Mitscher neigt sich zu der Annahme, dass ursprünglich nach diesem älteren Plane gebaut worden sei, und dass Meister Erwin, dessen Name (mit dem Zusatze de Steinbach [1])) erst im 17. Jahrh. durch eine apokryphe Inschrift in Verbindung mit dem J. 1277 und dem damals begonnenen Thurmbau gebracht worden sei, erst nach dem grossen Stadtbrande von 1298, bei welchem das Münster innerlich ausbrannte, seine Thätigkeit in Strassburg begonnen habe, die sich nicht unwahrscheinlich auch auf die Restauration der durch das Feuer am Langhause entstandenen, im Ganzen unbedeutenden Schäden erstreckt haben wird. Ausserdem ist er inschriftlich [2]) als Erbauer der nicht mehr vorhandenen Marien-

1) Wenn es zweifelhaft sein mag, ob sich der Zusatz „de Steinbach" in Specklin's 1870 verbrannten Collectaneen fand oder nicht, so ist Schad wenigstens nicht der Urheber desselben: denn schon in Guillimann, de episcopis Argorat. 1608 p. 58 findet sich die Notiz: Turris incepta A. D. 1277 architecto Arbuino a Steinbach, qui perduxit ad quartam usque testudinem. Vgl. J. Seeberg, die Junker von Prag. 1871. S. 49.

2) Die betreffende, nur noch in Trümmern erhaltene Inschrift enthält (ausser dem historischen Datum) in dem Bibelspruche Luc. 1, 38: Ecce ancilla Domini etc. den offenbaren Hinweis auf eine Darstellung der Verkündigung, zu welcher sie ursprünglich gehört haben muss; Seeberg (a. a. O. S. 18) und nach ihm Woltmann (Gesch. der D. Kunst im Elsass S. 134) hätten also lieber die Anwendung dieses „schmerzlichen Ausrufes einer frommen Seele" auf Erwins selige Frau unterlassen sollen.

kapelle von 1316 beglaubigt, und sein Tod erfolgte im J. 1318 am 17. Januar. Die Savina, welche auf der Spruchrolle einer nicht mehr vorhandenen Apostelfigur an dem Doppelportal des südlichen Kreuzflügels [1]) als Verfertigerin oder Stifterin [2]) genannt war, muss zu Anfang des 13. Jahrh. gelebt haben, und, dass sie Erwin's Tochter gewesen, ist eitel Fabel. Wenn, was den überreif gothischen Architecturformen nach sehr wahrscheinlich erscheint, das Grabmal des 1299 gestorbenen Bischofs Konrad von Lichtenberg von Erwin herrührt, so kann das ganz unten an einem Pfeiler des Denkmals angebrachte Männlein mit weitem Gewande und Kapuze den grossen Meister vorstellen.

Die Abhandlung von Adler in der D. Bauzeitung 1870 N. 44 ff., unbedingt das Eingehendste und Beste, was bis jetzt über das Strassburger Münster publicirt worden ist, scheint Herrn Mitscher nicht näher bekannt gewesen zu sein, sonst müsste er die glänzende Entdeckung von dem Vorbilde der gegitterten Doppelfaçade Erwin's an den Chorwänden von St. Urban zu Troyes (1262—1267) erwähnt haben, wenn er auch auf seinem nüchternen historisch-kritischen Standpunkte dem kühnen Fluge der Adler'schen Hypothesen über Erwin's angebliche, für ein Menschenleben nicht denkbare Wirksamkeit zu Freiburg, Wimpfen und Regensburg zu folgen verschmäht hat. Wie Adler die Thätigkeit Erwin's zu weit ausgedehnt hat, so scheint Mitscher, anscheinend im Einverständnisse mit den jetzigen Strassburger Localforschern, dieselbe vielleicht doch zu sehr eingeschränkt zu haben, wenn Ref. auch damit sich vollkommen einverstanden erklärt, dass die Uebergangsarchitectur des Querhauses, ungeachtet ihrer

---

1) Das ehemalige schöne Ensemble dieser Portalsculpturen ist jetzt nur noch zu ersehen auf einer Kupfertafel in Schad's selten gewordenem Münsterbüchlein von 1617, von welcher die angezeigte Schrift eine willkommene heliographische Reproduction giebt.

2) Wenn, was nicht unstatthaft ist, in den betreffenden, von Woltmann unrichtig übersetzten Versen

Gratia divinae pietatis adesto Savinae
De petra dura per quam sum facta figura

die Worte de petra dura mit Savinae verbunden und als Eigenname aufgefasst werden, so kann das „facta" nach mittelalterlichem Sprachgebrauche sehr wohl auf die Donatrix gehen. Ein Weib in einer Steinmetzhütte des 13. Jahrh. bleibt eine befremdliche Erscheinung. In der Inschrift des Nordportals, die sich auf das Tympanumrelief mit den hh. drei Königen bezog (Mitscher, S. 40), wird der Name Sabeus (quae fert ista dona) wohl nur auf die orientalische Abkunft der Magier (aus Saba = Arabien) zu deuten sein, und mit dem Zusammenklange von Savina und Sabeus ist es also anscheinend nichts.

Schönheit dennoch unmöglich auf Meister Erwin, dessen eigentliche Ausdrucksweise die brillanteste Hochgothik war, zurückgeführt werden darf. Das Bauen in den heterogensten Stilarten war eben nicht die Weise der mittelalterlichen Meister.

Die Nachkommen Erwin's sind urkundlich bis 1340 als Werkmeister zu verfolgen; dann verschwinden sie. Nun traten unglückliche Zeitläufte ein; doch gelang es, das dritte Stockwerk der beiden Thürme (nicht mehr nach Erwin's Plan) bis 1365 fertig zu stellen, und zwar aus anderem, viel geringeren Steine und in minder edelen Formen. Diese dritten Thurmstockwerke sollten, von dem Zwischenbau bereits abgelöst, nach allen vier Seiten frei stehen, doch ging man leider wieder von diesem Plane ab und belastete Erwin's prachtvolle Rose mit dem hässlichen viereckigen Kasten, der nunmehr den horizontalen Abschluss des Zwischenbaues, mit der sogen. Plattform bildet. 1384 brach durch Fahrlässigkeit beim Orgelbau Feuer aus und zerstörte die Bedachung des Langhauses bis an den Chor; man gab den Weiterbau des südlichen Thurmes ganz auf und beschränkte sich darauf den deshalb viel bewunderten Nordthurm bis zu der ausserordentlichen Höhe von 142,10 m. (452 rheinl. Fuss) aufzuführen. Die Meister des Werkes sind bekannt: Johannes Gerlach ist zuerst von dem Plane Erwin's abgewichen, Ulrich von Ensingen erbaute das untere Achteck des Thurmes, welchen Johann Hültz um Johannis 1430 vollbrachte. Eine Thätigkeit der berühmten Junker von Prag an dem Münsterbau scheint sich urkundlich nicht erweisen zu lassen.

Nachdem in den Jahren 1459—1469 die Gewölbe des Langhauses (anscheinend meist mit Wiederverwendung der alten Rippen) vollständig erneuert waren, blieb das Gebäude über 200 Jahre wesentlich intact. 1654 traf ein Blitzstrahl den Thurm, und die Spitze musste auf 58 F. erneuert werden; grösseren Schaden richtete der Blitz im J. 1759 an, wobei alle Dächer der Kirche verbrannten, auch die Bedachung der aus der Uebergangsperiode datirenden achteckigen Kuppel über der Kreuzvierung.

Von den Schicksalen, welche dieses Kuppeldach im Laufe der Zeiten erfuhr, handelt das unter N. 1 genannte Schriftchen, dessen kurzen Text Herr Prof. Kraus verfasst hat, während die denselben begleitenden Photographien von dem verdienstvollen jetzigen Baumeister des Münsters, Herrn Klotz, veranlasst sind. Die Kuppel besteht aus einem auf spitzbogigen Nischenzwickeln ruhenden, mit acht kleinen Rundbogenfenstern versehenen Tambour, den ein hohes, spitzbogiges Klostergewölbe deckt. Den Schmuck des Aeusseren bildet eine schlanke, rundbogige Zwerggalerie, und das ursprüngliche Dach war zweifellos ein niedriges Zeltdach. Bei Gelegenheit des Umbaues der Kreuzflügel

zu Anfang des 13. Jahrh. wurden die Umfassungsmauern derselben erhöht, und das neue gothische Langschiff erhielt noch höhere Verhältnisse, wodurch die Kuppel äusserlich von den hohen Dächern des Lang- und Querbaues zum Theil verdeckt, die Fenster und die Dachgalerie zum Theil verbaut wurden: Uebelstände, welche die Baumeister des 13. Jahrh. weiter nicht beachteten. Als nach dem grossen Brande von 1298 die sämmtlichen Dächer des Münsters erneuert werden mussten, suchte man die alte Vierungskuppel dadurch mehr zu heben, dass man die acht Wände mit ebenso vielen hohen, reich mit Maasswerk geschmückten Giebeln übersetzte und das Ganze mit einem Faltendach deckte, wodurch die vom Volke so genannte Bischofsmütze entstand. Letztere bestand bis zum Feuer von 1759, wurde nur durch ein missgestaltetes Nothdach von abgestumpfter Pyramidenform ersetzt, und erst seit 1852 ging man mit dem Plan um, dasselbe in eine definitive Bedachung umzuwandeln, ohne jedoch bei der Verschiedenheit der Ansichten zu einem bestimmten Resultate zu gelangen; nachdem nun aber in Folge des Bombardements von 1870 das Münsterdach in seiner ganzen Ausdehnung neu errichtet werden musste, ist die endliche Lösung des Problems zur Nothwendigkeit geworden. Die Aufgabe des Architekten ist eine sehr undankbare; es ist bei dem Missverhältnisse, in welchem die Höhenmaasse der Haupttheile des Münsters zu einander stehen, abgesehen selbst von ihrer Stilverschiedenheit, eben unmöglich zu einer in structiver und ästhetischer Hinsicht vollkommen befriedigenden Lösung zu gelangen, und es gilt nur unter mehreren Uebeln das kleinste ausfindig zu machen. Zunächst sind die neuen Dächer der Kreuzarme hinter den höher hinaufragenden Giebeln niedriger gemacht worden, und die Bekrönung der Kuppel ist nach einem Restaurationsversuche des Herrn Klotz vorläufig in einem bemalten Holzmodell ausgeführt, um das Publicum in die Lage zu setzen, dieses Project eingehend zu prüfen, wozu für weitere Kreise auch die unserem Schriftchen beigegebenen Photographien dienen sollen. Dieselben stellen dar: 1) die präsumirliche Gestalt der Kuppel bis zum Brande von 1298; 2) die gothische Bischofsmütze nach älteren Abbildungen; 3) das Nothdach von 1759; 4) das Modell von Klotz, von der Südseite und 5) dasselbe von der Ostseite gesehen. Herr Baumeister Klotz hat, begünstigt durch die niedrigere Anlage der Dächer, die Kuppel dadurch zu heben gewusst, dass er durch eine Erhöhung der Polygonmauern von 3 m. die charakteristische Zwerggalerie um so viel höher rückt und vollständig freilegt; über der letzteren lässt er noch eine zurückspringende Attica von 3 m. folgen und belebt die Walme des Zeltdaches mit Lucarnen. Da auf diese Weise das Kuppeldach den First des Langhauses übersteigt, so erscheint die Ostansicht

völlig harmonisch. Minder befriedigend ist der Prospect der Langseiten. Die Gothik des Schiffes, die stark gothisirende Südfront des Querhauses mit ihren schlanken Portalen, altgothischen Fenstern, Strebewänden und edelgothischen Eckthürmchen wirkt zu mächtig, als dass der Beschauer sich durch den Anblick der schweren romanischen Kuppel nicht sollte störend berührt fühlen. Am populärsten dürfte die Bischofsmütze sein, deren Verlust Adler (D. Bauztg. N. 50 S. 402) lebhaft beklagt. Es war dadurch eine einheitliche Verknüpfung der altehrwürdigen Osttheile des Münsters mit den jüngeren Bautheilen, dem Langhause und der Front, glücklich erreicht.

Fröhden bei Jüterbog.

Heinrich Otte.

---

4. Die Bernwards-Säule zu Hildesheim. Eine archäologische Abhandlung von E. O. Wiecker. Mit den Abbildungen sämmtlicher Reliefs nach Zeichnungen von Fr. Eltermann. Hildesheim, Aug. Lax. 20 S. gr. 4⁰ und 4 Tafeln. Preis geh. 1 Mark 50 Pfg.

Es ist recht erfreulich, dass der berühmten, für die Kunstgeschichte und Iconographie gleich merkwürdigen sog. Christus- oder Bernwards-Säule in Hildesheim in vorstehend genannter Monographie eine eingehende Beschreibung gewidmet und den Kunstfreunden zugleich auf vier Tafeln die sorgfältige Abbildung der einzelnen Scenen geboten wird. Die letzteren sind photolithographisch nach Zeichnungen hergestellt, welche Herr Eltermann unter Benutzung der vom Bildhauer Küsthardt gefertigten Gypsabgüsse aufnahm, ein Verfahren, das jeder billigen wird, der sich durch Autopsie von der Schwierigkeit überzeugte, welche einer Abzeichnung der in fortlaufendem Bande sich um die Säule windenden Reliefdarstellungen vom Originale entgegensteht. Wir dürfen den durch Herrn Wiecker publicirten Eltermann'schen Zeichnungen der Reliefdarstellungen der Bernward-Säule das Zeugniss ausstellen, dass sie sich durch grosse Treue auszeichnen und die einzelnen Details in einer Grösse bieten, welche völlig für archäologische und iconographische Studien ausreicht und die um so freudiger zu begrüssen sind, als auch eine photographische Aufnahme des Originals kaum zu ermöglichen sein dürfte. Diese Treue einer- und die Grösse der Zeichnungen anderseits werden den Freunden mittelalterlicher Kunst gewiss um so willkommener sein, als eben die bisher bekannten Abbildungen [1]) im »Neuen

---

1) Auffallender Weise citiren Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands I, 296 und Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittel-

vaterl. Archiv« II. Jahrgang (1825) S. 250, bei Kratz, Dom zu Hildesheim II, Taf. 7 und 10 und bei de Caumont, Abécédaire d'archéologie, 5. éd. pag. 334 solchen Anforderungen nicht genügten und nur eine ganz allgemeine Vorstellung von dem Charakter der Säule ermöglichten.

Wie die Eltermann'schen Zeichnungen, so verdient auch die mit Sachkenntniss und löblichster Sorgfalt von Herrn E. O. Wiecker verfasste Monographie über die einzig dastehende Säule vollstes Lob. Im ersten Theile bringt er, fussend auf Kratz a. a. O. II, 59 ff., Bemerkungen über die äussere Geschichte der Säule, aus denen wir hier nur hervorheben wollen, dass dieselbe bereits im J. 1760 pro Centner zu 30 Thalern nach Hannover zum Einschmelzen verkauft war, aber noch glücklich der Kunstwelt gerettet wurde, während das Capitäl derselben 100 Jahre vorher wirklich zum Glockenguss verwendet worden war! Die im 2. Abschnitt gebotenen Notizen über das Leben und die Kunstbestrebungen des Meisters der Säule, welche der Tradition gemäss aus des Bischofs Bernward (993—1022) Werkstätte hervorging, stellen in praegnanter Kürze die verschiedenen Daten aus dem Leben und Wirken dieses kunstverständigen Bischofs zusammen. Sein sechswöchentlicher Aufenthalt in Rom im J. 1000 (sein Schüler und Freund, der jugendliche Kaiser Otto III. hatte Sorge getragen, dass er dort seine Lieblingsspeisen und den deutschen Haustrunk, Meth und Bier, nicht zu entbehren brauchte!) macht es wahrscheinlich, dass bei ihm der Anblick der Trajans-Säule die Idee zur sog. Bernwards-Säule angeregt habe, die ja auch in gewissem Sinne eine Siegessäule des Gekreuzigten war!

---

alters, 4. Aufl. Seite 656 eine Abbildung der Säule, welche F. H. Müller in seinen Beiträgen zur teutschen Kunst- und Geschichtskunde, Taf. XIV publicirt hätte. Eine solche existirt aber nicht, und es liegt hier offenbar eine Verwechslung mit der durch F. H. Müller a. a. O. mitgetheilten, im Auftrage des Hildesheimer Canonicus von Gudenau durch einen Ungenannten angefertigten Zeichnung der Bernwards-Thüren vor. Was diese Abbildung der Thürflügel bei Müller a. a. O. Taf. XIV betrifft, nach welcher auch die Abbildungen bei Otte a. a. O. S. 896, Fig. 392, S. 900 Fig. 394, S. 902 Fig. 397, S. 906 Fig. 403, S. 911 Fig. 408 und S. 913 Fig. 412 gefertigt wurden, so können wir von derselben das Gleiche, wie von den Eltermann'schen Zeichnungen der Bernwards-Säule, nicht sagen, da sie weder treu sind, noch auch dem Character des Reliefs irgendwie gerecht werden. Es wäre daher dringend zu wünschen, dass unsere archäologischen Freunde in Hildesheim baldigst für eine allen Anforderungen entsprechende photographische Publication jener Thürflügel Sorge trügen, die wol am füglichsten, wie wir kürzlich anderwärts (Literarische Rundschau 1876, Spalte 344) hervorgehoben, jeden Thürflügel für sich, vielleicht noch besser jeden Flügel in seiner oberen und unteren Hälfte in gesonderter Aufnahme bieten müsste.

Den werthvollsten Theil der Monographie bildet unstreitig die 3. Abtheilung, welche eine Betrachtung der Säule im Einzelnen enthält und für die 28 verschiedenen Darstellungen, welche der in achtmaliger Windung die Säule umschlingende Bilderstreifen zeigt, Erklärungen beibringt, denen wir, namentlich auch, wo sie von den bisher fast allgemein recipirten abweichen, durchgehends beitreten können, wenn wir auch die mystische Deutung der achtmaligen Windung für allzu gekünstelt halten. Die Darstellungen beginnen mit der Taufe Christi im Jordan und enden mit dem Einzug in Jerusalem; dazwischen begegnen wir den hervorragendsten Scenen aus dem Leben des Heilandes, zwischen welche einmal drei Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers und dann zwei Darstellungen der Parabel vom reichen Prasser eingeschoben sind. Eine Besprechung aller vom Verf. gegebenen Erklärungen, soweit sie sich sofort als die richtigen erkennen lassen, wird man von uns nicht erwarten; es mögen einige Bemerkungen zu den strittigen Deutungen hier genügen. In Scene 6 möchten auch wir viel eher die Heilung des Aussätzigen als die Segnung eines Kindes erblicken, da erstens an den bezüglichen Stellen der Evangelisten stets von mehreren Kindern Rede ist, da ferner die betreffende Figur einem Erwachsenen angehört und auf ihre Geberde das προσκυνεῖν des Evangelisten (Matth. 8, 2) ganz gut passt. Scene 9 gibt offenbar Johannes den Täufer vor Herodes Antipas, auf dessen Schoosse die Herodias sitzt, und nicht die Heilung des Sohnes eines königlichen Beamten durch Christus. Gegen letztere Deutung spricht ausser den von Wiecker dagegen angeführten Gründen der Umstand, dass die angebliche Figur des Heilandes keinen Kreuznimbus zeigt, wie das in allen sonstigen Scenen, wo in den Reliefs der Säule Christus handelnd auftritt, der Fall ist. Sehr glücklich erscheint im Zusammenhange mit dieser Scene die Deutung der beiden folgenden auf die Gefangenschaft und Enthauptung Johannes d. T., während Herodes beim Geburtstagsmahle sitzt; man sah darin bisher, mirabile dictu, die Herablassung des Gichtbrüchigen in das Gemach, wo Christus sich aufhielt. Immerhin möglich, aber am schwächsten motivirt ist die Erklärung der 17. Scene; es liegt kein triftiger Grund vor, der einen vor der anderen Erklärung den Vorzug zu geben; es kann ebenwohl der Rangstreit der Jünger, wie die Bitte des Vaters, Christus möge seinen besessenen Sohn heilen, dargestellt sein. Ganz einverstanden sind wir mit der Deutung der Scenen 25 und 27. Bezüglich der letzteren: Salbung der Füsse Jesu durch Maria im Hause Simons des Aussätzigen (Matth. 26, 6 ff.), an deren Richtigkeit Niemand zweifeln kann, begegnen wir einer ganz irrigen, dem Verf. unserer Schrift offenbar unbekannten Auffassung bei Riegel, Darstellung des Abendmahles (Hannover 1869), S. 13. Danach wäre in unserer Scene

»Fusswaschung und Abendmahl in Eine Darstellung zusammengezogen und jene zur Hauptsache geworden.« Das ist durchaus unrichtig. Zunächst ist die Person, welcher die Füsse gewaschen werden, durch den Kreuznimbus als der Heiland charakterisirt, was allein schon jede Zusammenbringung dieser Scene mit der Fusswaschung vor dem letzten Abendmahle ausschliesst; dann aber ist die vor dem Heiland knieende Person durch das lang herabwallende Haar genügend als Weib gekennzeichnet, um die Deutung auf die bezügliche Handlung der Maria nahezulegen, womit alles Andere sich von selbst ergibt. Eine historische Darstellung des letzten Abendmahles hat weder die Säule noch die Erzthüre des Domes, Bischof Bernward begnügte sich mit der typologischen Andeutung des Vorganges in der 24. Scene, der wunderbaren Brodvermehrung und Speisung der Fünftausend.

Ob in diesem Augenblicke bereits das an Stelle des eingeschmolzenen ursprünglichen Capitäls projectirte neue die Säule krönt, wissen wir nicht; jedenfalls wären statt der knieenden Figuren, welche für die vier Medaillons zwischen den Engeln in Aussicht genommenen sind, unter Bezugnahme auf die an der Plinthe angebrachten vier Paradiesesflüsse die Evangelistensymbole hier passender gewesen. Mit Herrn Wiecker sind wir der Ansicht, dass ausser dem Capitäl auch noch ein Kreuz die Säule krönen müsse, und verweisen wir für den Fall, dass seine und der Hildesheimer Alterthumsfreunde dahin zielende Bemühungen einen Erfolg haben sollten, statt auf die von ihm mitgetheilte auf die wesentlich treuere Abbildung des Trierer Marktkreuzes bei aus'm Weerth, Kunstdenkmäler III, 83, Taf. 56, 6. Dieses Kreuz und dasjenige von Grisy (vgl. Abbildung bei de Caumont, a. a. O. S. 332) könnten füglich als die passendsten Vorbilder bei einer eventuellen Restauration verwerthet werden. Die Art der Verbindung von Kreuz und Capitäl, wie sie in der Titelvignette unserer Schrift angedeutet wird, würde uns aber als keine glückliche erscheinen.

Zum Schluss sei uns hier die mit dieser trefflichen und der weitesten Verbreitung in archäologischen Kreisen würdigen Schrift freilich nur äusserst lose zusammenhängende Frage gestattet: Wann endlich wird von Hildesheim an den Rhein die frohe Botschaft herüberklingen, dass für die abscheulichen Ausgeburten der Zopfzeit, welche den schönen Hildesheimer Dom verunstalten, das letzte Stündlein geschlagen habe und dass eine gründliche Restauration ihm bald wieder ein der prächtigen Kunststadt an der Innerste würdiges Aussehen verleihen werde?! Bei einigem guten Willen, sollten wir meinen, wäre da doch unschwer Wandel zu schaffen.

Viersen.

Aldenkirchen.

---

5. **Jahresbericht über Archäologie der Kunst. Von Hofrath Professor Dr. B. Stark in Heidelberg. 182 S. 8. [Aus dem Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Prof. C. Bursian; p. 1465—1647.] Verlag von S. Calvary & Co. in Berlin.**

Wenn ein Mann von Stark's umfassendem Wissen und gründlicher Gelehrsamkeit es übernimmt, über die Fortschritte in der Disciplin, in welcher er vollkommen heimisch ist, zu berichten, so darf von vorne herein angenommen werden, dass dieser Bericht von einem das ganze Gebiet gleichmässig überschauenden Gesichtspunkte aus und mit eingehender sachgemässer Beurtheilung verfasst sein wird. Und so sehen wir denn auch hier Act genommen von jedem Unternehmen und jeder wissenschaftlichen Publication, welche während des Zeitraumes von 1872—1874 auf die Förderung der Archäologie der Kunst von irgend welchem bedeutsamen Einfluss gewesen ist. Wie es bei einem ersten Unternehmen dieser Art nicht anders möglich ist, greift die Stark'sche Schrift vielfach in die Vergangenheit zurück und weist auf die in der nächsten Zukunft zu lösenden Aufgaben hin; und so ist in der That der vorliegende „Jahresbericht“ mehr als der Titel besagt: er gibt uns einen Einblick in das Wesen, die Entstehung und Entwickelung der Archäologie der Kunst; er schildert das Anerkennenswerthe und Mangelhafte, das Vorzügliche und das Verfehlte in den Bestrebungen und Leistungen sowol Einzelner, wie ganzer Vereine und Staaten; er stellt klar und präcis die Ziele hin, welche die von ihm behandelte Wissenschaft sich zu stellen hat, und gibt die Wege zur Erreichung derselben an. So gestaltet sich diese Schrift zu einer lebensvollen Skizze der archäologischen Thätigkeit während der letzten Decennien, welche nicht nur dem Fachmann einen reichen Schatz mit wohlwollender Einsicht und gewissenhafter Critik gesichteten und durch eigene Forschungen vermehrten wissenschaftlichen Materials bietet, sondern auch dem Laien ein belehrender und für die behandelten Fragen gewiss erwärmender Wegweiser sein wird. Wir halten die gewinnende Form der Darstellung für einen grossen Vorzug grade bei einer Wissenschaft, die nicht ein Sondergut einzelner Gelehrten sein soll, die vielmehr in alle gebildeten und edler Gesinnungen fähigen Kreise hineinzudringen bestimmt ist.

Im ersten Theile seiner Schrift wendet sich Stark der Systematik, der Geschichte der Archäologie, Quellenkunde, Bibliographie und dem archäologischen Unterricht zu; dann folgt im zweiten eine ausführliche Besprechung der Einzelschriften und provincialen Publicationen zur archäologischen Topographie, Museographie und Denkmälerkunde in Asien und

Africa, Griechenland, Italien, im Nordwesten Europas, namentlich Frankreich und England, sowie im Norden und Osten unseres Erdtheils, also in Deutschland, der Schweiz, in Oesterreich und Russland; daran schliessen sich als dritter Theil kurze Bemerkungen über die Geschichte der antiken Kunstanfänge, der antiken Malerei und Kunst-Industrie; der vierte und letzte Theil behandelt in knapper Form die Kunstmythologie und die Gegenstände der bildenden Kunst. Umfang und Inhalt dieser Capitel ist zum Theil von der Anzahl der zu besprechenden Publicationen abhängig, deren im Ganzen 138 einer Kritik unterzogen worden sind.

Gleich zu Anfang ergänzt Stark bei Besprechung der die Principien der archäologischen Hermeneutik behandelnden Dissertation P. Förster's die Erörterung der Frage, was die künstlerische Idee, die dem Kunstwerk erst den Character des Werthvollen, Schönen, Herrlichen verleihe, sei, dahin, dass wir drei grosse Hauptfragen dabei nicht ausser Acht lassen dürfen: die Bedingungen, die im Stoffe für die Form liegen, die also im Thon, Metall, Stein, in den Arten der Malerei als die Kunstideen ganz modificirend gegeben sind; die Darstellungsformen, also für Plastik Gruppe, Einzelstatue, Halbstatue, Büste, Relief, Einzeichnung oder Intaglios, welche jede ihre eignen Gesetze haben; endlich die räumliche Stellung des Werkes, insofern es immer als Glied in ein grösseres Raumganzes versetzt oder doch für die Beschauer nur im freien umschlossenen Raume, unter bestimmten Lichtverhältnissen wirksam wird. — Ein Vortrag Riegel's über: „Art und Kunst, Kunstwerke zu sehen," führt uns auf Göthe's Ausspruch: „Die Kunst lässt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen; wer nicht mit Staunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum," — führt uns namentlich auf Winckelmann und das Epoche machende zweibändige Werk Justi's über Winckelmann, seine Werke und Zeitgenossen, sowie auf desselben Verfassers Mittheilungen über Philipp von Stosch, den ersten norddeutschen und protestantischen vornehmen Antiquar und Sammler. Justi hat sehr bedeutende litterarische Quellen erst umfassend benutzt, andere ganz neu entdeckt; und wenn auch zu erwarten steht, dass, sollte der Vatican einst sein Archiv öffnen, manch bedeutsames Zeugniss der Thätigkeit Winckelmanns noch zu Tage treten muss, so wird doch auch dann, nach Stark's Urtheil, das Bild, welches Justi auf so weitem, fast mit niederländischer Detailmalerei ausgeführtem Hintergrund uns entworfen hat, wohl nicht wesentlich umgestaltet werden. — An der Hand von Ernest Vinet's fein geschriebenen Essais über die archäologischen Bestrebungen der jüngsten Vergangenheit werden wir dann hineingeführt in die Thätigkeit des archäologischen In-

stituts in Rom und des unermüdlichen Förderers desselben, Eduard Gerhard, der nicht nur das günstige Geschick mit Bunsen, Stackelberg, Panofka, Kastner persönlich auf römischem Boden zusammen geführt zu sein, wahrhaft auszunutzen und die höhere Gesellschaft für Archäologie zu interessiren verstand, sondern auch mit ächt deutscher Geduld, so hebt es Vinet hervor, ungeheuere Massen der Denkmäler zusammenfassend der Wissenschaft nutzbar gemacht und seine zahlreichen Schüler mit Liebe und Begeisterung für die Bildwerke alter Kunst erfüllt hat. An ihn reiht sich bei Vinet eine zweite hehere Gestalt, die des Duc de Luynes, von dem Stark rühmt, dass er selbst als umsichtiger und feiner Forscher und Schriftsteller sich auf so schwierigen Gebieten wie den cyprischen Monumenten bewährte; nicht bloss reiste, sammelte, reisen liess, zur Herausgabe grosser Werke die Mittel gab und schliesslich seine Sammlung von Vasen, Steinen, Münzen im Werthe von zwei Millionen Franken dem Staate in das Cabinet de médailles stiftete; dieser edelste und wissenschaftlichste moderne Mäcen, der in Deutschland nicht seines Gleichen hat, — ein zweiter Graf Arundel. — Die Wichtigkeit des von Dr. Julius Meyer redigirten grossartigen allgemeinen Künstlerlexicons wird für die Archäologie auch um des Gewinnes willen anerkannt, den sie aus den darin enthaltenen genauen und authentischen Nachrichten über die Zeichnungen, Stiche u. dgl. nach den Antiken, und weiter über die antiken Studien unserer modernen Künstler ziehen muss. — Eine Schrift von Rosenberg gibt Veranlassung, auf Bötticher und seinen Katalog der Berliner Gypsabgusssammlung im neuen Museum einzugehen; eine Dissertation von Schreiber, auf die Bedeutung der vergleichenden Sprachwissenschaft für die philologische Untersuchung der litterarischen Quellen der Archäologie, und eine solche von Fränkel auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, das Verhältniss des gleichzeitigen Gebrauches synonymer Ausdrücke bei einzelnen Schriftstellern und Schriftstellergruppen ins Auge zu fassen. — In Blümners's Vortrag über Dilettanten, Kunstliebhaber und Kenner im Alterthum findet Stark die Unterstützung der Kunst durch die römischen Kunstmäcene zu gering angeschlagen; er weist darauf hin, wie die Römer das thatsächlich befähigtste Volk gewesen seien, die Gesammtcultur des Alterthums in sich aufzunehmen und den bleibenden Gewinn einer neuen von germanischen, überhaupt nordischen Völkern eingeleiteten Weltepoche zn überliefern; — mit welchem Gewinne, dem Erbe der Antike, uns dann ein Vortrag Rahn's beschäftigt. — Die Geschichte der ersten Antikensammlungen zeigt, wie die eigne deutsche Heimath darin den deutschen Gelehrten mit am fernsten gelegen hat. Ein Aufsatz Bursians hat das Verdienst, durch

Benutzung alter litterarischer Quellen zuerst die reiche Antikensammlung Raimund Fugger's (1489—1535) zu Augsburg in ihren Hauptbestandtheilen festgestellt und aus den Beschreibungen und Abbildungen die Denkmäler nach unserer jetzigen Monumentenkenntniss bestimmt zu haben; seine bei einzelnen Bildwerken abweichende Ansicht belegt Stark mit scharfsinnigen Gründen.

Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle noch weiter auf den Inhalt dieses inhaltreichen und instructiven Jahresberichtes einzugehen, dessen zweiter Abschnitt, welcher von den in den verschiedenen Ländern gewonnenen Resultaten handelt, von ganz besonderem Interesse sein dürfte. Wir heben nur noch die Gruppe von Schriften (Conze, Stark, Kraus, Conestabile, Cavalcaselle, Bunnell Lewis, George Comfort und einen Washingtoner Regierungsbericht), welche sich mit dem archäologischen Unterricht beschäftigt, heraus, weil Stark bei deren Besprechung nicht nur die Ansichten bewährter Autoritäten in Deutschland, Italien, England und America neben einander stellt, sondern uns auch zeigt, wie sehr die Gegenwart sich der Archäologie als eines wichtigen Gliedes in der Reihe der edelsten und wirksamsten wissenschaftlichen, mit dem ganzen Culturleben engverwachsenen Bestrebungen. und der Pflichten, die sie gegen dieselbe zu erfüllen hat, wie umgekehrt des Einflusses, den sie von derselben erwartet, bewusst wird. Noch im 17. Jahrhundert war auf den deutschen Universitäten von monumentaler Anschauung keine Rede, höchstens für Münzen und Wappen in den damals zuerst auftretenden „Antiquitäten" und in der vereinzelt erscheinenden „Münzen- und Wappenkunde"; alles Uebrige musste auf den sogenannten Cavalierreisen in Frankreich und Italien erworben werden. Stark schildert uns, wie sich zuerst in Leipzig durch J. F. Christ ein Colleg über Litteratur oder Archäologie der Litteratur mühsam einen Platz errang, worin die Studenten etwas von Inschriften, Münzen, Diplomen, Wappen, alten Drucken, Kupferstichen neben ganz runden und erhabenen Bildwerken erfuhren; mit Heyne's Einleitung in das Studium der Antike 1772 war das Programm der durch Winckelmann's und Lessing's Werke erst wahrhaft befruchteten Vorträge über die antike Kunst gegeben; 1802 hat zuerst Schelling der Wissenschaft der Kunst einen vollberechtigten Platz im Gesammtorganismus der academischen Studien angewiesen und A. W. Schlegel in Göttingen gleichzeitig Vorträge über das Gesammtgebiet gehalten. Welch' ein Um- und Aufschwung hat seitdem, namentlich während der letzten Decennien, hierin an den deutschen Universitäten Statt gefunden! Auch die weitere Frage, welche Stellung dem archäologischen Unterricht in den Gymnasien zuzuweisen sei, wird in der Stark'schen Schrift ventilirt. Es ist dieser Ange-

legenheit schon vielfach in den mit den höhern Lehranstalten — man erlaube uns statt des engeren Begriffs den allgemeinen zu gebrauchen, denn auch auf dem Gebiete des Schulwesens hat das letzte Decennium Fortschritt und Veränderung zu verzeichnen — zusammenhängenden Kreisen in Druckschriften, Versammlungen und Berathungen, selbst in den unter Vorsitz des Herrn Ministers im October 1873 in Berlin abgehaltenen „Conferenzen über Fragen des höhern Schulwesens“ erwogen worden. Um so mehr erlauben wir uns, die Collegen auf die Stark'schen mass- und gehaltvollen Ausführungen aufmerksam zu machen. Wenn wir auch gewiss darin einig sein werden, dass unsere Schüler nicht mit noch mehr Unterrichtsfächern belastet werden können, so dürfen wir uns doch nicht der Erkenntniss verschliessen, dass bei der Lectüre der Schriftsteller nicht nur im Lateinischen und Griechischen, sondern auch im Deutschen, Französischen und namentlich im Englischen — wir weisen beispielsweise nur auf Macaulay's History of England hin — sich häufig Anlässe darbieten, die Schüler mit Einzelheiten aus der antiken und mittelalterlichen Kunst bekannt zu machen.

Die Lektüre der inhaltreichen Schrift wirkt im hohen Grade erquickend und erhebend; sie wird gewiss Viele, die bisher der Erforschung der unserer Zeit vorhergegangenen Culturepochen gegenüber sich indifferent verhielten, für eine solche Thätigkeit gewinnen. Auch aus diesem Grunde glauben wir unsere Vereinsgenossen ganz besonders auf den Stark'schen Jahresbericht aufmerksam machen zu sollen. Der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande hat seit länger als 30 Jahren in der von Stark so überzeugend empfohlenen Weise gewirkt und dadurch, dass er in alle Kreise der Bevölkerung hineingedrungen ist, in dem grossen Gebiete vom St. Gotthard bis zur Nordsee, von der Maass und Schelde westwärts bis zur Weser und Werra ostwärts eine bedeutende civilisatorische Thätigkeit entfaltet; er hat gezeigt, wie eine grosse Idee Männer aus verschiedenen Staaten und Stämmen selbst bei häufig entgegenstehenden Ansichten und in den mannigfaltigsten Berufsstellungen zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zu vereinen und dauernd zusammen zu halten vermag; er wird auch jetzt in seinen Bemühungen, die ihm von seinen Stiftern vorgezeichneten und durch die glorreiche Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes erleichterten, aber auch bedeutend vergrösserten Aufgaben durch die vereinte Kraft Vieler zu lösen, von einer grossen Zahl der sich jetzt auf 700 belaufenden Mitglieder mit entschiedener Thätigkeit gefördert. Gewiss ist eine reiche, mannigfaltige und in sich unabhängige Wirksamkeit möglichst vieler Localvereine wünschenswerth und unseres Vereines bisherige Praxis ist es gewesen, allen localen Bestrebungen nach Kräften fördernd entgegen zu

kommen; aber hohe Ziele und grosse Resultate sind nur durch einheitliches Arbeiten nach einem bestimmten das Ganze im Auge haltenden Plane zu erreichen. Wie beherzigenswerth klingt uns da nicht Stark's Mahnung und Rath aus seinem Jahresberichte entgegen, wenn er sagt: „Deutschlands Fundstätten gewähren wahrlich ein reiches Arbeitsfeld für deutschen Forschergeist, für deutsche classische Gelehrsamkeit und deutsche Heimathliebe. Und wenn irgend je, fehlt es heute nicht an Arbeiten, an kleinen Publicationen, an Vereinen, die der klassischen Alterthumskunde der Heimath dienen; aber dennoch entspricht der Gewinn bei weitem nicht der aufgewandten Mühe und, sagen wir es offen heraus, Deutschland trägt auf diesem Gebiete noch ganz den Character der Zersplitterung und engherzigen, ängstlichen Abschliessung der einzelsten Landestheile an sich, den es im Staatsleben eben im Grossen überwunden. Noch fehlt jede Directive darin von einem grossen intelligenten Mittelpunkte. Zur Illustration dieser Sachlage ziehen wir eine Durchschnittslinie durch die Vereinsarbeiten. . . . . Wohl war es daher ein trefflicher Gedanke, als im Jahre 1843 der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn sich bildete, wo bereits das Ministerium Hardenberg ein rheinisches Museum vaterländischer Alterthümer für die Rheinprovinz und Westfalen im Jahre 1820 gegründet hatte, und in seine Aufgabe das ganze Rheingebiet von dem Ursprunge des Stroms bis zu seiner Mündung bei Leiden umfasst wissen wollte, und die dreissig Jahrgänge seiner Vereinsschriften, die Reihe der Winckelmannsprogramme geben Zeugniss von dem Erfolge seiner Bestrebungen, mit denen die Namen eines Schlegel, Böcking, Welcker, Jahn, Urlichs, Ritschl, Overbeck, Ritter, eines von Dechen, Nöggerath immer verbunden bleiben und dem ausgezeichnete Mitarbeiter aus anderen wissenschaftlichen Kreisen, wie Schaaffhausen, nicht fehlen. Aber auch in diesem Vereine ist Ab- und Zunahme, ist Aufblühn und Sinken sehr wahrnehmbar und überwiegend erscheint er als Verein der Alterthumsfreunde am Niederrhein, wenn auch die Theilnahme der wissenschaftlichen Arbeiter am Mittel- und Oberrhein ihm nie ganz gefehlt hat. Vornehme Zurückhaltung, kleinliche Verstimmung, partikulare Eifersucht müssen überwunden werden, um diesen Verein seinem ursprünglichen Ziele näher zu führen und sein Organ zum Organ der Archäologie der classischen Welt am Rhein zu machen, zu dessen Gebiet ja in Elsass und Lothringen so herrliche Glieder hinzugekommen sind. Naturgemäss wird sich neben dem bleibenden Hauptmittelpunct in Bonn ein anderer am Mittelrhein, ein dritter etwa am Oberrhein constituiren müssen und in der Organisation des ganzen Vereins wird eine Gliederung dem entsprechend einzuführen sein, welche das

einzelne Glied mit der Gesammtleitung in lebendiger Berührung hält. Dann kann die monumentale Statistik in umfassendster Weise angebahnt werden, die Sammlungen ihren Charakter reiner und bestimmter ausprägen, ihre Grenzen schärfer gezogen werden, dann wissenschaftliche Kataloge derselben nach einem einheitlichen Plane abgefasst werden, können zusammenfassende Publicationen, wie das Corpus inscriptionum des Rheins vom Verein aus unternommen ist, vor allen die der Grabdenkmäler mit Reliefdarstellungen, eingeleitet, andere bereits begonnene, wie das Werk der zusammenhängenden Erforschung der Römerstrassen, wirklich durchgeführt werden.«

Möchte doch diese vom Süden zu uns nach dem Norden kommende Stimme, auf ihrer Wanderung stromauf- und abwärts und nach Ost und West hin, reiche Früchte erzeugen. Die Redaktion dieser Jahrbücher wird ihrerseits gern dazu beitragen, dass das schöne Werk der Einigung auf dem litterarischen Gebiete gelinge. Schon aus practischen Gründen scheint eine solche dringend nothwendig. Zur Zeit erscheinen in Deutschland gegen 150 Localvereinszeitschriften. Wer ist im Stande, dieselben alle anzuschaffen, geschweige denn zu lesen? Werthvolle Mittheilungen über Funde, über locale Thätigkeit, glückliche Resultate wissenschaftlicher Forschung bleiben verborgen und gehen verloren, weil die Publication, in welcher sie enthalten sind, nicht über den engsten Kreis der Heimath hinausgeht. Wie viel aber ist in diesen vielen Zeitschriften, von denen manche mit grossem Kostenaufwande hergestellt werden, das wirklich nicht gedruckt zu werden verdiente! Mit Sitzungsberichten, Schenkungs-, Personal-, Bücher- und sonstigen Verzeichnissen sind ganze Seiten gefüllt. Würden die wirklich guten und wissenswerthen Mittheilungen nicht viel besser in einer Central-Zeitschrift zusammen gedruckt, um dadurch mehr beachtet zu werden? Schlössen alle diese Vereine im eigensten Interesse sich unserer jetzt in einer Auflage von 1000 Expl. überall hin verbreiteten Zeitschrift an und erhielte jeder von ihnen so viele Separat-Abzüge, etwa mit besonderm Titel, von den von ihnen eingesandten Artikeln wie zur Vertheilung an die Mitglieder erforderlich ist, so würden alle einzelnen Vereine offenbar ihr ganzes bisher für Druckkosten geopfertes Jahreseinkommen ersparen, ihre Abhandlungen dennoch gedruckt bekommen und nun ihre Mittel unverkürzt auf Anregung, Erforschung und Sammeln verwenden können. Anregung und Belehrung durch Versammlungen und Vorträge; Erforschung der umliegenden Gebiete nach jeder Richtung und Zeit hin; Sammeln alles dessen, was im Privatbesitz und Kunsthandel zerstreut oder durch Funde zum Vorschein gekommen ist, — das dürften die wahren Ziele des heutigen Vereinslebens sein.

Bonn. Arthur Kortegarn.

Miscellen.

1. Andernach. Gräberfund. Im vergangenen Frühjahr, als Herr Rentner Franz Hubert Schumacher auf seinem etwa 300 Schritte vor dem Burgthore, links von der nach Coblenz führenden Chaussee liegenden Terrain die Fundamente zu einem Neubau ausheben liess, stiess man in mässiger Tiefe auf eine Reihe von Gräbern. Der Eigenthümer war selbst zur Stelle und trug mit vieler Umsicht Sorge, dass etwa zu Tage tretende archäologische Funde sorgfältig ausgehoben und vor Verschleuderung und Zerstörung bewahrt würden. Diese löbliche Vorsicht wurde zwar nicht durch eine hervorragende Ausbeute gelohnt, immerhin aber scheint es uns angezeigt, einen genauen Fundbericht, den wir kurz darauf an Ort und Stelle aufnahmen, im Folgenden mitzutheilen.

Die Oertlichkeit betreffend ist festzustellen, dass die jetzige Chaussee, von der wenige Schritte seitwärts unsere Gräber gefunden wurden, offenbar auf der ehemals Antunnacum mit Confluentes verbindenden Römerstrasse gegründet ist, und dass zu beiden Seiten der letzteren an dieser Stelle eine Begräbnisstätte von grossartiger Ausdehnung sich befunden haben muss, da vor einigen Jahren etwa 400 Schritte weiter vom Burgthor entfernt, an der rechten Seite der Strasse bei den im Auftrage des Herrn Herfeldt vorgenommenen Fundamentirungsarbeiten ebenfalls Grabfunde gemacht wurden, desgleichen im Jahre 1867 noch weiter vom Burgthor entfernt auf der rechten Seite der Chaussee bei den Fundamentirungsarbeiten der Chemikalienfabrik von Nuppeney und Simon, deren bedeutendste Funde Herr Geh.-Rath Prof. Schaaffhausen in den Jahrbüchern unseres Vereins [1]) publicirt hat. An unserer Fundstelle zeigte der ausgehobene Boden zunächst Humus von ungefähr ein Meter Mächtigkeit, darunter fand man eine Lehmschicht, in dieser die Reihengräber, parallel mit der Chaussee laufend, und in ihnen männliche und weibliche Skelette mit dem Fussende nach Osten. Särge im eigentlichen

1) In seiner höchst lehrreichen Abhandlung »Ueber germanische Grabstätten am Rhein«, Heft 44, 45 S. 121 ff., Taf. V, Fig. 1—19.

Sinne fanden sich nicht, man hatte die Leichen in die blosse Erde gebettet und seitlich derselben roh behauene Tuffsteine aufrecht gestellt, diese dann mit Schieferbruchstein überdeckt.

Bei jeder männlichen Leiche fand sich ein ungefähr 0,57 Mtr. langes und 0,06 Mtr. breites Schwert, der sogen. Scramasaxus der Germanen, dessen hölzerner Griff vermodert war, und darauf ein kurzes Messer von 0,15 zu 0,02 Mtr., wie ganz gleiche bereits, von der Nuppeney'schen Fundstelle herrührend, durch Herrn Prof. Schaaffhausen [1]) in Abbildungen mitgetheilt wurden. In einem solchen Grabe wurden eine ganze Reihe von Bronze-Gegenständen, die offenbar als Gurtbeschläge und Schnallen gedient hatten und hübsche Patina zeigten, gefunden.

Ausser mehreren Bronze-Ringen und Knöpfen mit eingegrabenen, theils verschlungenen, theils geometrischen Verzierungen, fand man auch einen kleinen Silberring. Die obere fast kreisrunde Platte ist von glattem Silber ohne sichtbare Verzierung nur von einem theilweise abgeschliffenen perlartigen Rande umzogen, mit dem sich der dünne Reif derart verbindet, dass sich nach aussen hin an jeder Seite eine aus drei Silberknäufchen gebildete Dreipass-artige Verzierung zeigt, während die Verlöthungen des Reifes an der Innenseite der Ringplatte geschmackvolle Verschlingungen aufweisen. Auch wurde ein oben gerundeter, unten flacher und mit Einschnitt (zum Dehnen) versehener Silberblech-Ring gefunden, in dem noch ein Fingerknochen befindlich war.

In einem Grabe, das ausserdem noch diverses Rüstzeug mit Broncenägeln besetzt zeigte, fand sich ein sehr windschiefer links eingedrückter und rechts ausgebogener Schädel von dolichocephalem Typus, dessen Zusendung an Herrn Geh.-Rath Prof. Dr. Schaaffhausen in Bonn wir veranlassten, weil wir darin eine der an germanischen Schädeln nicht selten vorkommenden Verbildungen vermutheten. Derselbe hat den Schädel einer näheren Untersuchung unterzogen und bemerkt darüber Folgendes: Der männliche Schädel zeigt eine rohe Form des dolichocephalen Typus der Germanen, wie er in den Reihengräbern unserer Gegend gewöhnlich ist. Er ist im Grabe stark verdrückt. Die Augenbrauenbogen sind stark entwickelt, und was bei langen Schädeln seltener ist, er besitzt eine Stirnnath. Der Scheitel ist flach, der Oberkiefer etwas prognath und am untern Rande der Nasenöffnung fehlt die Crista. Nicht einmal die Hauptmaasse lassen sich an dem sehr unvollständigen Schädel nehmen. Doch scheint er einer grossen Rasse angehört zu haben. Die Zähne sind fast alle vorhanden und für das Alter des Mannes stark abgeschliffen. Aehnliche Schädel besitze ich aus den Reihengräbern, welche vor mehreren Jahren rechts von der Coblenzer Chaussee dicht

1) a. a. O. Taf. V. Fig. 1 und 2, (Schwert), Fig. 3 (Messer).

vor Andernach aufgedeckt wurden. Es waren dies wahrscheinlich allemannische Gräber.

Am reichsten war die Ausbeute in dem ein weibliches Skelett zeigenden Grabe, das in der oben beschriebenen Weise aus Schiefersteinen gebildet war. In demselben sah man beim Aufheben des Schädels in der Halsgegend ein kleines mit Oese versehenes silbernes Ringelchen von 0,015 Mtr. Durchmesser und daran zu beiden Seiten sich anschliessend ca. 60 Perlen und Steine von den verschiedensten Formen. Es befanden sich darunter ziemlich grosse, längliche Bernsteinperlen, desgleichen ähnlich geformte in grüner Masse, kleine niedliche Perlen in durchsichtigem blauem und grünem Glasfluss, cylinderförmige Perlen in den verschiedensten Metallfarben und sehr zahlreich die bekannten langen und dünnen, spiralförmig gewundenen Perlen in gelber, grüner und blaugrüner Masse [1]). Vorne lag noch eine runde, 0,04 Mtr. Durchmesser zeigende Bronzefibula ohne bemerkenswerthe Verzierung und in der Brustgegend zwei ziemlich kräftige Gewandnadeln aus emaillirter Bronze von 0,105 Mtr. Länge. Dieselben gleichen ganz auffallend jener schönen spangenförmigen Gewandnadel von vergoldetem Silber, welche, aus einem Grabfunde bei Wurmlingen (würtemb. Oberamt Tuttlingen) herrührend, durch unseren hochverehrten sel. Freund, den Oberstudienrath Dr. Hassler im J. 1868 in den Verhandlungen d. V. für Kunst und Alterth. in Ulm und Oberschwaben S. 5, Taf. I Fig. 1 veröffentlicht wurde und einer anderen, in der Grabstätte am Kirchberge bei Andernach gefundenen von um ein Drittel grösserer Dimension, welche Herr Geh.-Rath Schaaffhausen [2]) in treuer Abbildung mittheilte. In ihrer unteren Spitze laufen die beiden neuerdings am Burgthore in Andernach gefundenen Gewandnadeln in längliche Thierköpfe aus, daran schliesst sich eine rundlich erweiterte gerade Fläche mit reich verschlungenen Bandverzierungen, dann wölbt sich die Fläche nach oben und endet in eine glatte, oben reich verzierte oblonge Fläche, die an der Innenseite die Spiralwindung der eigentlichen Nadel enthielt. Was unsere Fibeln in Verbindung mit der erwähnten von Wurmlingen be-

1) Die genaue Besichtigung der letzteren gestattet uns nicht, der von Hrn. Geh.-Rath Schaaffhausen a. a. O. S. 122 ausgesprochenen Vermuthung beizutreten, wonach die in den Andernacher Grabfunden vorkommende Verbindung von 3, 4 oder 6 kleinen Thonperlen zu einer einzigen langen eine zufällige wäre, in dem diese zu mehreren in einer Reihe in Formen gepresst und dann gebrannt worden seien. Die innige und feste Verbindung der Perlen untereinander, namentlich aber die Thatsache, dass mehrere dieser Perlen aus Glasfluss geradezu eine fortlaufende fünf- und mehrfache Spiralwindung zeigen, scheint uns die obige Vermuthung auszuschliessen.

2) a. a. O. Taf. IV. Fig. 17.

sonders merkwürdig macht, sind die an einer derselben noch erhaltenen, beim Herausnehmen leider abgebrochenen fingerförmigen Ansätze, welche sich an dem oberen Oblongum befanden. Dr. Hassler findet nämlich schon in den rundlichen Knöpfen, die sich bei der Wurmlinger Fibel an der nämlichen Stelle zeigen, einen Beweis dafür, dass, entkleidet aller ornamentalen Zuthat, in dieser Fibel die Form des Handgelenks und der Hand mit den fünf Fingern nachgebildet sei, jenes von der rechten Schulter hereingreifend, um mit dieser den linken Theil der Toga zusammenzufassen und an den behufs der freien Bewegung des Arms rückwärts geschlagenen rechten Theil der Toga heranzuziehen. Besser als gar keine ist diese Erklärung unserer Fibelform jedenfalls, meint Dr. Hassler, und sie erhält durch die Andernacher Nadeln die wesentliche Unterstützung, dass erstens der erhaltenen Ansätze offenbar ursprünglich fünf waren, und dass zweitens jeder derselben einem Finger wirklich sehr ähnlich sieht.

Ein weiterer sehr interessanter Fund wurde in dem nämlichen Grabe gemacht, eine kreisrunde, innen hohle Kapsel von 0,03 Mtr. Durchmesser, aus emaillirter Bronze gefertigt und in zwei Hälften theilbar, die an zwei Seiten aufgenietete Plättchen zeigen, an denen oben eine Charnière, unten ein sehr intelligenter Verschluss zum Zusammenhalten der beiden Halbkugeln angebracht ist, und die aussen eine kreuzförmige Verzierung eingeritzt zeigen. Es ist offenbar eine an der Halskette getragene Bulle zur Aufnahme von Reliquien. Ebenso wie dieses characteristische Fundstück auf ein christliches Grab deutet, ergibt der Gesammtcharakter der Fundstücke, dass unsere Gräber schon in die fränkische Periode hineinreichen. Zwei kleine Kupfermünzen von Detricus (268—273) und Decentius (351—353) würden dieser Annahme nicht zuwider sein, da man sehr häufig Münzen früherer Zeit in Gräbern findet.

Von den aufgefundenen Gefässen verdienen nur die Scherbe eines gläsernen Trinkbechers, eine Henkelkanne mit Ausgiessschnute von 0,17 Höhe und 0,14 Mtr. Bauchweite und ein kleines Thongefäss mit schwachen Verzierungsversuchen besondere Erwähnung [1]).

Alle Fundgegenstände, die Herr Schumacher als Doubletten besass, wurden uns freundlichst von ihm zur Verfügung gestellt und überweisen

1) Vor wenigen Tagen erst sandte mir H. Schumacher zwei nachträglich in der sorgfältig untersuchten Lehmschicht entdeckte kleine Münzen spätrömischen Ursprungs, deren Umschrift so bedeutend verletzt ist, dass mir im Augenblicke, wo ich den Correctur-Abzug des vorstehenden Aufsatzes zur schleunigen Erledigung erhalte, die Bestimmung jener Münzen bei dem Fehlen der nöthigen numismatisch-literarischen Hilfsmittel nicht möglich ist und ich dieselbe erst im nächsten Hefte geben kann.

wir dieselben dem Bonner Provinzial-Museum, wo diesen neugefundenen Andernacher Anticaglien ein bescheidenes Plätzchen gerne gegönnt wird, und wo allenfalsige weitere Funde gewiss bereites Obdach finden!

Viersen.

Aldenkirchen.

2. Bonn. Neben den Neubauten des Herrn Architekten Kolzem am Rheindorferwege wurden in diesem Sommer die Ausschachtungen zu einem weiteren Hause vorgenommen. Durch die reichen Funde auf dem benachbarten Grundstücke (s. Heft LVII S. 211 u. 229), war die Erwartung hier hervorragende Antiquitäten zu finden keine geringe, um so mehr, als der besagte Bauplatz ziemlich in der Mitte des römischen Castrums liegt. Leider war die Ausbeute eine sehr mässige. Bauschutt war in Menge vorhanden, doch konnten keine anstehenden Mauern constatirt werden. Von behauenen Steinen war ein Säulenfragment, ein gut profilirtes Gesimsstück aus Jurakalk und ein grosser Granitblock mit eingehauener Wasserrinne die bemerkenswerthesten. In der letztgenannten Rinne haftete noch der Sinter des durchgeflossenen Wassers. Dann fand man hier, wie auf dem Nachbargrundstücke, wieder ein in Thon oder besser gesagt Ziegelerde gebranntes rundes Medusenhaupt, (Dm. 17 Ctm.) von sehr roher Arbeit.

F. v. Fl.

---

3. Düsseldorf. Wandgemälde der Lambertikirche. Vor mehreren Jahren wurden in der 1392 erbauten Lambertikirche zu Düsseldorf eine Reihe mittelalterlicher Wandgemälde von der sie verdeckenden Tünche befreit, unter denen das Bild der gekrönten „Heiligen Kümmerniss [1])“, welche am Kreuze stehend dem vor ihr knieenden Spielmann den goldenen Schuh ihres rechten Fusses zuschleu-

1) Eine deutsche kritische Bearbeitung der Legende dieser merkwürdigen Heiligen wäre ein dringendes Bedürfniss. Vorderhand ist gewiss die auch von Otte, Kunstarchäologie S. 937 ausgesprochene Ansicht die am meisten berechtigte, dass oftmals Crucifixe mit bekleidetem, ideal gedachtem Christus als Bilder dieser mythischen Heiligen angesehen worden seien. ja wir möchten behaupten, dass missverstandene Crucifixbilder dieser Art, wie sie ja der frühmittelalterlichen Kunst geläufig waren (man vergl. u. A. die treffliche Abhandlung »Zur Ikonographie des Crucifixus« von Otte und aus'm Weerth in unseren Jahrbüchern Heft 44, 45 S. 195 ff., Taf. VIII—XIV, Heft 47, 48 S. 146 ff., Taf. XV.), die ersten Anhaltspunkte für unsere Legende geboten haben, die, einmal entstanden, in wirklich poetischem Geiste entwickelt wurde.

dert, und eine gekrönte von Engeln umgebene Maria mit dem Kinde im Chorumgange rechts neben der Sakristeithüre, die besterhaltenen sind. Nachdem in der jüngsten Zeit eine äusserst pietätvolle, nur die zerstörten Theile ergänzende, alles Uebrige aber intact belassende Restauration des letztgenannten Bildes im Auftrage des Kirchenvorstandes durch unser Vereinsmitglied, den Historienmaler Herrn H. Lauenstein in Düsseldorf vollendet wurde, mag eine kurze Würdigung des charakteristischen Bildes hier am Platze sein.

Maria als Himmelskönigin thront auf schlichtem Holzsessel, über dessen Rücklehne und Sitz ein Teppich herabhängt, über den auf dem Sitz noch ein Kissen gelegt ist. Sie trägt ein rothes nicht eng anschliessendes Untergewand mit grossblumigem, innen vergoldetem Dessin; am Halse lässt das Gewand das Hemde leicht sichtbar werden und ist dort und an den Aermeln mit einem Hermelin-Umschlag versehen, der sich von dem hellrothen Gewande gar vortheilhaft abhebt. Der nur um den unteren Theil geschlungene Mantel zeigt ein mildes Blau mit röthlich violettem Futter, ist aber nicht sonderlich geschickt drapirt. Das Jesuskindchen, mit sehr altklugem Gesichtsausdruck, reicht der Mutter mit der Linken einen kleinen Vogel und hält in der Rechten einen Apfel. Bekleidet ist dasselbe mit einem, die Beinchen nackt lassenden Hemde, worüber noch ein dessinirtes, hellblaues, vorne pelzverbrämtes Jäckchen in frackartigem Zuschnitt gelegt ist.

Zu beiden Seiten des edel gedachten Madonnenhauptes, von dem das goldige Haar weit über Schultern und Rücken herabfliesst, werden über der Thronsessellehne zwei Engel in weissen Alben mit vergoldetem Steifkragen sichtbar, die in den Händen je ein offenes Buch halten, das derjenige zur Linken der Maria dem Beschauer hinhält, der darin die in Noten gesetzten Worte aus dem Gloria erblickt: laudamus te, benedicimus te, adoramus te. Zu beiden Seiten dieser Engel werden in den oberen Ecken zwei Engel in Wolken sichtbar, die Spruchbänder halten, worauf: „Gloria in excelsis Deo“ und „et in terra pax hominibus“ zu lesen ist. Auf dem Boden stehen rechts und links vom Throne, theilweise durch dessen Seitenlehnen verdeckt, zwei weitere Engel, deren einer in seinen Händen die Orgel hält, während der andere den Gesang der oberen Engel auf der Harfe zu begleiten scheint. Rechts vom Throne kniet der Donator, ein Priester in langem Rochette mit fliegenden Aermeln, vor dessen leicht ausgestreckten Händen eine Hostie mit reliefirtem Crucifixus schwebt.

Ueber den Namen dieses Donators, wie auch über den des Künstlers vermochten wir keinerlei Aufschluss zu erhalten. Nach einer im Besitz des Herrn Notar Strauven zu Düsseldorf befindlichen Urkunde sind die sämmtlichen Malereien der Lambertikirche zwischen 1440 und

1450 ausgeführt worden, welcher Zeit auch der Charakter der Köpfe und die Behandlung der Gewandung völlig entspricht.

Viersen.

Aldenkirchen.

---

4. Ferschweiler-Aduatuca. In Betreff der Miscelle Ferschweiler-Aduatuca in Heft LVIII liegen uns Zuschriften der Betheiligten vor, wonach sowol Herr Dr. Bone wie Herr Prof. aus'm Weerth ihren Anspruch aufrecht erhalten, selbstständig und Jeder zuerst resp. beide mindestens gleichzeitig auf den Gedanken gekommen zu sein, das Oppidum der Aduatuker sei auf dem Plateau von Ferschweiler zu suchen. Wir verweisen auf die Kölnische Zeitung No. 309 u. 319.

Die Redaction.

---

5. Friedrichsthal. Beim Bau eines Fahrweges nach der Tiefbau-Anlage im Frönkelbachthale der Grube Friedrichsthal wurden 1½ Meter unter den Wurzeln eines alten Eichenstammes zwei vierseitige an beiden Enden zugespitzte Eisenstücke von 32 Cm. Länge und 6 Cm. Dicke in der Mitte gefunden, welche man beim ersten Anblick geneigt sein würde für Geschosse zu halten. Director Lindenschmit äussert sich dahin, es seien als Material für Schmiede zum Anschmieden hergerichtete Blöcke, wie man solche auch zu 20 Stück zusammen an ein und demselben Platz in der Provinz Rheinhessen gefunden habe. Wir verdanken die Mittheilung der Gefälligkeit des Herrn Bergwerks-Directors Breuer in Friedrichsthal.

---

6. Gerolstein. Bei Gelegenheit eines Durchstiches einer Strasse beim Bahnhof von Gerolstein seitwärts des Kalksteinplateaus, genannt der Mundrich, und zwar grade am Fusse der zum Kyll-Flusse steil abfallenden Felsparthie, genannt Munterley, wurde bei c. 2 Mtr. Tiefe unter der Erdoberfläche ein Römergrab aufgedeckt. Es lagen daselbst an einer Stelle die Knochenreste eines verwesten Leichnams nach der natürlichen Lage der Glieder und einige Schritte davon standen mehrere, meistentheils schon zerbrochene römische, roh und ohne Verzierung gearbeitete Urnen, von denen zwei bis drei noch wohl erhalten waren und deren Inhalt aus verbrannten Knochenresten und Asche bestand. Ueber das Ganze lag bei c. 1 Mtr. Tiefe ein grosser würfelförmiger Buntsandsteinblock, auf dessen oberer Seite

ein oblonges Loch, von c. 10 Cm. Tiefe eingehauen war. Aehnliche menschliche Ueberreste und Sandsteinblöcke sollen in unmittelbarer Nähe bei einem Hausbau vor mehreren Jahren gefunden worden sein. Das Grab und das Bauwerk von welchem die gefundenen Sandstein-Blöcke herrühren, lassen darauf schliessen, dass ein römischer Vicinalweg vorbeiging und wahrscheinlich auf das genannte Plateau führte, wo die Fundamente der drei S. 57 des LXVII. Jahrbuchs signalisirten römischen Tempel sichtbar sind.

Ribbentrop.

---

7. Kessenich. Im Anschluss an die Miscelle 6 im vorigen Jahrbuch hat der Fund 2 römische Kupfermünzen (Augustus. Rev.: Providentia. Marc. Aurel. Rev.: Pietas und Opferwerkzeuge) in den 4′ tiefen Gräben der Wasserleitung auf der Strecke vor dem Gierlich'schen Gasthause hierselbst, die Annahme eines von der Koblenzerstrasse nach Kessenich laufenden Vicinalweges bestätigt. — Die Lage einer reich ausgestatteten römischen Villa am Abhang des Vorgebirges bei Friesdorf südlich und dicht neben der Bierbrauerei von Anton Wolter und im Zusammenhang mit dieser Richtung nach Kessenich zu gefundenen Münzen lassen mich weiterhin vermuthen, dass parallel mit der Koblenzer- d. h. römischen Rheinstrasse ein Pfad am Vorgebirge entlang lief, von dem als erhaltener Theil jener in gerader Linie vom Südende von Kessenich über die Mecherstrasse, an dem Schützenhaus vorbei nach Endenich führende Weg anzusehn ist.

Eine schöne cannelirte Säule von rothem Sandstein mit jonischem Composit-Capitell aus der römischen Villa zu Friesdorf steht in meinem Garten.

Vor mehreren Jahren deckte ich die umfangreiche Küche der Villa auf und fand darin jene Säule, musste aber von einer weitern Ausgrabung absehn, weil dieselbe sich in anschiessende Weinberge würde erstreckt haben. Die Aussicht auf die Neuanlage der Weinberge veranlasste mich von Jahr zu Jahr Besitzer und Nachbarn um Mittheilung zu bitten, wann der Zeitpunkt des Auswerfens der alten Weinstöcke eintrete. Leider war dieser Zeitpunkt vorüber, und die dicht an der Oberfläche liegenden Mauerreste ausgebrochen, ehe ich es erfuhr. Ich fand nur ein mit Resten von Marmor, bemaltem Wandverputz, Heizröhren, Ziegeln u. dgl. gefülltes Schuttfeld, welches aber deutliches Zeugniss für den Luxus-Bau ablegte, der ehemals an dieser Stelle sich befand.

aus'm Weerth.

---

8. Köln, 23. Oct. Schon beim Bau der Eisenbahn von Deutz nach Düsseldorf wurden bei Ausschachtung einer nördlich von Reuschenberg liegenden Kiesgrube in einer Tiefe von zwei bis drei Fuss unter der Oberfläche eine nicht unbeträchtliche Zahl von Grab-Urnen verschiedener Qualität und Grösse aufgefunden. Nur wenige waren von terra sigillata, die meisten von grobem, leicht zerbrechlichem Thon. Die Urnen selbst verschwanden bis auf eine einzige, welche dreissig Jahre lang der Frau eines Arbeiters als Blumentopf diente. Die Archäologie nahm von dieser römischen Begräbnissstätte bisher keinerlei Notiz. In jüngster Zeit wurde an derselben Stelle von einem Wärter der Köln-Mindener Eisenbahn, der einem Kaninchen nachspürte, wieder eine Urne von terra sigillata ausgegraben. Dem Interesse, welches der Inspector der Köln-Mindener Eisenbahn in Düsseldorf so wie der Präsident der Eisenbahn-Gesellschaft an dem Funde nahm, ist es zu verdanken, dass, wie schon mitgetheilt, die Urne in den Besitz des kölner Museums gelangte und dass die Aufmerksamkeit des hiesigen Vereins von Alterthumsfreunden auf die genannte alte Begräbnissstätte gelenkt wurde. Der Verein beschloss sofort, dass freundliche Anerbieten, durch welches die Direction der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft ihm die Erlaubniss zu weiteren Nachgrabungen daselbst ertheilte, anzunehmen. Unter Führung des Herrn Inspectors begaben sich am Samstag die Vereinsmitglieder mit einigen geübten Erdarbeitern an Ort und Stelle, um mit Nachforschungen zu beginnen. Die bald zu Tage tretenden Urnenscherben und Aschenreste lieferten den Beweis, dass man es auf dieser Haide mit einem Terrain zu thun hatte, auf welchem vor 1600 bis 1800 Jahren die bei der Verbrennung von römischen Leichen nicht vollständig verkohlten Knochenreste in Urnen beigesetzt und mit Asche des betreffenden Scheiterhaufens überschüttet worden waren. Nach einer Arbeit von etwas mehr als zwei Stunden wurde eine vollständige Grab-Urne blossgelegt. Der obere Rand lag etwa zwei Fuss unter der Erde. Die Urne mit dem Deckel hatte eine Höhe von etwa 25 Centimeter. Zur Seite lag eine nicht unbedeutende Quantität Asche. Der Deckel bestand aus grobem Thon und fiel bei der leisesten Berührung auseinander. Die eigentliche Urne, welche die Knochenreste eines Kindes enthielt, besteht aus terra sigillata und ist 22 Cm. breit und 11 Cm. hoch. Sie zeigt als Ornament unter einem zierlichen Fries Vögel, Blumenranken und Bäume. Zwischen den Knochenresten fanden sich verschiedene Stücke Bronze, welche ihre ursprüngliche Bestimmung nicht mehr erkennen liessen. Möglich ist es, dass sie Beschläge eines Kästchens waren, welches bei der Verbrennung der Leiche mit in das Feuer geworfen worden. Nicht weit von der Urne fand sich ein Stück eines behauenen

Steines, welcher wahrscheinlich von einem kleinen, dem verstorbenen Kinde gesetzten Denkmale herrührt. Nur der Buchstabe N ist darauf zu erkennen. Das Material ist Jurakalk. — Bei den weiteren Ausgrabungen auf dem der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft gehörenden Haidegrunde bei Reuschenberg ist noch eine Menge von Alterthümern ans Licht getreten, welche ausser allen Zweifel stellen, dass wir es hier mit einer der vielen alten Begräbnisstätten zu thun haben, deren bis jetzt eine nicht unansehnliche Reihe auf der rechten Rheinseite aufgedeckt worden ist. Wenn auch verschiedene Urnen dieses Begräbnissplatzes so wie mehrere in den Urnen selbst gefundene Gegenstände von Bronze und Elfenbein unverkennbar römischen Ursprungs sind, so dürfte doch die römische Nationalität der dort beigesetzten Leichen sehr in Frage gezogen werden. Wahrscheinlich waren es Germanen des dritten oder vierten Jahrhunderts, welche mit den benachbarten Römern in freundschaftlichem Verkehr standen und von denselben Urnen, Hausgeräthe und Schmucksachen bezogen hatten. Mit einem bestimmten Urtheile wird man zurückhalten müssen, bis der ganze Grund umgeworfen und der Gesammtfund einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen worden ist. Von den neuerdings ausgegrabenen Gegenständen nimmt die erste Stelle eine sehr gut erhaltene Urne von terra sigillata ein. Auf dem Boden derselben sieht man noch einen kleinen Rest der Leinwand, in welche die Knochenreste gewickelt waren. Die Urne, 20 Cm. breit und 12 Cm. hoch, zeigt ein Ornament, welches unzweifelhaft römischen Ursprungs ist. Unter den Knochenresten fanden sich im Innern zwei Nägel von Bronze, verschiedene geschmolzene Bronzestücke und Reste eines schön ornamentirten elfenbeinernen Kammes. Eine andere, ganz mit Knochenresten angefüllte Urne von grobem Thon und roher Bearbeitung besteht aus zwei ungefähr gleichen Theilen, von denen der untere 25 Cm. breit und 16 Cm. hoch, der obere 27 Cm. breit und 18 Cm. hoch ist. Unter den Knochenresten fanden sich verschiedene geschmolzene Bronzestücke, Reste eines verbrannten elfenbeinernen Kammes und ein Stück eines schön ornamentirten Schmuckgegenstandes von Knochen. Um diese Urne standen verschiedene kleinere Gefässe von gewöhnlichem grauem und zwei von etwas feinerem schwarzem Thon. Eins dieser Gefässe war leer, ein anderes enthielt ausser einem Blättchen Bronze zehn auf verschiedene Weise gestaltete, 3 Cm. dicke durchlöcherte Klötzchen von gebackenem Thon, welche wahrscheinlich in eine Schnur eingereiht und als Halsschmuck getragen worden waren. Das eine der schwarzen Gefässe scheint als Räucherschale, das andere, wie eine dreiarmige römische Lampe gestaltet, als Gestell für drei Lampen oder auch als Räuchergefäss gedient zu haben. Von den verschiedenen Scherben,

welche noch ausgegraben worden, zeigt eine in Relief einen laufenden Hund, die andere einen Hasen. Auch dieses Gefäss ist unzweifelhaft römischen Ursprungs. Nach Berichten der Köln. Ztg.

---

9. Köln. Von dem vor einigen Wochen leider zu früh verstorbenen eifrigen Kölner Sammler und Kunstfreunde Herrn Hugo Garthe ging uns kurze Zeit vor seinem Tode die folgende Miscelle zu. Wir glauben durch Aufnahme derselben das Andenken an dieses langjährige treue und thätige Vereinsmitglied ehren zu dürfen. Die Redaction.

Eigenschaften der 7 Planeten in altdeutschen Versen.

Am Schlusse eines in meinem Besitze befindlichen astronomisch-theologischen Manuscripts auf Pergament finden sich von einer Hand des 15. Jahrhunderts folgende altdeutsche Verse*) über die 7 Planeten und ihre Eigenschaften. Früher gehörte die Handschrift der Kirche St. Jacob in Köln.

---

*) Die Textesconstitution verdanken wir dem Herrn Privatdocenten Dr. Al. Reifferscheid, der auch die nicht mehr allgemein verständlichen Worte erklärt hat. Derselbe theilte uns folgende Verse aus einer alten 'Bauernpractica' mit, die wir des Vergleichs wegen beifügen:

Saturnus.

Ein alt, kalt, fauler Wendenschimpf,
unflätig, hässig, kann kein Glimpf,
mein Kind feindselig, neidig, herb,
Metall, Blei, Eisen mein Gewerb.

Jupiter.

Vernünftig, gelehrt, verschwiegen, gerecht,
also sind all mein Kind und Knecht.
Langwährend trefflich Ding treib ich an,
mit Kaufmannschaft ichs wol gewinnen kann.

Mars.

Ein nasser Knab, man kennt mich wol,
Pferd, Harnisch, Krieg ich brauchen soll,
sonst geht zurück alles, was ich treib,
mit Unglück lacht mirs Herz im Leib.

Sonne.

Ein feurig hitzig Creatur,
mein Kind höflich, edler Natur,
was ich anfang, währt selten lang,
mit grossen Herren handthier und gang.

Venus.

Zu Freud und Lieb ich bin geschwind,
und Musik, also auch mein Kind,
helf Heirath machen, kleid mich neu,
und spiel der Liebe Zeit ohne Reu.

Mercurius.

Hurtig von Leib und sinnenreich,
mit geschwinden Künsten mein kein gleich,
mein Kind redsprechig, weis und frei,
subtil, gelehrt und fromm dabei.

Mond.

Auf bleiben bin ich nicht gesinnt,
leist niemand Gehorsam, auch mein Kind,
han unser eigen Fadenrecht,
obschon uns doppelt Schaden brächt.

Saturn:

'Heiȥig[1], nîdig[2], wûst und kalt,
mager, giftig, grob und alt
bin ich und alle mîne kint
ze arbeit si geboren sint.
So ich in mînen hûsern stân,
dem Steinboc und dem Wasserman,
so dôn ich scaden in der welt
mit waȥȥer und mit grôȥer kelt.'

Jupiter:

'Zuchtig, tugenthaftich, gût,
sitig, wîs und wolgemût,
kunstenrîch und âne gal
bin ich unde mîn kint al.
Zwei hûser sint mir och gegeben,
die Visch, der Schutze, mirken eben[3],
sô man mich dar in ersicht,
niemant scad do von beschicht.'

Mars:

'Ich bin zornig, mager, gellig[4],
hitzig, kriechs[5], missehellig[6],
ich stich und slach, ich strîd und rechte,
alsô tût och al mîn geslechte.
So ich in mînen hûsern stôn,
dem Wider und dem Scorpiôn,
so wurk ich vast nâch mîner art:
ich mach krieg und widerpart.'

Sol:

'Mîn ûfgang bringt den lichten dach,
kein sterne mir gelîchen mach,
ich bin glûkig[7], edel und fîn,
alsô sint och die kinder mîn.
Der Low der hât mîn hûses kreiȥ,
dar inne bin ich vaste heiȥ,
doch ist Saturnus stêteclich
mit sîner kelte wider mich.'

Venus:

'Ich stille krieg, haȥ und nîd[8],
frôlich bin ich z' aller zît,
ich singe gern und mîne kint
al ûf die minn geneiget sint.
Zwei hûser sint mir undertân,
die Wâg, der Stier, dar in ich hân
frôlich leben und lustes[9] vil,
so Mars mit mir nit krîgen wil.'

Mercurius:

'Mit den gûten bin ich gût,
den bôsen steck ich iren mût[10],
mîn kint sint hubsch und konnent scrîben
und bî den lûten kurzwîl trîben.
Die Zwilling und der Megde velt
mîn hûser sint und mîn gezelt,
dar inne gang ich tugentlich,
so Jupiter nit irret mich.'

Luna:

'Die sternen wurken gût durch mich,
unstêt bin ich und wunderlich:
mîn kint niemant gezoumen[11] kan,
niemant si gern sint undertân.
Der Krebs mîn hûs beseȥȥen hât,
so mîn figûr dar inne stât
und Jupiter mich scowet an,
kein ubel ich gewurken kan.'

Hugo Garthe.

1) heftig. 2) feindselig. 3) merkt(es) genau. 4) gallig. 5) = kriegs, kriegisch: streitsüchtig. 6) uneins. 7) = glûgig, glüejec: glühend. 8) Feindschaft. 9) gen. von 'der lust': Vergnügen. 10) Absicht. 11) bändigen.

10. Köln. In dem 58sten Hefte der Jahrbücher Seite 203 berichtet Herr Joseph Pohl aus Linz über eine Terra Sigillata-Scherbe, mit dem Schlusse des Töpferzeichens VALIS FE und glaubt es könnte beispielsweise (MINER)VALIS FEC heissen.

Da dieser Töpferstempel unbekannt, so dürfte — wenn man annimmt dass das V vor dem A ein Bruchstück eines N gewesen, es wahrscheinlicher sein, dass der Name und Stempel ETERNALIS FECIT war, welcher Stempel in meiner Sammlung auf einer grossen Schale von Terra sigillata sehr deutlich sich vorfindet.

Wolff.

---

11. Odenkirchen. Grabfunde und Römerstrassen. Neben den Hauptrömerstrassen am Rhein, deren Richtung durch fortgesetzte Ausgrabungen zur Genüge feststeht, gab es unstreitig in der Römerzeit noch eine Reihe von Verbindungsstrassen und Wegen, die theils den militärischen, theils und wol vorwiegend den Zwecken des allgemeinen Verkehrs dienten. Wie bereits im 57. Heft unserer Jahrbücher durch den Herrn Vereinspräsidenten hervorgehoben wurde, bilden die im 31. Heft dieser Jahrbücher niedergelegten Forschungen des Oberst-Lieutenants F. W. Schmidt über die Römerstrassen noch heute die Grundlage jeder weiteren Untersuchung, und haben auch wir dieselben zu Rathe ziehen zu müssen geglaubt, nachdem uns von römischen Grabfunden in Odenkirchen (Kreis Gladbach) Mittheilung geworden. Auf Grund des Studiums der von Herrn Schmidt mitgetheilten Uebersichtskarte der von ihm 1828 und 1829 in der Rheinprovinz erforschten Römerstrassen und auf Grund eigener, in Begleitung des Herrn Bürgermeister Duven in Odenkirchen und Umgegend vorgenommener vorläufiger Untersuchung, möchten wir im Nachfolgenden die durch gründliche Ausgrabungen noch zu erhärtende Richtung einiger bisher nicht weiter beachteter Römerstrassen feststellen.

In der Gemeinde Odenkirchen liegt südlich von dem Städtchen gleichen Namens an der Niers das Oertchen Mühlfort (Furth an der Mühle), bei welchem seit einer Reihe von Jahren eine nicht unbeträchtliche Zahl römischer Gräber, Urnen, Gläser, Lampen und Münzen gefunden werden, deren einige wir sogleich besprechen wollen. Die weite Entfernung der einzelnen Fundstellen von einander, d. h. also die räumlich weite Ausdehnung des Todtenfeldes, legen die Vermuthung gewiss nahe, dass hier eine nicht unbeträchtliche römische Colonie bestanden haben müsse, die dann ihrerseits mit grösseren römischen Ansiedelungen durch Strassen in Verbindung gestanden hätte. Erkundigungen an Ort

und Stelle haben denn auch das Vorhandensein solcher Strassen ergeben, und deren Kreuzungspunkt bei Mühlfort uns sehr wahrscheinlich gemacht.

Nach Osten hin lässt sich noch jetzt im Felde genau die Stelle verfolgen, an welcher, einige Fuss unter dem heutigen Boden, eine Strasse in der Richtung von Mühlfort an Ahren, Giesenkirchen, Liedberg und Glehn vorbei auf Neuss führt. Die Kornfelder zeigen an dieser Stelle eine geringere Höhe der Halme, und bei der Dürre des letzten Sommers war auf einem grossen Kleestück in der Richtung dieser Strasse der Klee völlig verdorrt, während er zu beiden Seiten schön grün blieb. Bei einigermassen tiefem Graben stösst man auf festen Steinboden und Ziegelstücke, die entschieden römischen Ursprunges zu sein scheinen, ja die grosse Masse derselben, die bei Ahren gefunden wird, macht das Vorhandensein einer römischen Ziegelei an dieser Stelle sehr wahrscheinlich.

Aber auch nach Westen hin begegnen wir Spuren einer römischen Strasse, welche von Mühlfort aus durch den Garten des Gerbers Deussen über Geistenbeck sich auf Dahlen hinzieht und von hier aus vermuthlich sich in fast gerader Linie über Niederkrüchten, wo ja vor Zeiten auch römische Anticaglien ausgegraben wurden [1]), nach Roermonde fortsetzte, so dass wir, wenn die im nächsten Frühjahre vorzunehmenden Ausgrabungen unsere Muthmassungen bestätigen, eine über Mühlfort in der Gemeinde Odenkirchen von Neuss nach Roermonde führende Römerstrasse festgestellt hätten.

Weiterhin hat man dann sowol in nördlicher (bei Heiden) als namentlich auch in südlicher Richtung Spuren einer Römerstrasse sechs Fuss unter der jetzigen Oberfläche gefunden. Die letztere, von Mühlfort auf Sasserath führend, könnte recht wol die Fortsetzung der von F. W. Schmidt in seiner Uebersichtskarte bei Tolbiacum (Zülpich) als von der Trier-Kölner Römerstrasse abzweigend gezeichneten Strasse sein, welche bei Tiberiacum (Zieverich, $^1/_4$ Meile nördlich von Thorr?) die von Maestricht über Coriovallum und Juliacum (Jülich) nach Köln führende Strasse schneidet und die er jenseits derselben nur noch, und zwar mit Unterbrechungen, bis Elsdorf verfolgt hat, die aber, in gerader Richtung verlängert, auf die von uns constatirte Strasse Sasserath-Mühlfort-Heiden stossen würde, und die von dort auf Herongen bei Venlo oder auch auf Xanten geführt haben könnte. In wieweit sich diese vorläufig nur als Hypothesen mitgetheilten Beobachtungen bestätigen werden, hängt lediglich von dem Ergebniss unserer nächstjährigen

---

1) Vgl. Dr. Aloys Schmitz, Medizinische Topographie des Schwalm-, Nette- und Niersgebietes S. 188 ff., der dort auch ein auf der Grenze zwischen Dahlen und Hardt befindliches altgermanisches Todtenfeld erwähnt.

Ausgrabungen ab. Wir wollten derselben an dieser Stelle nur kurz Erwähnung thun, um auch unserseits die grosse Wichtigkeit der für die ganze Provinz projectirten Revision der Römerstrassen an einem neuen Beispiel zu illustriren.

Die bisher in und um Mühlfort zu Tage geförderten Grabfunde haben neues archäologisches Material nicht beigebracht. Am glücklichsten war noch unser Mitglied, Herr Eduard Görtz, der bei Anlage seiner Fabrik- und Wohnräume eine grosse Zahl verschiedenartig gestalteter Gefässe in hellem und dunklem Thon und in terra sigillata, hübsche Henkelkrüge und Lämpchen fand, die er zu einer kleinen Sammlung vereinigt hat.

Weitere Funde wurden gemacht durch Herrn med. Dr. Keberlet (römischer Krug in gelbem Thon mit Ringen am Bauch) beim Bahnhofbau in Mühlfort und durch Herrn Bürgermeister Duven (zwei Schüsseln in terra sigillata) am Mühlforter Berg. Glücklicher war Ende vorigen Jahres an letztgenannter Stelle der Kaufmann Heinr. Preek. Derselbe fand hinter seinem Hause in einem Sandberg, nur 0,52 Mtr. unter der Oberfläche, einen viereckigen Sarg aus grauem Sandstein von 0,35 Mtr. Höhe und 0,61 Mtr. Breite, in welchen 0,21 Mtr. tief eine 0,37 Mtr. breite Vertiefung eingehauen war, in der sich Knochenreste befanden. Rings herum standen weitbauchige Henkelkrüge in gelbem Thon, eine kleine Urne aus schwarzem Thon mit zweifacher rings herumlaufender Fischgratverzierung, ein einfach verzierter patentartiger Glasteller[1]) (Scherbe) von 0,17 Mtr. Durchmesser und eine schöne, grüne, doppelthenkelige, viereckige Flasche. Die letztere, leider zertrümmert, hatte eine Höhe von 0,17, eine Breite von 0,085 zu 0,06 Mtr., die beiden fast rechtwinkelig ansetzenden Henkel sind innen glatt, aussen schön gerippt, der dicke Hals ist ziemlich lang und mit einem weit ausladenden, am Rande abgerundeten Mundstück versehen. Eine Schüssel in terra sigillata zeigte den ziemlich lädirten Stempel: CVXSVS F· Unter jedem Krug und jeder der mit Asche und kleinen Knochenresten gefüllten Urnen lag eine Münze. Von den Kupfermünzen waren die meisten so abgeschliffen, dass die Entzifferung ihrer Umschrift unmöglich erschien. Eine derselben zeigt einen nach rechts blickenden Kopf mit der Umschrift: DIVVS ANTONINV[2]) Rückseite unleserlich. Auf der anderen

---

1) Ein ganz gleich mit erhöhten concentrischen Ringen an der Untenseite verzierter Glasteller von nur 0,10 Mtr. Durchmesser wurde jüngst beim Ausschachten eines Regensarges in dem Hofe des ehemaligen Cistercienser-Nonnenklosters zu Hoven (germ. Aufan) bei Zülpich mit mehreren römischen Gläsern, Krügen und Schüsseln in terra sigillata gefunden.

2) Antonius Pius. R. wahrscheinlich consecratio.

sehen wir eine weibliche Büste mit der Umschrift: (LVC)ILLA[1]) AVG auf der Rückseite steht eine weibliche Figur mit vorgestreckter Rechten. In der Linken hält sie einen Stab, aus der Umschrift sind nur die Buchstaben V E erkennbar, rechts und links von der Figur steht S und C. Wesentlich besser erhalten ist eine kleine Silbermünze. Dieselbe zeigt ein bärtiges Lorbeerumkränztes Haupt und die Umschrift: SEVERVS PIVS AVG, auf der Rückseite eine weibliche ganze Figur mit einer Tessere in der Rechten und einem Füllhorn in der Linken, rings herum die Worte LIBERALITAS AVG VI · [2]) Die sämmtlichen bisher beschriebenen Gegenstände, sowie auch ein kleines 0,03 Mtr. hohes grünliches, von Herrn Pfarrer Michels gefundenes Salbengläschen (leider stark beschädigt) und eine vom Herrn Lehrer Bönneken in Mühlfort gefundene grössere Urne (stark verletzt) wurden von ihren resp. Eigenthümern uns für die Vereinssammlung in uneigennützigster Weise zur Verfügung gestellt, wofür wir nicht ermangeln, den betreffenden Herren hier unseren Dank auszusprechen.

Hoffen wir, dass die späteren Ausgrabungen, bei denen diese Herren uns durch Rath und That unterstützen zu wollen freundlichst versprochen haben, ein reicheres topographisches und antiquarisches Material der Alterthumsforschung an die Hand geben.

Viersen. Aldenkirchen.

12. Sinzig. In der Nähe von Sinzig, gleich östlich neben der Strasse die von hier nach Breisig führt, sah ich zufällig eine Sandgrube, die in einer Tiefe von 1 Mtr. eine etwa 0,4 Mtr. dicke Knochenlage, von menschlichen Gebeinen herrührend, erkennen liess. Dass wir hier eine alte Begräbnissstätte vor uns haben, dafür sprechen 2 Gefässe, deren Bruchstücke ich mitten aus der Knochenschicht mit meinem Stocke hervorgrub. — Beide enthielten verbrannte Knochenreste. Es sind Urnen von kuglicher Bauchung oben weit geöffnet nach unten spitzer zulaufend. Sie bestehen aus einem weissen, fein geschlemmten Thone der fest gebrannt ist. Die äusseren Seiten der Wände sind bläulich-grau angestrichen und zeigen einige Verzierungen. Letztere bestehen bei einer aus Punkten zusammengestellten Linien in der Form der Spitzenkragen, bei der anderen aus nebeneinander gestellten Gruppen von einzelnen geraden Linien.

Ich habe Fragmente dieser Urnen mit ähnlichen der germanisch-fränkischen Zeit, die sich im Museum zu Mainz befinden, verglichen und möchte sie der Uebergangsperiode aus der römischen in die fränkische Zeit zuschreiben. Prof. Lindenschmit stimmt dieser Ansicht bei.

Neuss. Koenen.

1) Lucilla, Gemahlin des Lucius Verus R. Venus. (?)

2) Cohen No. 189.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Marmorstatuette aus Wellen a.d./Mosel.



2 a.

GRABFUND von HOHEN-SÜLZEN.



1 *Strassburg

Nach § 6 der Statuten sind die Jahresbeiträge in den ersten Monaten des Rechnungsjahres zu entrichten; Reste hat der Vorstand das Recht durch Postvorschuss einzuziehen. Bei dem in den letzten Jahren so bedeutend erleichterten Postverkehr können wir unsern Vereinsgenossen nur empfehlen, ihre Beiträge zu Anfang des Jahres durch Posteinzahlung an **die Adresse unseres Rendanten, des Herrn Rechnungsrath Fricke, gelangen** und es nicht auf die kostspielige und lästige Einziehung durch Postvorschuss ankommen zu lassen. Wir werden unsererseits allen Denjenigen, welche ihren Beitrag rechtzeitig und portofrei einsenden, sämmtliche Drucksachen des Vereins künftig franco zusenden. Dabei bemerken wir, dass noch manche Mitglieder mit ihrer Zahlung für 1870 im Rückstande sind; wir bitten dieselben recht dringend, durch Posteinzahlung sich die erhöhten Kosten und uns die Mühe der Einziehung ersparen zu wollen.

Alle für unsere Bibliothek bestimmten Sendungen ersuchen wir, um Irrthümern vorzubeugen, nicht an einzelne Personen, sondern an die Adresse: Verein von Alterthumsfreunden zu Bonn, Coblenzer Strasse [illegible] — [illegible] senden.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LX.

MIT 7 TAFELN UND 12 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1877.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LX.

MIT 7 TAFELN UND 12 HOLZSCHNITTEN.

AUSGEGEBEN AM 15. AUGUST.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1877.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

I. Geschichte und Denkmäler.

---

1. Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers.

a. Von Cöln bis Neuss.

(Hierzu Taf. I.)

Die grosse, von Mainz über Cöln den Niederrhein hinabführende, römische Heerstrasse kam aus dem nördlichen Thore der alten Colonia, der ehemaligen Pfaffenpforte, und theilte sich an der Grenze des jetzigen Stadtbezirks in drei Arme, welche im Nachfolgenden einzeln zu betrachten sind [1]).

Der westliche Arm geht etwa 500 Schritt westlich vom Anfang der Chaussee beim Eigelsteinsthor, die dort sich kreuzenden Eisenbahnen einige Mal durchschneidend, in nordwestlicher Richtung, 1500 Schritt östlich von Ossendorf und dicht westlich neben dem Heckhofe her, dann Longerich 1300 Schritt rechts liegen lassend dicht östlich des Hofes Pesch und 400 Schritt westlich an dem Dorfe Esch vorbei. Von hier an beginnt die Strasse sich allmählich nach Norden zu drehen, und geht in dieser Richtung über Knechtsteden und Ueckerath bis Elvekum; kurz vor diesem Dorfe theilt sie sich in zwei Arme, von denen der eine direct nach Grimlinghausen, und der andere über Norf nach Neuss führt.

In dieser Erstreckung bildet die Strasse meistens einen alten

---

1) Zwischen dem Pfaffen- und Eigelsteinsthor wurden beim Häuserbau wiederholt römische Gräber an der Strasse entdeckt.

Feldweg, der noch jetzt den Namen »alte Heerstrasse« und »Heerweg« führt. Zwischen Cöln und Longerich ist der alte Weg mehrmals durchackert und daher streckenweise geschwunden oder nur als Pfad erhalten; gleich südlich vom Heckhofe zeigt er noch seine dammartige Erhöhung, die sich auf eine kurze Strecke als Kiesdamm zu erkennen gibt. Nördlich von Longerich ist bald nur ein schmaler Feldweg, bald ein alter Grasweg geblieben, wovon jedoch streckenweise an den seitlichen Böschungen die ehemalige Dammanlage zu erkennen ist. Etwa 500 Schritt südlich von dem Dorfe Esch endet sie bei einem steinernen Kreuze an einem nach diesem Orte führenden Wege, beginnt aber wieder 1000 Schritt westlich des Dorfes, wo sie zu einem Communalwege erneuert worden, aber noch den Namen „alte Cölner Strasse« und auch die Spuren der seitlichen Böschungen bewahrt hat. Von Sinnersdorf bis zum Hofe Hasselrath ist sie auch noch als alter Feldweg erhalten, bricht aber alsbald in den Feldern ab, und kommt nur mehr stückweise vor bis gen Knechtsteden. Hier finden sich im Walde neben dem Hauptdamm noch Reste der Seitenwälle, und in dem ferneren Verlaufe, wo sie nur mehr als alter Feldweg erscheint, bemerkt man noch deutliche Seitenböschungen.

Aus den sparsamen Ueberresten, welche sich von der ursprünglichen Anlage erhalten, lässt sich schliessen, dass die Strasse aus einem Erddamme bestanden, der von Seitenwällen begleitet war und in seinem oberen Theile eine Kiesdecke trug.

Bei dem Hofe Hasselrath liegt dicht an der Strasse der Ueberrest einer Warte in Form einer rundlichen Erhöhung, von einem breiten und tiefen Wassergraben umgeben; daneben gewahrt man noch einen viereckigen Einschluss, von einem zum Theil zerstörten Graben gebildet[1]). Bei dem Stupphofe, an welchem die Strasse vorbeizieht, sind die Felder mit römischen Ziegeln, Thonscherben, Schieferstücken und andern Steinfragmenten ganz übersäet; auch wurden daselbst mehre Säulenfragmente, eine römische Kupfermünze, und nahe dabei im Walde eine wohlerhaltene römische Grabinschrift gefunden; planmässige Nachgrabungen würden hier noch reichere Ausbeute liefern[2]). An dem von Elvekum nach Neuss führenden Arme wurden zwischen

---

1) Ueber die Warten an den Heerstrassen s. meine neuen Beiträge etc. VIII, 16 ff.

2) Jahrbb. XX, 127. XXI, 165 ff.

der Erft und Neuss mehre römische Gräber, mit zahlreichen Alterthümern, aufgedeckt[1]).

Der östliche-Arm geht, vom Eigelsteinsthor bis in die Nähe der Eisenbahn mit der heutigen Chaussee, und wendet sich dann, unter dem Namen »Steinstrasse« und »Grünstrasse« rechts ab, um grade aus nach dem Dorfe Niehl zu ziehen; hier ist die Strasse durch den jetzigen Rheinlauf, der sich mehr nach Westen gezogen, eine kurze Strecke unterbrochen, kömmt dann dicht am Rheine wieder zum Vorschein, und geht über Merkenich in grader Richtung links an Rheinkassel und Langel vorbei, bis sie, 1500 Schritt südöstlich von Worringen, in die jetzige Chaussee einmündet; mit dieser geht sie bis Worringen. Von hier bis in die Nähe von Dormagen ist sie wieder von dem jetzigen Rheinlauf durchbrochen, geht aber 1000 Schritt südlich von Dormagen von der Chaussee rechts ab über Rheinfeld und Zons bis an den Rhein östlich von Stürzelberg. Hier ist sie nochmals auf eine längere Strecke vom Rheine unterbrochen, kommt aber bei Machenscheid wieder zum Vorschein, und zieht bis zum Rheine bei Grimlinghausen, wo sie wiederum vom Rheine weggerissen ist. Jenseits der Erft ging sie mit der heutigen Chaussee nach Neuss.

In diesem Verlaufe hat die Strasse noch mehre antike Ueberreste bewahrt: zwischen Cöln und Niehl, wo sie als Communalweg erneuert worden, kann man nicht bloss die dammartige Anlage, sondern auch die Reste der Seitenwälle erkennen, die als Fusssteige dienen, aber in den letzten Jahren sehr geschwunden sind; am deutlichsten sieht man noch den rechten Seitenwall gleich südlich von Niehl, wo man aber auch damit beschäftigt ist, ihn zum Zwecke des Ackerbaues einzuebnen; ebenso bemerkt man bei Merkenich noch Reste beider Seitenwälle. Hier finden sich auch stellenweise, über 1 Meter tief unter dem Boden, die Reste eines der Strasse angehörigen Kiesdammes, dessen eisenfeste Structur den Landleuten in ihren Feldern nicht wenig zu schaffen macht. Jenseits Merkenich tritt der Strassendamm, jedoch ohne bemerkbare Kieslage, sehr deutlich, zuweilen über 1 Meter hoch, auf. In den Rheinwiesen zwischen Dormagen und Zons ist nur ein alter dammartiger Weg vorhanden, der sich genau in derselben Richtung jenseits Zons bis zum Heckhofe fortsetzt. Von hier an sind durch die Veränderung des Rheinlaufes alle Spuren geschwunden; aber man trifft genau in der bisherigen Richtung zwischen dem jetzigen Rhein-

1) Jahrbb. V. VI, 407 ff.

laufe und dem Dorfe Machenscheid wiederum die Spuren der Strasse. Von hier an bis zum Rheine bei Grimlinghausen ist dieselbe als Kiesdamm durchweg sichtbar, und steigt bis zu einer Höhe von 2 Meter; wo der Damm zerstört ist, sind die Felder mit Kies übersäet. Auch neben der Chaussee von Grimlinghausen bis Neuss wurde vor mehren Jahren der Kiesdamm in der Erde aufgefunden [1]).

Aus den noch erhaltenen nicht unbedeutenden Ueberresten der Strasse ist zu schliessen, dass sie aus einem von Seitenwällen begleiteten Damme bestand, dessen Kieslagen mit Kalk ausgegossen waren.

Die Zahl der an der Strasse vorkommenden römischen Alterthümer ist sehr gross; besonders zahlreich sind die Gräber, die in der ganzen Ausdehnung zu verschiedenen Zeiten aufgedeckt wurden. In den Dörfern Niehl und Merkenich, besonders aber in Worringen und Grimlinghausen, kamen ausserdem viele römische Denkmäler der verschiedensten Art zum Vorschein, die bezeugen, dass an dem ersteren Orte eine Ansiedlung, an dem letzteren ein Lager gestanden hat [2]).

Der dritte, mittlere Arm beginnt etwa 250 Schritt westlich der Chaussee und zieht sich links derselben über die Höhe an den Mauenheimer Höfen vorbei nach Merheim, während die Chaussee unten in der Niederung bleibt. Etwa 500 Schritt jenseits Merheim fällt die Strasse mit der Chaussee zusammen bis nach Worringen, wird dann von dem jetzigen Rheinlaufe durchbrochen, und geht hierauf wiederum mit der Chaussee bis Dormagen. Etwa 400 Schritt jenseits des Dorfes läuft sie auf der Höhe bis zum Hause Nachtigall links neben der Chaussee, und dann rechts derselben bis zum Hause St. Peter. Von hier an verlässt sie die Chaussee gänzlich, und geht, die Letztere rechts liegen lassend, grade aus nach Grimlinghausen; von da bis Neuss fällt sie wiederum, gleich der vorigen, mit der Chaussee zusammen.

Dieser Arm bildet jetzt unter dem Namen »alte Heerstrasse« oder »Heerweg«, nur mehr einen durch die Ackercultur öfters unterbrochenen alten Feldweg, der zuweilen bis zu einer Höhe von 1 Meter dammartig erhöht ist; auch bemerkt man südlich von Fühlingen, sowie beim Hause Nachtigall noch deutliche Reste des Strassendammes in der Haide. Spuren einer Kieslage habe ich nirgends mehr wahrge-

1) Jahrbb. II, 48.

2) Jahrbb. II, 45 ff. III, 100, 125. V. VI, 407. XXXI, 87. LIII, 298. Minola, Uebersicht etc., Rein, die römischen Stationsorte und Strassen zwischen Col. Agrippina und Burginatium. Crefeld 1857.

nommen; jedoch scheint die Structur dieselbe gewesen zu sein, wie bei dem erstgenannten westlichen Arme, indem eben dieser Arm das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit die Hauptverkehrsstrasse war, auch ein grosser Theil zur Chaussee verwandt wurde, und daher jede Kiesbedeckung schwinden musste.

Die zahlreichen Alterthümer, welche in Dormagen, das von der Strasse durchschnitten wird, zu Tage getreten, bezeugen, dass hier eine ansehnliche römische Niederlassung gestanden hat [1]).

Die kürzeste Verbindung zwischen Cöln und Neuss bildet der mittlere der drei beschriebenen Arme, welcher von Cöln über die Mauenheimer Höfe, Merheim, Fühlingen, Worringen, Dormagen und Grimlinghausen führt, und, wie schon berührt, auch in der späteren Zeit der Hauptverkehrsweg zwischen den beiden Städten war; dieser Arm wird daher auch als die Hauptstrasse im Alterthum anzusehen sein, während die zahlreichen übrigen Zweige durch verschiedene örtliche Verhältnisse hervorgerufen wurden, welche nunmehr zu erörtern sind.

Ich habe bereits bei einer an dem rechten Ufer der Lippe hinaufführenden Römerstrasse nachgewiesen, dass sich die Strasse da, wo der Fluss eine Krümmung macht, in zwei Arme theilt, von denen der eine dem gekrümmten Flusslaufe folgt, während der andere die grade Richtung beibehält; später laufen beide Arme wieder zusammen [2]). Ganz dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei unserer Strasse, welche gleichfalls den doppelten Zweck hatte, die freie Schifffahrt auf dem Rheine zu sichern, und andererseits die kürzeste Verbindung zwischen zwei Ortschaften zu bewirken. Da nun der Rhein in der fraglichen Strecke zahlreiche Krümmungen macht, so trennte sich alsbald von der Hauptstrasse ein Zweig ab, der dem Rheine näher liegt und den vielfachen Krümmungen des Flusses nachfolgt, bis er vor Worringen mit dem andern Arme zusammenfällt, dann aber hinter diesem Orte, wo der Strom wieder östlich abweicht, sich nochmals trennt und den Flusskrümmungen folgt bis Grimlinghausen, wo er zuletzt wieder mit der Hauptstrasse zusammengeht. Hiermit ist die Nothwendigkeit und das Dasein des mittleren und östlichen Strassenarmes erklärt, und wir kommen nun zu dem westlichen Arme und mehren Verbindungsstrassen,

1) Jahrbb. XXI, 40 ff. XXXI, 88. Rein a. a. O.

2) Neue Beiträge etc. VIII, 15.

die sämmtlich ihre Entstehung der im Laufe der Zeit mehrfach veränderten Richtung und Ausbiegung des Stromes verdanken.

Ausser einer bei Niehl stattgefundenen Ausweichung des Flusses nach Westen ist unter den Veränderungen des Rheinbettes hervorzuheben eine bedeutende Ausbuchtung südlich von Worringen, wodurch zwar keine constante Flussänderung, aber eine stets sich wiederholende Ueberschwemmung und Zerstörung beider vorgenannten Strassen bewirkt werden musste; ausserdem wurde der östliche Strassenarm von einer westlichen Ausbiegung des Stromes zwischen Worringen und Dormagen betroffen. In Folge dessen finden wir einen von Merkenich über Feldcassel, Fühlingen, Thenhoven und Dormagen bis zurück zu dem östlichen Arme bei Rheinfeld angelegten Verbindungsweg, wodurch sowohl jene Bucht bei Worringen, als auch die Flussbiegung zwischen diesem Orte und Dormagen umgangen und der Verkehr auf dieser Strasse vollständig wiederhergestellt wurde[1]). Für den mittleren Arm, der von den Rheindurchbrüchen ebenfalls betroffen wurde, finden wir eine Verbindungsstrasse nördlich von Merheim an Weiler und Volkhoven vorbei über Hackenbroich und Nievenheim, die dann über Elvekum nach Grimlinghausen und Neuss führt, und später südwärts über Sinnersdorf nach Cöln verlängert, den westlichen Arm bildet, auf welchem der Verkehr bei jedem Wasserstande vor allen Störungen durch Rheinüberfluthungen völlig gesichert war. Es ergibt sich aus diesen Anlagen zugleich, dass die angeführten Stromänderungen noch in die römische Zeit fallen; noch viel bedeutendere Veränderungen aber finden wir weiter nördlich von Dormagen. Hier zog der Fluss im Alterthum von Baumberg in einem östlichen Bogen nach Urdenbach, und dann in

1) An dieser Verbindungsstrasse wurden viele Alterthümer entdeckt: Bei Feldkassel kamen u. A. mehre grosse Ziegelplatten zum Vorschein; hier stand wohl, wenn auch kein Castell, doch ein römisches Gebäude, wovon der Hof den Namen erhielt, und dieser Name ging auf das benachbarte »Rheincassel« und den »Casselberg« über, ohne dass an diesen Orten, wo keine Spuren römischer Alterthümer gefunden wurden, Castelle zu suchen sind, wie öfters geschehen ist. Zwischen Feldcassel und Fühlingen trifft man an drei verschiedenen Stellen neben der Strasse römische Ziegelfragmente an. Zwischen Fühlingen und Thenhoven wurden auf dem sog. Blumenberge zahlreiche Steinfragmente, die auf ein Gebäude hinweisen, und besonders viele römische Ziegel ausgegraben, noch jetzt sieht man Ziegelstücke in den Feldern. Die meisten Alterthümer aber wurden zwischen dem Bergerhofe und Dormagen, in welcher Strecke dieser Strassenzweig den Namen »Hochstrasse« führt, zu verschiedenen Zeiten aufgefunden.

fast grader Richtung, die heutigen Curven durchschneidend, über Grimlinghausen nach Neuss[1]). Die gewöhnliche Meinung, derselbe sei an Dormagen vorbeigegangen, ist irrig: dies bezeugt schon, wie ein Blick auf die Karte lehrt, der Lauf des östlichen Armes der Römerstrasse, an welchem in der ganzen Strecke römische Alterthümer gefunden wurden. So kamen südlich von Dormagen an dieser Strasse, nahe der Trennung von dem mittleren Arme, auf einer kleinen Erhöhung viele Alterthümer zum Vorschein[2]); weiter nördlich bei Rheinfeld, und ebenso bei Zons, fand ich römische Ziegelstücke im Felde, und einige hundert Schritte nördlich von Zons wurden römische Gräber an der Strasse entdeckt[3]). Das alte Bette, welches sich von Zons an Dormagen vorbei bis in die Gegend des Krebelshofes verfolgen lässt, wird von Dormagen weiter aufwärts immer schwächer und hat an seinem Ende keine Verbindung mit dem Rheine, sondern ist eine lange Bucht, die durch einen Rheindurchbruch, ähnlich dem bei Worringen, entstanden ist. In der spätern Zeit ist durch die starken Serpentinen, welche der Rhein in jener Gegend gebildet, nicht bloss die Römerstrasse, sondern auch das Lager bei Grimlinghausen zum Theile weggerissen worden. Dass aber noch ein kleiner Theil jener grossen Veränderungen des Flussbettes nördlich von Dormagen der römischen Zeit angehört, beweist die Anlage einer von Dormagen bis zum Kuckhofe führenden Verbindungsstrasse.

Aus den Notizen des Oberstlieutenant Schmidt über die römische Rheinstrasse[4]) geht hervor, dass derselbe sowohl den östlichen Arm, als Theile der beiden andern, sowie zwei Verbindungsstrassen gekannt hat: von dem mittleren Arme kannte er die Strecke von Cöln bis zur Chaussee nördlich von Merheim, sowie die neben der Chaussee nördlich von Dormagen, wo er Theile eines alten Kiesdammes erwähnt, die jetzt verschwunden sind; von dem westlichen die Strecke von Ueckerath bis Grimlinghausen; ausserdem die Verbindungsstrasse von der Chaussee nördlich von Merheim bis Ueckerath, und die Verbindungsstrasse von Thenhoven bis Dormagen. Seine Untersuchungen waren jedoch nicht ausführlich genug, um über den ganzen Strassencomplex und die Be-

1) Ausführlich über diese Stromveränderungen handelt Rein, Haus Bürgel, das röm. Burungum, Crefeld 1855.

2) Mittheilung des Rentners Hrn. P. Delhoven in Dormagen.

3) Mittheilung des Hrn. P. Delhoven.

4) Jahrb. XXX, 85.

ziehungen der einzelnen Arme zu einander und zu den späteren Stromveränderungen zur vollen Klarheit zu gelangen.

Bekanntlich lag an den römischen Heerstrassen zwischen den Mansionen, ungefähr in der Mitte, je eine Mutation, welche sich noch jetzt bei den meisten Römerstrassen durch die Ueberreste einzelner Gebäude, oder grösserer und kleinerer Niederlassungen zu erkennen geben. Man hat bisher auf diesen Punkt bei der römischen Strassenforschung viel zu wenig geachtet; suchen wir diese Mutationen bei unsern drei Strassenarmen auf. Die Entfernung von der Pfaffenpforte zu Cöln bis zum Münsterplatze in Neuss beträgt auf dem westlichen Strassenarm 47000 Schritt; fast genau in der Mitte, 24000 Schritt einerseits von Neuss und 23000 Schritt anderseits von Cöln entfernt, finden wir die bereits angeführten Reste römischer Gebäude am Stupphof; die Beschaffenheit dieser Ueberreste weist auf Bauten von Bedeutung, auf ein Staatsgebäude hin, in welchem wir ohne Zweifel die zur Strasse gehörige Mutation zu erkennen haben. Gehen wir zu dem mittleren Arme: auf diesem beträgt die Entfernung zwischen Cöln und Neuss 45000 Schr., und ungefähr in der Mitte dieser Entfernung liegt Dormagen, wo sich eine ansehnliche römische Niederlassung befand; hier lag also auch die Mutation dieses Strassenarmes. Bei dem östlichen Arme wird vorerst zu beachten sein, dass, da derselbe nur zu militärischen Zwecken angelegt war, die zugehörige Mansion nicht zu Neuss, sondern zu Grimlinghausen lag, wo das Lager stand. Nun beträgt die Strassenlänge vom Pfaffenthor zu Cöln bis zum Lager von Grimlinghausen 45000 Schr., auf der Mitte dieser Entfernung liegt aber Worringen, wo sich gleichfalls eine römische Ansiedlung befand; wir haben also hier auch wiederum die Mutation dieses Strassenarmes. Da ferner zwischen Rheinkassel und Rheinfeld, wegen der dortigen Rheindurchbrüche in späterer Zeit die Strasse verlegt und Worringen umgangen werden musste, so finden wir statt dieses Ortes die betreffende Mutation am Berger- und Krebelshof, wo zahlreiche Alterthümer, die auf eine Ansiedlung hinweisen, zu Tage getreten sind.

Wir können hierbei eine auch bei andern Römerstrassen häufig sich wiederholende nicht unwichtige Beobachtung machen, dass nämlich die an den Strassen gelegenen grösseren und kleineren Ortschaften aus den Mansionen und Mutationen der Strassen entstanden sind; insbesondere sehen wir an unserer Strasse, nach den zu Tage getretenen Alterthümern, als die bedeutendste die zu Dormagen, aus dem Grunde, weil diese Mutation während der ganzen römischen Periode, nur mit

geringen Unterbrechungen, im Gebrauche war, während die am Berger- und Krebelshof und die zu Worringen eine geringere Ausdehnung hatten, da erstere in späterer Zeit, durch die Rheindurchbrüche veranlasst, entstand, und letztere sich mit jener von dieser Zeit an in den Verkehr theilen musste; die Mutation am Stupphof aber ist zu keiner Ortschaft angewachsen, da der westliche Strassenarm nicht bloss eine spätere Entstehung hatte, sondern nur in den seltneren Fällen frequentirt wurde, wenn bei hohen Wasserständen die übrigen Zweige nicht gangbar waren.

Der östliche Strassenarm folgte im Allgemeinen, wie bereits oben angedeutet, zum Schutze der Rheinschifffahrt in geringer Entfernung den Krümmungen des Flusses; aber zwischen Dormagen und Stürzelberg ist dies meistens nicht mehr der Fall, weil in dem dortigen niedrigen und den Rheinüberschwemmungen ausgesetzten Terrain die Anlage einer Strasse unthunlich war; desswegen finden wir zu Bürgel als Ersatz ein kleines Castell angelegt, welches die Ueberwachung und Sicherung des Stromes in dieser Gegend zum Zwecke hatte[1]). Von solchen kleinen Castellen, welche wir den ganzen Rheinstrom entlang an den starken Flussserpentinen, bald in dem eingebogenen bald an dem ausgebogenen Theile wieder finden, wird bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zu reden sein.

Es bleibt schliesslich noch übrig, die römischen Reiseverzeichnisse in nähere Betrachtung zu ziehen, und zu sehen, in wiefern dieselben mit den aufgefundenen Strassenrichtungen im Einklange stehen. Die Peutinger'sche Tafel enthält folgende Angaben:

Agrippina
Novesio XVI.

Hiernach gibt die Tafel die Entfernung von Cöln bis Neuss zu 16 gall. Meilen = 48000 Schritt. Nun beträgt aber die Länge des westlichen Armes unsrer Strasse, wie schon oben gesagt, 47000 Schritt = $15^2/_3$ g. M., was mit der Tafel als übereinstimmend anzusehen ist. Die Mutation am Stupphof wird in der Tafel nicht aufgeführt, weil ihr Vorhandensein selbstverständlich war, und die Tafel nur solche Mutationen aufgenommen, die zugleich Ortschaften von einiger Bedeutung waren. Es kann hiernach kein Zweifel sein, dass der westliche Strassenarm die in der Tafel genannte Reiseroute gibt. Gehen wir

1) Jahrbb. V, 236. XXIII, 142. XXXI, 90. Rein, a. a. O.

zum Antoninischen Itinerar, so finden wir auf der Route von Leiden nach Strassburg dieselben Angaben wie in der Peutingerschen Tafel, und also auch hier unsern westlichen Strassenarm wieder. Auf der Route von Strassburg nach Vetera finden sich folgende Angaben:

Colonia Agrippina
Durnomago leugas VII, ala.
Burungo leugas V, ala.
Novesio leugas V, ala.

Hier sehen wir die beiden Strassenarme, den mittleren und östlichen, in einen zusammengezogen, was um so leichter geschehen konnte, als beide Arme wirklich streckenweise nur einen bilden; trennen wir beide, so erhalten wir:

Colonia Agrippina

Durnomago leugas VII, ala	Burungo leugas V, ala

Novesio,
leugas V, ala.

Wie wir oben gesehen, war zu Dormagen die Mutation für den mittleren, zu Worringen die für den östlichen Arm; es kann also kein Zweifel sein, dass Dormagen = Durnomagus, und Worringen = Burungum (im Mittelalter »Worunch«) ist, und es erklärt sich auch, woher es kommt, dass in dem Itinerar Durnomago vor Burungo steht.

Was nun die Zahlenangaben betrifft, so ist die Entfernung von Burungum bis Cöln um 2 g. M. in dem Itinerar geringer, als die von Durnomagus bis Cöln, was in der Wirklichkeit stimmt, insofern Dormagen 5000 Schr. = 1 $^{2}/_{3}$ g. M. weiter von Cöln liegt als Worringen. Wenn nun die Entfernung von Cöln bis Dormagen in dem Itinerar zu 7 g. M. = 21000 Schr. mit der wirklichen Entfernung 23500 Schr. = $7^{5}/_{6}$ g. M. ebenso als stimmend angesehen werden darf, als die Entfernung von Dormagen nach Neuss, die in dem Itinerar nicht angegeben, aber 21500 Schritt = $7^{1}/_{6}$ g. M. beträgt, während die Entfernung von Worringen bis Grimlinghausen der von Worringen bis Cöln gleichkommt; so ergibt sich, dass an den Angaben des Itinerars in keinerlei Weise Veränderungen vorzunehmen, dasselbe vielmehr unsre drei Strassenarme nebst den zugehörigen Entfernungen in genügender Weise mit der Wirklichkeit übereinstimmend wiedergibt.

Die Mutation am Bergerhof, obgleich nach den gefundenen Ueberresten zu schliessen[1]) zu einer Ansiedlung herangewachsen, findet sich nicht in den römischen Reiseverzeichnissen, da ihre Entstehung in eine spätere Zeit fällt. Aber es befand sich früher zu Worringen ein römischer Inschriftstein, von welchem schon Schmidt bemerkt, es sei wahrscheinlich, dass er nicht in Worringen selbst, sondern in der Nähe dieses Ortes an der Römerstrasse aufgefunden worden[2]). Auf diesem Steine, der also wahrscheinlich aus den römischen Ruinen am Berger- und Krebelshof herrührt, werden die »vicani Segorigienses« genannt, und wenn man die von Dr. Rein gegebene sehr ansprechende Ableitung dieses Namens von Goor = Sumpfniederung mit der Lage jener Niederlassung längs der bis den heutigen Tag sumpfigen Rheinbucht in Betracht zieht; so ist die grösste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass unsere Mutation von ihrer Lage den Namen Segorigium geführt hat[3]).

Der Geograph von Ravenna führt zwischen Cöln und Neuss die beiden Namen »Rongo« und »Serima« auf; dass Rongo = Borongo = Burungo sei, hat man längst richtig erkannt, und in Serima hat man Durnomagus vermuthet; mir scheint aber Serima aus den beiden Namen S e(go)r i(gium) und (Durno)m a(gus) verstümmelt zu sein.

Bei der bisherigen Interpretation der römischen Reiseverzeichnisse in dieser Strecke war man genöthigt, entweder die Namen Durnomagus und Burungum umzustellen, oder die Zahlenangaben zu verändern oder Beides zugleich zu thun; namentlich hat man, um jene wenig zulässige Umstellung zu vermeiden, Burungum, statt in Worringen, in dem kleinen Castell zu Bürgel gesucht. Dieser Versuch wird jedoch schon darum aufzugeben sein, weil Bürgel gar nicht einmal an der Römerstrasse, sondern 3000 Schritt davon entfernt liegt; auch war hier nur ein militärischer Posten und keine Ansiedlung, da sich ausserhalb des Castellberings keine Spur von Alterthümern gefunden hat. — Ich hoffe Gelegenheit zu haben, zu zeigen, wie sich ähnliche Verhältnisse, wie bei unserer Cöln-Neusser Strasse, auch bei anderen rheinischen Römerstrassen wiederholen, und es daher nicht ausreichend ist, bei der Inter-

1) Jahrbb. XXXI, 86.

2) Jahrbb. XXXI, 85.

3) Rein, Haus Bürgel etc. — Wenn auch die von dem Verfasser gegebene Deutung von Burungum auf Haus Bürgel nicht als zutreffend erkannt werden muss, so thut dieses der geschätzten Schrift, die des Lehrreichen so viel enthält, keinen wesentlichen Eintrag.

pretation der römischen Reiseberichte mit dem Zirkel auf der Landkarte zu operiren, sondern die Aufsuchung der hinterlassenen Strassenspuren und die Bestimmung ihrer Richtungen eine unerlässliche Nothwendigkeit ist.

J. Schneider.

---

2. Die römische Wasserleitung und Badeanstalt zu Aachen.

(Hierzu Tafel II.)

Die römischen Alterthümer, welche zu Aachen nach und nach ans Tageslicht gekommen, sind dem grössten Theile nach durch die Sorg- und Interesselosigkeit früherer Zeiten entweder zu Grunde gegangen oder, wie es mit dem römischen Bade in der Edelgasse geschehen zu sein scheint, mit Erde und Steinen wieder bedeckt worden, so dass eine abermalige Entdeckung nöthig ist, um sie nach Wesen und Form kennen zu lernen. Die wenigen, welche als unbedingt ächte bekannt und erhalten sind, beweisen nur, dass Aachen seit dem ersten Jahrhundert nach Christus als römische Niederlassung besteht, aber über die Grösse und Bedeutsamkeit sagen sie wenig. Um so nothwendiger erscheint es in unseren Tagen, wo die Bauthätigkeit nach allen Richtungen der Stadt den Boden durchwühlt, alle römischen Funde, welche den ersten Zeitraum der Geschichte des Ortes aufzuhellen im Stande sind, genau zu verzeichnen und zu beschreiben[1]). Wie sehr in dieser Hinsicht auch das kleinste Denkmal, selbst wenn es in fragmentarischem Zustande sich befindet, in Betracht kommt, zeigt das auch in diesen Jahrbüchern mitgetheilte kleine Inschriftfragment, das vor zwei Jahren im Keller eines Hauses der Krämerstrasse entdeckt worden und welches von einem Kornhändler des römischen Aachen Kunde gibt.

---

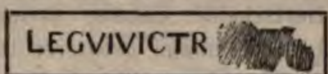
1) Die von Archivar Karl Franz Meyer in seinen »Aachen'schen Geschichten« 1781, 1. Bd., S. 14 fg. mitgetheilten römischen Inschriften von Aachen sind schon längst sammt und sonders von Dr. L. Lersch als falsche oder fingirte erwiesen (vgl. Rhein. Provinzialblätter, 1836, S. 117 fg., Centralmuseum, III, S. 49); ob Meyer selbst der Betrüger oder Betrogene ist, will ich hier nicht untersuchen. Um so mehr aber ist es jetzt geboten, für die römische Geschichte des Ortes, die durch diesen Betrug seit 90 Jahren sehr geschädigt worden ist, alles zur Aufhellung und Verwerthung Dienliche zu sammeln und zu veröffentlichen, was in den letzten 40 Jahren vielfach unterblieben ist.

Ein wichtiges Denkmal aus der Römerzeit ist im Juni und September dieses Jahres im Kurgarten zu Burtscheid und damit unzweifelhaft zusammenhängend an der Burtscheider Gasanstalt ans Tageslicht gekommen, nämlich eine römische Wasserleitung. Schon früherhin hat man Spuren derselben entdeckt, aber dieselben gaben zur Bestimmung der Richtung und des Zweckes des Canals wenig Anhalt; anders ist es jetzt, wo dieselbe auf zwei längeren Strecken blossgelegt ist. Ich habe die erstere mit Herrn Dr. B. Lersch genau untersucht; über letztere hat der Buchhalter der genannten Anstalt, Herr Jos. Schwabe, einen kurzen Bericht mitgetheilt, dem ich die bezüglichen Notizen entnehmen werde.

Bei der Fundamentirung der grossen, quer durch das Thal des Kurgarten hindurchgehenden Futtermauer, welche letzteren von dem dort anzulegenden neuen Strassen- bezw. Rathhausterrain abschliesst, in der Nähe der von Halftern'schen Tuchfabrik, stiessen die Arbeiter am 2. Juni d. J. auf den Canal und waren genöthigt, ihn quer zu durchschneiden. Die Bauart desselben war fest und solide, aber von der des Eifelcanals, wie ich sie im Alfterer und Roisdorfer Walde gefunden habe (Jahrbücher XLIV und XLV S. 276), durchaus verschieden. Die Rinne des Burtscheider Canals, wodurch das Wasser floss, erweitert sich nach oben zu immer grösserer Breite und in der Erweiterung sind die Seitenwände gebildet von auf einander gelegten flachen Natursteinen, die in hiesiger Gegend gewöhnlich Bruchsteine genannt werden. Soweit die Leitung offen gelegt und dem Auge sichtbar ist (sie liegt noch heute offen), beträgt sie in der Länge 9 Meter und 36 Cm., in der oberen Breite 45—50 Cm., in der unteren Breite 21 Cm. Die Tiefe beträgt ungefähr 20 Cm. Die eigentliche Kalle ist gebaut aus rothen, von feinkörnigem Thon gebrannten Rinnensteinen, welche eine Dicke von $5^1/_2$ Cm., eine Länge von c. 60—70 Cm. und eine Tiefe in der mittleren Aushöhlung von 21 Cm. haben und mit dem eigentlichen Bruchstein-Mauerwerk durch festen Mörtel verbunden sind. Dieselben greifen in der Längenrichtung über einander mittelst eines Falzes, der 6 Cm. lang und $2^2/_{10}$ Cm. breit ist. Der Deckstein liegt in einer Entfernung von 10 Cm. vom oberen Rande des Canals und beträgt in der Breite der Bedeckung 70 Cm. Ueber den Decksteinplatten, wozu ebenfalls Bruchstein verwendet worden, ruht eine gussartige Betonschicht, welche 15 Cm. dick ist, und das Ganze nach oben abschliesst. Anseits der Rinnensteine, des Decksteins und des Beton liegen Bruchsteine, offenbar zum Schutze und zur Befestigung der Leitung nach rechts und links.

Auf Tafel II sehen wir eine Ansicht des Ganzen.

Drei Monate später, nämlich am 4. September, wurde die römische Wasserleitung ebenfalls in der Warmweiherstrasse auf dem Hofterrain der Burtscheider Gasfabrik bei Gelegenheit einer Rohrleitung aufgedeckt, und zwar in einer Strecke von 30 Meter. Zwar haben die vorzunehmenden Arbeiten es nicht gestattet, diese grosse Strecke behufs Untersuchung durch einen Sachverständigen einige Tage frei liegen zu lassen, aber der vorgenannte Herr Schwabe hat sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, die Beschaffenheit und Richtung des Canals genau zu verzeichnen und dies der städtischen Behörde mitzutheilen, und der mit der Rohrlegung beauftragte Ingenieur hat die vorgefundenen, mit einem Stempel versehenen Rinnensteine aus der Erde herausnehmen und aufs Rathhaus zu Aachen bringen lassen, wo sie jetzt aufbewahrt werden. Auch auf dieser Strecke lagen die Rinnensteine auf einer und um eine Betonschicht von 20 Cm. Dicke; die Beschaffenheit des Canals war überhaupt ganz dieselbe, wie im Kurgarten. Zwei Rinnensteine[1]), die gefunden wurden, hatten einen länglichen, in den Boden eingedrückten Stempel, der hier in Abbildung folgt:



Betrachten wir jetzt die Richtung des Canals. Von dem Thurm der v. Halftern'schen Fabrik, da wo die Grauwacke zu Tage tritt, läuft derselbe, nach der im Kurgarten offen gelegten Stelle zu urtheilen, in nordöstlicher Richtung auf Frankenberg hin. Wäre es wahr, was man früher behauptet hat, dass sich auch auf der gegenüber liegenden Höhe des Wurmthals Spuren eines Canals fänden und dass die zwischen dem Pockenpützchen und Frankenburg in den Felsen eingefurchte Doppelfährte für Räder, die vor 20 Jahren noch wohl erhalten war, heute aber durch Anlegung verschiedener Strassen vernichtet ist, römischen Ursprungs gewesen sei, so könnte man annehmen, dass der Canal gleich dem jetzigen Viaduct das Thal überschritten und auf der jenseitigen Höhe etwa einer reichen römischen Villa gutes Quellwasser zugeführt habe; aber die eingefurchte Doppelfährte, die ich wohl gekannt habe, zeigte keine Spur römischen Strassenbaus und eine römische Wasserleitung daselbst ist durch Nichts verbürgt. Uebrigens kann auch

1) Einen dritten Rinnenstein aus diesem Funde, von derselben Beschaffenheit und mit demselben Stempel versehen, besitzt Herr Baumeister Rhoen zu Burtscheid.

nicht einmal die Vermuthung mehr Platz greifen, dass der Canal von der jenseitigen Frankenburger Höhe nach Aachen gelaufen sei, da die Richtung desselben durch die neuesten Fundstellen im Burtscheider Kurgarten und in der dortigen Gasfabrik in Verbindung mit früher entdeckten und von Burtscheid aus in nördlicher bezw. nordwestlicher Richtung gelegenen zweifellos klargestellt wird. Um dies bis zur Evidenz darzuthun, wollen wir alle Fundstellen des Canals, die uns aus früherer Zeit bekannt geworden sind, namhaft machen und in Betracht ziehen.

Im Frühjahre 1861 wurde der Canal im Hofe der damals neuangelegten Burtscheider Gasanstalt zwischen dem ehemaligen warmen Weiher und dem Viaduct entdeckt[1]) und auf Veranlassung der Königlichen Regierung eine Strecke von 50′ lang bloss gelegt. Er lag hier nur 2—3′ unter der Oberfläche. Damals konnte man die Richtung desselben von dem betreffenden Grundstücke nach dem Viaduct bezw. Burtscheider Kurgarten hin genau erkennen und so kann kein Zweifel obwalten, dass jenes Stück eine Fortsetzung des heute neuaufgedeckten gewesen sei. Er machte demnach zwischen der v. Halftern'schen Fabrik und der Gasfabrik eine Biegung nach rechts, wie man sich auf der neuen Rappard'schen Karte von Aachen und Burtscheid überzeugen kann. »Der Canal, so berichtet uns Herr Dr. Reumont, Geh. Sanitätsrath, aus seinem Notizbuche, beschrieb eine Bogenform und hatte auf 5 Ruthen 5′ Radius. Das Gefälle war gering«; nach der Berechnung des Herrn Baumeisters Rhoen zu Burtscheid betrug dasselbe vom Kurgarten bis zum Gasgebäude ¼ Meter.

Eine noch ältere Spur dieser Wasserleitung datirt aus dem Jahre 1835, wie der verstorbene Prof. Bock in seiner Abhandlung über die Parkanlagen beim Palaste Karls d. Gr. mittheilt[2]). Diese Anlagen, deren lebendige Beschreibung uns Angilbert, der vertraute Kanzler Karls des Gr., in einem bisher wenig beachteten Gedichte mitgetheilt hat[3]), zogen sich in südöstlicher Richtung von der jetzigen Adalbertskirche nach Burtscheid hin; denn Angilbert sagt:

---

1) Damals hat Regierungs- und Baurath Kraft den Fund unter Beifügung einiger Notizen über Beschaffenheit und Richtung des Canals in diesen Jahrbüchern besprochen. Vgl. Heft XXXIII und XXXIV, S. 276.

2) Anhang zur Schrift des Pfarrers Kreuzer: »Beschreibung und Geschichte der ehemaligen Stifts- jetzigen Pfarrkirche zum h. Adalbert. Aachen 1839, S. 61 fg.

3) Alcuini opp. ed. Froben p. 614.

[illegible]
[illegible]

[illegible] Wasserleitung [illegible] Burtscheider [illegible] weitere [illegible] Wasserleitung [illegible] im Sommer des Jahres 1835 [illegible] Leitung [illegible] so werthvoller [illegible] Zeugen [illegible] Zuerst Herr Dr. B. Lersch hat in einer werthvollen Schrift über die Burtscheider Thermen[3] [illegible] nach Aachen im Eingange [illegible] Vor mehren Jahren fand sich zwischen dem neuen Burtscheider [illegible] und dem [illegible] auf beiden Seiten des [illegible] Herrn Landrath von Coels und Herrn [illegible] eine Wasserleitung, die viele Windungen gemacht und nach dem ehemaligen [illegible] oder nach der [illegible] hin [illegible] haben soll, wie mir ein Arbeiter, der an ihrer Zerstörung gearbeitet hat, berichtete. Die Leitung war viereckig, unten und an den Seiten von Ziegelmasse gebildet und soll oben mit Bruchsteinen zugedeckt gewesen sein.« Dieses Zeugniss bestätigt Herr Geh. Sanitätsrath Dr. [illegible], indem er mir schreibt: »Ich erinnere mich wohl, dass ich als Knabe im Jahre 1835 mehre Stücke der aufgedeckten Wasserleitung auf dem damals sogenannten von Coels'schen Terrain neben dem Gasthausfelde gesehen habe.« Herr Baumeister Rhoen, dem die Sammlung und Abbildung historischer Denkmäler von Aachen und Burtscheid seit vielen Jahren eine angelegentliche Sorge gewesen ist, schreibt mir Folgendes: »Der Canal lief vom Terrain der Burtscheider Gasfabrik bis zum sogenannten Gasthausfeld, dann in einer Biegung nach Westen in der Gegend

1) Richtiger benennt ihn Einhart in seiner Schrift de translatione ss. Petri et Marcellini mit dem Deminutiv fluviolus: denn er ist nur ein Bach.

2) d. i. die Mitte der Parkanlagen bildet ein vom Wurmflüsschen durchschlängelter Wiesengrund, wo sich allerlei Vögel und Wild aufhalten.

3) Dr. Lersch, Die Burtscheider Thermen. Aachen bei Meyer S. 36. Der Ausdruck »vor mehren Jahren fand sich« ist ungenau; es muss heissen: »Im Jahre 1835 fand sich u. s. w.

der heutigen Lothringerstrasse quer über den Verbindungsweg, die heutige Wilhelmstrasse, nach dem Deusner Garten, wo ich ihn auf eine kleine Strecke weit blossgelegt gesehen habe. Weiter ist mir sein Lauf nicht bekannt.« Hieran schliesst sich vortrefflich das Zeugniss des Herrn Baumeisters Göbbels, der im Anfange der vierziger Jahre in der Richtung der jetzigen Harscampstrasse einen ungefähr 13' tiefen Canal angelegt hat. In der Gegend des ehemaligen Windmühlenthurms, auch Schildthurm genannt, da wo Harscampstrasse und Schildstrasse zusammentreffen, stiess er auf den unterirdischen römischen Canal, der sich dort in der Richtung auf das ehemalige Neuthor, resp. die Hochstrasse hin erstreckte; er musste ihn in der Länge ungefähr 4—5' durchbrechen. Wie sich Herr Göbbels noch heute wohl erinnert, lag der Canal 14' tief in der Erde, hatte eine lichte Weite von 18", die Wangen waren zu beiden Seiten mit $1^1/_2$—2" starkem Beton ausgefüllt, die Ziegel, die zur Abdeckung benutzt worden, waren 20—24" lang, 12" breit, 3" dick und aus rothem Thon gebacken.

Der Canal hat sich also nach diesen Zeugnissen von Burtscheid kommend an den westlichen Abhängen des Wurmthals in Krümmungen hingezogen und ungefähr in der Mitte zwischen Viaduct und St. Adalbertsthor, in der Gegend der heutigen Lothringerstrasse, nach Aachen, speciell nach dem Schildthurm in der Richtung auf das ehemalige Neuthor hingewendet.

Aus den verschiedenen Zeiten der Canal-Aufdeckungen haben sich Rinnensteine erhalten, die wegen ihrer Form sowohl als wegen der Stempel, die sie tragen, Beachtung verdienen. Von den Rinnensteinen, die im Jahre 1861 im Hofe der Gasanstalt gefunden worden sind, wurden 2 in Verbindung mit 2 Bruchstücken einer Inschrift und mehreren Deckplatten der Stadt Aachen zur Aufbewahrung überwiesen und befinden sich dieselben noch heute im Rathhause, speciell im Granusthurme, während 2 andere mit 2 vollständigen Abdrücken von Inschriften im hiesigen Regierungs-Gebäude aufbewahrt werden. Die im Granusthurme aufbewahrten habe ich untersucht und folgendermassen beschaffen gefunden.

Der erste Rinnenstein ist 65 Cm. lang incl. Falz, der eine Länge von 6 Cm. hat. Die Breite desselben im Boden beträgt 32 Cm., die Wandstärke $4^1/_2$—5 Cm., die Oeffnungsweite des Canals 20 Cm., die Tiefe der Höhlung in der Mitte 21 Cm., an der Seite 19 Cm. Der Boden ist flach ausgehöhlt. Auf dem oberen Rande der linken Höhlungswand befindet sich ein Legionsstempel in Kreisform aufgedrückt, mit folgender Inschrift:



Leg. VI. ///////ctrix. Der im mittleren Raume ausgedrückte Buchstabe ist stark arrodirt; ich glaube ein R zu erkennen.

Der zweite Stein hat dieselbe Form und Beschaffenheit; er ist 64 Cm. lang, incl. Falz, der 5 Cm. Länge hat. Die äussere Bodenbreite beträgt 32 Cm., die Innenweite $20^1/_4$ Cm., die Wandstärke 6 Cm., die Tiefe der Höhlung in der Mitte 20 Cm., von der Seite 17 Cm. Der Boden im Inneren ist flach ausgehöhlt. Eine Inschrift oder einen Stempel trägt dieser Stein nicht.

Die Bruchstücke von Rinnensteinen abgerechnet, beruhen im Granusthurme noch fünf viereckige römische Ziegelplatten, von denen jede 5 Cm. dick, 21 Cm. lang ist, ferner eine römische Dachpfanne, welche 40 Cm. lang und 35 Cm. breit ist, — alle ohne Stempel oder Zeichen.

Die auf den Grundstücken des Herrn Springfeld, in der Gegend der heutigen Masson'schen Spinnerei, im Jahre 1835 gefundenen Rinnensteine hat der Besitzer zur Zeit auf sein Gut Kirberichshof bringen lassen, wo ihrer noch jetzt 9 an Zahl meist unverletzt aufbewahrt werden. Dort habe ich sie in Verbindung mit Herrn Dr. Lersch untersucht und in Betreff ihrer Beschaffenheit Folgendes gefunden: Die einzelnen Rinnensteine sind der Grösse nach nicht alle gleich. Die Länge derselben wechselt zwischen 63—70 Cm. incl. Falz, der ungefähr 7 Cm. lang ist. Die Breite der Steine beträgt durchgehends 30 Cm., die Dicke der Wände 3—7 Cm. Das Innere der Steine ist kreisförmig gewölbt, die Tiefe der Höhlung beträgt 18 Cm., die Breite 15—19 Cm. Die Beschaffenheit der Falzen und der Falzfugen ist dieselbe wie die der bereits beschriebenen Rinnensteine. Was wir aber an diesen nicht gefunden haben, waren kreuzförmige Einschnitte, die von eisernen Klammern herzurühren schienen. Auch fanden wir dort unter den Rinnensteinen ein kleines Postament in Würfelform, das unzweifelhaft zur Wasserleitung gehört hat. Dasselbe ist auf 4 Seiten panälartig geziert; wozu es aber gedient hat, ist nicht klar.

Das Resultat der Untersuchung über die Rinnensteine, die unzweifelhaft zur Wasserleitung gehört haben, ist also dieses: Dieselben sind auf der ganzen Strecke vom Kurgarten bis zum Schildthurm ihrer Beschaffenheit nach im Allgemeinen sich gleich, nur ist der eine manch-

mal etwas länger und breiter als der andere, auch trägt der eine einen Stempel, während viele andere keinen haben.

Bevor wir in der Untersuchung über den Canal weiter gehen, scheint mir die Frage an Ort und Stelle zu sein, welches Wasser die Leitung geführt habe, ob warmes oder kaltes. Die Beantwortung derselben lässt sich auf Grund des örtlichen Canallaufes und durch chemische Untersuchung des Wasserniederschlags feststellen. Was zuerst den Lauf des Canals anlangt, so wird man bereits aus dem Mitgetheilten das Bestreben seiner ursprünglichen Erbauer erkennen, ihn an den Bergesabhängen des Wurmthals vorbeizuleiten. Dadurch aber wird erwiesen, dass er kein warmes Wasser geführt haben kann; denn die Warmbad-Quellen Burtscheids liegen alle tiefer als der jetzt im Park aufgefundene Canaltheil. Nehmen wir dagegen kaltes Wasser an, nämlich aus der Wurm [1]) (anderes gibt es nicht), so sehen wir, dass dieses im oberen Theile von Burtscheid höher liegt, als der genannte Canaltheil im Park; dasselbe hatte also das nöthige Gefälle. Vom Aufenthalt der Römer in Burtscheid und zwar am westlichen Abhange des Thales, woher eben der Canal nach der heute offen gelegten Stelle im Kurgarten seinen Lauf nahm, geben einige kleine, bisher nicht bekannt gemachte, römische Antiquitäten [2]) Zeugniss, die vor wenigen Jahren, als man das westlich vom Kochbrunnen gelegene neue Haus baute, in einem alten Kellerraume entdeckt wurden, nämlich:

1) Eine Gewandnadel von gelbem Metall, 5 Cm. hoch. Dieselbe bietet zwar hinsichtlich der Form nichts Ungewöhnliches, steht aber hinsichtlich der Zierlichkeit der Arbeit den in diesen Jahrbüchern abgebildeten Mustern (Heft XLVI, S. 45—49) nicht nach;
2) ein Graffitenstift (stilus), 4—5" lang; das Köpfchen desselben ist einer kleinen rundlichen Bohne ähnlich;
3) eine Gross-Erzmünze von Kaiser Claudius. Der Avers zeigt den Kopf des Kaisers mit Lorbeerkranz nach links, mit der Umschrift links beginnend: TIB·CLAVDIVS CAES·AVG·GERM·P·M. Auf der Reversseite eine geflügelte Siegesgöttin zwischen den beiden Buchstaben S · C;

---

1) Eigentlich der **kalte Bach**, auch **Kupferbach** genannt; denn erst unterhalb Burtscheid erhält der Bach den Namen Wurm. Kupferbach aber heisst derselbe wahrscheinlich desshalb, weil ehedem an demselben eine Kupfermühle gelegen war.

2) Dieselben sind heute mit Ausnahme von Nr. 2 und 5 im Besitze des Herrn Baumeisters **Rhoen**.

4) ein Löffelchen, zu einem Salbentöpfchen, wie ich glaube, gehörig. Der Stil ist 30 Cm. lang, das Löffelchen selbst $4^1/_2$ Cm.;

5) ein verrostetes Messer von antik-römischer Form.

Was aber zweitens die chemische Untersuchung des Wasser-Niederschlags anlangt, so hat diese in demselben bisher keine Spur von Thermalwasser constatiren können. Sinterbildung findet sich in den Rinnensteinen nicht vor und was man für Wasser-Niederschlag in denselben halten zu müssen glaubte, zeigte keine Spur der bekannten, gewöhnlichen Substanzen. So versichern mir die auf diesem Gebiete competenten Fachmänner Dr. Lersch und Dr. Wings.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass der Canal eine Kaltwasserleitung war, die von der in der Nähe des Linzenhäuschen entspringenden Wurm am westlichen Abhange des Burtscheider Thales gespeist wurde.

Kehren wir nach dieser Unterbrechung zur Verfolgung des Weges, den die Wasserleitung genommen, zurück. Bis zum ehemaligen Schildthurm und, wie Baumeister Göbbels versichert, noch einige Schritte weiter in der Richtung auf das ehemalige Neuthor resp. Hochstrasse hin ist ihr Lauf constatirt. Dass sie sich aber westlich viel weiter erstreckt habe, etwa über das Neuthor hinaus, ist durchaus unwahrscheinlich, da das Terrain allmählig steigt. Sie hatte aber auch augenscheinlich hier den Punkt erreicht, den sie erstrebte. Das bedeutendste Etablissement der Römer in Aachen war nämlich, soviel wir annoch aus den übrig gebliebenen Resten ersehen können, eine Badeanstalt auf dem Boden und in der Umgebung des jetzigen Kaiserbades, und diese mit kaltem frischem Quellwasser zu versehen, dazu war die Wasserleitung ausser allem Zweifel bestimmt. Um aber behufs Erreichung dieser Anstalt das nöthige Gefälle zu erlangen, dazu musste die Leitung nothwendig bis zu dem vorerwähnten Punkte geführt werden. Wer die Vorliebe der Römer für Badeanstalten und das dazu nöthige frische Wasser kennt, der wird dieser Darstellung von vorneherein alle Glaubwürdigkeit zuerkennen, namentlich wenn er berücksichtigt, dass Aachen den Römern, diesem für Badewesen und Badeanstalten höchst enthusiasmirten Volke, nothwendig als ein von der Natur geschaffener und dazu vorzugsweise eingerichteter Badeort erscheinen musste. Um aber diese Behauptung näher zu begründen, sei hier auf folgende Thatsachen hingewiesen:

Im Jahre 1823, so berichtet der Aachener Geschichtsforscher

Quix[1]), stiess man in der Eselgasse, heute Edelgasse genannt, bei der Legung des Canals, der zum Elisenbrunnen führt, unweit des Kaiserbades auf römische Fundamente von ausserordentlicher Festigkeit und, wie Dr. B. Lersch bemerkt[2]), von grossem Umfange, welche die vorzunehmende Arbeit nicht wenig erschwerten. Die genannten Grundmauern bestanden aus zwei übereinander liegenden und auf mehreren kleinen viereckigen Pfeilern ruhenden Gewölben, welche einen Raum von 14' Länge und ebenso viel Fuss Breite einnahmen, und aus vielen Backsteinen von antiker vielfältiger Gestalt, von denen einer mit dem Stempel LEG VI VICT versehen war. Nach Mittheilung des Stadtphysicus Höpffner »bemerkte man an diesen Bauten ganz deutlich die Structur eines Dunstbades und mehrer darin befindlicher Baderäume, und gewährten die Eigenthümlichkeit der Baumaterialien, deren mannigfaltige Zusammenstellungen, die dabei entdeckten Canäle und bleierne Röhren sehr interessante Aufschlüsse.« Wahrscheinlich waren es Dunstbäder«, sagt Dr. B. Lersch[3]), »von derselben Bauart, wie man solche an den Thermen von Baden in Baden und von Bath gefunden hat[4]). Leider scheint man damals keine Zeichnung davon gemacht zu haben[5]). Eine andere Abtheilung dieses Römerbades wurde beim Bau des jetzigen Bades zur Königin von Ungarn in einer Tiefe von etwa 10' aufgedeckt. Es waren noch die Fundamente dreier viereckiger Räume vorhanden, wovon zwei hinter einander liegende zusammen eine Tiefe von 35 rhein. Fuss hatten. Ausserdem fand sich neben diesen Zimmern (mehr zur Ursulinenstrasse hin) eine Mauer, die einen Halbkreis von 12 rhein. Fuss Durchmesser umgab, wo wahrscheinlich das hypocaustum war. Vorne an der Edelstrasse traf man ein kleines länglich viereckiges Becken, worin sich viel Sinter blätterförmig abgesetzt hatte, zum Beweise, dass man hier Thermalwasser zum Bade benutzt hat. Leider konnten diese Ruinen, wovon auf dem städtischen Bauamte eine Zeichnung[6]) aufbewahrt wird, nicht erhalten bleiben.«

---

1) Geschichte der Stadt Aachen, 1840, S. 3.

2) Geschichte des Bades Aachen, S. 11.

3) Geschichte des Bades Aachen, S. 11.

4) Siehe die Abbildungen dieser römischen Dampfbäder in Lersch, Geschichte der Balneologie.

5) Nach Mittheilung des Herrn Dr. L. Lersch (Centralmuseum III, 78) soll sich unter den Papieren des Herrn Hofrath Nolten eine Zeichnung davon befunden haben.

6) Siehe die Abbildung auf Tafel II. Der gleichzeitige noch nicht veröffentlichte Fundbericht des städtischen Bauamtes lautet also:

Diesen Notizen kann ich noch einige andere, jedoch minder wichtige, beifügen. Am unteren Büchel bis zur Mistgasse hin und in den unteren Hintergebäuden der letzteren findet man annoch in manchen Kellern römisches Mauerwerk, auch stösst man zuweilen auf schmale, aus römischen Backsteinen gemauerte Abflusscanäle, die offenbar zum Abfluss des Badewassers gedient haben. Nach Süden scheint das Etablissement sich bis zur jetzigen Ursulinenstrasse erstreckt zu haben; denn der jetzige Besitzer des Hotel d'Elephant auf der Ursulinenstrasse stiess vor wenigen Jahren auf seinem Hofe bei Aufführung eines Stallbaues auf einen alten, aus bunten Steinen bestehenden Mosaikboden, den er aber zum grössten Theile in der Erde liegen liess, weil derselbe theils zu tief, theils unter den Fundamenten des Nachbarhauses unerreichbar gelegen war.

Aus diesen wenigen Notizen erhellt, dass das in Rede stehende Bade-Etablissement ein sehr ausgedehntes Gebäude gewesen ist.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte dieses Römerbades gibt ein Votivstein, der aus der Zeit des Kaisers Commodus (180—192) stammt und im Herbste des Jahres 1822 bei den Vorarbeiten zu der bereits erwähnten Canalanlage in der Edelgasse in einer Tiefe von 7—8' gefunden wurde. Nach Angabe des Professor Fiedler war derselbe 1' hoch, 1½' breit, und soll das grössere Fragment annoch im Aachener Regierungs-Gebäude liegen, wo ich es aber vergebens gesucht habe. Die Inschrift[1]) des Steines lautet nach Lersch:

»Das alte Mauerwerk wurde in einer Tiefe von 6—7 Fuss angetroffen und musste bis zu 12 Fuss Tiefe herausgeschafft werden. In der 7½ Fuss dicken Mauer befanden sich bei a und b zwei muldenförmige Vertiefungen nach dem Profil c—d. Bei f fand sich ein halbkreisförmiges Bassin mit umlaufender Sitzbank nach Profil o—p. Bei n ein Theil eines Bassins, welches die Form nach Profil m—n hatte und einerseits mit Platten aus Thon und anderseits mit 2 Zoll starkem Verputz versehen war. Ebenso waren die vorgenannten Bassins stark verputzt. Der Verputz bestand aus Kalkmörtel mit fein zerschlagener gebackener Thonmasse.

Das Mauerwerk bestand aus Bruchsteinen, in welchen alle 2 Fuss hoch sich eine Thonplatte von 2—3 Zoll Dicke vorfand. Es war äusserst hart und hat viele Kosten verursacht, dasselbe, soviel als nöthig, zu beseitigen.

Auf dem Plane ist das alte Mauerwerk bis unter der Strasse gezeichnet, da man selbiges bei Anlage des Kanals vom Kaiserbad zum Elisenbrunnen ebenfalls angetroffen hatte. gez. Krott.

1) Es liegen verschiedene Abschriften der Inschrift vor, nämlich in der Rhein. Flora vom Jahre 1826. Nr. 190; Neue Jahrbücher für Philologie. I. Suppl.

FORT//////////////////////VL//
TVI///L////LE. LOCI. CA
NDDNIVS GAIVS
IIIIIIVIR AVGV

Ich lese: Fortunae (salutari oder adiutrici) et Tutelae loci Candidinius Gaius Sevir Augu(stalis).

Da das Substantivum »Fortunae« ein Adjectivum oder ein anderes Substantivum als Erklärung erheischt, so möchte ich mit Steiner eher salutari oder adiutrici, wie in einer Inschrift bei Orelli Nr. 1737 gelesen wird, als Aesculapio wie Einige wollen ergänzen, zumal da noch ein Substantivum im Dativ folgt, nämlich Tutelae. Die Ergänzung Fiedlers Fortunae et Tutelae ist wohl nicht zu billigen, da, abgesehen von dem unbestimmten Fortuna, die ergänzten Buchstaben die erste Zeile bei weitem nicht füllen, wenigstens noch der Buchstabe V sicher, T oder L etwas unsicher auf dem Steine zu lesen sind. Mag man aber auch ergänzen, was man will, entweder salutari oder adiutrici oder Aesculapio, in jedem Falle wäre den Römern die Heilkraft der Aachener Bäder bekannt gewesen, eine Sache, die schon durch das aufgedeckte und vorhin näher beschriebene Römerbad ausser Zweifel gesetzt ist. Auch über die Person des Sevir Candidinius Gaius haben sich interessante Nachrichten erhalten. Nach Fiedler[1]) kommt nämlich ein Signifer C. Candidinius von der dreissigsten Legion auf einer, bei Nymwegen gefundenen und jetzt auf dem dortigen Rathhause aufbewahrten Votivara vor und es ist nicht unwahrscheinlich, dass derselbe vom signifer zum sevir[2]) avancirt sei; denn gerade die 30. Legion hat

---

1831, S. 347; Rhein. Provinzialblätter, 1839, S. 220; Dr. Lersch, Centralmuseum III, 78; letztere ist die sorgfältigste und beste. Nach einer Notiz in den rhein. Provinzialblättern l. c. war der Stein im Jahre 1839 noch nicht lange verschwunden und man glaubte, er sei an's Bonner Museum abgesandt worden; dort aber findet er sich nicht vor.

1) Bei Lersch, Centralmuseum III, 78. Die Inschrift der Votivara ist in den Bonner Jahrbüchern VII, S. 42 genau mitgetheilt.

2) Zwischen dem Gemeinderath und der Bürgerschaft in den römischen Municipalstädten standen dem Range nach die Augustales, deren Vorsteher die Seviri waren. Ueber ihre Stellung vergl. Henzen in Bergk's Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft 1848, Nr. 27 und 37. Sie entsprechen dem Ritterstande in Rom; vgl. Karl Zell, Anleitung zur Kenntniss der römischen Inschriften 1853, S. 251.

auch einige Zeit in Aachen und Umgegend gelegen[1]). Da in der gedachten Nymweger Steininschrift ein Consul Maternus vorkommt, der nach Angabe der Fasti im Jahre 185 regierte[2]), so wissen wir damit auch die Zeit des Sevir Candidinius; dieser ist daher, soweit die noch vorhandenen schriftlichen Denkmäler es uns verbürgen, der älteste bekannte Badegast, der in Aachen seine Gesundheit wieder erlangt hat.

Auf die Frage also, wesshalb haben die Römer den Canal an den westlichen und südlichen Abhängen des zwischen Burtscheid und Aachen liegenden Hohenrückens vorbeigeleitet, geben die dortigen Terrain-Verhältnisse noch heutzutage die beste Antwort. Zwischen dem vorbeschriebenen Bade-Etablissement und der Gegend des ehemaligen Neuthors liegt ein breites Thal, welches vom Paunellbach in verdeckter Wölbung durchflossen wird. Die Gegend vom ehemaligen Schildthurm bis zum Neuthor ist die Stelle, von wo das Canalwasser, wie bereits gesagt, das nöthige Gefälle erhalten konnte, um zur besagten Badeanstalt zu gelangen; im südöstlichen District von Aachen wäre dies nirgends möglich gewesen.

Zum Schlusse erübrigt die Frage, wann sowohl die römische Wasserleitung als die Badeanstalt zu Aachen erbaut worden sei. Dass die erstere der sechsten siegreichen Legion ihre Entstehung verdankt, beweisen die zahlreichen Stempel, die auf dem Rande und im Inneren der von derselben herrührenden Rinnensteine eingedrückt sind. Berücksichtigen wir die sicheren Zeugnisse, die auch sonst noch über den Aufenthalt dieser Legion in der Umgegend von Jülich und Aachen vorliegen[3]), so kann darüber kein Zweifel obwalten. Aber auch die Badeanstalt selbst, um derentwillen diese Leitung erbaut worden ist,

1) Der sel. Professor Quix besass wenigstens ein Dutzend römischer Ziegel, worauf der Stempel LEG · XXXVV d. i. Legio tricesima Vlpia victrix zu lesen war (Bonner Jahrb. I. S. 122); wo dieselben geblieben sind, habe ich nicht erfahren können. Herr Baumeister Rhoen zu Burtscheid besitzt noch jetzt einen solchen, mit demselben Stempel versehenen Ziegelstein, den er selbst beim Baue der auf dem Klosterplatz zu Aachen gelegenen Canonicalhäuser entdeckte. Derselbe ist ein Gewölbestein, ausgebrochen aus einem römischen Gewölbe an genannter Stelle, welches 2' Durchmesser hatte und 7' lang war. Das Gewölbe war ganz mit diesen Steinen gebaut, aber nur einer hatte den beschriebenen Stempel.

2) Vergl. Emmanuel a Schelstrate, Antiquitas ecclesiae, tom. I. p. 548, 552 u. 568.

3) Lersch, Centralmuseum III. 80, 81 I. 9, 23, 29; Bonner Jahrbücher XXV, 140, XXII, 26 u. s. w.

verdankt dieser Legion ihre Entstehung. Darauf weisen zuerst unzweideutig viele beim Kaiserbad ausgegrabene Backsteine, welche den Stempel dieser Legion tragen und sich in einem unteren Raume des Rathhauses, wo man sie zur Aufbewahrung hinterlegt hat, zum Theil erhalten haben. Ebenso beweisend in dieser Beziehung ist eine mit einem wohlerhaltenen Stempel versehene Dachpfanne, welche im Jahre 1822 in der Eselsgasse aufgefunden und vor wenigen Tagen unter vielen anderen römischen Ziegeln und Dachpfannen, welche damals im hiesigen Rathhause in einem dunklen Raume aufgehäuft worden, hervorgezogen worden ist. Die Stempel-Inschrift lautet:

LEG·VI·VIC·P·F·

IVL·IVM·ARTIAL

d. i. Legio VI. victrix pia felix. Julius Martialis. Herr Dr. L. Lersch berichtet[1]), dass im Jahre 1822 eine Thonplatte mit demselben Stempel gefunden worden sei, die nun auf dem Rathhause aufbewahrt werde. Es scheint mir, dass die Platten von einander verschieden seien, da Lersch bloss von einer Thonplatte redet, während die jetzt aufgefundene bestimmt und unzweifelhaft eine Dachpfanne ist; auch liest Lersch Mariialis, während auf jener Martialis ganz deutlich ausgedrückt und erkennbar ist. Doch mögen es zwei verschiedene Thonplatten sein oder nur eine, jedenfalls ist die jetzt an's Tageslicht gezogene eine Dachpfanne, und damit ist erwiesen, dass dieselbe von der in Rede stehenden Badeanstalt herrührt, resp. dass letztere der sechsten siegreichen Legion ihre Entstehung verdankt. Aber wer ist Julius Martialis? Nach Dederich[2]) ist er der Tribun gleichen Namens, der im Jahre 69 bei der Erhebung Otho's zur Kaiserwürde eine Rolle spielte und nachher bei einem Aufruhr zu Rom verwundet wurde[3]); auch soll er mit jenem Julius Martialis identisch sein, welcher in der Gegend von Cleve dem Mercur ein Gelübde entrichtete, wie ein daselbst aufgefundener Inschriftstein besagt[4]). Mir scheint dies eine leere, unbegründete Behauptung zu sein; denn die Namensverwandtschaft ist doch nicht im Stande die Identität der Person zu beweisen.

1) Lersch, l. c., III, S. 56.

2) Beiträge zur ältesten Geschichte des clevischen Landes zur Zeit der Römerherrschaft und der Normannenfahrten. Programm des Emmericher Gymnasiums vom Jahre 1859, S. 9.

3) Tacit. H. I, 28, 82.

4) Lersch, Centralmuseum II, 15.

Wenn der Tribun Julius Martialis im Jahre 69 zu Rom verwundet wurde, wie kann man, ohne ein positives Zeugniss anzuführen, behaupten, derselbe sei im Jahre 70 am Niederrhein gewesen und habe ein Gelübde entrichtet? Der Name Julius Martialis auf der Aachener Dachpfanne bezeichnet meines Erachtens nichts Anderes als den Namen des Fabrikherrn, aus dessen Töpferwerkstätte die Dachpfanne hervorgegangen ist und wenn derselbe Töpfername auch auf einem bei Cleve gefundenen Ziegel gefunden wird, so beweist dies nur, dass derselbe Fabrikherr an verschiedenen Orten bedeutende Töpferwerkstätten besass. Dass geschickte Töpfer den römischen Heeren folgten, wissen wir aus den Berichten römischer Schriftsteller[1], kann aber auch bei der sehr entwickelten Organisation des römischen Heerwesens nicht auffallend erscheinen. Dass auf der Aachener Dachpfanne und dem Clever Ziegel das Töpferzeichen F, d. i. fecit oder O, d. i. Officina fehlt, verschlägt nichts; es kommt auch bei anderen Legionsstempeln nicht selten vor.

Steht es aber nun fest, dass die Wasserleitung sowohl wie die Badeanstalt zu Aachen der sechsten siegreichen Legion ihre Entstehung verdanken, dann ergibt sich aus der Geschichte der letzteren ziemlich genau die Zeit, wann beide Bauten entstanden sind. Zur Zeit des Kaisers Augustus stand diese Legion in Spanien, wie die zahlreichen Münzen von Caesaraugusta beweisen[2], dann kämpfte sie unter Claudius oder Nero gegen die Asturier[3], später rief sie den Galba zum Kaiser aus[4], erklärte sich nach der Schlacht bei Bedriacum für den Sieger Vitellius und nach der Schlacht bei Cremona[5] für Vespasian, und erst unter dessen Regierung wurde sie zur Beendigung des batavischen Krieges nach Untergermanien geschickt[6]. Die Bataver hatten nämlich mit anderen kleinen deutschen Völkerschaften gegen die römische

---

1) Juvenal sagt in der 4. Satire v. 134 u. 135:
Argillam atque rotam citius properate; sed ex hoc
Tempore iam, Caesar, figuli tua castra sequantur.

2) Lersch, Centralmuseum III, S. 57. Erst seit Augustus gab es stehende Heere in den verschiedenen Provinzen; über die von diesem Kaiser angeordnete Errichtung und Bildung eines wirklichen Militärstandes berichten Dio Cassius 52, 27 und Suetonius, Aug. 6. 49.

3) Gruter inscript. II, p. 1102. Nr. 4.

4) Tacit. H. V, 16; Bonner Jahrb. XV, S. 175.

5) Tacit. H. III, 44.

6) Tacit. H. IV, 68. V, 14. 19.

Herrschaft einen Aufstand angezettelt, indem sie die im Inneren des Reiches um den wankenden Kaiserthron andauernden Kämpfe als eine passende Gelegenheit benutzten, das verhasste Römerjoch von ihren Schultern abzuwälzen. Dieser Aufstand war für die Römer um so gefährlicher, als das in Germanien zurückgelassene Heer sehr desorganisirt war und meistens aus unzuverlässigen gallischen Truppen bestand. Daher wurde die sechste Legion, die als die tüchtigste aller Legionen galt und wegen der grossen Siege, die sie bereits erfochten hatte, die siegreiche hiess, an den Unterrhein geschickt, um die dort dem römischen Reiche drohende Gefahr abzuwenden. Der gedachte Aufstand wurde rasch unterdrückt, die Legion bewährte ihren Ruhm. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, nahm Vespasian eine neue Dislocirung der germanischen Legionen vor; die sechste siegreiche blieb in Untergermanien, offenbar weil er hier eine schlagfertige starke Militärmacht für nöthig erachtete. Die oben erwähnten Inschriften, Legionsstempel u. s. w., denen noch manche beigefügt werden könnten [1]), beweisen, an welchen Orten die Truppen dieser Legion gelegen. In Untergermanien aber blieb die Legion, bis sie in den ersten Jahren der Regierung Hadrians nach Britannien übergesetzt wurde [2]). Die Ursache dieser Versetzung war diese. Nachdem es allgemein bekannt geworden, dass Hadrian in militärischer Beziehung ein schwacher Regent war, wenigstens die Energie seines Vorgängers bei weitem nicht erreichte, wollten sich die Britten von der römischen Herrschaft freimachen und brachen daher in wilden Aufruhr aus; die IX. Legion, die dort stationirt war, ging in Folge dessen zu Grunde. Der sechsten siegreichen Legion gelang es bald die Revolution zu dämpfen, doch sah sich der Kaiser genöthigt, die römischen Grenzen zurückzuziehen, worauf er diese durch einen von der Bucht Solway bis zur Mündung des Flusses Tyne quer durch die Insel laufenden bethürmten Wall befestigen liess.

Wir wissen also ziemlich genau, wie lange die sechste siegreiche Legion am Unterrhein gelegen hat, nämlich vom Jahre 70—120; in dieser Zeit müssen also die römische Wasserleitung und Badeanstalt

---

1) Die Legion hat auf dem Eltenberg, zu Burginatium, Xanten, Neuss, Jülich, Aachen u. a. O. gestanden (vgl. Dederich, l. c. S. 9) und an allen diesen Orten haben sich Spuren erhalten.

2) Gruter, inscript. p. 457, 2; Orelli, inscript. N. 3186. Inschriftsteine dieser Legion aus Britannien vgl. Bonner Jahrb. XVIII, S. 240.

zu Aachen ihre Entstehung gefunden haben. Höchst wahrscheinlich ist die oben erwähnte XXX. Legion, von welcher nach Dr. L. Lersch zu Cleve[1]), Birten[2]), Cöln[3]), Aachen[4]), ferner nach den Bonner Jahrbüchern zu Holledoorn[5]) bei Nymwegen, zu Düsseldorf[6]), Born bei Calcar[7]) u. s. w. sich Denkmale erhalten haben, in deren Stelle an den Niederrhein versetzt worden. Zwar ist dieselbe vom Vorgänger Hadrians, vom Kaiser Trajan[8]), errichtet worden; aber ein niederrheinisches Denkmal derselben aus der Zeit ihres Stifters ist nicht bekannt[9]).

Aachen, den 2. November 1876.

Dr. Kessel.

---

3. Das alte Konstanz, seine Entstehung, seine Kunstschätze und Künstler.

Wenn wir in die älteste Geschichte der Stadt Konstanz hinaufsteigen wollen, so fehlt es uns natürlich an schriftlichen Quellen und wir sind daher genöthigt, uns nach anderen Beweisen des hohen Alters derselben umzusehen. Bis vor wenigen Tagen war es nicht möglich, genügende Nachweise zu geben, dass lange schon vor Ankunft der Römer die Stelle, auf der Konstanz steht, bekannt und bewohnt gewesen sei und erst die jüngste Zeit hat uns darüber Sicherheit gebracht. Beim Ausbaggern eines neuen Hafenbeckens stiess man auf eine Pfahlbaute, und fand Scherben von Töpfen, Krügen und Schüsseln mit jener einfachen Wiederholung des Punkts, des Strichs oder der Dreiecklinie, wie sie den altkeltischen Gefässen eigen ist. Daneben

---

1) Lersch, Centralmuseum II, 3.

2) Lersch l. c. II, 8, 28.

3) Lersch l. c. I, 33, 53. Bonner Jahrb. VI, 94.

4) Vgl. S. 23.

5) Bonner Jahrb. IX, 36.

6) Bonner Jahrb. V, 240.

7) Dederich, l. c. S. 10.

8) Dio Cassius, LV, 24. Sie blieb am Niederrhein bis in die spätesten Zeiten der römischen Herrschaft.

9) Inzwischen wurden weitere Theile des Römerbades gefunden (s. die Miscelle: Aachen), über welche der Verf. im nächsten Jahrbuch berichten wird.

D. Red.

lagen Gewichte der alten Webstühle, Spinnwirtel und andere Gegenstände, wie man sie gemeiniglich in Pfahlbauten findet, also lauter Beweisstücke für eine keltische Baute.

Die erste Kunde über Konstanz stammt aus der Zeit, als die Römer den Bodensee und Rhein kennen lernten und zu deren Schutz Festungen anlegten. »Als die früheren Bewohner des Bodensee-Gebietes«, sagt Dr. Fickler, Quellen und Forschungen zur Geschichte Schwabens und der Ostschweiz. Mannheim 1859, XXX, »dürfen wir wohl jene keltischen Stämme betrachten, die zur Zeit Cäsars auf dem kleinen Raume zwischen Bodensee und Jura unter dem Namen Helvetier (aus Hel von Hyll und Gwidd-Bewohner des fruchtbaren Waldes) bekannt wurden«.

»Bald nach dem von Cäsar vereitelten Auszuge der Helvetier nach Westen«, fährt Dr. Fickler: (Die kirchlichen Bauten auf Reichenau), fort, „änderten sich die alten Verhältnisse dahin, dass wohl ein grosser Theil des Landes der Bebauer entbehrte, an wohlgelegenen Plätzen hingegen der römische Veteran, gemengt mit den zurückgekehrten keltischen Stämmen, die alten Wohnsitze wieder bevölkerte, befestigte, durch Strassen miteinander verband.«

Unsere städtischen Schriftsteller, der gewissenhafte Christoph Schulthaiss und Gregor Mangolt, wissen uns vor Ankunft der Römer nichts zu erzählen von unserer Stadt. Nach ihnen hätte dieselbe unterm Kaiser Severus Pertinax im Jahre 207 n. Chr. ihren Anfang genommen, als er zwei Landpfleger nach der Schweiz schickte, welche er in zwei Theile theilte, nämlich in einen Theil von Bern bis an die Lindmag (Limmatfluss) und von der Lindmag bis an den Rhein.

Ueber den letztern Theil setzte er Constantinus, der seinen Sitz zu Pfyn (ad fines im heutigen Kanton Thurgau) hatte, während seine Frauenzimmer in Frauenfeld weilten. Auf der Stelle der später sog. Dominikaner-Insel baute er ein gut befestigtes Jagdhaus gegen zwei gefährliche Nachbarn, wovon der eine, ein ungarischer Herr, Alman von Stoffen, auf der Höhe des jetzigen Dorfes Allmannsdorf, der andere aber ein Baiern'scher Herzog war, welcher an der Stelle des Johanniterhauses in Ueberlingen wohnte. Zu grösserer Sicherheit seiner Feste gab er Freiheiten und Gewerbe her, damit die Leute sich um dieselbe herum anbauten, was dann auch in kurzer Zeit geschah.

Nach dem durch ein scheu gewordenes Pferd verursachten Tod des Landpflegers Constantinus, setzten die beiden oben erwähnten bösen Nachbarn der Burg und der Stadt Konstanz, welche damals

Niederwasserburg geheissen habe, derartig zu, dass fast alle Einwohner dieselben verliessen und dass sie dadurch öde und wüst wurden.

Im Jahre 309 schickte Kaiser Diocletian seinen obersten Feldhauptmann Constantius nach Deutschland und Helvetien gegen den Herzog von Ellgen, welchen er mit fünf andern Königen, die sich zu ihm gesellt hatten, da fand, wo jetzt Konstanz steht. Er überwand sie alle und machte sie den Römern unterthänig und gehorsam. Dieses, Sieges und der schönen und bequemen Lage wegen baute er die Stadt wieder auf und nannte sie nach sich selbst Constantia[1]).

Gegen diese Behauptung tritt Prof. Dr. Fickler in der Schrift über die »kirchlichen Bauten in Reichenau« mit folgender Begründung auf:

»Beim Ausflusse des Rheins aus dem Obersee wurde spät erst — durch Julian oder Valentinian — zum Schutz der vom Zusammensturz bedrohten Römermacht gegen den Andrang der Alemannen der befestigte Ort Constantia erbaut.«

»An eine Erbauung durch oder zu Ehren des Constantius Chlorus lässt sich nicht denken, da die Gegend zu dem Theilungsobjekte des Maximinian und Maxentius gehörte. Julian kam auf seinem Marsche von Gallien nach Italien und Pannonien 361 in diese Gegend; aber schwerlich nannte er ein Kastell, wenn er damals eines erbaute, nach dem Namen des Kaisers, gegen den er sich empörte. Valentinian I. aber suchte den Rhein von seinen Quellen bis zu seiner Mündung durch Kastelle auf beiden Ufern zu schützen, und wohl konnte eines derselben von dem 375 zu Robur — Basel — weilenden Kaiser, zu Ehren seiner eben von den Quaden geretteten Schwiegertochter Constantia der Tochter des Constantius, mit Schicklichkeit genannt werden.«

Bei diesen auseinandergehenden Ansichten hält es schwer ins Reine zu kommen; bauliche römische Ueberreste, wie wir sie z. B. bei der sog. Burg bei Stein, in Pfyn, in Bregenz und anderen Orten unserer Umgebung finden, sind hier nicht bekannt. Von übrig gebliebenen römischen Namen deutet allein die Hochstrass im nahen Thurgau, ein Theil der alten Römerstrasse zwischen Pfyn und Arbon auf römischen Ursprung. Noch Bischof Heinrich von Höwen musste am 23. Dezember 1436 über sie von Gottlieben aus in die Stadt Konstanz bei seinem Regierungsantritt ziehen, weil, wie Schulthaiss sagt, ein Bischof nicht anderst als über die Hochstrass einreiten darf. Dies ge-

---

1) Marmor. Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung. 1860. pag. 4. 5.

schah zum Andenken an die im sechsten Jahrhundert geschehene Verlegung des Bisthums von Windisch im Kanton Aargau nach Konstanz.

Es dürfte ganz richtig sein, dass das Inselchen, auf welchem die Dominikaner in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Kloster bauten, früher ein römisches Kastell getragen haben mag und dass an der höchsten Stelle der Stadt, auf welcher jetzt das Münster steht, das Prätorium gestanden ist, da beide Plätze sich ganz gut dazu eigneten. Vom Kastell aus konnten die Römer den hier nicht besonders breiten Rhein beherrschen und so dem ersten Andrang der Alemannen auf dem rechten Rheinufer wehren. Diese alten Bauten sind aber im Laufe der Zeit durch die vorgenommenen baulichen Veränderungen dergestalt verändert worden, dass ihr früherer Zustand wohl schwer mehr festzustellen sein dürfte.

Während man in unserer Nachbarschaft, besonders in Bregenz, sehr interessante Funde römischer Alterthümer gemacht hat, sind wir in Konstanz äusserst arm an solchen. Ausser einigen wenigen Münzen römischer Kaiser aus dem dritten Jahrhundert und einigen Ziegeln ohne Legionszeichen, wurde bisher, wie schon Aegidius Tschudi vor 350 Jahren hervorhob, nichts von Bedeutung aufgefunden. Das älteste und einzige geschichtliche Denkmal aus römischer Zeit, nämlich das grössere Stück einer länglich viereckigen Inschrifttafel von weissem Marmor, befindet sich in der südlichen Wand der Dreifaltigkeits- oder St. Blasien-Kapelle. Die Inschrift[1]) besagt unter Hinzunahme der ergänzenden alten Abschriften des verloren gegangenen kleinern Stückes, dass Val. Constantius und Gal. Val. Maximianus die Mauer von Winterthur wieder aufgebaut hätten.

Ueber die Bedeutung dieser Tafel konnten sich die Gelehrten noch nicht recht vereinigen. Professor Josua Eiselein in seiner Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz glaubt nicht, dass die Erbauung der Stadtmauer um Winterthur ein so grossartiges Werk gewesen sei, dass Kaiser Diocletian das Andenken an dasselbe durch ein solches Denkmal der Nachwelt aufbewahrt haben würde. Er ist der Meinung, dass es zum Andenken der Vollendung der hohen und starken Grenzmauer, welche von Westen nach Osten am nördlichen Saume des Seguanerlandes mit ungeheurer Mühe und schwerem Aufwand von Grund aus neu erbaut wurde, errichtet worden sei.

---

1) Deren Text sammt den Interpolationen s. bei Mommsen, Inscriptiones confoederationis Helveticae latinae No. 239.

Wir haben von der zweifelhaften Herstammung des Namens Konstanz schon Meldung gethan und es sei uns daher vergönnt, nach einer anderen Ableitung uns umzusehen, die jedenfalls ebensoviel Wahrscheinlichkeit für sich haben mag, als die andere. Lange schon vor Ankunft der Römer lebten Menschen an den Ufern des Bodensee's, wie der neueste Fund der Pfahlbauten beweist, die wahrscheinlich dem keltischen Stamm angehört haben mögen. Diese hatten sicherlich ihrem Aufenthaltsort einen Namen gegeben, welchen die spätern Römer etwas veränderten und sich mundgerecht machten, wie sie dies an vielen andern Orten gleichfalls gethan. Nun heisst con im Keltischen Festung, Burg, Stadt, festes Dorf, vom irischen Gann, und Stein oder Stain, Wasser, irisch tain, daher Wasserburg, oder aber von Soistean, irisch gute Wohnung. Merkwürdig ist es immer, man mag von dieser Ableitung halten was man will, dass unsere Chronisten, Schulthaiss und Mangold, sagen, die Stadt Konstanz habe zuerst Nieder-Wasserburg geheissen, zum Unterschied von Wasserburg am obern Bodensee, welches Ober-Wasserburg genannt worden sei.

Das wichtigste Ereigniss in der Geschichte der Stadt Konstanz ist wohl die Verlegung des Bisthums von Windisch dahin zwischen 555 bis 570. Dadurch wurde sie die Hauptstadt oder das Emporium am See und ihm allein verdankt sie die Wichtigkeit, welche sie durch viele Jahrhunderte behauptete. Damals schon musste sie nicht ganz klein gewesen sein, da nach dem Ausspruch des Konzils zu Sardiaca in Bulgarien im Jahr 346 keine kleinen Städte oder Dörfer zu Bischofssitzen gewählt werden sollen. Der Canon lautet: »Non licet simpliciter Episcopum constituere in aliquo pago vel parva urbe, cui vel unus presbyter sufficit. Non necesse est enim illis Episcopum constitui, ne Episcopi nomen et authoritas vilipendatur.«

Das Bisthum wirkte im Laufe der Zeit fördernd auf Kunst und Wissenschaften und zog eine Masse Landadel in die Stadt zu den verschiedenen Hofbedienungen. Neben diesen waren die alten Geschlechter oder das städtische Patriziat sehr zahlreich vertreten. Der Handel im frühern Mittelalter, so lang er noch seine alten Wege aus dem Orient über das Mittelmeer, Venedig und die Alpen ging, machte die Geschlechter reich und nahm erst ab, als gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Schiffe den Weg um das Cap der guten Hoffnung fanden. Schade, dass aus dieser Zeit so wenig von Kunstgegenständen auf uns gekommen ist und wir eigentlich so wenig davon wissen, wie unsere Ahnen gelebt haben.

Den grössten Reichthum an Kunstwerken besassen jedenfalls die Kirchen und Klöster; einen grossen Theil derselben hat die Bilderstürmerei in der Reformation zerstört. Am 4. Juli 1530 wurde den Kirchenpflegern Konrad Zwick und Thomas Hüretle befohlen, alle Ehrenbilder, Heilige oder Götzen, die zur Verehrung in den Kirchen, oder sonst allenthalben aufgestellt oder gemalt waren, sammt den Altären allen ohne Pracht und lautes Geschell, sondern nach und nach abzubrechen, zu zerschlagen und zu vernichten, was auch geschah. Doch wurde Jedem, der eigene Heilige oder Bildnisse gehabt, oder dem Orte vermacht hatte, gestattet, solche wegzunehmen. Aus diesen steinernen Bildsäulen wurde das sog. Götzenthor im untern Dorf Petershausen erbaut und die Vorhallen des Münsters sammt der Welser'schen Kapelle aller ihrer Statuen beraubt, so dass gegenwärtig nur noch die Fussgestelle und die Baldachine zu sehen sind.

Leider verfuhr vielfältig die neuere Zeit nicht viel schonender mit den alten Denkmalen und brach ab und zerstörte, dass man sich nur darüber wundern muss, dass noch Einiges übrig geblieben ist. Dies geschah im grossartigen Massstab in dem ersten Dritttheil unsers Jahrhunderts, in welchem aller Sinn und alle Schonung für alte Kunstgegenstände ganz erloschen schien. So brach man z. B. die Pfalz in der Reichenau und die bischöfliche Pfalz in Konstanz ab. In letzterer war ein grosser, langer Saal, mit Holz getäfelt, die drei breiten und langen Füllungen mit gothischen Säulenstäben und Laubwerken geziert, in jeder Spitze das Wappen eines Kaisers, Herzogs, der damaligen Domherren u. s. w. In der Mitte des Saales stand die Hauptsäule, versehen auf zwei Seiten mit den aus Holz geschnitzten Wappen des Hochstifts und auf zwei andern mit denen der Markgrafen von Hochberg und Röteln. So ausgestattet war die Pfalz öfters der Aufenthaltsort hoher fürstlicher Personen, wie z. B. 1449 der Gemahlin Herzogs Sigmund von Oesterreich, 1506 des Königs Maximilian I. etc. Wahrscheinlich gehört die im Dome mehrfältig umgearbeitete 20' hohe 14' im Durchmesser haltende h. Grabkapelle mit ihrem mannigfaltigen Kranze verschiedener Figuren dem dreizehnten Jahrhunderte an [1]).

Aus der alten Pfalzkapelle, die nicht mehr besteht, wurden 1817 zwei würdige auf Holz gemalte Altarbilder aus dem 15. Jahrhundert nach Karlsruhe verbracht. Das eine davon stellt Christus zwischen den Schächern am Kreuze, mit Maria und Johannes auf dem Mittelbilde, und die

1) Man vgl. darüber Waagen im Kunstblatte von 1848 Nr. 62 und Kinkel im nachfolgenden Aufsatz: „Der Dr. Ypokras" S. 129 dieses Jahrbuchs.

Heiligen Konrad und Pelagius auf beiden Flügeln dar; das zweite hingegen hat als Hauptbild die Kreuzigung und auf den Flügeln zwölf kleine Vorstellungen aus der Legende verschiedener Heiligen. Beide waren auf Goldgrund gemalt und zumal die Köpfe mit hohem Fleiss ausgeführt. Auf Letzterm, dessen Umrisse vertieft waren, wurde neben dem Jahre 1480 eine Lilie als Monogramm des Künstlers, und ausserdem das Wappen des Stifters, ein kleiner Helm, bemerkt.

Eine grosse Einbusse erlitt das Münster durch den am 11. November 1824 im sog. Stauf entstandenen Brand. Durch denselben wurden zwei Seiten des Kreuzgangs beschädigt. Man fand es leichter und weniger kostspielig, anstatt sie wieder herzustellen, niederzureissen. Ein Fenster stellte man auf der Ostseite wieder her; aber so geschmacklos und zu den übrigen Fenstern nicht passend als möglich.

Von alten Kunstgegenständen in Silber wurde in der Reformation ein grosser Theil eingeschmolzen, um der Stadt aus ihrer gedrückten finanziellen Lage aufzuhelfen, wodurch kostbare Arbeiten von künstlerischem und geschichtlichem Werthe verloren gegangen sind. Dies Loos traf auch die goldene Rose, eine Monstranz, welche Papst Johannes XXIII. 1415 dem König Sigismund und dieser sodann dem Münster zum Geschenk gemacht hatte.

Man kann bei solchem barbarischem Verfahren von dem noch Bestehenden nicht auf das Bestandene einen Schluss machen. Wie es aber in den Kirchen ergangen, so erging es auch im bürgerlichen Leben. Man brach ohne alle Nöthigung alterthümliche Thürme, Thore und Gebäude ab, oder veränderte letztere derartig, dass man ihr früheres Aussehen gar nicht mehr zu erkennen vermag, oft einzig in der Absicht, der alten Stadt das Ansehen einer neuen zu geben. Mit gemalten Scheiben verfuhren die Kenner auf eigenthümliche Weise. Sie gingen langsam durch die Strassen einer alten Stadt und wo sie irgendwo eine dunkle Scheibe in einem Fenster sahen, da traten sie ins Haus, indem sie sicher waren, ein Glasgemälde an diesem Platze zu finden. Den Leuten war vielfach damit gedient, wenn sie an der Stelle der finster machenden Scheibe eine helle bekamen und auf diese Weise war beiden Theilen geholfen.

An Künstlern mag es der Bischofsstadt wohl selten gefehlt haben, da die Menge von Kirchen, Klöstern und reichen Privaten solche angezogen haben mögen. Vor dem 15. Jahrhundert sind jedoch nur sehr wenige Namen derselben auf uns gekommen und von ihren Werken und Lebensumständen noch weniger. Es ist mir nur mit vieler Mühe

geglückt, nach beiden Richtungen hin etwas zu erfahren, was der Bekanntmachung werth sein dürfte.

Ueber die Baumeister der Stadt Konstanz beobachten die städtischen Schriften Stillschweigen. An der Spitze des Bauwesens stand ein nicht sachverständiger Oberbaumeister, der meistens nur für ein Jahr aus den Mitgliedern des grossen Raths gewählt wurde. Ihm war ein sachverständiger Unterbaumeister, ein Werk- und Maurermeister, sowie ein Brunnenmeister untergeordnet. Zur Schlichtung von Baustreitigkeiten war das Siebener- oder Untergänger-Gericht bestellt, von dessen Urtheil man an die vier Bauherren, als Bürgermeister, Stadtvogt und zwei Rathsherren Berufung einlegen konnte. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, den Namen desjenigen Architekten aufzufinden, welcher den Plan zum interessantesten der städtischen Gebäude, der Kanzlei im Florentinischen Renaissancestil (1592) entworfen hat.

Als den einzigen Bauverständigen, dessen Namen uns aufbewahrt worden ist, kennen wir Meister Arnold, den Zimmermann, welcher am 1. Herbstmonat 1388 das massenhafte Kaufhaus, fälschlich Konziliumsgebäude genannt, erbaute. Die Stadt hatte ihn am Donnerstag vor dem heil. Kreuztag im Maien (29. April) 1378 zu ihrem Werkmeister ernannt. Als Lohn gab sie ihm jährlich 4 Pfund Heller, alle 2 Jahre ein Gewand um 2 Pfund Heller und wenn er werket, des Tags 20 Heller. Arnold fiel in der Schlacht am Stoss am 15. Juni 1405 gegen die Appenzeller.

Im Jahr 1487 erhielt Lukas Böblinger einen Ruf als Werkmeister beim Dombau in Konstanz, den er bis zu seinem Tod 1502 leitete. Wahrscheinlich ist Michael Böblinger, der im Februar 1507 als Geselle beim Dombau eintrat und noch 1520 als Laubhauer angeführt wird, der Sohn des Lukas.

Der Baumeister Sigvrit Ronni aus Konstanz führte mit Lorenz Pfennig aus Dresden um 1554 den Bau des zweiten Thurms der St. Stephanskirche in Wien auf, und starb daselbst 1580.

Während wir nur sehr wenige vom Baufach finden, ist dafür die Zahl der Bildhauer, die in älteren Schriften oft nur als Steinmetzen bezeichnet werden, viel bedeutender. Als Bildhauer will Hans Konrad Asper sich 1614 in Salzburgische Dienste begeben, und der Rath in Konstanz will ihm das Bürgerrecht vorbehalten. Ulrich Griffenberg, der Bildhauer, schenkt der Stadt die Bildhauerei über dem alten Rathhaus, jetzigen Postgebäude, welche die Jahrzahl 1479 trägt.

Als die Tischmacher (Schreiner) und Bildhauer 1491 in Streit ge-

riethen, indem erstere sich beim Rath beklagten, dass die Bildhauer zu ihrem Handwerk den Hobel brauchen und dass Ulrich noch überdies einen Knecht habe, welcher ihm Tafeln und Anderes mache und auch den Hobel brauche, was alles nicht sein soll, entschied der Rath den Streit dahin, dass die Bildhauer den Hobel wohl brauchen mögen zu den Bildern und was dazu gehöre, nicht aber zu den Tafeln, welche die Bildhauer nicht machen sollen.

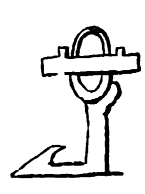
Einen unverdienten Ruf als Bildhauer genoss Simon Haider, von welchem man nach der Inschrift über den Thüren an der Westseite des Münsters: »Simon Haider Artifex Me Fecit Anno XRI Millessimo CCCCLXX« in der Meinung stand, dass er der Verfertiger derselben, welche eine Nachbildung der berühmten Thürflügel Ghibertis an der Taufkapelle zu Florenz war, sei. Eine von mir aufgefundene Urkunde im städtischen Archiv, einen Streit zwischen der Zunft der Kaufleute im Thurgau (Zunfthaus) und der Zunft der Schmiede vom St. Bartholomäus-Abend (23. August) 1490 beweist aber schlagend, dass Simon Haider seelig nur ein Tischmacher gewesen sei, welcher die Bossen gemacht habe, und dass von ihm nie ein Bild geschnitten worden sei, weil er es nicht habe können. Der Rath habe aber den Herren zum Dom auf ihre Bitten gestattet, weil damals kein Bildhauer hier gewesen sei, den Meister Niclaus zu berufen, und dieser habe dann auch die Tafel gemacht, wofür sie ihm haben hundert Gulden geben müssen.

Unter diesem Meister Niclaus ist aber Niemand anders zu verstehen als der berühmte Niclaus von Leyen, bekannt unter dem Namen Niclaus Lerch. Dass aber Simon Haider, der vielfältig falsch als Baider bezeichnet wird, nur Tischmacher gewesen sei, davon geben die Rathsbücher den besten Beweis, in denen er als solcher von 1472—1478 als Mitglied des kleinen Raths vorkommt. Nach dem letzten Jahr erscheint er nicht mehr als solcher, wesshalb dasselbe sein Todesjahr gewesen zu sein scheint.

Der schon erwähnte Niclaus Lerch, Baumeister und Bildhauer zu Strassburg, starb am Tag vor St. Johannis Hinrichtung (28. August 1493). Mit ihm schloss schon 1467 das Domkapitel zu Konstanz einen Vertrag über die Fertigung einer Tafel und der Chorstühle ab, die höchstwahrscheinlich auch in ihrer herrlichen und originellen Vollendung sein Werk sind. Er ist sicher auch der Meister, welcher die berührten Münsterthüren und die leider nicht mehr vorhandenen Chorstühle des Frauenklosters St. Peter dahier gefertigt hat. Von ihm stammt das schöne Kruzifix auf dem Kirchhof zu Baden-Baden und

Morink starb in der fünfundvierzigsten Woche (3.—9. November) 1616.

Ein in seinen Lebensumständen völlig unbekannter Bildhauer, Cunrat Rappenburg, kam auf eigenthümliche Weise zur Kenntniss durch eines seiner Werke. Als man im Sommer 1861 mit dem Haus zu den drei Säulen, früher zum goldenen Stern genannt, einen Umbau vornahm, entdeckte man eine Decke aus Eichenholz mit mannigfach verzierten halbrunden Leisten. Das Gesimse lief auf drei Seiten des Saals herum und hatte reiche Laubverzierungen mit Wappen und Thieren. Ein Thürgestell, das früher wohl eine ganz andere Bestimmung gehabt haben mag, bildete einen Spitzbogen mit Krabben und stellte Christus zu Gericht sitzend mit Maria zur Rechten und Johannes den Täufer zur Linken, nebst zwei blasenden Engeln dar. Die Figuren des Mittelfeldes wurden leider durch das Ausschneiden der Thüröffnung entweder ganz oder theilweis verstümmelt. Zu beiden Seiten des Zwischenfeldes sind in je sechs Feldern Scenen aus der Auferweckung der Todten dargestellt. Rechts befinden sich die Gerechten, die in den Himmel eingehen, links die Verdammten, welche zur Hölle fahren. Der Künstler dieser bedeutsamen Schnitzerei in halberhabenen Figuren hat sich auf dem Gesimse in folgender Inschrift genannt: »Cuonrat Rappenburg Anno MCCCC x x VIII (gen) ant kemacht«. Gegenwärtig befindet sich diese Bildhauerei im Schloss zu Sigmaringen. Das Monogramm ist:



Das Rathsbuch vom Jahr 1450 führt einen Hans Richtmayer von Nürnberg, der Bürger geworden, als Schnitzer auf, während die Kaufleutezunft in ihrem Streit über Simon Haider mit der Schmiedezunft behauptete, derselbe sei nur ein Tischmacher gewesen.

Unter die geschätztern Bildhauer des 17. Jahrhunderts gehören die beiden Brüder Philipp und Simon Schenk, welche wir nur aus einigen hinterlassenen Werken kennen. Von diesen befindet sich im nördlichen Seitenchor des Münsters ein zwölf Schuh langer hölzerner Christus am Kreuz. Aus Buchsbaum geschnittene Kruzifixe von vorzüglicher Arbeit waren früher in vielen Bürgerhäusern zu finden, die aber später von Kennern aufgekauft wurden. Ein solches Kruzifix ist noch jetzt in der Rathsstube dahier zu sehen und zieht die Aufmerksamkeit Sachverständiger auf sich. In der Schotenkapelle war bis in die neuere Zeit ein heil. Sebastian, auf einem Posta-

ment stehend zu sehen, welches die Gebrüder der Kirche 1630 geschenkt haben. Im Münster zeigen vier der Seitenkapellen Arbeiten dieser Künstler in Holz ausgeführt.

Von dem Bildhauer Johann Ferdinand Schratt kennen wir aus den Jahren 1751 und 1768 die Statuen des Mars und des Jupiters auf den Brunnen an der Marktstätte, von welchen die erstere durch eine von Hans Baur gefertigte ergänzt wurde. An der Ecke des jetzigen Museumsgarten ist eine von ihm aus Auftrag des Dompropstes Johann Ferdinand Graf von Wolfegg im Jahre 1760 aus Stein gearbeitete schöne Gruppe, die heil. Familie darstellend, angebracht.

Nach Mone's Quellensammlung 1. Bd. S. 348 »ward 1466 unser Frow in der sunnen innen ob der tür im Münster ufgesetz, und sant Cunrat und sant Belaig (Pelag) von maister Vicentz, der was ain bolirer in unser frowen stainhütten, und darnach über 6 wuchen ward unser frow in der sunnen und sant Belaig und sant Cunrat uffgesetz von dem vordrigen maister stainmetz uff dem untern (Münster-) hoff«.

Ausser den Genannten kommen noch folgende Bildhauer und Steinmetzen vor, über die entweder nichts näheres bekannt ist, oder die zu Bürger oder Insässen aufgenommen worden sind, als: Eberhart von Swinfurt, Steinmetz, 1385, Adam Foux, Bildhauer, 1583, Ulrich Fry, Bildhauer, 1490, Adam Haintz, Bildschnitzer, 1585, Laurenz, Steinmetz, 1505, Anton Liebick von Lübeck, Bildhauer, 1576, Metzler Hans Kaspar, Bildhauer von Bludenz, 1697, Johannes Raindl, Bildhauer, 1773, Johann Schenk, Bildhauer, 1619, Kaspar Schick, Bildhauer, 1488, Schratt Andreas, Bildhauer, 1698, Hans Spendhoffer, Bildhauer von Basel, 1572, Franz Joseph Sporer, Bildhauer von Weingarten, 1778, Joseph Sporer, Bildhauer, gest. 1823.

Unter den Glasmalern nahm die Familie Spengler zweihundert Jahre lang einen ehrenvollen Platz ein, und fertigte eine grosse Menge Gemälde, von denen noch mehrere sich in Konstanz befinden. Der älteste dieser Maler ist Konrad Spengler, der 1552 für den Doktor Hans Kaspar Morell auf dem Remisberg bei Kreuzlingen ein grosses Gemälde fertigte. Es enthält das Morell'sche Wappen, drei Mohrenköpfe in goldenem Felde. Unter demselben war ein Bild, wie Pygmalion nach Ovid eine weibliche Figur schnitzte, in die er sich verliebte und welche sodann Venus auf seinen Wunsch lebendig machte. Die Aufschrift lautete:

»Pigmalion von Helfenbein
Schnitzelt ein Mädchen schön und rein,
Er küsst sie kurz und dick,
Frau Venus macht sie lebendig.«

Ein anderes nicht mehr vorhandenes grosses Gemälde stellte die Verfertigung des Geldes in verschiedenen Vorstellungen mit der Aufschrift dar: »Wernhart Zentgraf, Münzaufseher 1573.« Früher war der verstorbene Zeichnungslehrer Nikolaus Hug im Besitz eines Gemäldes. Oben auf der linken Seite befand sich der heil. Jakob, auf welchen zwei Wappen der Raifel'schen Familie von männlicher und weiblicher Seite, rechts die heil. Anna und darauf die Inschrift folgt: »Hans Jakob Raifel, Burger und Zinngiesser in Konstanz, Frau Anna Labertin seine Ehefrau 1594.«

Alle Gemälde Spenglers sind sehr fleissig ausgearbeitet und haben schöne Farben.

Von einem Kaspar Spengler, Glasmaler aus St. Gallen, ist nichts weiter bekannt, als dass er 1582 zum Burger dahier angenommen wurde, nachdem er vorher das erforderliche Meisterstück gemacht hatte.

Sehr ehrenvoll zeichnet sich unter der Spengler'schen Familie Wolfgang Spengler als Glasmaler aus. Er verfertigte 1624 ein grosses Gemälde, dessen Hauptbild das kaiserlich österreichische Wappen, von zwei Wappen der Stadt Konstanz und Verzierung umgeben, ist. Um das Hauptbild reihen sich in acht Abtheilungen Vorstellungen vom Münzwesen der Stadt und der Name des Künstlers. Wo sich das Gemälde befindet, ist unbekannt.

Im gleichen Jahr fertigte Wolfgang ein anderes grosses Gemälde, welches den gefrorenen Bodensee mit der Aufschrift darstellt:

»Im Jahr 1624 den 10. Hornung war der Bodensee so stark zugefroren, dass man von Konstanz auf dem Eis nach Mersburg, Uldingen, Ueberlingen und Münsterlingen hat laufen können. Man hat auf dem gefrorenen Bodensee mit Hunden gejagt und Enten geschossen.«

Ein anderes grosses Glasgemälde mit den Konstanzer Patronen, dem heil. Konrad und Pelag und der Jungfrau Maria, am Rand zu drei Seiten die Wappen des Stadthauptmanns, des Stadtvogts, Bürgermeisters und der Rathsherren, unten daran die Stadt Konstanz aus der Vogelperspektive, befindet sich gegenwärtig im Geschäftszimmer des Bürgermeisters mit dem folgenden auf der Stadtkanzlei. Die Inschrift lautet: »Wolfgang Spengler 1653.« Der Künstler machte dieses,

in Zeichnung und Farben meisterhaft behandelte Bild der Stadt Konstanz zum Geschenk und erhielt dafür 50 Gulden. Es ist 75 Centimeter hoch und 45 Centimeter breit.

Das andere Gemälde, Grau in Grau gemalt, stellt die Stadt Konstanz nebst dem gefrorenen Bodensee und Rhein im Jahre 1684 vor. Man konnte damals unter der Rheinbrücke auf dem Eis durchgehen.

Zu gleicher Zeit mit Wolfgang lebte Simon Spengler in Konstanz. Von ihm sind auch nur wenige Glasgemälde bekannt, deren Aufbewahrungsort jedoch ich nicht kenne. Das eine ist ein grosses Bild aus dem Jahre 1625 mit Figuren und Wappen, für Nikolaus Trit, Spitalpfleger, in Konstanz gefertigt. Das andere mit Figuren und Wappen ward 1627 für Max Schulthaiss, Rath des Erzherzogs Leopold von Oesterreich und Stadthauptmann zu Konstanz, gemalt und hatte die frivole Aufschrift:

»Schöne Maidli,
Vinstere Stiega
Und starke trünk,
Macha das i zittre und hink.«

Ein drittes Gemälde hatte Wappen und Verzierungen für Heinrich Baumann, Baumeister und Rath zu Schaffhausen und Justina Ederlein, seine ehliche Hausfrau.

Zwei aus der Familie Spengler, nämlich Wilhelm und Johann Georg, lebten gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts gleichzeitig als Glasmaler in Konstanz. Wilhelm fertigte für Johann Hartmann von Roggenbach, Röm. Kaiserl. Maj. Rath und Commandeur der Balley Elsass und Burgund, Kommandeur zu Althausen und Mainau, Deutsch-Ordensritter 1688, ein 54 Centimeter hohes und 45 Centimeter breites Gemälde mit Wappen und Verzierungen und unter diesen eine Wildschweinjagd, welche darstellt, wie der Kommandeur ein Wildschwein mit einem Spiess in einem Sumpf erlegt. Wo es hingekommen ist, weiss Niemand anzugeben.

Johann Georg Spengler aus Gastel in dem Schweizerland fertigte ein noch auf der Stadtkanzlei dahier befindliches Glasgemälde, die Kreuzigung Christi mit vielen Figuren in Tuschmanier darstellend. In den vier Ecken sind die Sinnbilder der vier Evangelisten in Farben mit der Aufschrift angebracht: »Johann Georg Spengler invenit et pinxit 1696.« Auf der städtischen Schiessstätte war früher ein nun verschwundenes Glasgemälde mit einem Wappen und der Unterschrift J. G. Spenglers 1698.

Mit Joseph Anton Spengler erlosch nun 1780 die Spenglersche Familie hier, die über 200 Jahre geblüht und viele reife Früchte zu Tag gefördert hatte. Mit ihm sank die Kunst, welche wahrscheinlich nicht mehr bezahlt wurde. Er verfertigte keine grossen Gemälde mehr, sondern nur eine Menge kleiner Wappen, von denen sich noch mehrere mit halberloschenen Farben in den Fenstern des Rathszimmers auf der Stadtkanzlei befinden. Man bekommt einen Begriff von dessen Leistungen, wenn man in einer städtischen Urkunde liest, dass das Steueramt ihm für drei gemalte Scheiben, worauf zwei Leiner'sche und das Beuttersche Wappen waren, jeweils 1 fl. 30 kr. für das Stück zahlen musste. Als Spengler seine Familie überlebt hatte, gab ihm der Magistrat die Stelle eines Rheinzollers und nahm ihn später ins Bürgerspital auf, wo er altersschwach um 1780 starb.

Ausser den Spenglern waren noch einige Glasmaler hier, wie Conrad Altorffer, genannt Schüffelin von Schaffhausen 1555, Alexander Gluntz von Zürich 1550, Conrad Haarysen 1609, Hans Hüetli 1568 aus Konstanz, der 1582 nach Znaim in Mähren übersiedelte, Michael Keller, 1565, Heinrich Sernner aus dem Gastel im Schweizerland 1573, Kaspar Stillhart 1554.

An Malern und Kupferstechern, die sich einigen Ruf durch ihre Arbeiten zu verschaffen wussten, hatte die Stadt Konstanz keinen Mangel. Ob die interessanten Wandgemälde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts im Hause des Kaufmanns Schroff zu Constanz (Johannisstrasse No. 107) von einem Constanzer Maler und von welchem sie überhaupt herrühren, liess sich bisher nicht feststellen (s. die Abbild. dieser Bilder B. XV, Heft 6 der Mittheil. der antiqu. Ges. zu Zürich). Wir heben aus der grossen Zahl derselben nur die vorzüglichsten in alphabetischer Ordnung aus und beginnen mit Tobias Bock, dem Maler aus Konstanz. Von ihm wurde um das Jahr 1640 das Hochaltargemälde in der St. Stephanskirche zu Wien auf eine Zinnplatte von 20 Fuss (6 Meter) Höhe gemalt, die Steinigung des h. Stephanus darstellend. Für dieses Gemälde empfing er täglichen Unterhalt und noch 1218 Gulden an Geld. Auf andere Altäre in der gleichen Kirche malte er ein Bild mit Maria, dem Jesuskind und der Mutter Anna, so wie ferner ein anderes Bild mit Petrus und Paulus, für die Schotenkirche daselbst die Himmelfahrt Marias und den h. Sebastian, für St. Michael den h. Blasius, wie er Kranke heilt.

Ein Bruder dieses Künstlers, dessen Name unbekannt ist, soll ebenfalls ein guter Maler und vorzüglicher Gold- und Silbersticker ge-

wesen sein. Er trat in den Jesuitenorden. Ein anderer, ebenfalls dem Namen nach unbekannter Bruder, fertigte in der St. Stephanskirche zu Wien den Hochaltar von kostbarem weissem und schwarzem Marmor, sowie auch den Tabernakel von seltenem Marmor. Die Füllungen daran waren von Lapis Lazuli, Karniol, Amethyst und andern guten Steinen besetzt. Altar und Tabernakel sollen zusammen 25,487 Gulden gekostet haben.

Unter den Malern des vorigen Jahrhunderts nimmt Franz Ludwig Hermann aus Wangen im Allgau einen ehrenvollen Platz ein. Er war Hofmaler des Fürstabts von Kempten. Von seinen Gemälden befinden sich zwei in den nördlichen Seitenkapellen des hiesigen Münsters, nämlich die Marter des h. Bartholomäus, so wie die drei Weisen aus Morgenland, wie sie dem Neugebornen ihr Opfer darbringen, gemalt 1750. Von ihm ist bei St. Stephan an der nördlichen Chorwand der h. Johann von Nepomuk vor dem König Wenzel, der von ihm das Beichtgeheimniss seiner Gemahlin verlangt, und ihm für die Entdeckung Ehrenstellen, für die Verweigerung aber Todesstrafe anträgt. Dieses Gemälde ist nach Nikolaus Hug eines der besten, die sich in Konstanz befinden, sehr gut gezeichnet, von lebhaften Farben und kräftig im Licht und Schatten behandelt.

Für die Augustinerkirche malte er die h. Agatha, die sich jetzt in der Sakristei befindet, und für die Jesuiten- nun Lyceumskirche die Altarbilder der zwei Seitenaltäre, wovon der südliche oder der Altar zu Ehren aller Heiligen und der Apostel Petrus und Paulus oben in einem Medaillon den h. Johann von Nepomuk, das Hauptbild alle Heiligen darstellt, während der nördliche, zu unserer Frauen genannt, oben in einem Medaillon den sterbenden Joseph, im Hauptbild Maria mit dem h. Aloys und h. Stanislaus darstellt.

Im Jahr 1749 malte Hermann das Plafondgemälde in der ehemaligen Schloss- jetzt Pfarrkirche zu Mammern am Untersee, welches dessen Sohn Xaver im Jahre 1821 renovirte. Ebenso fertigte er im Münster zu Ueberlingen das Deckengemälde, theils allegorische, theils alttestamentarische Darstellungen enthaltend, sowie auch die zwei Gemälde in den zwei Seitenschiffen, den h. Anton von Padua und den h. Johann von Nepomuk.

In der Kirche zu Kreuzlingen malte er im Jahre 1765 das Deckengemälde. Er erwies sich durch alle diese Bilder als ein erfahrener Künstler in der Freskomalerei, der gut im Zeichnen war, ein ange-

nehmes Kolorit hatte und kräftig die Farben zu behandeln wusste. Hermann starb am 25. Mai 1791 im siebzigsten Jahre in Konstanz.

Von seinem Sohn Franz Xaver Hermann, gestorben in Konstanz am 29. November 1839 fast 80 Jahr alt, ist nur noch ein Freskobild an der östlichen Seite des Theaters, den Sieg der neuern Schauspielkunst über die Harlekinade darstellend, übrig geblieben. Ein anderes, welches in launiger Weise die vier Jahreszeiten an der Aussenwand eines Hauses in der Rheinstrasse zeigte, wurde leider übertüncht. Von dem um 1790 gemalten sog. Narrenzimmer, das Masken in den verschiedensten Stellungen und Aufzügen vorstellte, sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden.

Zu den geschätztern Malern kirchlicher Bilder gehört Joh. Jakob Anton von Lenz, geboren in Mösskirch am 8. Sept. 1701, gestorben in Konstanz am 3. August 1764. Für die Franziskanerkirche daselbst malte er ein 24 Schuh (7 Meter 20 Centim.) hohes Bild, die Himmelfahrt Maria darstellend. Die Zeichnung dieses Bildes war gut, die Farben lebhaft, die Arbeit aber flüchtig. Wie viele Maler seiner Zeit liess er bei den Schatten an den Figuren und an der Architektur den dunkelrothen Grund der Leinwand durchsehen, der in die dunkeln Stellen noch tiefer abschattirt war. Die Lasur versank mit der Zeit in den rothen Grund und gab dem Bild ein widriges Ansehen. Bei Aufhebung der Kirche 1817 kam das Bild ins Kloster Feldbach bei Steckborn im Thurgau; wo es von dort hingekommen, ist mir unbekannt. Das Gleiche gilt von dem Hochaltarblatt in der Kollegiatkirche St. Johann in Konstanz, das er 1750 mit mehr Fleiss ausführte. Zwei weitere Altarbilder von ihm mit seinem Namen versehen, befinden sich noch in der Kirche zu Niederzell in der Reichenau.

Ein anderer Konstanzer Künstler hat sich sowohl durch seine Kunstfertigkeit, als durch seine Schicksale Ruf erworben: es ist dies Philipp Memberger. Der gelehrte Pater Gabriel Bucelin sagt in seinem Lacus Potamicus S. 5 in seiner überschwänglichen Weise: »Dieser Künstler habe ausser dem wunderschönen und lebhaften Gemälde, dem Hochaltarblatt zu St. Stephan in Konstanz, die Opferung der h. drei Könige darstellend, als zweiter Zeuxis seines Jahrhunderts noch viele andere Denkmäler seiner Kunst in seiner Vaterstadt hinterlassen«. Dies Gemälde hängt gegenwärtig an der südlichen Wand im Chor der Kirche St. Stephan.

Ein anderes grosses Gemälde auf Holz, das Gesicht Ezechiels darstellend, war früher in der von Landseeischen Kapelle in der Fran-

ziskanerkirche hiesiger Stadt. Bucelin sagt l. c. S. 8 von ihm, dass man, je mehr man es betrachtet habe, desto mehr von ihm ergriffen worden sei. Das Kloster schenkte es dem Bischof Maximilian von Rodt, der es nach seinem 1800 erfolgten Tod demselben wieder zurückstellen liess. Bei der gänzlichen Aufhebung desselben kam es nach Karlsruhe und befand sich 1860 noch im Besitz des Herrn Conradin Haagel daselbst.

Ueber den Verfertiger dieses Gemäldes gingen die Meinungen auseinander. Einige hielten ihn für Rubens, andere für Lukas Leyden, und der grosse Kunstkenner, Bischof Karl Theodor von Dalberg, für das Werk des holländischen Malers de Voss. Dalberg konnte die verständige Anordnung des Ganzen, die vortreffliche Figur des Propheten und das Kolorit nicht genug loben. Das Gemälde trägt den Charakter der deutschen und niederländischen Schule an sich und könnte zum Beweis dienen, dass Memberger Italien nicht besucht habe.

In der Sakristei der Kirche St. Stephan befindet sich ein Porträt Memberger's, mit einer kurzen lateinischen Lebensbeschreibung desselben, aus der wir erfahren, dass er wegen seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben eingekerkert worden ist und erst nach dem Anfall der Stadt ans Haus Oesterreich 1548 befreit wurde. Er starb am Maria-Geburtstag 1584.

Ausser ihm wird aus städtischen Urkunden ein Maler Hans Kaspar Memberger bekannt, der in der 49. Woche 1618 gestorben ist. Von seinen nähern Lebensumständen und Werken weiss man nichts.

Im 18. Jahrhundert zeigte sich Franz Joseph Spiegler, im Jahre 1699 geboren zu Riedlingen in Schwaben, gestorben 1765 in Konstanz, als tüchtiger Maler. Er kam zu dem geschätzten Historienmaler Kaspar Sing nach München in die Lehre und hatte nachher Gelegenheit, sich in der Klosterkirche zu Zwiefalten bei Riedlingen im Freskomalen auszuzeichnen. Wie man sagt, soll er die Stiftskirche sowie den Fürstensaal in Kempten sehr kunstreich gemalt haben. Ebenso malte er für die Kirchen zu Ueberlingen am Bodensee und zu Radolphzell am Untersee mehrere Altargemälde. An seinen Arbeiten ist die Zeichnung und Gruppirung leicht und ungezwungen, seine Färbung angenehm und kräftig.

Für die Augustinerkirche in Konstanz fertigte er 1549 das Deckengemälde, den h. Augustin auf Wolken, von vielen Augustinermönchen und Nonnen umgeben. Dieses Bild ist äusserst leicht und ungezwungen

in der Zusammensetzung, und wenn auch kein besonderer Farbenschmuck dabei verwendet werden konnte, um das Auge zu täuschen, so sieht man doch daraus, dass Spiegler es verstand, noch etwas Besseres zu machen.

In der Schlosskirche in der Mainau ist das Hochaltarblatt: »Maria mit dem Jesuskind«, sowie das Bild auf dem nördlichen Seitenaltar: »Longinus dem hängenden Christus die Lanze in die Seite stossend«, und jenes auf dem südlichen: »Der todte Christus im Schooss Marias«, und das Deckengemälde: »Maria, von Sternen umstrahlt in den Himmel fahrend« von diesem Künstler.

An die St. Johannkirche in Konstanz liess Spiegler auf seine Kosten eine Kapelle erbauen. Hiezu stiftete er einen Altar und verfertigte zu demselben ein schönes Gemälde, darstellend, wie Christus dem Apostel Thomas erscheint und seine Wunden zeigt. Nach Vollendung dieser Arbeit starb der Künstler. Man weiss nicht, wohin dies Gemälde gekommen ist.

Von einem Maler Karl Stauder wissen wir nur, dass er im ersten Drittheil des 18. Jahrhunderts in Konstanz gelebt und Arbeiten gefertigt hat. Von ihm stammte das alte Hochaltarblatt in der Augustinerkirche, den h. Augustinus, von Gott Sohn in den Himmel aufgenommen, von vielen heiligen Augustinermönchen umgeben, darstellend. Es war über 20 Fuss oder 6 Meter hoch, mit der Aufschrift: »Karl Stauder pinxit 1710«, und dem Wappen des Stifters, Stadthauptmann Ferdinand von und zu Stadel.

An den Seitenwänden im Langhaus derselben Kirche befanden sich 16 grosse Gemälde, welche die wichtigsten Wunder des h. Augustinus darstellten, alle mit den Wappen des Stifters, des Freiherrn von und zu Stadel, versehen. Alle wurden sammt dem Hochaltar vor etwa 30 Jahren aus der Kirche entfernt; wohin sie gekommen, ist mir nicht bekannt.

Sein Sohn Karl Stauder malte viele Bildnisse im Grossen, welche die Hausgänge zieren. Von ihm sind in der Bibliothek des hiesigen Lyceums zwei Bildnisse, ein Abt von Petershausen und Salem, Mitstifter dieser Bibliothek und der Unterschrift: »Karl Stauder junior pinxit 1715«.

Wohin zwei grosse von ihm gemalte Bilder: »Die h. Magdalena und Johannes der Täufer« gekommen sind, darüber ist kein Aufschluss erhältlich.

Der bedeutendste der Konstanzer Maler dürfte wohl Christoph

Storer sein, der um 1611 hier geboren wurde. Nachdem er bei seinem Vater, Lukas Storer, die Malerei erlernt hatte, kam er zu seiner besseren Ausbildung zu dem damals berühmten Maler Herkules Procaccini in Mailand. Storer zeigte sich bald als praktischer Künstler und malte mehrere Bilder für die Kirchen zu Mailand und die Karthause zu Pavia. Er verehelichte sich 1652 mit der Mailänderin Angela Pamphora, wurde 1658 Mitglied des innern Raths und erscheint als solches zum letztenmal 1671, seinem Todesjahre. Sein Grabmal befand sich am Eingang in die Schottenkapelle und bestand aus einer auf der Erde liegenden Steinplatte, auf welcher ein aufrecht stehendes eisernes Kreuz mit einer Kapsel befestigt war, welches die Grabschrift und eine Abbildung des betenden Storers mit seiner Familie enthielt. Der im Jahre 1771 geborne und 1852 verstorbene Zeichnungslehrer Nikolaus Hug sah dieses Grabmal oft und las die Inschrift. Dadurch ist die Angabe von Sandrart und Fuessli (Kunstlexikon) zu Genüge widerlegt, dass er in Mailand gestorben sei. Er hatte drei Söhne und eine Tochter hinterlassen, die ins hiesige Kloster Zofingen ging. Von den Söhnen starb 1730 Franz Karl, Doktor der Theologie und Domher in Konstanz. Der älteste Sohn wurde Maler, der jüngste, Ignatz Joseph, Kandidat der Rechte und 1703 Mitglied des kleinen Raths.

Christophs Hauptwerke in Deutschland sollen sich im Dom zu Augsburg, in der Jesuitenkirche zu Landshut, in der Stiftskirche zu Kempten und in der Gemäldegallerie zu Schleissheim befinden.

Für die Klosterkirche Petershausen malte er 1665 das Hochaltarblatt: Christus am Kreuz darstellend, mit Maria, Johannes und Magdalena, sowie mit etlichen Kriegsmännern zu Pferd. Die richtige Zeichnung, so wie die schöne und kräftige Behandlung der Farben veranlassten, dass dieses Gemälde wie eine Arbeit von Rubens geschätzt wurde. Nach Aufhebung dieses Klosters wurde es 1824, wie man sagt, um den Spottpreis von 24 Gulden sammt dem Altar ans Kloster Kreuzlingen verkauft, in deren Kirche beide noch sind und den Hauptaltar bilden.

Für die ehemalige Kapuzinerkirche dahier fertigte Storer ein Hochaltargemälde,' darstellend, wie Petrus auf Befehl des Herrn zum Fischfang ausfährt, eine in Zeichnung sowohl als in Farbe meisterhafte Arbeit, die sich jetzt in der städtischen Sammlung im Rosengarten befindet.

In der Kirche St. Stephan war früher auf dem südlichen Seitenaltar im Langhaus ein Storer'sches Gemälde, die Steinigung des h. Stephanus. Der Heilige kniet auf der Erde mit ausgestreckten Armen,

den Blick gegen den Himmel gerichtet, während kräftige Männer Steine auf ihn werfen. Dieses treffliche Bild verbrannte am Charsamstag den 15. April 1854, Mittags um 12 Uhr, entzündet durch eine davorstehende Wachskerze des h. Grabes.

An der innern westlichen Seite des grossen Portals im Münster malte Storer im Jahre 1659, wie die Aufschrift zeigt, für Georg Sigmund Miller, Domherr, Weihbischof und Bischof zu Heliopolis, der erst 1686 starb, ein Gemälde. Den Raum unterm Bogen füllt ein Bild mit Gott Vater und Sohn in den Wolken, welch letzterer sich zu der unten befindlichen Maria neiget, die bedeutsam auf den im Kirchenornat da knieenden Domdechant weiset, und ihn ihrem Sohne liebevoll empfiehlt. Links erscheint der Tod im bischöflichen Ornat und ein Gerippe als Ritter geharnischt, der Millers Familienwappen umgestürzt emporhält, zum Zeichen, dass mit ihm sein Name und Stamm erlösche. Das Ganze ist wegen des lebhaften und kräftigen Kolorits, der richtigen Zeichnung und schönen Zusammensetzung der Figuren eine sehr schätzbare Arbeit.

Früher war in der hiesigen Schottenkirche ein etwa 8 Schuh oder 240 Centimeter hohes Altargemälde, das Storer im Jahre 1635 dahin gestiftet hatte. Es stellt den vom Kreuz abgenommenen Leichnam Christi im Schooss seiner Mutter liegend dar, die voll Wehmuth gegen den Himmel blickt, während einige Engel beschäftigt sind, die Wunden des Erlösers zu reinigen. Auf der (heraldisch) rechten Seite in einer Ecke ist das Storer'sche Wappen mit der Jahrzahl 1635. Das ganze Bild ist sehr dunkel gehalten und Christus ist nur durch einen gelben Lichtstrahl aus den Wolken beleuchtet, was eine vortreffliche Wirkung macht. Das Gemälde hat eine meisterhafte Haltung im Helldunkel. Gegenwärtig befindet es sich im südlichen Seitenschiff der Augustinerkirche.

Zu Mersburg in der Pfarrkirche ist das Hochaltarblatt: »Die Flucht nach Egypten«, das sonst in der Burgkapelle ob der Burg Eisgrube war, auch von Storer.

Das Urtheil des Herrn Galleriedirektors von Gegenbauer in Stuttgart, selbst ein geschätzter Künstler, lautet über Storer folgendermassen: »Derselbe vereinige die deutsche und italienische Weise der Malerei in sich, und er weihe einem Gemälde dieses Künstlers gern einige Stunden zu lieb, um solches betrachten zu können.«

Ueber die nähern Lebensumstände Storers erfahren wir aus dem

Rathsbuch 1652, dass derselbe schon vor seiner Verbindung mit Angela Pamphora mit einer ungenannten Frau verheirathet gewesen sei.

Widersprechend sind die Angaben über Christoph's Vater, da einige behaupten, es sei Lukas, die andern es sei Bartholmä Storer gewesen. Von Lukas besitze ich eine getuschte Handzeichnung: »Neptun mit seinem Gefolge«. Er soll ein geschätzter Künstler gewesen sein, und für schwäbische Kirchen und Klöster viel gearbeitet haben. Ausser diesen kommt um 1611 ein Maler Hans Georg Storer vor, der ein Bruder Christophs gewesen sein soll und um 1687 ein Franz Karl, der als Sohn Christophs bezeichnet wird. Von beiden befanden sich noch in unserm Jahrhundert an der Südseite der St. Stephanskirche Freskogemälde, die übertüncht worden sind.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Konstanz ein Maler, Konrad Wengner, geboren zu Dann im Allgau 1728. Er verehelichte sich am 8. Oktober 1762 mit der Tochter des Malers Spiegler. Wengner war ein guter Geschichts- und Bildnissmaler und kopirte mit grossem Talent alte gute Gemälde in Galerien so täuschend, dass er sie für Originalien verkaufte. Dies trug ihm zuerst viel Geld, später aber auch viel Verdrüsslichkeiten ein. Er hielt sich viel in Mersburg auf und arbeitete für den Bischof, von dem er den Titel eines bischöflichen Hofmalers erhielt. Später zog er nach Konstanz und malte Gemälde, die zwar schwach an Farbe waren, aber in der Ferne noch gute Wirkung machten. Ein solches ist in der Kirche zu Allmannsdorf, den Ritter Georg darstellend, vom Jahr 1776. Er starb wahrscheinlich in den Jahren 1785 oder 1786.

Von den Malern und Kupferstechern, die in Konstanz auf längere oder kürzere Zeit ihren Aufenthalt genommen, finden sich folgende vor, als: Andreas Asper 1659, Maler, ebenso Hans Asper 1617, Lux Bockstorff von Ravensburg, Maler, 1566, Joachim Bösinger, Maler 1684. Bos Thomas, Kupferstecher von Brandenburg 1571, Ebernandi, Maler 1301. Enderle Thomas, Maler 1702. Franz von Hof, Niederländischer Maler 1580. Heinrich Griffenberg, Maler 1440. Marx Kaspar Hammel von Ellwangen, Maler 1670. Nikolaus Haut, Kupferstecher 1668. Hans Hochensinn, älter, Maler 1609. Peter Igel, Maler 1496. Sylvester Knauss, Maler 1570. Hans Kuckinger, Maler 1482. Franz Xaver Maier, Maler 1691. Kaspar Memberger, Maler 1603. Samuel Metzler, Maler 1565, gestorben 1601. Johannes Riedlinger von Mersburg, Maler 1669. Philipp Ringower, Maler aus Sulgen 1583. Wendelin Moosbrugger aus Rehmen im Vorarlberg 1760—1849. J. M. Reiser,

Maler 1739—1774. Bartholomä Stainer, Maler 1609. Michael Stöckhlin, Maler 1619. Ignatz Steinlechner, Maler 1739. Sebastian Tieterich, Maler 1684. N. Vyolenn, Maler 1571. Friedrich Walter, Maler 1482.

Ueber Goldarbeiter enthalten die archivalischen Schriften Einiges in Bezug auf bürgerliche Verhältnisse; aber nichts über deren Arbeiten. Von einem Goldarbeiter Ochsenhorn sagt Mone's Quellensammlung, erster Band S. 344, dass er auf Weihnachten 1446 einen silbernen Sarg gemacht habe, an dem er wohl zwei Jahre gearbeitet. Man gab ihm von der Mark Gold 30 Gulden zum Lohn vom Werken. Man meint, dass der Sarg 60 Mark Gold gehabt habe, für die er 1800 Gulden Lohn bekommen. Der Sarg hatte 2000 edler Steine, die darein gewirkt sind, was machte, dass man ihm so viel zu Lohn gab. Es kam auch viel Silber an die Füsse und wo es am Sarg nothwendig war. Wahrscheinlich wurde dieser Sarg für das Münster gefertigt und vielleicht in der Reformationszeit verschmolzen. So viel ist sicher, dass derselbe nicht mehr in Konstanz zu finden ist.

Von anderen Goldarbeitern kommen in den Archivalien vor, Friedrich Bäsinar 1425. Georg Frey 1493. Heinrich Egloff 1577. Nikolaus Gruss 1475. Heinrich Hamma 1603. Lux Keller 1626. Hans Ulrich Kündigmann, jung, 1569. Heinrich Müller 1440. Mathis Nachpur von Laugingen 1536. Hans Jakob Nagel 1571. Hans Nythart 1506. Hans Kaspar Rothblätz 1684. Hans Scheibsrad 1652. Jakob Schmid 1421. Ludwig Schwenig 1497. Konrad Schönow 1419. Hans Stapf 1554. Konrad Stoss 1475. Leonhard Stütz 1613—1638. Jakob Waibel 1611. Jakob Zeller 1611.

J. Marmor, städtischer Achivar.

---

4. Römische Inschriften in Miltenberg.

Bei Gelegenheit der Eisenbahnbauten entdeckte man im Herbst 1875 in Miltenberg in der Nähe des Mudbaches und des Mains bedeutende römische Reste, worüber ich den Berichten thätiger Alterthumsfreunde, des Bezirksarztes Dr. Moerschell und des Kreisrichters a. D. Conradi[1]), folgende Notizen entnehme. Ich behalte mir vor,

1) Von Letzterem wird eine genaue Beschreibung erwartet.

dieselben nach eigener Besichtigung des noch Vorhandenen zu vervollständigen. Man hat Theile der Umfassungsmauern eines römischen Castells blossgelegt, einen rechten Winkel von Grundmauern, wodurch sich die Richtung des Gebäudes bestimmte. Die innere Fläche berechnet Dr. Moerschell auf 10—12000 □Meter, ohne genauere Messungen anzugeben. Für ein Manipel- oder Numerus-Castell würde der Umfang zu gross, für eine Cohorte zu klein ausfallen[1]. Dem Vernehmen nach sind seitdem genauere Pläne aufgenommen, mir sind sie nicht zu Gesichte gekommen[2]. Gegen Süden fand man das Einfahrtsthor, in der Mitte der nördlichen Mauer Spuren der Präfectur.

Innerhalb des Castells kamen zerbrochene Capitelle, glatter Steinboden und ein 24 Centim. breiter, 28½ Centim. langer Stein zu Tage, auf welchem in ziemlich roher Arbeit Minerva als Kriegsgöttin gebildet ist. Der Kopf fehlt, Locken sind am Halse bemerkbar. Die Göttin ist in ein langes Gewand und einen Ueberwurf gekleidet, der mittels einer grossen Fibula auf der rechten Schulter befestigt wird. Den linken Arm stützt sie auf einen hohen am Boden stehenden Schild, mit dem erhobenen rechten hat sie eine Lanze gefasst, welche hinter oder auf einem Medusakopfe den Boden erreicht. Inschriften sind nicht zum Vorschein gekommen.

Desto ergiebiger erwiesen sich die Entdeckungen östlich vom Castell. In einer Entfernung von 10—12 Meter stiess man auf ein rechtwinkliges Gebäude, welches eine Reihe grösserer Räume, darunter 4 heizbare, enthielt. Bäder, wie man dergleichen Anlagen, die sich auf der ganzen Linie der Hochebene des Mümling finden[3], gewöhnlich benennt, waren es nicht, sondern heizbare Wohnungen für die Wachtmannschaft, welche im benachbarten Castell kein Hypocaustum fand[4]. Daher erklärt es sich, dass in dem Gebäude zwei Votivaltäre der Fortuna geweiht waren, welcher die auf gefährlichen Posten aufgestellten Soldaten sich zu empfehlen Grund hatten. Vor einem erhöhten Sockel lag wohl erhalten ein 1,23 Meter hoher, 0,53 breiter, 0,10 dicker Sandstein; er ist oben mit einem Kranz und zwei Rosetten verziert. Darauf liest man folgende Inschrift:

---

1) v. Cohausen, Jahrb. 47, 51.
2) S. Nachtrag.
3) K. Christ, Jahrb. 49, 106.
4) Becker, Jahrb. 15, 88.

1)

FORTVNÆ
SACRVM
C · VALER
QVIRINA ·
TITVS · > ·
LEGIONIS
EX · CORNI
CVLARIO
COS

C. Valerius Titus war Cornicularius oder Adjutant besonders für Civil- und Rechts-Geschäfte des in Mainz residierenden Consulars, des Statthalters der Provinz, gewesen und zum Centurio in der Legion befördert worden (vgl. Orell. 3157). Die Zahl der Legion wird auffallenderweise nicht genannt (Henzen 5286), es kann nur eine der beiden obergermanischen gewesen sein, d. h. entweder der XXII. Primigenia, der regelmässigen Besatzung von Mainz, oder der VIII. Augusta. Die Angabe der Tribus macht es wahrscheinlich, dass die Inschrift nicht später ist als das erste Drittel des dritten Jahrhunderts (Henzen 6427). Zu der Tribus Quirina gehörte auch Augusta Raurica und Aventicum (Grotefend imp. R. trib. descr. S. 124), ebenso Böckingen in Württemberg (Br. 1585), so dass man glauben möchte, das ganze rechte Rheinufer von Germania superior sei in dieselbe einverleibt worden.

Daneben fand man einen 0,70 Meter hohen, 0,65 breiten Stein, auf welchem roh gebildet Fortuna sitzend erscheint, den linken Fuss auf eine Kugel gestützt, zwischen zwei stehenden Knaben, welche die Attribute der Göttin, ein Füllhorn und ein Ruder, in den Händen halten. Auf der schmalen Basis liest man:

2)

DEAE FORTV
NAE · SACRVM
SEMPRONIVS
MARTIALIS · PRET ·
V · S · L · M

d. h. votum solvit libens merito. Der Stein hat zwar PRET. Da aber ohne Zweifel der Befehlshaber einer Cohorte gemeint ist und diese, wenn nicht unter einem Tribunen, regelmässig unter einem Praefectus standen, wird in Z. 4 statt T ein F gelesen werden

müssen[1]). Den Namen der Cohorte gibt die Inschrift ebenso wenig wie die andere die Legion an. Indessen lassen sich beide Benennungen mit grösster Wahrscheinlichkeit aus den zahlreichen Ziegelstempeln des Hypocaustum erschliessen. Die obere Platte des Heizraumes trugen nämlich je 7—8 Ziegelsteine, von denen die obersten mit folgenden Stempeln versehen sind:

3) LEG VIII AVG. oder LEG VIII VVG und

4)



Nur ein einziger Ziegel enthält den Stempel LEG XXII · P · P ·, der andern sind mehrere, darunter eine 0,585 M. lange und breite, 0,055 dicke Platte aus dem Heizraum. Ziegel der 22. Legion Primigenia ohne Beinamen, wie mit der Bezeichnung P · F (Pia Fidelis), PR (Primigenia), P · P · F (Primigenia Pia Fidelis), oder wie hier P · P (Primigenia Pia) haben sich auch in der Nähe gefunden, und der vereinzelte Ziegel mag aus den Brennereien des benachbarten Schlossau (Brambach 1736) herrühren. Die Miltenberger Kaserne ist von einer Abtheilung der achten Legion im Verein mit der vierten vindelicischen Cohorte zur Zeit Caracalla's gebaut, und die beiden Altäre der Fortuna sind von dem Befehlshaber der Cohorte und dem Centurio der Legion bald nach einander gesetzt worden.

Die Geschichte der achten Legion vor ihrer Verpflanzung nach Germanien gibt Mommsen (C. I. L. III, p. 280. 482) vorher Borghesi 4, 222. (vgl. Klein, über die Legionen, welche in Obergermanien standen, Mainz 1853). Wir begegnen ihr zuerst unter den augustischen, da im J. 14 v. Chr. ihre Veteranen nach Berytus und Heliopolis

1) E statt AE findet sich auch bei Brambach 308, und T statt F ist ein Fehler des Steinmetzen.

in Syrien geführt wurden (Zumpt comm. epigr. 1, p. 371. C. I. L. III, 191. 193[1]). Augustus wies ihr Standquartiere in Dalmatien an; wahrscheinlich wegen des grossen Kriegs, den Tiberius 6—9 n. Chr. führte, kam sie nach Pannonien, wo sie, wohl bei Poetovio[2]), noch im J. 23 stand (Tac. an. 1, 23. 4, 5). Aus Dalmatien sind folgende Inschriften bekannt geworden: eines Soldaten bei Albona (3051), eines Veteranen auf der Insel Veglia (3127), ein Ziegel aus Ljubuski (6435); aus Pannonien eines Centurionen in S. Veit bei Pettau (4060). Die Grabschrift eines macedonischen Veteranen in Stobi (630) scheint noch in das erste Jahrhundert zu gehören. Aus Pannonien wurde die Legion durch Claudius Feldzug nach Britannien 43 f. abberufen, bei dem sie ganz oder theilweise mitwirkte[3]). Nachher bezog sie ihre alten Quartiere nicht wieder; wir finden Spuren von ihr in Noricum, das sie auf dem Marsche berühren musste; namentlich beweist die Grabschrift einiger Reiter der Legion in Virunum, von denen einer quaestor veteranorum heisst[4]) (C. I. L. III, 4858), dass sie in der Gegend stationiert war, und dass sich ihre Veteranen in der colonia Claudia Virunum (Klagenfurt), an welcher Zumpt com. ep. 1, 390 ohne Grund zweifelt, niederliessen. Aus derselben Zeit rührt die Grabschrift eines Veteranen in Celeia (Cilli) her (ebd. 5220). Beim Ausbruch des bürgerlichen Krieges 69 finden wir sie in Mösien; wahrscheinlich hatte sie die 62 zu dem armenischen Kriege abberufene V. Macedonica (Tac. an. 15, 6) ersetzt. Denn diese wurde nach der Eroberung von Jerusalem 72 nach Mösien zurückgeschickt, nachdem die achte im J. 69 von dort abmarschiert war (Joseph. b. Iud. 7, 5). Dass sich unter den Vexillationen, welche Nero kurz vor seinem Ende in den Orient zu dem Kriege gegen die Albaner geschickt und wegen des gallischen Aufstandes von Vindex zurückgerufen hatte, auch die achte Legion befunden habe, ist möglich, aber nicht so gewiss, wie Borghesi 4, 223 meint[5]), unrichtig dessen Angabe, dass die Legionen auf dem Marsch nach dem Orient in Mösien Gegenbefehl erhalten hätten. Nach Tacitus hist. 1, 9 waren die illyrischen Legionen selbst gegen Vindex aufgeboten, aber aus

1) Wenn die erste Inschrift eines Veteranen, Flavius Iulianus, in Beroea nicht eher in die Zeit Vespasians gehört? In der zweiten möchte ich statt mil. LEG. VIII AVG lieber vet. ergänzen).

2) Später stand dort die 13. Legion (Tac. hist. 1, 1).

3) Henzen, bullet. arch. 1872, p. 100. Hübner, C. I. L. VII, p. 305.

4) Mommsen, Hermes 7, S. 318 ff.

5) Hist. 2, 11 nennt Tacitus nur die Leg. VII. XI. XIII. XIV.

Germanien, Britannien und Illyricum Numeri gegen die Albaner vorausgeschickt und zurückgerufen worden (1, 6), die Germanen von Alexandrien zur See, also die Illyrier auf dem Landwege. Da sie auf dem Rückmarsch in Rom lagen, konnten sie nicht durch Mösien marschiert sein: wahrscheinlich sollten sie sich in Brundusium oder Puteoli nach Aegypten einschiffen, um mit den orientalischen Truppen vereinigt an das kaspische Meer zu ziehen. Denn sonst wären sie durch Mösien und Kleinasien schneller ans Ziel gekommen. In Rom standen also bei Galba's Einzug nur diese Numeri, und zwar in zwei Lagern als Germanica vexilla und Illyrici exercitus electi (1, 31). Erstere müssen die britannischen Numeri einbegriffen haben. Die illyrischen Legionen waren also nicht in Mösien aufgehalten, sondern von dort nach dem Westen beordert und wieder in ihre Quartiere zurückgesandt worden [1]), als sie im J. 69 mit der aus Syrien einmarschierten III. Gallica den Einfall der Rhoxolanen zurückschlugen (Tac. hist. 1, 79). Derselbe Legat, welcher die achte Legion damals befehligte, Numisius Lupus, führte sie nach Italien, wo sie für Vespasian erfolgreich kämpfte (Tac. hist. 3, 10). Mit dem grossen Heere des Cerealis setzte sie sich im J. 70 nach Germanien in Bewegung und blieb dort nach Beendigung des batavischen Krieges mehrere Jahrhunderte hindurch [2]). Denn wenn sie im Itin. Antonini, also im 3. Jahrh., p. 302 bei Viminacium angesetzt wird, so ist die Zahl verschrieben: die Legion, welche Ptolem. 3, 9, 3 ohne Zusatz aufführt, war entweder die VII. Claudia oder die IV. Flavia, vgl. Mommsen C. I. L. III, 1, 264. Gleich zu Anfang nahm die achte Legion ihre Quartiere in Obergermanien und behielt dieselben, wie die XXII. Primigenia, auch nachdem sich seit M. Aurelius die Besatzung von Germanien um die Hälfte vermindert hatte. Der Sitz des Statthalters dieser Provinz war und blieb Mainz [3]); die

1) Aus den Worten des Tacitus hist. 1, 9 „dum in Italia cunctantur" geht hervor, dass sie auf dem Marsch nach Gallien gegen Vindex auf die zurückbeorderten Vexillationen in Oberitalien warteten, um mit ihnen zusammen über die Alpen zu ziehen.

2) Einen tribunus militum, den Vater des P. Tullius Varro, nennt die Inschrift bei Borghesi 3, 186. Da dieser Legat einer Legion unter Vespasian war, wird er das Tribunat noch vor dem Abmarsch der Legion bekleidet haben. Denn da zwischen dem Tribunat und der Legation beiläufig 12 Jahre verliefen, muss Varro zwischen den Jahren 50 und 60 Tribun geworden sein.

3) Wie Bergk Jahrb. 58, S. 120 ff. zeigt, hat Mommsen, Hermes 3, S. 119 die Stelle des Sueton. Domit. 7 missverstanden und mit Unrecht Vindonissa für die ursprüngliche Hauptstadt von Obergermanien erklärt.

Legionen wurden nach einer Anordnung Domitians getrennt, die regelmässige Besatzung von Mainz bildete die XXII. Legion; die VIII. mit ihrem Legaten stand in Argentoratum, wenigstens unter Antoninus Pius (Ptolem. 2, 9, 17). Der Stab lag dort auch im J. 201/2 nach der Inschrift Bramb. 1883, Henzen 6778, welche Untergebene des princeps, d. h. des centurio princeps (legionis oder praetorii oder castrorum) erwähnt, eines Officiers, welcher die Legionsgeschäfte verwaltete[1]), und der günstigen Lage wegen wird es auch später so geblieben sein. Bei Amm. Marcell. 15, 11 heisst Strassburg ein municipium. Unter dem Schutz der Legion vollzog sich auch im Elsass der Uebergang von Lagerstädten zu städtischen Verfassungen, welchen Mommsen, Hermes 7, S. 299 ff. trefflich erläutert hat. In Königshofen finden wir frühestens in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wie die Formel in h(onorem d(omus) d(ivinae) beweist, vicani Canabenses und einen vicus Canabarum (Henzen 6803, Bramb. 1891). Da für die militärischen Bedürfnisse durch die Legion selbst ausreichend gesorgt war, sind zwar zahlreiche Legionsziegel in Strassburg, Colmar, Niederbronn u. s. w. zum Vorschein gekommen, aber keine von Hülfscohorten, ja auch die Denkmäler der Legionssoldaten treten hinter den Zeugnissen bürgerlichen Lebens zurück. Anders war es, und zwar besonders vom zweiten Jahrhundert an, jenseit des Rheines bestellt.

Aus der ersten Zeit des Aufenthalts der Legion in der Provinz stammen drei Inschriften mehrerer Veteranen, welche (vermuthlich im J. 74) von Vespasian in die Colonie Reate[2]) geführt waren. Grut. 1031, 6 = Doni p. 259, 130. Orell. 3685. Henzen 6960. Einer war aus Philippi in Macedonien gebürtig, also schon, als die Legion noch in Mösien stand, in dieselbe eingetreten, ebenso wie die vorher Genannten. Die Zeit bestimmt sich durch das gleichzeitige Diplom für die in Germanien liegenden Cohorten (C. I. L. III, 2 p. 852)[3]).

Unter den flavischen Kaisern theilte die Legion die Bewachung der Provinz mit 3 Legionen, der XXII. Pr., der I. Adiutrix und der XI. Claudia, nachdem die XXI. Rapax verschwunden war. Beide letztern werden unter Trajan auf einer Inschrift in Baden-Baden zusammen

1) Mommsen zu C. I. L. III, 1, p. 166.

2) Zumpt, comm. epigr. I. p. 395.

3) Auch die bei Mailand gefundene Inschrift Orell. 5006 scheint hierher zu gehören.

genannt (Br. 1666); Denkmäler aller Art finden sich, am häufigsten im Süden, vereinzelt von der XI. bis Friedberg (Br. 1417, b), ihr Hauptquartier scheint aber Vindonissa gewesen zu sein. Vor 170 wurde sie nach Moesia inferior versetzt (Wilmanns 1458). Da sie unter M. Aurelius im parthischen Kriege mitgekämpft zu haben scheint (ebd. 636. Henzen 5478 f.?), wird sie um diese Zeit in jene Provinz verlegt worden sein (eine Inschrift aus der Krim C. I. L. III, 782), nicht erst, wie Borghesi 4, 228 annimmt, zur Zeit des Septimius Severus. Dafür spricht auch die Differenz zwischen Ptolem. 3, 10 und dem Itinerarium Antonini 223, 4. Jener setzt nach Dorostorum die leg. I. Italica, dieses die XI. Claudia. Die leg. I. Adiutrix war auf Anlass des Aufstandes von Antonius Saturninus mit der VII. Gemina von Spanien nach Obergermanien geführt worden (Mommsen, Hermes 3, S. 119); sie nahm, während L. Iulius Ursus Severianus Statthalter von Obergermanien war, unter Nerva an dem suebischen Kriege Theil (Henzen 5439) und blieb, wie jene Badener Inschrift beweist, unter Trajan in Obergermanien. Unter Antoninus Pius stand sie in Bregetio in Pannonien (Ptolem. 2, 14, 3), war also in der Zwischenzeit, etwa unter Hadrian (?) dorthin versetzt worden. Die legio VII. Gemina kam zwar damals auch nach Germanien und zwar zunächst, wie es scheint, nach Obergermanien; denn ihr Tribun war nach einer Wormser Inschrift (Br. 896) Präfect einer ala Scubulorum, welche in Obergermanien lag (ebd. 1512); blieb aber nur kurze Zeit dort. Ihre Anwesenheit in der Provinz bezeugt die Inschrift (Henzen 6702) unzweifelhaft. Dort heisst T. Staberius Tribun Leg. VII. Geminae Felicis. Diesen Beinamen erhielt sie nach Vespasian; den andern Pia führt sie nach Caracalla (Hübner C. I. L. II, 2660. Wilmanns 147). Folglich war jener römische Stein vor Caracalla gesetzt worden, und die Bemerkung von Grotefend, Jahrb. 26. S. 125 bleibt gegen Henzens Widerspruch (zu Borghesi 4, 221) bestehen; wenn sie später in Germanien Alexandriana heisst (Orell. 2059. Br. 1529), so folgt daraus nur, dass sie unter Severus Alexander noch einmal aus Spanien einmarschiert war. Bald nach Hadrians Regierungsantritt um 120 wurde das germanische Heer durch die Entsendung von Verstärkungen geschwächt, die leg. VI. Victrix, wahrscheinlich nachdem die IX. Legion von den Briganten aufgerieben war, dauernd nach Britannien versetzt (Orell. 3186. Borghesi 4, 115. Henzen 3, p. 510) und drei Abtheilungen obergermanischer Legionen zur Unterstützung hinüber gesandt. Dies lehrt die berühmte Inschrift des T. Pontius Sabinus (Henzen 5456. Wilm.

1620), welcher als Tribun den parthischen Krieg Trajans mitgemacht hatte, nach 2 Centurionaten der l. XXII Pr. und der XIII. Gem. zum primus pilus der III. Aug. aufgestiegen war und dann praepositus vexillationibus milliariis tribus expeditione Britannica leg. $\overline{\text{VII}}$. Gemin. $\overline{\text{VIII}}$. Aug. $\overline{\text{XXII}}$. Primig. wurde[1]). Vielleicht gab jener Marsch den Anlass zu einem vorübergehenden Aufenthalt der VIII. Legion in Niedergermanien, wo in Britten und bei Xanten Ziegel mit der Umschrift LEG · VIII · AVG gefunden worden sind (Bramb. p. 3. 62), sie mochte die Reserve für die britischen Truppen gebildet haben. Von ihrer Verwendung in Britannien zeugen die Inschriften des C. I. L. VII, 300. 303. und 4951, unter denen namentlich die letzte Beachtung verdient. Auf einem ehernen Schilde, welcher 1867 in der Mündung des Flusses Tyne bei dem alten Segedunum entdeckt wurde, wird die LEG VIII AVG und der Eigenthümer, ein Soldat, nebst seiner Centurie genannt >IVL MAGNI IVNI DVBITATI. Die beiden ersten Namen bezeichnen den Centurio, die letzten den Soldaten. Da dieser Schild am Walle selbst, die beiden andern Steine nicht gar weit davon in Cumberland und Westmoreland gefunden worden sind, ersieht man, dass die achte Legion zum Schutze des Walles gedient hat. Dass die VEX(illatio) GERMA(nica) die unsrige ist, lässt sich freilich nur vermuthen; sie hat den heimischen Göttinnen Matribus tramarinis ein Gelübde gewidmet, wie auch Aurelius Iuvenalis (n. 499) in Segedunum (Newcastle), wahrscheinlich ein Gewerbtreibender, welcher die Vexillation begleitete. Wie Hübner bemerkt, sind auch die beiden am Walle selbst gefundenen Inschriften von Leuten **ex G**(ermania) **s**(uperiore) n. 632. 694 Denkmäler dieser Expedition.

Nach ihrem Ende erfreute sich Germanien ungestörten Friedens: der Limes, an welchem unter Hadrian und Antoninus fortgebaut wurde, schützte auch das jenseitige Rheinufer und die Decumatenländer, und die Truppen konnten ohne Gefahr vermindert werden. Dazu gab besonders die Lage der Donauländer und des Ostens Anlass. Die VI. Victrix hatte den Niederrhein schon unter Hadrian mit Britannien ver-

---

1) Henzen meint, dass die Zahl von 2—3000 Mann für eine Vexillation, welche öfters von bedeutenden Männern befehligt wurde, zu schwach gewesen wäre, dass man desshalb auch eine spanische Truppenabtheilung heranzog, aber die Inschrift zählt gerade 3000 Mann, die von einem Officier untergeordneten Ranges geführt wurden.

tauscht (Orell. 3186). Die VII. Gemina war ohne Zweifel bald nach Spanien zurückgekehrt, die I. Adiutrix stand seit Antoninus Pius in Pannonien, die XI. Claudia muss, wie bemerkt, vor 170 (vgl. Wilmanns zu 1458) nach Niedermösien versetzt worden sein, höchst wahrscheinlich in Voraussicht des markomannischen Kriegs oder in Folge der Verschiebungen, welche durch die parthische Nachbarschaft und die zweifelhaften Verhältnisse zu Vologeses III. entstanden waren. Im Anfang dieser Regierung bekleidete L. Neratius Proculus das Tribunat der VIII. Legion (Orell. 3393 = Wilm. 1155, vgl. Borghesi 5, 373 ff.); ebenso M. Oppius Capito (Orell. 3899), später M. Aurelius Lucilius aus Poetovio (Orell. 3592), früher, noch unter Hadrian, Sex. Cornelius Dexter (Henzen 6924 = Wilm. 1254).

Man verliess sich auf die Befestigungen, hinter denen die Provinz gesichert blühte. Sparsi per provinciam numeri, wie Tacitus Agric. 18 Britannien schildert, bauten und schützten die verschiedenen Castelle, und bis nach Gallien hinein, im Einverständnisse mit dem Procurator Belgicae et utriusque Germaniae, erstreckten sich die Arbeiten der achten Legion und der Aufenthalt ihrer Veteranen. Aus den Steinbrüchen von Norroy bei Pont-à-Mousson rührt der Altar, welchen P. Talpidius Clemens 7. leg. VIII. AVG. cum mil. leg. eius dem Juppiter und dem Hercules Saxanus errichtete (Orell. 2011. Hist. Bénédict. de Metz pl. 24, 3), wo wie schon unter Vespasian ein Vexillum der X. Gem. auch die XXI. Rapax gearbeitet hatte (Orell. 2008. Jahrb. 9,140), und die Denkmäler des Metzer Museums rühren grösstentheils aus dem 2. Jahrh. her (Hübner, Jahrb. 53, S. 160). Eine stehende Besatzung hatte Divodurum damals schwerlich[1]), aber die Veteranen zogen sich dahin zurück (Klein, Inscr. Médiomatriciennes. 4. 5). Das Praenomen lässt auch in obiger Inschrift nicht an eine spätere Zeit denken.

Um das Jahr 170 also waren nur zwei Legionen in Obergermanien zurückgeblieben, welche mit ihren Hülfstruppen etwa 30,000 Mann stark sein mochten und sich in die Vertheidigung der langen Linie theilen mussten. Daher kommt es, dass wir in der Wetterau, die ohne Zweifel von Domitian bei seinem Feldzuge gegen die Chatten in die römische Vertheidigungslinie eingeschlossen wurde, neben Ziegeln der XXII. und der VIII. Legion Denkmäler der XI., XIV. und der XXI. Rapax

---

1) Es kommen einzelne Grabsteine von Soldaten der I. Adi. VI. und VIII (?) vor (Klein 1—3).

finden[1]); die beiden erstgenannten nahmen die Stelle der abgezogenen ein. Die zu deckende Strecke war ungemein gross: wir finden unsre Legion in Aalen nicht weit von der rhätischen Grenze (Mommsen, C. I. L. III, p. 782), in der Schweiz, zu beiden Seiten des Rheins und an der Mosel[2]). Die nördlichste ist einer der beiden berühmten am Vinxtbach bei Brohl gefundenen Altäre, welche die Gränze von Ober- und Nieder-Germanien bezeichnen (Brambach 649. 650 vgl. Jahrb. 29, 86[3]). Die Schriftzüge sollen das zweite Jahrhundert anzeigen, und damit stimmen die auf dem Stein der leg. XXX. V. V. angegebenen, auf dem der VIII. AVG. weggelassenen Vornamen überein. Sicher datiert aus der Zeit des Antoninus ist nur der Votivaltar, welchen im J. 148 ein Centurio als praepositus chor. (cohorti) I. Helvetiorum der Fortuna Respiciens in Böckingen bei Heilbronn errichtete (Br. 1583). Darauf folgt aus Olnhausen in Jaxthausen der Stein eines Beneficiarius des Consulars (ebd. 1618) aus dem J. 179; wie die übrigen Abtheilungen vertheilt waren, wissen wir nicht; indessen lässt der verhältnissmässig sichere Zustand der südlichen Landstriche vermuthen, dass der grössere Theil der Legion und der von ihren Centurionen befehligten Cohorten weiter nördlich vorgeschoben war, um die gefährlichen Chatten zu beobachten.

---

1) Für die jüngste Inschrift dieser bekanntlich untergegangenen Legion halte ich die runde Erzplatte, welche 1842 in Friedberg entdeckt wurde (Klein Inscr. Hassiae transrhenanae p. 10, n. 52. Bramb. 1416) LEG XXI | RA PACIS | SOSI C Ↄ SEVERI | SVb III NOTI. Ich lese die letzten Zeilen Sosi centuria Severi Sullii Noti und halte den Letztern für einen Soldaten, der nach Domitians Verordnung seinen Namen an sich trug, wie auf jenem englischen Schilde oben S. 57. Bergks Erklärung Jahrb 58, 144 lässt das Centurienzeichen ausser Acht. h bei Brambach scheint ein Doppel-L zu sein.

2) Die seltsame Inschrift aus Trier (Bramb. 777) I · H · D · D | I · O · M | TVRMASGIL · | EL · AE · VICT · | BF · LEG · VIII · AVG · | V · S · L · M ist offenbar verlesen worden. Die dritte Zeile muss abgetheilt werden: IV · R · (Iunoni Reginae) MAS(ius) GIL(vus). Die folgende lautet in der bessern Abschrift Jahrb. 44 und 45, S. 61 EL · ÆL · VICT. Wahrscheinlich steckt darin ein zweiter Name et Aelius Victorinus, so dass die letzte Zeile in die Mehrzahl aufzulösen ist.

3) Vrgl. Bergk, Jahrb. 57, 31. Ein römischer Legionssoldat wird doch wohl nicht die Grenzen eines Territoriums innerhalb der Provinz, sondern die Grenzen seiner militärischen Provinz selbst im Auge gehabt haben.

Diese hatten schon zu Anfang der Regierung des Marcus Aurelius, also um das Jahr 162, einen Einfall in Germanien und Rhätien gemacht, welchen der Kaiser den Legaten Aufidius Victorinus entgegenschickte (v. M. Ant. 8). Dieser erwarb durch seinen Sieg das Consulat, das er im Jahre 183 zum zweitenmale bekleidete (Marini fr. Arv. 2, 354). Ein glänzendes Zeugniss für seine Amtsführung gibt Dio C. 72, 11, wie aus den Worten Γερμανίας ἄρχων und der Erwähnung eines untergeordneten Legaten hervorgeht, nach dem ersten Consulat. Jener Einfall, welcher nach Dio 71, 3 selbst Italien bedrohte, scheint eine südliche Richtung von der Grenze zwischen dem germanischen und rhätischen Limes genommen zu haben.

Anders der Krieg unter Commodus, in welchem die achte Legion sich auszeichnete, wie die XXII. schon unter M. Aurelius gegen die Chatten (vita Did. Iuliani 1). Die berühmte Inschrift Orell. 3714 = Wilm. 1459 lautet: C. Vesnio. C. f. Stel. Vindici | Populi. Vrvini. patrono. suo | Et. municipii. aedil. IIII. vir | Viar. curandarum. trib. mil. | Leg. VIII. Aug. | Quo. militante. cum. liberata. esset | Novia. obsidione. legio. pia. fidelis | Constans. Commoda. cognominata. est | Ipse. ut. devotissimus. imperatori | Commodo. Aug. Pio. Felici. obiecto. honore | Quaestor. designatus. est. annorum. XXIIII | Divisit. ob. dedicationem. bigae. decurion | Singul. * V. collegIs. omnibus VIII. plebei | Et. honore. usis. * III. L. d. d. d. Da Commodus den Titel Felix nach dem Tode des Perennis im Jahre 185 annahm (Eckhel. VII, p. 135. Wilm. zu No. 955), ist die Inschrift nach diesem Jahre gesetzt worden, wie sich aus den später bekleideten Aemtern des Vesnius ergibt, wenigstens zwei Jahre später als die darin gerühmte Kriegsthat vollbracht war. Wir würden also zwischen mehreren Jahren bis 193, dem Todesjahre des Kaisers, schwanken, wenn uns nicht eine Inschrift aus Aschaffenburg zu Hülfe käme (Br. 1752 = Henzen 6681 = Wilm. 1460). Sie lautet: I(ovi) O(ptimo) M(aximo) | Dolicheno. In ho | nor. d(omus) d(ivinae) P. Ferrasi | us. Cl(audia) Avitus Savari | a. 7. leg. VIII. Aug. ϘF Co (piae fidelis Commodae) | ex. aquilifero. leg. | I. adiutricis. pro. se | et suis v. s. l. l. m (votum solvit laetus libens merito) | Aproniano | et Bradua cos | . Also im Jahre 191 hiess die Legion schon so, wie jenes Denkmal sie nennt. Nun nahm der Kaiser, welcher 184 wegen der britannischen Siege des Ulpius Marcellus zum siebentenmale Imperator genannt wird, im Jahre 186

den Titel Imp. VIII. an, und zwar gegen Ende des Jahres (Eckhel. VII, p. 114 ff.). Die Münzen des folgenden Jahres zeigen den Janus geminus und die Tellus stabilita, der Kaiser that sich also auf den kriegerischen Erfolg viel zu gute. Nehmen wir an, dass der Titel eben jenen Sieg über Germanen verherrlichte, so haben wir das Jahr 187 für die Quaestur, 189 für die Aedilität des Vesnius gewonnen. Ich nehme also keinen Anstand, dessen That in dieses Jahr 186 zu setzen. Dass er als Tribun nicht den Oberbefehl führte, ist sicher; vielleicht stand Clodius Albinus vor seiner Praetur per Commodum ad Galliam translatus, in qua fusis fugatis gentibus transrenanis celebre nomen suum et apud Romanos et apud barbaros fecit (vita Cl. Alb. 6), damals der achten Legion vor.

Diese Zeitbestimmung ist freilich mit der von Grotefend, Epigraphisches S. 8 f. aufgestellten Vermuthung unvereinbar, wonach das Ereigniss in den markomannischen Krieg zwischen 178 und 180 zu setzen ist. Grotefend meint, »dass wir die Belagerung und Entsetzung in die Donauländer verlegen und diesem Kriege zuschreiben müssen, an welchem der Legio VIII Augusta, als einer der nächstgelegenen Legionen, gewiss ein Hauptheil zugefallen war«. Aber diese wird durch die Inschrift von Olnhausen (Br. 1618) widerlegt, wonach die Legion im Jahre 179 in Württemberg stand und den Beinamen noch nicht erhalten hatte. Chronologisch ansprechender ist die Vermuthung von Lehne bei Orelli. Er bringt das Ereigniss mit dem Aufstande des Maternus, den wir aus Herodian 1, 10 und der Lebensbeschreibung des Pescennius Niger c. 3 kennen, in Verbindung. Die Zeit würde passen, denn Septimius Severus bekleidete das Statthalteramt von Gallia Lugdunensis, während dessen er günstig über Nigers Thätigkeit berichtete, wahrscheinlich 187 und 188 (Höfner, Untersuchungen zur Gesch. des Kaisers L. Septimius Severus 1, S. 65), aber die Oertlichkeit nicht. Denn die Ausreisser, an deren Spitze sich Maternus stellte, schweiften in Gallien und Spanien umher, die achte Legion konnte unmöglich die Ufer des Rheins entblössen. Wir haben die unbekannte Festung Novia an letzterer Stelle zu suchen. Nur zwei Orte des Namens werden überhaupt genannt: der eine in einer Inschrift bei Vermiglioli, iscrizioni Veliterne II, p. 436 n. 3, die ich nur aus Grotefend, Epigraphisches etc. S. 5, kenne. Es kommt dort ein Bürger aus Novia Quirina vor. Da zu dieser Tribus mehrere Orte des rechten Rheinufers gehörten, Augusta Raurica und Aventicum (Grotefend, imp. R. trib. descr. S. 124), auch wohl Böckingen (Br. 1585), scheint

auch jene Inschrift sich auf ein rechtsrheinisches Novia zu beziehen. Der andere Ort wird von dem Geogr. Ravennas 4, 26 erwähnt, Nobia an der Mosel, der sonst Noviomagus heisst. Dort sind allerdings mehrere Alterthümer gefunden; die Inschriften (Br. 857—60) enthalten aber nichts Militärisches und lassen nur auf einen offenen Vicus, welcher eine Belagerung nicht aushalten konnte, schliessen. Die That der Legion muss einer bedeutenden Festung gegolten haben, deren Befreiung ihr jenen Ehrentitel erwarb. Unter den Kastellen von Obergermanien war das bedeutendste bei Niederbiber gelegen, dessen Grösse und Wichtigkeit die Abhandlung von v. Cohausen, Jahrb. 47 und 48, S. 1 ff. in ein helles Licht gesetzt hat: »es hatte eine Besatzung von mindestens 3 Cohorten nöthig, bedurfte aber bei seiner Wichtigkeit als Reserve und zu Ausfällen wohl auch eine Besatzung von 5 Cohorten oder ½ Legion« (S. 51). Scharfsinnig hat I. Becker Jahrb. 39 und 40, S. 10 ff. in dem Anhang des Veroneser Provinzenverzeichnisses die Namen Usiporum, Tubantum, Victoriensium novorum, Chasuariorum hergestellt[1]) und aus mehreren Umständen geschlossen, dass die VIII. Legion dort in dem Kessel von Neuwied einen glänzenden Sieg davon getragen habe, welcher zur Anlage eines festen Castells Victoria geführt habe (S. 28). Die Thatsache selbst unterliegt keinem Zweifel. Der Name eines collegium Victoriensium kommt Br. 692 vor, Victo in einem Fragment 701 m, ein anderes ebd. 701, C

IN
EX · V

kann in honorem domus divinae exercitus victor aufgelöst werden, und die zahlreichen Ziegel der VIII. Legion tragen nicht allein die Beinamen PF, PFCoRF (wovon die drei letzten Buchstaben dem Töpfer gehören), sondern einer unter ihnen, den Freudenberg bei Niederbiber fand (Jahrb. 26, S. 108) gibt die Umschrift LEG VIII AVG VIC PF (victrix pia fidelis)[2]), also den deutlichen Hinweis auf einen

1) Das Mscr. gibt Nomina civitatum trans renum fluuium quae sunt: Usiphorum tuuanium nitrensium nouarii casuariorum. Die beiden ersten und den letzten Namen hatte schon Müllenhoff zu Mommsen (Abh. der Berl. Akad. 1862, S. 489 ff.) richtig gelesen.

2) Danach könnte man glauben, dass in der Inschrift von Tivoli Henzen 5706 die Lesart Veteranus. leg. VIII VIC PF richtig wäre, wenn nicht die Verbesserung Henzens AVG so nahe läge. Das Original des Steines ist nicht bekannt.

dort erfochtenen Sieg. Bedenkt man nun, dass Clodius Albinus mehrere rechtsrheinische Völkerschaften besiegte, die Veroneser Tafel ihrer mehrere nennt, so wird man die Vermuthung, dass dessen Sieg mit dem der achten Legion identisch war, wenigstens nicht grundlos nennen [1]). Dass das Kastell schon vor jenem Siege bestanden hat, lässt sich inschriftlich nicht nachweisen, und die dort gefundenen Münzen von Trajan und Hadrian liefern ebenfalls keinen Beweis; auch die vielbesprochenen Cohortenzeichen und die übrigen Denkmäler (Jahrb. 37, 72 ff. 38, 61. 39, 199. Grotefend, Epigraphisches V) können später hingebracht worden sein, aber mit grösserem Rechte lässt sich auch der Name des Orts Victoria bestreiten; wir kennen nur Victorienses. Alles zusammen genommen führt zu der Annahme, dass die Römer einen strategisch hochwichtigen Punkt bei der planmässigen Sicherung des rechten Rheinufers schon vor Commodus-Regierung nicht ausser Augen gelassen und, wie jene Münzen andeuten, vielleicht schon unter Hadrian durch eine neue Festung gesichert haben. Zu ihrer Besatzung gehörte die fünfte Cohorte, deren Zeichen, so weit sich aus der Abbildung der Buchstaben schliessen lässt, älter als das dritte Jahrhundert ist, und dessen plastischer Schmuck den jungen Commodus als Theilnehmer an dem markomannischen Siege seines Vaters zeigt. In dem Alter von 14 Jahren erhielt er 176 an dem Limes des Ostens selbst die toga virilis, wurde princeps iuventutis und theilte die Kriegsehren seines Vaters (v. Ant. philos. 22. Comm. 2. 12). So stellt ihn nach Eberlings richtiger Bemerkung das Cohortenbild dar: bewaffnet, jugendlich, schreitet er auf feindlichen Waffen der Donauvölker über den Danubius. Mit diesem Zeichen bewaffnet ging die Cohorte in die Schlacht, es ist von einem Pfeil durchbohrt [2]).

1) Ein Verzeichniss der Legaten von Obergermanien fehlt noch; unter Trajan war es Kan . . . . (C. I. L. III, Diplom XXVII), und nach 150 war es C. Popilius Carus Pedo (Henz. 6501, Wilm. 1186) unter M. Aurelius, L. Dasumius Tullus (eb. 1188, Henzen 6081), unter Septimius Severus, Statilius Barbarus (Borghesi 3, 263, Henzen 5501), Q. Aiacius Modestinus Crescentianus (Br. 1432 vgl. Borghesi 4, 130) unter Severus Alexander C. Caesonius Macer (Wilm. 1217), unter den beiden Philippi (?) Q. Caecilius Pudens (Br. 1618). Dazu kommen noch P. Cornelius (?) in Oehringen (Br. 1559) und Claudius Aelius Pollio (ebd. 982, vgl. Henzen 6461), der Letztere aus späterer, der Erstere aus früherer Zeit.

2) Ferrataeque arundines fundebantur sagt Ammian. Marcell. 16, 7 von beiden Seiten, Römern und Alemannen.

Nach dem Siege 186 wurde Novia durch den ehrenvollen Beinamen von den Siegern ausgezeichnet: es hiess fortan Novia Victricensis, wie die colonia Victricensis quae est in Britannia Camaloduni (Orell. 208 vgl. Hübner C. I, L. VII, p. 34). Wie dort Victorias Standbild die Sicherheit der Stadt verbürgte (Tac. an. 14, 32), ähnlich wie irgendwo in Germanien (Dio C. 56, 15), so war auch hier Victoria die Schutzgöttin, und ihr zu Ehren ordneten sich die militärischen Collegien, welche die Inschriften aus den Jahren 239 und 246 (Br. 692[1]) und 693 erwähnen. An der Spitze steht das collegium Victoriensium Signiferorum, wie ein collegium Victoriae Aug. in Sarmizegethusa (C. I. L. III, 1365) oder Martense in Mailand (Henzen 6073) oder das contubernium Marticultorum in Augsburg (Orell. 2397 = C. I. L. III, 5790); ihnen folgen die imaginiferi der Cohorten und die vexillarii der Centurien, endlich die baioli, eine Gesellschaft von Pionieren, ohne Zweifel dieselben, welche anderwärts dendrophori genannt werden. Statt der signiferi erscheinen auf der zweiten Inschrift neben den vexillarii die imaginiferi, offenbar in gleicher Bedeutung. Wenn also jene signiferi Victorienses heissen, so leitet sich der Name nicht von der Oertlichkeit, sondern von der Gottheit ab, was die Widmung des Genius collegii von Seiten der untergeordneten Genossenschaften anzeigt. Also die Benennung der Stadt hat man mit Unrecht davon hergenommen. Diese gibt jene Veroneser Tafel, wenn man die Abkürzungen oder Verschreibungen ändert: Victricensium Novianorum (ii ist nach Mommsen's Angabe undeutlich)[2]).

Ausserhalb Novias enthalten noch folgende Denkmäler den Ehrenbeinamen der Legion: 1) der oben angeführte Altar in Aschaffenburg vom Jahre 191, an dem der Name des Kaisers Co nach seinem Tode, aber vor der durch Septimius Severus erfolgten Consecration ausgemeisselt zu sein scheint; 2) ohne Datum eine Inschrift aus Osterburken

1) Die 14 Personen, welche auf beiden Seiten des Steins namentlich aufgeführt werden, scheinen die Decurionen oder Principales der Collegien der Baioli und Vexillarii gewesen zu sein.

2) Meine Erklärung berührt sich in mehreren Punkten mit Beckers gelehrter Erörterung. Seine Vermuthungen über die Herstellung der Stadt nach der Zerstörung unter Gallienus und die Verlegung derselben von Niederbiber nach Heddesdorf durch Postumus haben viel Wahrscheinliches; dass an letzterem Orte unter dem Schutze der Festung eine Canaba entstand, lässt sich von vorn herein annehmen.

(Br. 1729 = Murat. 882, 2). Nach Eckharts Bemerkung de reb. Franc. I, 10, iam apud me servatur wird man sie hier in Würzburg suchen[1]), sie muss aber anderswohin gekommen oder verloren sein. Bei Muratori und daraus bei Grotefend a. a. O. fehlt der obere Theil, Brambach gibt sie als vollständig, es ist aber gewiss ein Stück verloren gegangen. Das erhaltene lautet: leg. VIII | Aug. | p.f.c | a.s.fd.h.asolo fecit; 3) auf dem grossen Altar in Mainz aus dem Jahre 192 (Br. 993) fehlt der Beiname nur wegen der Verstümmelung des Denkmals am Ende der Zeilen, denn von dem am letzten Tage des Jahres erfolgten Tode des Kaisers konnte man in Mainz während desselben nichts wissen; 4) der Weihaltar eines Veteranen in Genf aus dem Jahre 201 (Orell. 275, Mommsen Inscr. Helv. 64) Deo.invicto | Genio.loci | Firmidius. Se | verinus. mil | leg. VIII. Aug. p. f. | C. C. stip. XXVI. aram | ex .voto.pro salute | sua.v.s.l.m.posita Muciano.et.Fabiano.Cos. Da Septimius Severus sich dem Andenken des Commodus günstig bezeigte, durfte der ausgediente, aber noch nicht entlassene Soldat mit dem Titel, welchen er vor 15 Jahren mit verdient hatte, sein schlecht stilisiertes Denkmal zieren. Im Jahre 205 führte sie den Titel nicht mehr. Dies lehrt die Inschrift vom Fusse der Wasenburg bei Niederbronn (Orell. 940. Bramb. 1843). Der obere Theil ist verloren, auf dem untern las man vor dem Brande der Strassburger Bibliothek: LEG · VIII. A/// | V · S · L · L · M | IMP · ANTONINO | II · ET · C//C · COS (Geta's Name ist ausgemeisselt). Aus dem Datum der Inschriften 1—3. 5 ergibt sich, dass Theile der Legion sich wieder südlich gezogen hatten und in der Nähe des Limes Bauwerke ausführten; die Besatzung von Novia bildeten ohne Zweifel einzelne Abtheilungen der achten und der zwei und zwanzigsten Legion, deren Ziegel bei Niederbiber gefunden werden, und besonders Hülfscohorten.

Unter Septimius Severus wird die Legion nur auf Münzen erwähnt; vermuthlich hatte sie sich gleich an ihn angeschlossen. Seine Feldzüge scheint sie nicht mitgemacht zu haben, weil die Rheingrenze und der Limes nicht entblösst werden durfte.

---

1) Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass die beiden athenischen Richtertäfelchen, deren jetzigen Aufbewahrungsort Klein Jahrb. 58 S. 71 unbekannt nennt, sich in der hiesigen Sammlung befinden und auch ihre Grössenverhältnisse (Länge 11,0, Breite 2,2 Cent. eines zerbrochen. Länge 12,0, Breite 2,0 Cent.) in meinem Verzeichniss der Antikensammlung der Universität Würzburg Heft 2 1868, S. 3 angegeben worden sind.

Zwei Legaten kennen wir, welche sie ungefähr zwischen der Regierung des Commodus und Caracalla befehligt haben:

1) Cn. Petronius Probatus Iunior Iustus (Henzen 6451 = Wilm. 1209). Er heisst auf einem Stein in Nola, den ein Centurio der achten Legion ihm gesetzt hat, C. V. und praeses (praesidi iustissimo). Wie Wilmanns bemerkt, ist der Stein nicht jünger als Caracalla, weil der Gefeierte durch die höheren Kriegsdienste hindurchgegangen war, eine Pflicht, die seit Caracalla abgekommen zu sein scheint (Borghesi 4, 311), aber auch nicht älter als Commodus wegen der Titulaturen clarissimus vir und praeses.

2) Q. Petronius Melior (Henzen 6048 = Wilm. 1213) aus Tarquinii. Ein Mann dieses Namens kommt auf mehreren Inschriften vor: in Tarquinii wird auf demselben Steine, welcher die Erbauung der Thermen durch L. Dasumius Tullius Tuscus (Henzen 6622) und ihre Herstellung durch unsern Petronius feiert, auch seiner Frau Domitia Melpis gehuldigt (Henzen 5133); seinen Grabstein, früher in Florenz, sah de' Rossi in Rom (Orell. 3775. Henzen 3, p. 412) D. M. | Q. Petron | Meli | oris Cos. M V. (d. h. nicht, wie Marini fr. Arv. p. 428f. ihn mit einem erst im 4. Jahrhundert nachweislichen Titel auflöst, Magnifici viri, sondern nach Henzen consularis memoriae viri); endlich datiert Grut. 300, 1 besser bei Borghesi 3, 432 ist ein Fragment priesterlicher Fasten, wonach im Jahre 982 = 230 Q. Petronius Melior cooptiert wurde. Indessen hat Mommsen bei Wilmanns bemerkt, dass der regelmässige Kriegsdienst dieses Petronius, welcher in der altgewohnten Weise die Stufen der Aemter sämmtlich zurücklegte und auch Legat unserer Legion war, mit dem seit Caracalla und Severus Alexander häufiger werdenden Ausschluss der Senatoren von der kriegerischen Laufbahn nicht recht vereinbar ist, und sich namentlich unter Severus Alexander kein sicherer Legionslegat nachweisen lässt. Er vermuthet daher, dass unser Legat der Vater des Priesters von 230 war; so dass sein Commando etwa 30 Jahre früher angesetzt werden muss. Unter Caracalla war es freilich noch Ausnahme; von den ziemlich zahlreichen Denkmälern gewesener Legaten geht eins aus Tivoli unsere Legion an (Marini fr. Arv. tav. 60 = Orell. 3851. Wilm. 1808): P. Aelio. Coerano | cos. procos. prov. Mac | leg. leg. VIII. Aug. u. s. w. In seinem Hause versammelten sich die Arvalen am 18. Mai 213. (Henzen, Scavi nel bosco sacro dei Fratelli Arvali. Roma 1868 p. 75 = Wilm. 2880). Aus demselben und dem folgenden Jahre stammen die beiden von Marini fr. Arv. tav. 38 u. 39 mitgetheilten und p. 777

vortrefflich erläuterten Tafeln. P. Aelius Coeranus iunior, wie er tav. 39 heisst, wo der Sohn oder Bruder eines ägyptischen Griechen, welcher nach seines Gönners Plautianus Sturz von Septimius Severus verbannt, von Caracalla 212 zurückberufen und von allen Aegyptern zuerst in den Senat aufgenommen gleich zum Consul ernannt wurde (Dio C. 76, 5. 77, 3). Da der Kaiser den Arvalen ein neues Mitglied zur Cooptation vorzuschlagen pflegte, Severus aber während der siebenjährigen Verbannung des ältern Coeranus schwerlich dessen Verwandten begünstigt haben wird, muss dieser im Jahre 213 noch jung gewesen sein und die Legion erst einige Zeit nachher in friedlichen Zeiten geführt haben. Das Jahr 213 selbst war ein stürmisches. Man erwartete den Kaiser. An den Idus des Januar widmete in Praunheim bei dem vicus novus in Heddernheim ein Beneficiarius des Consulars M. Aurelius Cl(audia) Pompeianus [1]) in h(onorem) d. d. (domus divinae) dem Genius sanctus einen Altar (Br. 1492 = Orell. 1709. Wilm. 1461); in demselben Jahre mehrere Chargierte, worunter ein D(uplarius) leg. VIII Antoninianae dem Kaiser devotissimi numini eius in Mainz ein Monument (Br. 1304); eben so in Cannstadt zwei Beneficiarii des Consulars, einer Miles leg. VIII Aug. Antoninianae, der andere miles leg. XXII Antonian. in h. d. d dem Juppiter, der Juno und dem Genius loci einen Altar (Br. 1575, 76)[2]). Die Meilensteine wurden erneuert (Br. 1959, 1962). Endlich, vielleicht in demselben oder dem nächsten Jahre, wurde in Meinsheim im württembergischen Neckarkreis ein Denkmal gewidmet IMP CAES M Aur. Antonino | PIO FELici Augusto | GERM(anico) PON·MAXIM | ET IVLIAE AVG MATRI | CASTRORVM | OB VICTORIAM | GERMANICAM. (Br. 1573. Henzen 5507). Auch in Afrika wurde der Sieg gefeiert (Wilm. 2365). Von seiner Mutter Julia begleitet (Borghesi, bullett. 1838, p. 164) zog der Kaiser im Sommer 213 über die Alpen in den Krieg gegen die Alemannen, welche in diesem Jahre zuerst auf den Schauplatz traten. Am 11. August thaten die Arvalen im Capitol ihre Gelübde quod dominus n(oster) — — — per limitem Raetiae ad hostes extirpandos barbarorum [fines] introiturus est, ut

1) Die Namen erinnern an den Schwiegersohn des M. Aurelius, Claudius Pompeianus und den Kaiser selbst. Zur tribus Claudia gehörte die ara Agrippinensis.

2) Da der zweite Stein in der letzten Zeile ANTON . . (d. h. IIII cos.) gibt, rührt auch der erste aus demselben Jahre her.

ea res ei prospere feliciterque cedat, am 6. Oktober verrichteten sie an derselben Stelle ein Dankopfer ob salute [m] victoriamque Germanicam imp . . . . . et Iuliae Aug. In der Zwischenzeit also zwischen dem August und Oktober war der Sieg erfochten worden, welchen auch die Münzen des Kaisers verherrlichen, die Nachrichten der Schriftsteller nicht übereinstimmend erläutern. Nach der vita c. 5 u. 10 circa Raetiam non paucos barbarorum devicerat, und Alamannorum gentem devicerat; nach Aurel. Victor de Caes. 21 Alamannos gentem populosam, ex equo mirifice pugnantem, prope Moenum amnem devicit (vgl. Dio 77, 13). Seinen Marsch lehrt die Inschrift des C. Octavius Appius S[a]trius Sabinus genauer kennen (Mommsen, ephemeris 1, p. 130 vgl. Borghesi 5, 396). Er war nach der Prätur und vor seinem Consulat, also vor dem 2. Januar 214 Legat der leg. XXII. Primigenia, hierauf praepositus vexillarius Germanicae expeditionis, Comes Augusti nostri und Legatus Augusti pro praetore provinciae Raetiae gewesen; wahrscheinlich bekleidete er diese letzten Funktionen auf einmal, da der enge Zeitraum zwischen dem August und dem Ende des Jahres eine Aufeinanderfolge kaum zulässt. Da er als Legat einer oberdeutschen Legion den Kriegsschauplatz kannte, wurde er zum Comes des Kaisers[1]) ernannt, führte die aus andern als den oberdeutschen Legionen ausgewählten Verstärkungen, zunächst eben aus der rhätischen legio III. Italica, und den Oberbefehl in Rhätien selbst. Der Marsch ging also durch Rhaetien nach Deutschland, wo nach Aurelius Victor die entscheidende Schlacht am Main geliefert wurde, weit von Rhaetien, in dessen Nähe sie die Historia Augusta versetzt. Die letztere Schlacht mag das Treffen gegen die unbekannten gallischen Kenner gewesen sein (Dio Cass. 77, 14)[2]), wenn nicht etwa gar Neckar und Main von Victor verwechselt wurden.

Auf diesem Zuge gegen die Alemannen, sagt Dio C. 77, 13, *διέταττεν εἴ πού τι χωρίον ἐπιτήδειον πρὸς ἐνοίκησιν εἶδεν· ἐνταῦθα φρούριον τειχισθήτω*[3]). In Miltenberg bestand schon im zweiten

1) Ueber die Stellung des Comes handelt Mommsen, Hermes 4, 120 ff. lehrreich.

2) In diesem Treffen kämpften auch Osroener; wahrscheinlich hatte also Septimius Severus, nicht, wie Becker, Grabschrift eines römischen Panzerreiters aus Rödelsheim, 1868, S. 23 meint, erst Severus Alexander die ala firma catafractariorum in das römische Heer eingeführt.

3) Dass der vicus Aurelius Caracalla seinen Namen verdankt, hat O.

Jahrhundert ein Castell, denn dem Mercur widmete im Jahre 191 ein Centurio der 1. Cohorte der Sequaner und Rauracer zu Ehren des kaiserlichen Hauses einen Altar (Br. 1740), ebenso wahrscheinlich im J. 212 ein Centurio der Legion, welcher praepositus eines Numerus Soldaten aus der Kolonie Sinope war[1] (Br. 1739, verbessert von Christ, Jahrb. 52, 75). Sie sollten ohne Zweifel in die XXII. Legion eintreten, worin auch ein Centurio aus Sinope (Br. 1732) stand.

Aber auch diese Inschriften gehen nicht sicher über Caracalla's und Commodus' Regierung hinauf; wenn die Anlage der Befestigung wie es scheint, selbst älter war, so mögen die Gebäude baufällig oder zu enge gewesen sein[2]. Unter Caracalla's Regierung, vielleicht in Folge seiner Anweisung, wurde für die Besatzung ein grösserer und bequemerer Aufenthalt gewonnen[3].

Für diese Zeitbestimmung spricht ihr Zusammenhang mit der vierten vindelicischen Cohorte, deren Ziegelstempel sie ausdrücklich Antoniniana nennen. Ueber ihre Geschichte kann ich mich auf die Darstellung von Aschbach und Becker (Jahrb. 20, 76 u. 104 ff.) beziehen. Sie kommt bald in Verbindung mit der XXII. bald der VIII. Legion an mehreren Orten des rechten Ufers, aber nicht südlich von Miltenberg vor; aber an allen denjenigen Orten, wo sie der XXII. Legion allein beigegeben wird, ohne Beinamen. Die erste Spur eines solchen enthält

---

Keller in der Schrift Vicus Aurelii 1871, S. 6 vermuthet und Herzog Jahrb. 59, 58 behauptet. Da aber die Inschrift aus Oehringen (Br. 1558) aus dem J. 169 herrührt, möchte ich eher an M. Aurelius denken.

1) Die Inschrift gibt den Namen

MERCVRIO///E////

MANSVET NVSSE u. s. w.

Das ist, da es sich um die gallischen Sequaner handelt, nicht mit Becker, Jahrb. 50 u. 51, S. 171, ET | MAIAE, sondern wie die Länge der nächsten Zeile zeigt, MERCVRIO ARVERNO zu ergänzen (A R in Ligatur). Demselben Gotte widmet Br. 1741 (vgl. Christ, Jahrb. 46, 180) ein Cosillus einen Altar, er wird ein Sequaner gewesen sein.

2) Die Anlage des Limes und der hinter ihm liegenden Schanzen geschah unter Aufsicht eines Centurionen der achten oder zweiundzwanzigsten Legion, theils durch ihre Truppen, theils und besonders durch Hülfscohorten. Die Beweise liefern mehrere Inschriften.

3) Die späteren Schicksale der Legion übergehe ich. Sie hiess Severiana Alexandriana und blieb wohl bis zum Ende der römischen Herrschaft am Rhein. Die Notitia nennt Octavani in Italien.

einer der zahlreichen Ziegelstempel in Niederbiber (Br. 703 d, 711), wenn er richtig publiciert ist: COH IIII VIND P d. h. Pia, wie die achte Legion von Commodus wegen ihrer Treue genannt wurde. Später heisst sie Antoniniana, sicher datiert unter den Resten der Saalburg in Homburg, in einer Dedication an Caracalla aus dem J. 212, als nach der Ermordung Geta's die Truppen sich beeiferten ihm zu huldigen. Sie ist doch wohl richtig COH··· [IIII Vind.] ANTONNA/// ergänzt worden. Dann allein sicher in unsern Miltenberger Ziegeln, die dadurch einen besonderen Werth gewinnen. Die Cohorte hat also, seitdem vom 2. Jahrhundert an die achte Legion nach Norden vorgeschoben wurde, sich an sie angeschlossen und die Bauten in Miltenberg mit ihr gemeinschaftlich ausgeführt.

5) Höchst wahrscheinlich war sie es, welche unter Aufsicht eines Offiziers eine Arbeit vollbrachte, d. h. Sub cura (agente?) Sextio .... Clemente [singulari] consularis quingentos [pedes].



Es fehlt nicht an ähnlichen Denkmälern, welche die Pedatura d. h. das Maass der von den Truppen auszuführenden Befestigungsarbeiten anzeigen (Urlichs, Jahrb. 3, S. 98). Ausser den dort angeführten Inschriften vgl. z. B. Henzen, 6700. 6739. 6740. 6741. Wilmanns, 1426. 1479. C. I. L. VII, 864. 970). Das Maass von 500 Fuss ist bedeutend; während die Treverer ebenfalls unter der Aufsicht eines Offizieres unserer Legion nur 96 Fuss zu bauen hatten, mussten unsre Truppen, wie die Primani an der Langmauer, 500 Fuss weit schanzen, eine Arbeit, die eine ganze Cohorte beschäftigen konnte. Gewöhnlich sind es Centurionen, welche in Ermangelung eines Praefecten Numeri befehligen und ihre Bauten leiten (so ein curator cohortis C. I. L. III, 6025, ein numerus sub cura eines Centurio Bramb. 1732. 1745), aber auch andere Offiziere werden dabei angestellt. So in Oehringen, dem vicus Aurelius, ein Singularis des Legaten (Br. 1559 und 1560, richtig ergänzt von Mommsen, Arch. Anzeiger 1861, S. 229 ff., vgl. Mommsen zu C. I. L. III, 3272). Zum Singularis, dem Ordonnanzoffizier des Legaten, avancierte man vom Cornicularius;

das Commando einer Cohorte konnte ihm, wenn sie keinen Praefectus hatte, ebenso wie einem Legionscenturionen übertragen werden[1]). Unsere Inschrift unterscheidet sich von der sonst ähnlichen der Hoheburg (H. 6740) dadurch, dass sie nicht voll ausschreibt sub cura [m] agente, womit die folgenden Ablative zusammenhängen, auch nicht sub cura mit dem Genetiv, wie H. 6741, sondern beide Verbindungen vermischt, was auf einer Nachlässigkeit des Steinmetzen beruht. Nach dem Namen des Sextius scheint der Namen seiner Heimath oder seiner Tribus ausgefallen zu sein; dass sein Cognomen Clemens ergänzt ist, scheint der Länge des Steins zu entsprechen. Die Ausdehnung des Walls, woran die Cohorte arbeitete, ist für ein Castell zu gross; sie spricht für eine längere Befestigungslinie, welche dem Limes selbst oder einer parallelen Reservemauer angehörte.



6) Das Standbild eines Genius bis zu den Knieen zerstört, hinter ihm ein liegendes Rind. Genio exploratorum Tripotiensium M. Ael(ius) Tit(us) votum solvit libens[2]).

Der Name Aelius lässt unmassgeblich an Hadrian oder besser an Antoninus Pius denken, dessen Vornamen unser Soldat zu seinem Cognomen, wie den Vornamen des Nachfolgers zu dem seinigen gemacht haben mag. Die Exploratores oder leichten Truppen, die unter diesem Namen nicht selten erwähnt werden (z. B. Br. 7. 1751. 1757. C. I. L. III, 3254. 3299. 3648. 4276. VII, 1002. 1010. 1030, 1234 u. a. m.), waren in einem Numerus vereinigt (z. B. Br. 7. 1751), wie überhaupt die Brittones, deren in Germanien Erwähnung geschieht, während wir

1) Er heisst C · \ (Valerius) TITVS, wie Hr. Conradi bemerkt, ist also mit dem S. 51 genannten Centurio identisch. Folglich wird er inzwischen zum Centurionat befördert worden sein. Da nun der verstümmelte Anfang ein Gelübde für den Kaiser und dessen Söhne enthalten zu haben scheint, sind die Oehringer Steine noch bei Lebzeiten des Septimius Severus, der unsrige etwas später gesetzt worden.

2) Der Holzschnitt lässt das Bruchstück eines O am Ende der ersten Inschrift-Zeile nicht deutlich erkennen. Die Red.

in Pannonien und Mösien ihre Cohorten finden. Unter den verschiedenen Abtheilungen der Brittones, welche in grösserer Zahl Hülfstruppen der Provinz bildeten (vgl. z. B. Keller, vicus Aurelii, S. 11), sind die hier genannten in Amorbach, Schlossau und Eulbach nachweislich (Br. 1732. 1745. 1392. vgl. Christ, Jahrb. 52, 63); man weiss aber nicht sicher, wie sie eigentlich hiessen. Sie werden TRI, TRIP abgekürzt; die einzige Inschrift welche den Namen vollständig ausschreibt (Br. 1745) NYMPHIS§N̄§ | BRITTON | TRIPVTIEN | SV§ B§ CVRA | M VLPI MALC | HI§ 7LEG XXII | §PR§P§F§ aus Amorbach hat sich nicht erhalten und beruht auf der Abschrift von Apianus, dessen Nachlässigkeit Brambach p. XV betont. Nun hat sich in unserer Inschrift der Rest eines Bogens erhalten. »Bei genauer Besichtigung des Originals«, schreibt Hr. Conradi, »namentlich auch mit der Lupe, ist hinter der Silbe TRIP am oberen Rande des alten Bruches, den der Stein an dieser Ecke aufweist, noch der Rest eines Bogens erkennbar, der jedenfalls nur dem Buchstaben O angehört haben kann. Die niedere Stellung dieses Buchstaben stimmt auch völlig mit dem ebenfalls erheblich unter der Linie bleibenden O am Schlusse des Wortes GENIO überein. Von einem V, welches an dieser Stelle etwa noch allein in Frage kommen möchte, müsste nach Bemessung des Raumes augenscheinlich noch der obere Theil des vorderen Schenkels über dem Bruchrande sichtbar sein.« Zieht man die verlorene Inschrift zu Rathe, so lässt sich an der Endung — enses, die hier des Raumes wegen nicht ausgeschrieben werden konnte, nicht zweifeln. Ob der Vocal dumpfer oder heller lautete, ist an sich gleichgültig, und es kommen Vertauschungen von O und V häufig vor. Wichtig wird sie aber hier, weil sie der Meinung, diese Brittonen hätten ihren Namen von dem englischen Orte Tripontium, den das Itin. Ant. zwischen Londinium und Lindum (Lincoln) bei Rugby nennt, abgeleitet, seien also Britannier, Vorschub leistet, wie denn auch die Abkürzung TRIP statt Tripontium sich bei Henzen 1554 in der Inschrift des Königs Theodorich wiederfindet. Dass dem Namen der Buchstabe N fehlt, wird als zufällig angesehen. Da es aber nach dem Diplom Domitians vom J. 85 (Henzen 5430. C. I. L. III, p. 854) feststeht, dass die Britanni und Brittones verschieden waren, die Verwechselung beider Eigennamen aber in der Litteratur ebenso unzweifelhaft ist, hat man einen Unterschied in der bürgerlichen Verfassung beider Völker gesucht, erstere für die latinisierten und mit dem italischen Bürgerrecht

beschenkten, diese für die steuerpflichtigen oder unabhängig gebliebenen gehalten (Promis, l'iscrizione Cuneese di Catavignus. Torino, 1870 4.) Gegen die Herkunft der Brittonen aus Britannien würde die Anwesenheit ihrer Cohorten in Britannien selbst (C. I. L. VII, 177. 458. 1229. 1230. 1231), welche dem System der Römer, die Hülfstruppen nicht in derselben Provinz zu lassen widerspricht[1]), zeugen, wenn sie selbst unzweifelhaft fest stände. Es lässt sich aber nicht behaupten, dass jene Cohorten nicht aus Breukern oder Bracaraugustanern bestanden hätten. Allein dass in Britannien das ius Italicum verbreitet gewesen wäre, ist unwahrscheinlich; in den Diplomen werden nur cives Romani und peregrinae condicionis milites unterschieden, wenn man die Tungri c. L. (cives Latini, C. I. L. VII, 879. 880. 1071) ausnimmt[2]), und da eine Cohorte Britannica (C. I. L. III, Diplom n. 25) ausdrücklich C. R. genannt wird, müssen die andern Peregrinen gewesen sein. Auf der andern Seite gebrauchen die Schriftsteller beide Ausdrücke ohne Unterschied; man ist also berechtigt, in den belgischen Britanni bei Plin. 4, 106 die Brittones zu vermuthen[3]). Wir kennen von ihnen folgende Stämme:

Anavionenses (Borghesi, 5, 3) Aurelianenses (Br. 1559. 1560 (?) 1563 e(?) Cal . . . (Steiner, n. 56. Br. 1563 d, Borghesi, 4, 199) Curvedenses (Br. 1455) Mu .. (Br. 1563. 1592) Nemaningenses (Br. 1751. 1757(?) Tripotienses alle in Obergermanien. Von diesen haben die Aurelianenses den Namen des vicus Aurelius angenommen, die meisten unter einem Centurio, die Aurelianenses wie unsere Tripotienses auch unter einem Singularis gestanden. Alle bilden nicht eine Cohorte, sondern einen Numerus, eine zweifelhafte Bezeichnung, welche Reiterei einzuschliessen scheint, in den Diplomen nicht vorkommt, also wohl die Soldaten in ihren ersten Dienstjahren enthalten hat. Brittones wurden schon von den Flaviern ausgehoben; die Tripotienses standen in Amorbach unter dem

---

1) Einzelne Ausnahmen, wie die Räter im Diplom Trajans 108 n. Chr., bestätigen die Regel. Die erste Inschrift gibt den Namen BRI deutlich, es kann aber auch gelesen werden Praef. coh. leg. VI Bri.

2) Wenn dort nicht mit Henzen 6780 C. R. gelesen werden muss; N. 880 scheint deutlich R gewesen zu sein.

3) Auf den Continent setzt sie auch De-Vit in den beiden Abhandlungen (Opusculi religiosi etc. Serie I, tom. X und Serie III, tom. IV). Er lässt sich aber durch die verworrenen Nachrichten bei Procopius verleiten, sie mit der cimbrischen Halbinsel in Verbindung zu bringen.

Befehl des M. Ulpius Malchus, also unter oder bald nach Trajan (Br. 1741). Daher ist die Erklärung des Eulbacher Fragments von Christ nach Knapp, Jahrb. 52, S. 63, wonach sie dort im J. 145 einen Bau vollführten, ganz annehmbar. Er liest:

. . . . foRTIO
>brittonu M·TRI
putien. feciT IMP
t. ael. had. aNTIIII COS

Denn dass nur ein Consul genannt wird, kann durch mehrere Beispiele belegt werden. Die Ergänzung der ersten Zeile ist freilich ganz unsicher. Wie lange sie in der Besatzung verweilten, lehrt keine Inschrift; die unsrige ist, wie der Name Aelius anzeigt, mit der Eulbacher gleichzeitig. Ob man aus dem liegenden Rind eine Folgerung auf den Cultus der Völkerschaft ableiten kann, wage ich nicht zu entscheiden; die Nymphen, denen der Altar in Amorbach gewidmet war, haben gewiss ausgesehen, wie das Relief aus Oehringen (Keller, Taf. 3, 2).

Würzburg, 23. April 1877.

Nachtrag. Bei einem kurzen Aufenthalt in Miltenberg fand ich in der Pfingstwoche d. J. noch folgendes Bruchstück

7) ERNI
IVS
MA

ausserdem eine grössere Zahl von Ziegeln mit Töpferinschriften, die ich der Kürze der Zeit wegen nicht abschreiben konnte.

Würzburg, 7. Juni 1877. L. Urlichs.

---

5. Inschriftliches vom Niederrhein.

Bonn. Bei dem Bau der neuen Klinik auf dem ehemaligen Exercirplatz sind ausser den im vorigen Heft (LIX S. 38 ff.) verzeichneten Inschriften noch manche Reste rothen Thongeräths mit Töpfer-

stempeln gefunden worden, welche den bekannten Publicationen zur Berichtigung und Ergänzung dienen. Diejenigen, welche der akademischen Baubehörde ausgeliefert wurden. werden, wie alle ohne andere Bemerkung früher aufgeführten Stücke, zur Zeit im akademischen Museum vaterländischer Alterthümer aufbewahrt. Von dort sind dem ersten Verzeichniss folgende Stempel hinzuzufügen:

ATIIı vielleicht *Atil[i*, indem das zweite I mit dem folgenden Strich das spitzwinklige L ersetzt.

ELVISSAF der Querstrich des L von höherem Punkt aus abwärts gesenkt, von F der obere Querstrich unsichtbar. *Elvissa f(ecit).*

lICINIVO aber VO durch eine Art Ueberdruck über andere Zeichen des ursprünglichen Stempels der LICINIANI sein konnte.

OFLVCCE *officina Luccei.*

OMOM genau an dem letzten Strich dieses M ist das Stück zerbrochen, das erste O kleiner und das erste M enger, sicher *Mom(monis)* oder ähnlich, und nicht *Mon(imi).*

MEDDVFE die zwei ersten Buchstaben ligirt, was bei dem Stempel MEDDICE S. 43 zu bemerken vergessen ward, hinter V sind die Zeichen FE eng an einander gepresst.

OFNIGRI nur ob G oder C, wie meist in solchen Inschriften, nicht bestimmt zu unterscheiden.

PRIMICIINI C und I so beisammen, dass sie wie ein umgekehrtes D erscheinen. *Primigeni.*

SARINVS der letzte Buchstabe undeutlich.

VITA wieder *Vitalis.*

Andere Stücke haben die Arbeiter sich angeeignet und zum Verkauf angeboten; damit sie nicht abhanden kämen, hat Herr van Vleuten eine grosse Anzahl erworben und mit grösster Gefälligkeit mir für diesen Nachtrag zur Verfügung gestellt:

AIIINI in linksläufiger Schrift, vielleicht identisch mit Fröhner 2056 VIIXIVI. ich lese *Aieni.*

AITI TI durch ein Kreuz dargestellt wie Heft LIX S. 42.

AVVABIL in grossem Teller, am Stempel fehlt nichts, das L durch dünnen Seitenstrich neben der Hasta bezeichnet.

AQVITAN ein zweites Exemplar ist nach AQV gebrochen.

AVNI · M das *M(anu)* zeigt ältere Form.

OFBASSI in drei verschiedenen Exemplaren, in einem sind die beiden S schmal und dicht beisammen, in einem klar der Punkt nach OF.

OFCALVI

CALVINVS · F in hoher schlanker Schrift, das L wie oben bei *Amabil[is*.

GATVSF wol für *Catus*, obwol weder dies auf dem Stempel steht noch GAIVS, vor und hinter den Buchstaben ein horizontaler Strich.

CORISOFFI nach dem ersten F wo der Stempel schmal ausläuft, unkenntlich; gleich dem früher S. 42 verzeichneten Stempel; ein drittes Exemplar desselben, eben dort gefunden, sah ich im Arndthaus.

COS// abgebrochen, vielleicht *Cosilus*.

OFCOT von OF der obere Theil abgebrochen, auch fehlt der Schluss, sonst *of. Cotto*.

DON/IC//IC vom Besitzer richtig mit Fröhner 1009 (Hettner 174,11) zusammengestellt. *Donti ofic*.

ERDICOF das E könnte allenfalls noch mit einem Buchstaben ligirt scheinen, da unten und oben die Querstriche nach links überstehen, aber wahrscheinlich ist dies nicht; das dritte Zeichen klar D. Der ungewöhnliche Name erinnert an *Meddic*.

FRONTO T mit N ligirt.

OF · IVCVN das N enger angepresst, *Iucundi*.

LABE Anfang unklar, wol *of. Labe(onis)*.

LITVCIINI -*Litugeni* vgl. CIL. VII 1331, 65 und 1336, 563.

OF · LVCCEI

OF · MA A im M eingeschlossen; der Stempel war eigentlich breiter, aber sein Ende ist nicht ausgeprägt. *Mani, Mascli* oder ähnlich.

MAIANVSF in zwei zusammen gefundenen und gleichen Exemplaren, nur lass im zweiten das F jetzt abgebrochen, MA und AN in Ligatur. Ein drittes Exemplar bei Herrn aus'm Weerth ist verschieden, indem es nur MA ligirt, N und S rückläufig gebildet zeigt.

MARI oder MART nach der Hasta gebrochen.

MASCI vor M etwas freier Raum aber keine Buchstaben, A durch einen abwärts getriebenen Kolben im M bezeichnet, wol *Mascl*[*i*.

MEDDIRIVSF beide D gestrichen: auf der Rückseite hat von aussen jemand Zahlzeichen eingeritzt, wie es scheint XXXI, indem die beiden ersten X ähnlich wie man auf Grabschriften sieht, zusammengeschlungen sind, das erste X durch den nicht vollen Bogen wenig von V verschieden.

OF · MONTO T mit N ligirt, das Schluss-O könnte auch für C gelten.

NASSO · I · S · F deutlich so. Auf einem zweiten Stück bei Herrn aus'm Weerth erkenne ich statt der zwei S im Namen nur eines, das aber grösser als die anderen Buchstaben und wie aus zwei Zeichen corrigirt erscheint. Die Siglen I · S · sind noch nicht erklärt, schwerlich *in suo* oder *impensa sua*. Die Gefässe hatten keine Verzierung, nichts was auf besondern Werth deutete.

NVM wenig deutlich.

*o*FPASSEN vom F nur die Querstriche erhalten.

OF · SABINI N wie IV gebildet.

SALVE zweifellos E, nicht I oder F.

SECVNDI D mit N ligirt.

SEC · OF/// der Durchmesser des Stempels misst 0.02, die erhaltene Inschrift nur 0.013.

VINDVSF · dieses Stück gewinnt dadurch ein weit grösseres Interesse, dass wir auf der Rückseite in den einer Schale ähnlichen Boden mit cursivartiger schnörkeliger Schrift den Namen eines Verkäufers oder Besitzers eingeritzt sehen IVLI VENVSTI und zwar so, dass der Name fast den Halbkreis des Bodens füllt, dann auf beiden Seiten ein V, dies jedesmal mit einem Strich in der Mitte wie das oskische *o* vielleicht um V als Zahl zu markiren, den Halbkreis schliesst.

OF · VITA in zwei verschiedenen Exemplaren, der grössere Stempel ist nach VI gebrochen, so dass von TA nur obere Reste sind, derselbe hat mitten im O einen Punkt, welcher wenigstens undeutlich ist im kleineren.

XSANTI vor dem X ein horizontaler Strich, der wol nur zur Einführung des Namens dient wie oben bei GATVSF, der dem mittleren Querstrich eines E entspricht; aber von einem E *Exantus* wie

Exerses in Handschriften und andere Formen mit *i* oder *e impurum*) sieht man weiter nichts. T mit N ligirt: gemeint ist *Xanthi*.

Hierzu kommen noch einige sehr verstümmelte oder unleserliche Stempel:

OFL///ONIS das O an der rechten Seite eckig, vielleicht *Labionis*.

OF·ACIS die drei letzten Buchstaben sehr zweifelhaft.

OF·MEL so möglicherweise, obwol ausser M kaum ein Buchstabe zu verbürgen, vgl. den früher S. 43 erwähnten Stempel OF·MIC/

PA///N in der Mitte sind mit der Glasur die B. abgesprungen, *Passen* ergänzte Herr van Vleuten.

//VLIAFE, von V nur der zweite Schenkel erhalten, L so gebildet, dass der Querstrich desselben das folgende I berührt und dies zu einem rückläufigen L gestaltet; obwol fast die Hälfte vorn zu fehlen scheint, vielleicht doch nur *Iulianus fecit*.

//ITVS der erste B. nach dem Bruch kann auch T sein, beispielsweise *Avitus*.

// \PV das erste Zeichen weil rechts gekehrt, wol von einem A oder M, das schliessende *s* fehlte.

////S·F

Auf einer Scherbe, die ein Rad als Ornament trägt, findet sich nochmals V mit dem Strich zwischen den Schenkeln eingekratzt.

Von derselben Fundstelle besitzt Herr van Vleuten zwei Ziegel, deren einer den Stempel L T M (*legio prima Min.*) im Bogen geführt und mit einem Baum-Ornament abgeschlossen zeigt, der andere gibt in linksläufiger Schrift den Anfang eines Namens AP oder da der Bruch dies nicht entscheiden lässt, AF. Ferner ein Thonlämpchen mit undeutlichem Stempel im Ring von 0.02 Durchmesser, vielleicht EVCARP, obgleich Anfang und Ende nicht so klar sind wie CA, und ein zerbrochenes Gefäss wo auf schwärzlichem Grund weiss gemalt und durch weisse Kugeln getrennt ein C und E erscheinen, vielleicht einem *misce* angehörend. Dann vier Henkelstücke von Amphoren, wo in den Thon gepresst sind, auf dem einen 0.01 hoch die Buchstaben

C·CRASSI·SAI

A verbunden mit dem unteren Bogen des R so dass RS an einander schliessen, das ziemlich abgegriffene Ende SAI oder SAT, da gegen SM die Regelmässigkeit der übrigen B. spricht; auf dem andern nicht ganz so hoch die Buchstaben

ΛCIRGI

klar die Hasta nach G und dadurch verschieden von dem Stempel bei Schürmans 38; auf dem dritten

PORP. S

verschieden von CIL. VII 1331, 89 und 90; ein vierter wol erhaltener Henkel hat keinen solchen Stempel, sondern leicht geritzte Zeichen

ΛNNVΛ

die letzte Linie doppelt versucht; *annua* geht die Verbrauchszeit des in der Amphora Enthaltenen an (wie *diaria, menstrua).*

Endlich konnte ich durch Herrn aus'm Weerth's gefällige Mittheilung noch sechs weitere Stempel von rothen Thonwaaren desselben Fundortes abschreiben:

ΑΛΕΧΙΛ mit griechischem L, das zweite A anders als das erste, wol römische Form für *Ἀλεξίας*.

OFAQVITA *Aquitani.*

COMMVSI deutlich so, nicht etwa *Communis.*

DEXTRI auf der Aussenseite einer reicher ornamentirten Schale erhaben mit vertiefter rückläufiger Schrift.

TRITVSF mit horizontalem Strich vor dem Anfang-T, *Tritus fecit.*

OFVITALIS TAL ligirt in einem Zeichen.

Zwei andere Stempel, der eine in gut erhaltener aber innen abgenutzter Schüssel, erhöht in der Mitte, 0.035 breit, mit C oder O anhebend, sind ganz unleserlich.

Die Masse gerade solcher Reste auf jenem Boden erklärt sich wol daraus, dass hier zu irgend einer Zeit der *monte testaccio* der Stadt war.

Das frühere Verzeichniss ward aufgesetzt, als die Inschriften noch an der Baustelle sich befanden, eben ausgegraben und nicht gereinigt, bei mangelhaftem Licht. Dadurch haben sich ein paar Versehen eingeschlichen, wie dass beim Stempel S. 42 *Attillus* oder *Attilius* zweifelhaft blieb, während der erste Name sicher ist, und was ärgerlicher, dass in der Weihinschrift an die *Ana..bana* S. 39 zwei Lesungen damals abgelehnt wurden, welche gerade die grössere Wahrscheinlichkeit haben. Die Oberfläche des Kalksteins ist seitdem in Z. 1 wo der Punkt stand und hinter *Ana-* noch ein wenig mehr abgebröckelt, aber

Z. 2 erkennt man jetzt klar G und den Ansatz eines A, daher als Nomen wol richtig Hettner *Acutius* vorschlägt, und der Anfang von Z. 4 ist gewiss kein N sondern wahrscheinlich CI oder CL.

Dormagen. Im Arndthaus zu Bonn befindet sich jetzt, durch Schenkung des Herrn Delhoven von Dormagen an den Verein gebracht, das Fragment eines Kalksteins, welches Brambach 287 unter b giebt: an allen Seiten unvollständig und doch rechts und links behauen, rechts in glatter Fläche, das M in Z. 3 dessen äussere Schenkel vertical, der erste aber fast nach rechts gewandt ist, legt die Vermuthung nahe, dass wir links den Anfang der Zeilen erhalten haben. Grösste Breite 0.17, Höhe 0.40, Buchstabenhöhe 0.06, Zeilenabstand 0.02, gute Schrift wie von einem amtlichen Monument. Die erste Zeile bei Brambach, das A heute nicht mehr erhalten; Z. 4 das erste S genau unter M.

Eben daher kam ins Arndthaus das Stück eines grossen Ziegels mit der Inschrift TRANSRHENAN (Brambach 288): Stempel 0.14 breit, 0.02 hoch, am Ende noch der untere Ansatz eines A kenntlich, H und E in Ligatur, wobei der das H bezeichnende Strich quer nach unten geht, die Seitenstriche des E dagegen horizontal.

Weiter ein Ziegel 0.20 im Quadrat, Stempel 0.10 breit, 0.02 hoch, in solider Schrift aber jetzt abgerieben VIXIX//F, an der defecten Stelle erkennt man noch den Bogen des G und einen Theil des N: *vex(illatio) ex(ercitus) G(ermaniae) inf(erioris)*, am ähnlichsten etwa Brambach 128 m 6 *δ*.

Ein anderer Ziegel von dort 0.27 im Quadrat, dessen Stempel 0.10 breit und 0.03 hoch, hat in wenig deutlicher, halb cursiver Schrift LEGIIMINP das heisst *legi(o)* I *Min(ervia) p(ia)*. Auffällig und doch sicher ist der doppelte Strich nach G, wovon der letzte die Zahl, der erste vielleicht die Interpunction darstellt. In MIN sind I und N ligirt, dabei N rückläufig gebildet, indem der Querstrich von unten nach oben liegt; es folgt wahrscheinlich P, wenigstens ein Buchstabe mit verticaler Hasta; vgl. Brambach 23 u. a.

Merkwürdiger ist das Fragment eines 0.065 dicken Ziegels aus Dormagen, dessen Stempel bis auf die Ecke links oben unbeschädigt ist, breit 0.115, hoch 0.035, in schlanker zierlicher Schrift, die untere Zeile freilich sehr verwischt. Die obere Zeile lautet klar /EGVLATRA/E, und zwar hat ein breiter Buchstabe wie R vor dem Schluss-E gestanden. In der untern Zeile zuerst, ein wenig vor dem

E der obern Zeile, ein Buchstabe mit verticaler Hasta, wahrscheinlich F, sicher kein N und auch kein P; demnächst, indem der Zwischenraum keine Buchstabenspur zeigt, ein klein wenig nach dem G der Vorzeile der untere Rest eines L; hiervon in geringem Abstand ein X, zu schliessen nach der Biegung am Ende rechts die dem A nicht zukommt, dann A und die Spur eines Buchstabens wie N oder M, weiter nichts lesbar bis zum M, das wenig mehr rechts als E in der oberen Zeile den Schluss macht. Unmöglich ein Name wie *Alexandrum*, unwahrscheinlich nach Raum und sonst eine Endung wie *-anorum*, schwer denkbar im Anfang *Trarhe[nanae leg.*, ich rieth *tegula trahe / felix annum*, weil dazu die erhaltenen Schriftzüge zu passen schienen, ohne mir das Seltsame eines solchen Spruchs zu verhehlen.

Xanten. Als Geschenk des in Cöln unlängst gestorbenen Sammlers Hrn. Hugo Garthe ist gleichfalls für den Verein in das Arndthaus gelangt und wird als bei Xanten gefunden bezeichnet eine kleine Ara von Kalkstein, deren oberster Theil giebelförmig eingehauen, hoch 0.27 davon 0.16 auf die Inschriftfläche kommt, breit 0.20, dick 0.08. In Folge des Materials hat die Oberfläche so gelitten, dass einige Buchstaben in Zeile 2 und 4 schwierig zu lesen sind.

I·O·M
TIBERIVS
VICTOR
EXIVSSOI/

Den Anfang von Zeile 4 wo E gerade auf dem Rande steht, lehrte die Formel erkennen; es fehlt die gleiche Sicherheit um den Schluss zu bestimmen, an die Hasta scheint sich eine schräg abwärts gehende Linie und wieder eine schiefwinklige in der Höhe anzuschliessen, der Raum erlaubt nicht mehr *L(ubens) M(erito)*, ich glaube dass bloss *P(osuit)* zu lesen. In Zeile 1 steht das M nach aussen rechtwinklig, das C hat oben eine Krümmung rechts einwärts. Ein *Tiberius Victor* weihte in der Gegend von Euskirchen mit einem Severinius zusammen den Müttern ein Denkmal gleichfalls *ex imperio* (Brambach 526), vielleicht derselbe. Weihinschriften an den *Iuppiter optimus maximus* aus Xanten, Birten und Büderich bei Brambach 202 205 213 226.

Im Nachlass der Besitzerin des nicht fern von Xanten gelegenen Monterbergs sind mir zwei Stücke von terra sigillata zu Gesicht gekommen, die wol noch nicht bekannt gemacht sind und hier er-

wähnt werden mögen, da die Verschleuderung der Alterthümer aus jenem Nachlass zu befürchten steht. Die Scherbe eines Napfs trägt den Stempel DIVIXTI in Ligatur von T und I, indem der unterhalb der Spitze des T angebrachte Querstrich rechts durch einen Kolben abgeschlossen wird, der das I darstellt in halber Höhe des T. In der andern Topfscherbe ist der Stempel hoch 0.004, die Buchstaben aber kaum halb so hoch; es ist der bei Fröhner 797 auf einem Stück aus Remagen, jetzt in Mannheim, CONDARINVS gelesene Name, aber hier ist sicher der dritte Buchstabe ein dreistrichiges N, indem durch den Querstrich den beiden Grundstrichen parallel eine dritte Hasta frei gelegt ist, während das andere N aus den zwei Grundstrichen und einem dazwischen nach links gekrümmten Strichlein besteht; ausserdem ragt am D die Hasta über den Bogen, der freilich nicht geschlossen, stark hinaus, so dass zu lesen scheint *Comidarinus*. Das S zu Ende ist kaum noch zu erkennen, das V davor kleiner, nicht so tief hinabgeführt als die übrigen Buchstaben.

Bonn im März 1877. F. Buecheler.

Nachträglich sind noch die folgenden Stempel in Bonn auf dem alten Exercirplatz gefunden und durch Herrn van Vleuten zu meiner Kenntniss gekommen:

CALVI · / Bruchstück eines prächtig ornamentirten Gefässes, der Stempel nicht fertig rund sondern rechts wie abgeschnitten, die Inschrift aber vollständig; geht der Strich am Ende auf *M(anu)* des vollständigeren Stempels zurück?

CAMVLIXVS am Schluss ob O oder S unkenntlich, dieser Buchstabe kleiner, das erste V unten nicht geschlossen.

CAPITO T von I nicht zu unterscheiden.

OFRONTI auf einem Teller.

MEDDVFE die zwei ersten Buchstaben ligirt, beide D gestrichen, FE ganz zusammen gerückt, die Inschrift gleich der vorhin S. 75 beschriebenen.

PASSEI// *Passeni.*

/IFIC · VIRIL · : : in winziger Schrift, daher nicht bestimmt zu sagen ob der vor F erscheinende Rest von einem andern F oder von einem kantig geformten O *ofic. Virilis.*

Folgende zwei sind unverständlich oder zu defect:

ΛΛN1 vollständig, das N rückläufig gebildet, das letzte Zeichen vielleicht für ein rückläufiges F? fehlt in den Sammlungen der Stempel.

////ITOF Endung konnte *-itto* sein, Umfang des Stempels nicht zu bestimmen, das schliessende F nur in der Hasta klar.

Ein Bruchstück hat einen unleserlichen Stempel wie FITISIVS; die zweifelhaftesten Buchstaben habe ich durch Punkte markirt, das F hat cursive Bildung durch Seitenstrich neben der Hasta, P scheint nicht gelesen werden zu können, weder PETISIVS noch FESTVS oder FAVSTVS. Auf der Kehrseite dieses Stücks ist eingekratzt SIMP, und da der Schreiber nach P ein Hinderniss fand fortzufahren, darunter nochmals und vollständiger SIMPLII, das L cursiv gebildet, der vorletzte Strich so viel kleiner dass er etwa nur Interpunction vorstellt; in gleicher Linie mit SIMP das Zahlzeichen X, am Rest des Gefässes nochmals verzogene Ziffern, wol XIV oder XIX, in denen man auch VI und ligirte XX finden könnte.

Ein Stück von zu stark gebrannter Erde mit rother Glasur zeigt vom Stempel nur noch den Anfangsbuchstaben Λ erhalten, auf der andern Seite aber flüchtig und mit mehreren Abirrungen des Stichels oder ersten Fehlgriffen eingeritzt QVARTII, zweifelhaft ob für *Quarte* oder bloss für *Quarti*.

Eine Topfscherbe hat eingekratzt den Namen SILVINI, das N aufgelöst in Λ und I die unten ziemlich von einander abstehen, also SILVIΛII.

Auch zwei Henkelstücke von Amphoren hat Herr van Vleuten noch erworben. Das eine trägt die Zahl VII tief eingegraben, aber nicht durch Stempelung eingepresst. Das andere hat ////XIIII schön eingepresst. Es sei erlaubt hier noch einen dritten solchen Henkel anzuschliessen, der aus der Houben'schen Sammlung in Xanten stammt und von Herrn aus'm Weerth mir gezeigt worden ist; der Stempel lautet II AKG ◊ ⸗II, die Zahlzeichen links und rechts etwas höher als der Fabrikantenname, G in dreieckiger Form etwas grösser als AK, der Punkt massiv in quadratischer Form aber kleiner als alle andern Zeichen; oben an der Mündung des Gefässes eingeritzt VII.

Von der Bonner Fundstätte kam an Herrn aus'm Weerth noch der Rest eines rothen Thongefässes mit dem Stempel FED OFF, das D rückläufig gebildet, zwischen ihm und dem kleinen O, wo das Gefäss buckelig, fehlt nichts, wol für *Fid(elis)* oder ähnlichen Namen,

da *fede fedelis* auf vulgären und besonders christlichen Inschriften öfters vorkommt.

Beim Antiquitätenhändler Engels sah ich zwei gut erhaltene, offenbar nie gebrauchte Gefässe aus rother Erde, daher die Angabe ihrer Provenienz aus einem Grab vor dem Cölnthor hier ganz glaublich ist. In der Schale steht COSTVTVS, welcher Name mit *Restutus* zu vergleichen, im Teller DAGOMARVSF mit zierlichem Punkt im O.

Herr van Vleuten hat seine Erwerbungen mittlerweile als Stiftung für das Provinzialmuseum dem Arndthaus überwiesen.

Mai 1877. F. B.

---

6. Die Glasmalereien von 1508 und 1509 im Kölner Dome und ihre Meister.

Die im Jahre 1499 von Johann Koelhof im Druck herausgegebene Chronik der heiligen Stadt Köln bezeugt zwar ausdrücklich, dass damals der Fortbau des Domes noch im Betriebe war. Sie sagt bei Aufzeichnung der Thaten des Erzbischofs Conrad von Hochstaden [1]):

> »He dede begynnen den groissen kostlichen vnd ewigen buwe den Doym der nu zer tzijt Anno domini .MCCCCxcix. noch degelichs gebuwet wirt«.

Jedoch schon im ersten Decennium des gleich darauf folgenden sechszehnten Jahrhunderts wurde die Bauthätigkeit gänzlich eingestellt. An die Einfügung der prächtigen Glasgemälde in die Fenster der nördlichen Seitenhalle des Langschiffes knüpfte sich der dauernde Verzicht auf die Verwirklichung einer vollendeten Ausführung des grossartigen ursprünglichen Planes. Nach dem 1469 am 28. Januar erfolgten Tode des Meisters (Coynrait) Kuene von der Hallen stand Meister Johann von Franckenberg der kölner Hütte vor, und mit ihm schliesst die Reihe der alten Dombaumeister.

Mit diesen Glasmalereien empfing der kölner Dom einen Schmuck, der zu dem Schönsten zählt, was diese Kunstgattung auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung, den man eben in die ersten Jahrzehende des sechszehnten Jahrhunderts zu setzen pflegt, zu leisten vermochte. Nur wenige Orte werden gleich Vortreffliches aufzuweisen im Stande sein; zu diesen gehört die Stadt Gouda in Holland, welche in ihrer Johanniskirche gemalte Glasfenster besitzt, ausgeführt im sechszehnten

---

1) Fol. 198b.

Jahrhundert von den Brüdern Wouter und Dirk Crabeth, die als die schönsten in ganz Europa gepriesen werden[1]).

Der Fenster an der Nordseite des Domes, gleich beim Eingange durch das Hauptportal an der Litsch, sind fünf, wovon zwei, nämlich das erste und das letzte, nur Halbfenster sind. Die vollständigen haben eine Höhe von $43^1/_4$ Fuss bei einer Breite von 10 Fuss rheinisch. Sie sind in viele Felder von ungleicher Anzahl abgetheilt, in welchen durch Wappen und Bildnissfiguren auch die Stifter sich repräsentirt finden. Das erste und zweite sind eine Schenkung des Erzbischofs Grafen Philipp von Daun zu Oberstein, der 1508 sein hohes Amt antrat, nachdem er vorher dem Domcapitel als Dechant und magister fabricae, d. h. Bau-Verwalter[2]), angehört hatte. Eines der oberen Felder im zweiten Fenster, den Stammbaum Christi darstellend, ist mit der Jahresangabe 1509 versehen. Das dritte ist eine Schenkung der Stadt Köln. Als Hauptgegenstand enthält es oben unter der Rosette die Anbetung des neugeborenen Heilandes durch Engel und Hirten; tiefer in vier Abschnitten nebeneinander die Heiligen Georg, Reinold, Gereon und Mauritius; zuunterst erscheinen die kölner Helden Marcus Agrippa und Marsilius in ritterlicher Rüstung, Fahnen mit dem Stadtwappen und auf sie bezüglichen Inschriften[3]) haltend, zweimal ist vor ihnen, in reichster heraldischer Ausstattung, das städtische Wappen aufgestellt. Das vierte Fenster hat der Erzbischof, Landgraf Hermann von Hessen, dem der schöne Beiname pacificus gegeben ward, gestiftet; es ist unten besonders reich mit Wappen besetzt und trägt in der linken Ecke die Jahresangabe: anno dm. 1508 X.X. Novembris. Es wurde also nur acht Tage vor dem am 28. November desselben Jahres erfolgten Ableben dieses Erzbischofs vollendet. Als Schenkgeber des fünften und letzten Fensters ist der in goldener Rüstung abgebildete Graf Philipp II. von Virneburg und Sombreff durch die Familienwappen zu erkennen; seine beiden Gemahlinnen, Johanna Gräfin von Hoorn und

1) Sie gehören jedoch der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Näheres bei Gessert, Gesch. der Glasmalerei S. 129 u. ff.

2) Auch der technische Baumeister wird magister fabricae oder magister operis genannt. Dieser war stets ein Laie, der magister fabricae als Verwalter stets ein Geistlicher.

3) »Marcus Agrippa ein römsche Mann
Agrippina Coloniam eist begann.«
»Marseiles ein Heide soe stolztz
Behielt Coellen sei voeren zo holzt«.

Walburg Gräfin von Solms, knieen ihm gegenüber. Dankenswerthe heraldische Aufschlüsse sowohl in Betreff dieser als der weit älteren Glasmalereien im Domchore gab Archivrath von Eltester in Coblenz [1]).

Die nachfolgenden Erörterungen möchten zur Lösung der Frage beitragen, welche Meister diese höchst werthvollen Kunstwerke geschaffen haben.

Schon 1852, als ich in meinem Buche: Die Meister der altkölnischen Malerschule [2]), eine nicht unbeträchtliche Reihe von Künstlern aufstellte, welche im Fache der Glasmalerei vom eilften bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Köln thätig gewesen, schien mir bei dem in Urkunden von 1488 bis 1510 angetroffenen Glasworter Hermann Pentelinck der Umstand, dass die Malerzunft ihn zum Rathsherrn erwählte, so entschieden für seine hervorragende Kunsttüchtigkeit zu zeugen, dass ich mir gestattete darauf aufmerksam zu machen, dass zu seiner Zeit die herrlichen Glasmalereien in den nördlichen Fenstern des Domes entstanden seien. Freilich war hier an keine Behauptung zu denken, — nur die Andeutung einer Möglichkeit, einer sich vorläufig nur auf eine schwache Grundlage stützenden Wahrscheinlichkeit durfte gewagt werden.

Dem Wagnisse ist inzwischen durch fortgesetzte archivalische Forschungen ein bestimmterer Hinweis zu Hermann Pentelinck gefolgt, so dass die Wahrscheinlichkeit seiner Mitbetheiligung an der Ausführung des schönen Kunstschmuckes bedeutend an Boden gewonnen hat.

Ein im kölner Stadtarchiv aufbewahrtes Ausgabebuch der sogenannten Mittwochsrentkammer, welches den Zeitraum vom 26. Mai 1500 bis 3. September 1511 umfasst [3]), enthält viele Positionen, die den für den Rath beschäftigten Glasworter betreffen. Man findet denselben da vorwiegend zu niederen handwerklichen Verrichtungen angewiesen, jedoch fehlt es auch nicht gänzlich an künstlerischen Aufgaben, wie sich denn eine derartige gemischte Thätigkeit in alter Zeit auch bei den Malern, sogar bei solchen mit hochberühmten Namen, nachweisen lässt. Natürlich werden die einen wie die anderen in der Regel ihre Gesellen dazu verwendet haben. Zu diesen Ausgabeposten gehören folgende:

---

1) Organ für christliche Kunst von Friedr. Baudry, Jahrg. 1855, Nr. 21 u. ff.

2) S. 190—194.

3) Auszüge habe ich 1866 im XLI. Heft der Jahrb. d. Vereins von Alterthumsfreunden S. 66—116 mitgetheilt.

1504. »Anno quarto Feria quarta xxv Septembris. Item gegeuen meister Herman dem glasewerter dat hie an mynre heren Eruen ind thornen gemacht hait . . . . xvj mr.«

1506. »In die natiuitatis Johannis Anno etc. sexto feria quarta xxiiij Junij.

Item gegeuen meister herman vnsser heren glasewerter van eyner nuer vynster die vnsse heren vam Raide zo sent mauyren jn den nuen Choir haint doin machen hait gecost . . . . jc lxix mr.«

1507. »Feria quarta xxviij aprilis.

Item haint vnsse heren vamme Raide den heren van den mynrebroderen gegeuen zwey glass fynster jn Iren nue garst huyss die haint gehalden liiij voyss fecit in all . . . . xxxiij mr.«

1508. »Anno etc. octauo feria quarta xxix Martij.

Item gegeuen vur eyn glasevynster, die vnse heren vamme Raide in den nuwen Doym gegeuen haint . . . . ixc lx mr.«

1508. »Anno etc. octauo feria quarta duodecima Aprilis.

Item gegeuen dem Jungen Herman pentelinck vnsser heren glaseworter . . . . xix mr«.

1508. »Anno octauo feria quarta xxv octobris.

Item gegeuen Meister herman pentelinck dem Jungen glasewerter . , ... xxvij. mir«.

1509. »Anno etc. Nono feria quarta decima octaua Aprilis.

Item gegeuen dem glaseworter van glasevynsteren in keyserlicher maiestait hoff ind ouch in vnsser heren schiff gemacht x mr. viij sch«.

1510. »Anno etc. Decimo feria quarta decima Julij.

Item gegeuen dem glaseworter vur xxxv foiss schyuen gelass den foiss vur iiij rader Albus mit gemailden lyssen ind zwey wapen darjn gemacht dat stuck vur j bescheiden golt gulden facit . lxiiij mr«.

1510. »Anno etc. Decimo feria quarta xvj Octobris.

Item gegeuen dem glaseworter vur vj vynsteren nuwe in den grauen mit wapen, vnder der hanenportzen eyn lucht ind up der Eigelsteynsportzen alde vynsteren reformert . . . xvij mr.«

Wo bis zum Jahre 1508 der Glasworter mit dem Namen genannt ist, heisst er einfach »Meister Hermann«; im April desselben Jahres tritt dann zuerst der Name »Hermann Pentelinck der junge« auf. Letzterer war, wie sogleich nachgewiesen werden soll, der Sohn des ersteren.

Auch in den obigen Rechnungsposten handelt es sich in manchen Fällen um handwerksmässige Arbeiten, aber auch solche kommen

darunter vor, die dem eigentlichen Kunstgebiete angehören. Wenn dem Meister Hermann am 24. Juni 1506 die Summe von hundert neun und sechszig Mark ausgezahlt wurde für ein Fenster, womit der Rath die Klosterkirche der Benedictinerinnen zu den Macchabäern (»zu Sanct Mavyren« sagt in wunderlicher Entstellung die Volkssprache) beschenkte, so ist diese Summe so beträchtlich, dass nur von einem bemalten Fenster die Rede sein kann. Zwei Fenster, die am 28. April 1507 den Minoritenmönchen geschenkt wurden, kosteten, da sie aus ungefärbtem Glase bestanden, ja nur 33 Mark. Allerdings wird auch das den Macchabäerinnen verehrte Fenster von nur mässigem Umfange gewesen sein, wie solches den bescheidenen Bauverhältnissen einer Frauen-Klosterkirche entspricht. Wir finden den Meister Hermann hier also in künstlerischer Wirksamkeit. Ebenso ist von seinem Sohne in den Positionen vom 10. Juli und 16. October 1510 bezeugt, dass er die ihm damals aufgetragenen Fenster mit gemalten Einfassungen (lyssen) und Wappen verziert habe.

Sollte unter diesen Umständen nicht gefolgert werden dürfen, dass der Rath das dem Dome verehrte Fenster, wofür am 29. März 1508 die Summe von neunhundertsechszig Mark verausgabt wurde, durch seinen zu solcher Aufgabe befähigten Glasmaler und Glaser habe anfertigen lassen [1])? Ich würde kein Bedenken tragen, mich unbedingt für die Bejahung dieser Frage auszusprechen, wenn nicht in der Fassung der betreffenden Position denn doch etwas Befremdendes läge, was zum Zweifel veranlassen darf. Es ist nämlich nicht gesagt, dass die 960 M. an den Glasworter gezahlt worden seien — sie könnten also wohl durch die Hand eines ungenannten Vermittlers an einen andern und zwar, im Interesse einer harmonischen Ausführung der ganzen Fensterreihe, an denjenigen Glasmaler gelangt sein, der die übrigen vier Fenster und dazu auch das städtischerseits geschenkte gemalt hat.

Den älteren Hermann Pentelinck treffe ich zuerst am 8. Januar 1488 im Schreinsbuche Niederich: A sanctis Virginibus; er kauft das Haus »zoder Heggen« (zur Hecke), welches in der jetzigen Ursulastrasse lag und früher den Eheleuten »Goedart van lendescheit glaisworter ind Styngen« zugehört hatte, gemäss Anschreinung vom 27. Juli 1445. Pentelinck kaufte von den Enkeln seines Standesgenossen Goedart van

---

1) Ennen in seiner Geschichte der Stadt Köln, Bd. III (1869), S. 1026—27, äussert mit Entschiedenheit: »Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass der städtische Glaswörter Hermann dieses Prachtwerk angefertigt hat«.

Lendescheit, und als Mitkäuferin ist Lysbeth, seine Frau, genannt. Dieses Haus war für den Betrieb der Glasmalerei eigens eingerichtet, daher denn auch die Eheleute Pentelinck am 28. September 1499 beurkunden liessen, dass dasselbe »na yrre beider doide Herman yrre beider eligem Sone« anerfallen solle. Letzterer, des Vaters Schüler und in seinem Fache so tüchtig, dass er nicht nur als dessen Nachfolger mit den städtischen Arbeiten betraut[1]), sondern auch während der Jahre 1521 bis 1533 fünfmal von der Malerzunft in den Rath der Stadt gewählt wurde, liess am 19. März 1511 beurkunden: »Zu wissen dat Hermann penthelynck seligen hermans penthelincks ind elitzabethen eluden Son, Neessgyn syne elige huysfrauwe mit yeme gesellich ind deillafftich gemacht hait«. Sein Vater hatte im Jahre 1510, seinem letzten Lebensjahre, gleichfalls die Rathsherrnwürde bekleidet.

Hermann Pentelinck der Sohn lebte 1536 in zweiter Ehe; seine nunmehrige Lebensgefährtin hiess Cäcilia, zu deren Gunsten er ebenfalls die Gütergemeinschaft einführte, indem er sie am 20. September 1536 (Scabinorum: Columbae) an dem Besitze eines Hauses nahe beim Neumarkt, neben dem Eckhause der Kovergasse (jetzt Krebsgasse), und am 28. December desselben Jahres auch an dem Eigenthum des Hauses »zoder heggen«, wo seine Werkstätte war, mit sich gesellig und theilhaftig machte.

Mag es nun einer strengen und ängstlichen Beurtheilung nicht unbedenklich erscheinen, auf Grund der vorgebrachten Mittheilungen und Erörterungen den älteren Hermann Pentelinck, unter Beihülfe seines gleichnamigen Sohnes, als Anfertiger des seitens der Stadt Köln dem Dome geschenkten Fensters mit Entschiedenheit anzuerkennen, so wird unsere Combination doch immerhin als eine wohlbegründete Vermuthung auftreten dürfen. Dahingegen wird man einem zweiten kölner Künstler, den ich für die übrigen vier Fenster vorführe, die Anerkennung seiner Autorschaft wohl keineswegs versagen können.

Vor mehreren Jahren hatte ich mich der sehr schätzbaren Gewogenheit zu erfreuen, dass Herr Professr Dr. Heimsoeth in Bonn mich mit einer eigenhändig von ihm angefertigten umfangreichen Auslese von kunsthistorischen Notizen aus dem Nachlasse seines am 18. November 1849 verstorbenen Oheims, des als Kenner und Forscher

---

1) Dass das Ausgabebuch ihn Hermann P. den jungen nennt, zeigt klärlich an, dass sein Amtsvorgänger Meister Hermann eben sein Vater Hermann Pentelinck war.

auf dem Gebiete kölnischer Vorzeit rühmlich bekannten M. J. De Noël, beschenkte, welchen die Bestimmung gegeben war, den beabsichtigten und nunmehr im Manuscript vollendet liegenden Nachträgeband zu meinen 1849 erschienenen Nachrichten von dem Leben und den Werken kölnischer Künstler zu bereichern. De Noël hinterliess eine Menge von Notizbüchlein, welche sich in bunter Abwechslung mit Eintragungen füllten, die theils sein Geschäfts- und Familienleben, theils seine wissenschaftlichen und artistischen Wahrnehmungen und Entdeckungen betreffen. Eins dieser Büchlein, von dem ich auch persönlich Einsicht genommen, enthält eine Aufzeichnung, welche für unseren Gegenstand von hohem Interesse ist.

Die nördlichen Domfenster waren in den Jahren 1827 bis 1829 ausgehoben und dem Glasermeister Wilhelm Düssel zur Reinigung übergeben worden[1]). De Noël, der mit der Oberaufsicht betraut war, entdeckte bei dieser Gelegenheit an einem dieser Fenster, auf eine Bodenplatte gemalt, das Monogramm und trug eine Abzeichnung desselben in sein Notizbüchlein ein. Er nennt es ein »Glasermonogramm«, leider aber hat er unterlassen, das Fenster und die Stelle des Fundes genauer zu bezeichnen. Wenn dies nun auch zu bedauern ist, so geschieht dadurch der Zuverlässigkeit seiner Angabe dennoch kein Abbruch, da die Gewissenhaftigkeit dieses Forschers eben so unbezweifelt ist wie seine Kundigkeit.



Bei genauer Betrachtung dieses Monogrammes wird man darin die Buchstaben L. v. K., die beiden ersteren verschlungen, erkennen, und das Glasmaler-Verzeichniss in meinem Buche: Die Meister der altkölnischen Malerschule, gibt auf die Frage, auf welche Persönlichkeit diese Initialen zu deuten seien, eine sofortige Lösung. Unzweifelhaft müssen sie zu Meister Lewe (Leuwe, Leo) von Keysserswerde führen, dessen Name in Urkunden von 1515 bis 1544 aufbewahrt ist. In einem Protokollbuche des Schöffengerichts[2]) ist er im Jahre 1515 Sabbato nona Junij in einer Prozesssache des Klosters St. Agatha als Zeuge genannt: »Lewe glaisswortor jnd Gerrart luythemecher ex (parte) procurator des Conuentz Sent Agathenn«. Bei einer zweiten Aufzeich-

1) Die nächste Veranlassung war durch die nothwendigen baulichen Ausbesserungen an jener Seite des Domes herbeigeführt worden. M. s. Köln und Bonn mit ihren Umgebungen (1828) S. 146—147.

2) Archiv beim Königl. Landgericht zu Köln.

nung daselbst ist er »Leo van Keysserswerde glaseworter« genannt. Am 13. Februar 1523 erwerben »Lewe van keysserswerde Glaseworter ind Grietgyn elude« im Schreinsbuche Petri: Sententiarum von Hermann Kote das in der Schildergasse gelegene »alynge huys ind hoeffstat gelegen by den Cruitzbroidern, by zwen huysern vnder eynem dache, gelegen zom Nuynmart wart«. 1535 lebte er in zweiter Ehe; am 13. Juli liest man im Vermächtnissbuche (Scabinorum: Parationum): »Kunt sy dat Meister Lewe glaisswerter ind Cathryn syner eliger huysfrauwen Testament besegelt in dit Schryn gelacht haint Anno xxxv. die xiij Julij«. Am 6. November 1544, nach seinem Tode, liessen seine beiden Töchter aus erster Ehe, Odilia und Beilgen (Sibylla), sich »van dode leuwe van keysserswerde Glaessworters vnnd Greitgen elude« das vorgenannte elterliche Haus anschreinen. Beide waren damals verheirathet, erstere mit Tilman van Oeteren, die andere mit »Jacop Abell« [1]).

So wird man denn in »Lewe van Keysserswerde« (wahrscheinlich stammte er aus dem bei Düsseldorf gelegenen Städtchen Kaiserswerth) den kunstreichen Meister verehren dürfen, der die von den Erzbischöfen Hermann und Philipp sowie vom Grafen von Vyrneburg gestifteten Glasmalereien in ihrer Farbenpracht ausgeführt hat, und wollte man hinsichtlich des von der Stadt Köln geschenkten Fensters die für die Autorschaft Hermann Pentelinck's sprechenden Gründe nicht für ausreichend erachten, so wäre auch dieses Fenster und somit der ganze Cyklus dem Meister Lewe zuzuerkennen.

Die Technik zeigt sich an sämmtlichen Fenstern in vollkommener Uebereinstimmung, so dass, wenn die Ausführung mehreren Meistern übertragen gewesen, diese jedenfalls miteinander in Verkehr getreten sein müssen. De Noël [2]), dem die Gelegenheit geboten war, eine ganz

1) Er war Steinmetz und bewohnte zwei zusammengehörige Häuser in der Herzogsstrasse, die er am 10. Januar 1534 mit Frau Sibylla angekauft hatte. (Columbae: Litis et Lupi.) Der Name Abel ist berühmt durch die Bildhauer Gebrüder Abel von Köln, welche an dem Denkmal Kaiser Maximilian's I. in Innsbruck mitgearbeitet haben. Sie waren Jacob's Neffen. Letzterer hatte einen Sohn Florian, der als Maler in Prag gelebt hat, im September 1565 aber verstorben war. Auch eine Tochter Sibylla hatte er, die daselbst mit dem Hofmaler Paul Neuboum verheirathet lebte. »Consul et Senatus Veteris Pragae« richteten am 6. September 1565 ein durch die Theilungsangelegenheiten der Familie Abel veranlasstes Schreiben an den Magistrat von Köln. Dieses sowohl als die Schreinsbücher geben interessante Aufschlüsse über diese Künstlerfamilie.

2) Der Dom zu Köln. 2. Aufl. S. 125.

genaue Untersuchung anzustellen, bemerkt rücksichtlich der technischen Behandlung: »Was diese Gläser besonders merkwürdig macht, ist das an denselben fühlbare Streben, ihnen durch alle Hülfsmittel der Kunst den mannigfaltigsten Reiz und Farbenreichthum zu geben. So finden sich in den darauf abgebildeten Bekleidungen Perlen, im Grasboden Blümchen und mancherlei kleine Beiwerke angebracht, wobei man den Kunstgriff anwandte, von der Oberfläche der bunten Scheiben die Farbenschichte bis auf's weisse Glas wieder wegzuschleifen und die bemerkten Gegenstände weiss hervortreten zu lassen. Eben so finden sich darin die kleinsten heraldischen Gegenstände mit der geübtesten Fertigkeit vermittels feiner Bleinäthe den Stifterwappen eingefügt«.

Der Ausdruck »glaisswortere« (auch »glasewortere«, »glasewertere«, später »glaswirker« [1]) womit man in Köln die Glasmaler benannt findet, ist gebildet aus dem Hauptworte »glaiss« und dem Zeitworte »worchen«, d. h. machen, wirken, bearbeiten, laborare. Schon im Annoliede aus dem eilften Jahrhundert liest man mehrmals (X und XXIII) »si worhtin«. So erscheinen denn unter Köln's Künstlern und Handwerkern ausserdem auch Sarwortere (Harnischmacher), Helmewortere, Hulwortere, Zeygewortere (Ziechenweber), Kerzwortere, Becherwortere u. a. m. Niemand konnte hier als Glasworter die Meisterschaft erhalten, der nicht in der Kunst der Farbenschmelzung sich ausgebildet hatte. Ein Aufsatz aus Wallraf's kundiger Feder, abgedruckt in Nr. 45 der Kölnischen Zeitung von 1806 (jetzt wohl nur noch als grosse Seltenheit aufzufinden), spricht sich folgendermassen hierüber aus:

»Unsere Stadt war es, wo einst die schöne Kunst der Glasmalerei vorzüglich blühte. Die Periode dieser Kunst erstreckt sich eigentlich von den Jahren 1260—90 bis zum Jahre 1730—40; ihre höchste Blüthe war etwa zwischen 1430 bis kaum in 1600. Die Menge von dergleichen Arbeiten für so viele, vom 13. und 14. Jahrhundert her, binnen unseren Mauern und in unseren Gegenden erbaute Kirchen, Klöster und Kreuzgänge versammelte, erweckte und nährte hier eine Menge bedeutender Künstler in diesem Fache, deren Werke nun, leider! täglich vor unseren, oft unempfindlichen Augen, wie die anderen Denkmäler unseres ehemals so grossen Ruhmes, mehr und mehr

---

1) Die lateinische Benennung ist vitriator, factor vitrorum oder latinisirt glaseator. Auf einem prachtvollen Fenster in der Cathedrale von Rouen findet sich die Bezeichnung »Clemens Vitrierius (sic.) Carnotensis«, d. h. von Chartres. (Schnaase, Gesch. d. bild. Künste, V. S. 549, mit Verweisung auf Lasteyrie.)

verschwinden[1]). Unsere alten Glasmacher (eigentlich Glasmaler) machten mit den eigentlichen Malern und Kunststickern, worin auch Köln einst die grössten Meister besass, eine einzige Künstlerzunft aus, welche theils aus Abgang ehrwürdiger Künstler, theils aus inneren Zunftthorheiten um das Jahr 1622 sich endlich in uneinige Glieder eines verstümmelten Körpers trennte[2]). Das Glied der Glasmaler verlor sich endlich gar in die blosse Fenstermacher-Gilde, welche dennoch die althergebrachte Lehrzeit ihrer Jungen, die sich ehemals wegen des weitläufigen Unterrichts in dem Zeichnen, Malen und in der Farben-Schmelzkunst bis zu 6 und wohl einst bis zu 9 Jahren erstreckte, aus zunftgerechtem Eigensinne fast bis zum Ende ihres Daseins beibehielt. Die Glasmalerei, wiewohl nicht mehr jener alten kräftigen Art und Kunst, hat sich indess hier in Köln bis zwischen die Jahre 1730—40 erhalten. Die weiland schöne Kirche zum Lämmchen, die Kupfergasse und mehrere einzelne Zunft- und Klosterzimmer zeigten noch ordentliche Arbeiten an Wappen-Zierrathen in Fenstern von jenen uns so nahen Jahren. Noch alte Glasermeister unserer Lebzeit, z. B. der ältere Horn in der Judengasse und ein paar andere, waren, oder rühmten sich wenigstens, darin noch erfahren zu sein«.

Auch anderwärts waren die Glasworter mit den Malern im Verbande und gleich strenge Zunftvorschriften bestanden für die Erwer-

1) In dem »Welt- und Staatsboten« Nr. 153 vom 13. Brum. 11. J. (4. Nov. 1802) lese ich folgende Anzeige:

»Verkauf von gemalten Fenster-Gläser.

Am nächstkünftigen 5ten Frimaire (26. Nov.) werden in Gegenwart des Unter-Präfecten des Bezirkes Kölln, in dessen Behausung auf St. Johannstrasse, Morgens um 9 Uhr, die gemalten Fenster-Gläser aus den Klöstern und Kirchen der Klarissen in der Klökkergasse, St. Apern und St. Cäcilien, an den Mehristbietenden werkauft werden. Diese Fensterscheiben sind von einem besondern Werthe, theils durch die Schönheit und Erhaltung des Farbenschmelzes, theils durch ihre Seltenheit, und durch die eigene itzt für verloren gehaltene Erfindung unserer Vorfahren, und verdienen daher von den Liebhabern sorgfältigst vom Untergang gerettet und aufbewahrt zu werden.

Der Domainen-Empfänger Schirmer«.

2) Genau erfährt man den Zeitpunkt dieser Trennung aus dem »Ambtbuch Eines Löblichen Mahler Ambt« (aus De Noël's Nachlass, jetzt bei Herrn Prof. Heimsoeth in Bonn), auf dessen Haupttitel bemerkt steht: »Auffgericht . . . . Im Jahr alss die Separation von denen Glasswertheren bei Einem Hochweissen Magistrat durch Ein Mahler Ambt gesucht vnndt erhalten. Anno 1696 Den 24. October.«

bung der Meisterschaft. P. v. Stetten berichtet[1]), dass in Augsburg »ein jeder Glaser die Kunst, Glas zu färben, verstehen musste — daher waren sie von uralten Zeiten her mit den Malern in Gesellschaft«. Ja, die Amtsordnung der kölnischen Malerzunft vom Jahre 1449[2]) glaubte sogar einen Paragraphen aufnehmen zu sollen, der die Meister dieser beiden Kunstgattungen in ihrem Berufswirken auseinanderhielte. Da heisst es nämlich: »Vort sall gein Maler einicherlej werck machen dat den glassworteren an jrem Ampt hinderlich sy Noch ghein glassworter malen dat den Meleren hinderlich sy vnder penen van funf marcken so ducke dat geschege.«

So erklärt es sich denn auch, dass man in archivalischen und sonstigen Aufzeichnungen von Glasmaler-Namen dieselbe Person abwechselnd auch mit der Benennung »Glaser« vorkommen sieht. Ich will zunächst auf Albrecht Dürer's Reisebericht verweisen, der unter den Künstlern, mit denen er zu Antwerpen in freundschaftlichen Verkehr trat, mehrere Glaser namhaft macht, dann aber dieselben Personen auch wiederum Glasmaler heisst. Man liest z. B.[3]): »Dem Hönigen Glaser hab ich geschenkt 4 kleine Stücklein in Kupfer«. — »Ich hab den Höning Glaser zu Gast gehabt« — zuletzt aber: »Item hab dem Hönigen Glassmahler geschenkt 2 grosse Bücher«. Ein zweites Beispiel: »Item Maister Dietrich Glassmahler hat mir die roth farb geschickt, die man zu Antorff in den neuen Ziegelstainen find«. — »Ich hab Maister Dietrich Glasser ein Apocalypsin und die 6 Knoten geschenkt«. — »Am Sonntag nach unsers Herrn Auffahrtstag Lud mich Maister Dietrich Glassmahler zu Antorff, und mir zu Lieb viel andere Leuth, Nemlich darunter Alexander Goldschmidt, ein statthaft reich man, und wir hatten ein Köstlich mahl, und man thet mir gross Ehr«.

Bei Aufgaben, welche sich zu schwierigeren und figurenreichen Compositionen gestalteten, werden die Glasworter, die vorwiegend Techniker waren, die geistige Beihülfe der Maler nicht haben entbehren können[4]). Die Cartons werden in solchen Fällen aus der Hand eines

1) Kunst-, Gewerbe- und Handwerks-Geschichte, I, S. 297.

2) Liber Copiarum G., im Stadtarchiv.

3) Reliquien, herausgegeben von Campe. S. 93, 107, 139.— S. 94, 113 und 126.

4) Eine Anweisung zur Glasmalerei, von einer Klosterfrau zu Nürnberg im Anfang des 16. Jahrhunderts geschrieben, sagt ausdrücklich: »Item wenn du wilt vensster machen mit gemolten glas, es sey pild oder gewechs oder woben

der letzteren hervorgegangen sein. Dies scheint auch ein kölner Rathsschluss vom 13. Juni 1537 zu bestätigen, welcher, als man die Liebfrauenkirche in Antwerpen mit einem gemalten Fenster beschenken wollte, vorläufig die Anfertigung eines »Patroens« anordnete:

»Glasevynster zo Antwerpen. Beiden herren Stymmeisteren befeill gethain, mit den herren Rentmeisteren zu Raitschlagen vnd Sich zu besprechen vp Einen patroen van Einer glass vynsteren So man zu Antwerpen jn vnsser lieuer frauwen kirche glychs anderen Nationen geuen werde, vnd daemit die Stat vereirt moige werden.«

Passavant[3]) glaubte bei einem grossen Flügelbilde des städtischen Museums, welches als Hauptgegenstand den h. Sebastian zeigt, wie mit Pfeilen nach ihm geschossen wird, eine grosse Uebereinstimmung in der Darstellungsweise mit den Glasfenstern des Domes wahrzunehmen. De Noël hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Jedenfalls hat diese Conjectur einiges für sich. — Ein zweites Gemälde des kölnischen Museums, welches zu derselben Folgerung bezogen wird, ist zwar sicher von einem anderen, den ersteren besonders in der Farbenpracht übertreffenden Meister ausgeführt; jedoch lässt sich auch hier in Composition, Zeichnung und Farbenwahl ein den Glasmalereien verwandter Styl nicht verkennen. Es ist das grosse Flügelbild, welches Kugler[1]) das »Bild der heiligen Sippschaft mit den hh. Katharina und Barbara« benennt. Eine grosse Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass einer der beiden (leider unbekannten) Maler dem Glasbrenner die Zeichnungen geliefert habe.

(Wappen), wellerley das ist, so mustu dir das lassen entwerffen auf papir einen maler . . . .« Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei, S. 56 u. ff.

1) Kunstreise durch England und Belgien, S. 424—425.

2) Kleine Schriften zur Kunstgeschichte, II, S. 308. Kugler theilt die Ansicht, dass dieses Bild etwas Verwandtes mit den Glasgemälden des Domes habe; dem Bilde mit der Legende des h. Sebastian will er hingegen keine Aehnlichkeit zugestehen.

J. J. Merlo.

7. Terracotta einer Venus.

(Hierzu ein Holzschnitt.)



Auf einem länglich rechteckigen Postament, welches unten und oben einfach durch zwei horizontale Stäbe gegliedert ist, steht eine fast ganz nackte, aber reich geschmückte weibliche Gestalt mit einem Kinde zu ihrer rechten Seite. Das rechte Bein ist leicht gebogen, während der rechte gestreckte Arm leicht auf dem Kopf des Knaben aufruht. Das linke Bein bildet den Hauptstützpunkt des Körpers. Der Körper ist weich und mässig voll behandelt, die Brüste treten wenig hervor, während die Gegend über der Scham (mons Veneris) entschieden markirt ist. Das Gewand, vom Oberkörper ganz herabgefallen, wird von der linken Hand noch nahe der Scham auf dem Oberschenkel festgehalten und fällt in reichen Falten bis zu dem Knöchel des linken Beines, dasselbe bedeckend, herab. Dasselbe kommt auf der rechten Körperseite wieder zum Vorschein, indem es leicht von Innen nach Aussen um die Gegend des Ellenbogens geschlagen ist und dann in feinen leichten Falten breit auch den Knaben mit umrandend herabfällt. Der rechte Arm ist bedeutend straffer senkrecht gestreckt, während der linke mehr noch den Formen der etwas ausgebogenen linken Hüfte sich anschliesst und vorgeschoben ist. Die Finger sind, wie oft bei Terracotten, sehr lang gebildet, beidemale nicht eng eingeschlagen, nur an der rechten Hand leicht eingebogen, das Gewand zu halten. Beide Füsse tragen Fussringe (περισκελίδες), beide Arme je zwei Armringe (ψέλλια) an der Handfessel und am Oberarm, jener ist gerundet, dieser flach geriefelt.

Das fast schmächtig ovale Gesicht, auf feinem Halse ruhend, ist wenig gestreckt, fast ganz en face, macht den vollen Eindruck des Eingeschlummertseins; die Augenlider sind fast ganz herabgesenkt, der Mund ist etwas geöffnet wie bei Schlafenden, die Nase fein und lang, der Superciliarbogen ist geschwungen und beschattet die Augenöffnungen. Das wellige Haar ist reich und zierlich, in strenger Regelmässigkeit durch ein breites, es umwindendes Band eingeschnürt und durch einen dicken Kranz mit Blumen vorn geschmückt, es scheint in einem spitzen Haarschopf zu enden. So umgeben das ganze Gesicht die gedrängten, welligen Haarstreifen und die Enden des Bandes fallen rechts und links vorn bis zur Achselhöhle herab. Der sehr wulstige Kranz ist hinten durch ein breites und flatterndes Band abgeschlossen, welches ihn umwindet; die runde malvenartige Blüthe befindet sich wie eine Agraffe daran.

Der kleine Knabe zur Seite steht selbst etwas erhöht auf einem gegliederten Untersatz, ist nackt, das Gesichtchen ist fast rechteckig breit, von reichem Haarwuchs umrandet, oben mit Haarknoten versehen. Er hält mit beiden Händen eine Muschel geöffnet dem Beschauer entgegen.

Die Rückseite der Terracotta scheint wie gewöhnlich hohl, nicht ausgearbeitet. Die Massverhältnisse des Originales sind mir nicht bekannt[1]). Die Gestalt auf der Photographie ist 0,1 M. ohne Postament, mit demselben 0,12 M. hoch.

Was die Gesammtmotivirung der Aphroditegestalt, denn um sie kann es sich nur handeln, betrifft, so müssen wir sie in jene interessante Reihe von Venusbildungen setzen, welche ich in meinem Aufsatze über das Venusideal seit Praxiteles (Ber. d. K. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 1860, S. 60 ff.) nachgewiesen habe, als nebenhergehend neben dem Motive der völligen Entkleidung, welche die Gewandung noch verwendet, aber nur um in immer grösserem Raffinement gerade den Reiz der Enthüllung zu zeigen und mit Vorliebe sich den Details der Toilettenschmückung zuwendet. Das künstlerisch bedeutendste Werk dieser Reihe liegt in der Syracusaner Statue (Clarac pl. 608. n. 1844) uns bisher vor. Die Schmückung und gerade die Schmückung des Kopfes ist in dem allerdings verdächtigten berühmten Steine der Petersburger Sammlung dargestellt (Wieseler, Denkmäler der Kunst II, Taf. 26 n. 289 mit dem ausführlichen, den Zusammenhang mit typischen Darstellungen nachweisenden Text). Auch auf unserer Terracotta spielt

1) Die Höhe des Originales beträgt 38—39 Ctm., die grösste Breite 12—13 Ctm.
Die Red.

der Schmuck eine ganz hervorragende Rolle, speciell der des Kopfes, wobei man an Kränze durch den Geruch einschläfernder, betäubender Blumen auch denken wird. Auf die vorangegangene Schmückung kann man auch die von Eros gehaltene Muschel beziehen, welche für Salben das zierlichste bekannte Gefäss war, abgesehen von jener ursprünglichen Bezeichnung der Muschel als Symbol des *αἰδοῖον γυναικεῖον* zur Aphrodite (Stephani, Compte rendu l'an 1874, Petersb. 1874, p. 19. 27. 118. 140). Das eigenthümliche Interesse dieser immerhin gut stilisirten Figur liegt in jener Motivirung der geschlossenen Augen, des anscheinenden Schlafes im Gesichtsausdruck in Verbindung der ihre Reize im vollen Schmucke zeigenden Gestalt; man wird derselben durch die unendliche Fülle von Venusbildungen weiter nachzugehen haben. Die Figur wurde in Köln gefunden und befindet sich im Besitz des Provinzial-Museums in Bonn.

Heidelberg, den 20. Februar 1877. Stark.

---

8. Antikes Elfenbeinrelief aus Trier.

(Hierzu Taf. III.)

Leichte Vergänglichkeit des Materials macht manche Arten von Alterthümern schon selten. Seltener werden sie, wenn zu der Vergänglichkeit des Stoffes noch Kostbarkeit und vielseitige Verwendbarkeit desselben sich hinzugesellen. Wohl kaum bei irgend einem Stoffe, dessen sich die Kunst im Alterthum bedient hat, wirken diese drei Factoren so sehr zusammen, als bei dem Elfenbein. Daher kommt es denn, dass Kunstgegenstände früherer Zeiten aus Elfenbein an sich schon besondere Beachtung verdienen und finden, auch wenn dieselben nicht gerade von ausserordentlichem künstlerischem Werthe sind.

Jene chryselefantinen Statuen der griechischen Kunst, eine Athene Parthenos und ein olympischer Zeus, sind spurlos verschwunden, und überhaupt sind Elfenbein-Reliefs und Statuetten, welche über unsere Zeitrechnung zurückdatiren, äusserst spärlich und selten [1]). Auch der vorconstantinischen Zeit werden verhältnissmässig nur sehr wenige

1) Ich spreche hier nur von Werken der griechischen und griechisch-römischen Kunst.

Arbeiten dieser Art zugeschrieben [1]). Das ist auch die Zeit, in welcher die Herrschaft der byzantinischen Kunstformen immer entschiedener hervorzutreten und Trockenheit zu verbreiten beginnt. Von dieser Zeit an werden aber die auf uns gekommenen Elfenbeinarbeiten immer zahlreicher und bilden eine ununterbrochene — man könnte sagen — Kunstgeschichte bis auf unsere Tage.

Die Elfenbeinarbeiten also der vorkarolingischen Zeit, welche jetzt die Kirchenschätze und die Sammlungen zieren, gehören fast sämmtlich der byzantinischen Kunst an, und nur sehr wenige sind frei von dem Einflusse derselben. Es sind meistens sogenannte Diptycha oder Theile von solchen; nicht als ob man nicht auch andere Sachen in Elfenbein gearbeitet hätte — ich erwähne nur das Elfenbeingefäss aus Xanten [2]) —, aber die Diptycha sind vorzugsweise auf uns gekommen, indem diese antiken Relieftafeln mit Vorliebe als Zierde von Buchdecken verwendet wurden; andere Gegenstände erlagen entweder der Zerstörung (auch durch die Iconoclasten), oder sie wurden zu neuen Formen verarbeitet.

Unter Diptycha — das Wort bedeutet eigentlich nur »doppelt zusammengelegt« — versteht man die Schreibtafeln der Alten, deren Aussenseiten durch Reliefdarstellungen geziert waren, und deren Innenseiten eingelassene Wachsflächen zeigten; in das Wachs wurde mit dem Stilus die Schrift eingeritzt und konnte je nach Bedürfniss mit dem oberen und breiten oder knopfartigen Ende des Stilus ausgelöscht d. h. verrieben werden. Je zwei solcher Tafeln wurden mit einander buchartig verbunden und bildeten dann ein Diptychon; daneben gab es auch noch Triptycha, Pentaptycha u. s. w. je nach der Zahl der Tafeln. Manchmal enthielten sie aber Pergamentblätter (pugillares membranaceos). Ihre Ausstattung mit Reliefs nun machte in der nachconstantinischen Zeit einen besonderen, verbreiteten Kunstzweig aus.

Die Diptycha werden in die consularischen und die kirchlichen eingetheilt. Die ersteren, von denen im Ganzen etwa zwei Dutzend aus dem 3. bis 6. Jahrhundert bisher bekannt geworden sind (aufbewahrt zu Liverpool, London, Paris, Berlin, Darmstadt [3]), Monza u. s. w.), zeigen meistens als Hauptfigur das Bildniss des betreffenden

1) Es gehören dazu u. A. ein Diptychon des M. Julius Philippus aus dem Jahre 248 (Liverpool) und das diptychon meleretense (London u. Paris), welches ebenfalls dem 3. Jahrh. zugeschrieben wird.

2) S. Jahrb. H. V. VI. S. 365 ff. und Taf. VII u. VIII.

3) Diptychon des Flavius Asterius d. J. 449 n. Chr.; s. Jahrbücher H. VIII. S. 155.

Consuls und über dem Bildnisse eine Inschrift, welche den Namen u. s. w. desselben angibt. Manche dieser Consulardiptycha haben sich später sonderbare Veränderungen müssen gefallen lassen, wie man denn sogar auf einem dem Consul das Haupt geschoren und ihn dann durch Reliefschrift als Sanctus Gregorius bezeichnet hat[1]). Die kirchlichen Diptycha zeigen biblische oder Legenden-Darstellungen.

Ganz vereinzelt sind die Diptycha, welche keiner dieser beiden Klassen angehören[2]). Eine Uebersicht auch nur über diese letzteren zu geben, dazu fehlt es leider hier in Trier an Hülfsmitteln; nicht einmal das Hauptwerk über die Diptycha[3]) ist mir zugänglich gewesen.

Diesen Mangel an Hülfsmitteln zur Vergleichung bitte ich auch für den nachfolgenden Erklärungsversuch der Trierer, inzwischen in den Besitz des Berliner Museums übergegangenen, Diptychontafel, welche weder den Consular- noch den kirchlichen Diptychen beizuzählen ist, berücksichtigen zu wollen; es wird mich freuen, wenn ein besserer Kenner dieser Dinge mit reichern Hülfsmitteln eine bessere und gesicherte Erklärung geben wird.

Nach dem, was mir über die Auffindung der zu besprechenden Relieftafel mitgetheilt worden ist[4]), wurde dieselbe im September 1875 in der Vorstadt St. Paulin bei Trier in einem Sarge aufgefunden; in dem Sarge hätte man noch Asche, Russ (!) und Ziegelreste bemerkt. All diese Dinge und mit ihnen der Umstand, dass keine Knochenüberreste in dem Sarge gewesen sein sollen, sprechen dafür, dass das Relieffragment als werthlos mit der Asche u. s. w. (wer weiss, wann?) in den leer und geöffnet dastehenden Sarg[5]) hineingeworfen worden ist. Aber das mag sein, wie es will, soviel scheint mir gewiss, dass das Relief nicht etwa eine Grabesbeigabe hat sein sollen.

Die Tafel ist ohne Zweifel lange Zeit an einem vielgebrauchten Gegenstande, und wohl am wahrscheinlichsten, wie so viele ihres

---

1) S. Ancient and mediaeval ivories in the South Kensington museum. London 1872. S. XXXVI.

2) Sie zeigen meistens mythologische Darstellungen.

3) Gori, Thesaurus veterum diptychorum etc.

4) Diese Mittheilungen sind mir nur indirect zugegangen, und ich kann daher nicht für deren Richtigkeit bürgen. Ich füge noch bei, dass die Trier. Ztg. Nr. 295, J. 1876, sagt: »in einem Privatgrundstücke bei Trier« und von »morschen Splittern« dabei spricht.

5) Leere (Stein-)Särge sind hier oft gefunden worden, z. B. neuerdings noch bei der Porta nigra.

Gleichen, als Deckzierde an einem Buche angebracht gewesen; als sie zerbrach und zudem auch sonst lädirt erschien, ist sie für werthlos gehalten und demgemäss behandelt worden. So erklärt sich der jetzige Zustand derselben.

Denn wie die Abbildung zeigt, ist die Tafel nicht nur Fragment, sondern zudem auf der Schauseite ziemlich abgeschliffen. Dies ist am bedauerlichsten bei den Gesichtern; die von den linken Wangenseiten sichtbaren Theile sind zwar noch ziemlich wohlerhalten, aber die rechten Wangenseiten soweit zerstört, dass man die Züge nur noch wie leichte Schatten erkennt. Bis auf eben solche Schattenreste sind auch einzelne Faltenlinien am Gewande der Hauptfigur abgeschliffen.

Das Elfenbein ist im Laufe der Zeit an verschiedenen Stellen verschieden stark gedunkelt und schattirt zwischen leichtgelb, bernsteinfarbig, rothbraun und schwärzlich[1]). An den helleren Stellen ist es c. 1 Millimeter tief durchscheinend; und gerade an diesen Stellen erkennt man noch manche verschliffene Formandeutungen, gleich als hätte der Druck des Werkzeugs hier das Durchscheinende getrübt; sie erscheinen daher jetzt als mattgelbe Linien.

Die Höhe der Tafel misst 23 Cm., die (erhaltene) obere Breite 6 Cm., die (erhaltene) untere $9\frac{1}{2}$ Cm.; die ursprüngliche Breite betrug $11\frac{1}{2}$ Cm., wie sich aus der Muschelmitte im Tempelgiebel u. s. w. unzweideutig ergibt. Die Tafel war also doppelt so hoch als breit. Ihre Dicke beträgt stark $\frac{1}{2}$ Cm. — An nicht weniger als 13 Stellen ist der erhaltene Theil der Tafel durchlöchert; diese Löcher aber — sie haben etwa 2 Millimeter Durchmesser — scheinen bis auf zwei sämmtlich in späterer Zeit, etwa damals, als die Tafel zur Einbanddecke verwendet wurde, gebohrt zu sein; denn sie durchbrechen rücksichtslos Rand, Schrift und Darstellung der Schauseite; jene zwei Löcher aber sind von dem Seitenrande aus (etwas unterhalb der rechten Hand des Knaben) in der Weise schräg eingebohrt, dass sie nach der gleich zu nennenden vertieften Rückfläche hinführen und daher auf der Schauseite nicht sichtbar sind. An dem nämlichen Seitenrande sind noch mehrere seitliche Vertiefungen; sie dienten nebst den beiden Seitenlöchern wohl dazu, die beiden zusammengehörenden Relieftafeln mit einander zu verbinden.

Die Rückseite der Tafel zeigt eine wenig vertiefte Fläche,

1) Die unteren Theile der Tafel sind am meisten gedunkelt; es waren die der Zahnoberfläche am nächsten gelegenen.

deren Ränder vom oberen und unteren Tafelrande je 1 Cm., vom Seitenrande nahezu $^1/_2$ Cm. abstehen; kreuz und quer laufende, mit scharfer Spitze gemachte Risse waren wohl dazu bestimmt, das eingegossene Wachs festzuhalten.

Die Darstellung der Schauseite zerfällt in zwei Theile: das eigentliche Reliefbild und die umgebende tempelartige Architektur mit der Inschrift.

Links über dem Giebel der Architektur, welcher in einem Winkel von 30°[1]) ansteigt, sieht man eine Lotosblume (nymphaea). Ihre Bestimmung ist zunächst, das Dreieck zu füllen, welches durch den schrägen Giebelbalken und die Tafelränder gebildet wird; in der Wahl der Lotosblume dürfte aber eine symbolische Hindeutung liegen. Aus dem vertieften Giebelfelde springt eine Muschel bis zur Höhe der Giebelbalken vor; die hohle Seite der Muschel ist dem Beschauer zugekehrt; auch in der Muschel wird hier symbolische Bedeutung zu suchen sein.

Von der Inschrift des Querbalkens ist nur die Hälfte noch vorhanden:

OPATRETSECVNDO · · · · · ·

Ich glaube lesen zu sollen:

Optimo patre Tito Secundo ...... (etwa mortuo? defuncto?)

Für das Beiwort »optimus« bei Angehörigen brauche ich wohl keine Beispiele anzuführen; aber man könnte zweifeln, ob das erste Zeichen nicht ein Q sei. Das P der Inschrift ist deutlich geschlossen, die Querstriche des E sind sehr kurz, alle Buchstaben lang gestreckt[3]).

Das eigentliche Reliefbild tritt aus einer vertieften Fläche von fast $17^1/_2$ Cm. Höhe und stark $10^1/_2$ Cm. ursprünglicher Breite hervor. Durch einen Kranz, welcher an zwei Stellen des Querbalkens befestigt, von diesem in einem (theilweise verdeckten) Bogen und Endschleifen

---

1) Also $\frac{R^0}{3}$; man vergleiche die Winkel in diesem Theile der Tafel untereinander.

2) In späterer Zeit finden sich an den entsprechenden Stellen als Füllung Wappenbilder, Rosen, Rosetten u. s. w.

3) An dieser Stelle will ich die beiden Buchstabenzeichen AN erwähnen, welche auf die Hermensäule von unten nach oben eingeritzt sind. Im ursprünglichen Plane haben die beiden störenden Zeichen keinesfalls gelegen; wann sie eingeritzt sind, ist von geringer Bedeutung und auch kaum zu entscheiden, da das A mit geknicktem Querstriche auf altchristl. Inschriften in Trier etc. häufig und wohl auch früher (s. Corp. inscr. lat. I, tab. XV. 30) schon vorkommt.

herabhängt, wird eine verticale Dreitheilung des Bildwerkes angedeutet. Den mittleren Theil nimmt die Hauptfigur ein; ihr zur Rechten sieht man einen Genius und darüber eine Herme; der dritte Theil ist zerstört.

Ueber den Gegenstand der Darstellung heisst es in der Trierischen Zeitung[1]), in welcher, soviel mir bekannt, das Relief zuerst erwähnt worden ist, unter der Chiffre L B: »Man könnte die Vorstellung bezeichnen mit »Vestalin, welche das Gelübde der Keuschheit gebrochen«[2]). Aber da ist doch nichts, was die weibliche Figur als Vestalin oder auch nur als Priesterin kennzeichnete; was Herr L B für eine Priesterbinde erklärt, ist keine solche, sondern der faltige Saum des Gewandes, welches am rechten Oberarme und an der obern Hälfte des Unterarmes ziemlich straff anliegt[3]). Ebenso wenig muss der Knabe mit Fackel und Palme ein »entfliehender Amor« sein; seine Haltung hat vielmehr etwas Ermunterndes und Aufforderndes der Hauptfigur gegenüber. Endlich stützt sich die Hauptfigur nicht auf einen »Opferaltar«, sondern auf eine dünne Säule, an welcher ein Theil des Gewandes vom aufgestützten Arme bis zur Säulenbasis herabhängt.

Betrachten wir also die einzelnen Figuren! Die Hauptfigur steht wenig nach links übergebeugt und gestützt auf eine Säule; in der linken Hand trägt sie lose — dies deuten die leichte Biegung der Handwurzel und die halbgestreckten Finger genugsam an — eine Rolle; der rechte Arm ruht auf der Hüfte und in dem straff angezogenen Mantel, dessen Saum über dem Handgelenke in lockerer Falte herabhängt und nach der linken Halsseite wieder hinaufsteigt; die leicht erhobene Rechte fasst den Saum der linken Seite, und wo die Hand anfasst, ist derselbe kaum merklich nach rechts hinübergezogen, eben genug, um das wirkliche Angreifen zu bezeichnen. Zwischen der rechten Hand und dem Halse wird die Tunika sichtbar; von Schmucksachen ist nichts zu bemerken. Der Kopf in Halbprofil ist wenig nach links gesenkt; die Haare sind in welligen Locken nach dem Hinter-

---

1) Jahrg. 1876. Nr. 295 vom 19. Dec. — Der betreffende Artikel diente wohl als Reclame.

2) Dafür sagt einige Tage später die Coblenzer Zeitung »abgelegt«, — ich sollte sagen mit ebensoviel resp. ebensowenig Recht.

3) Eine ganz ähnliche Haltung des Armes und denselben Irrthum finde ich bei Wilth., Lucil. Rom., Tab. 88, Fig. 399.

kopfe zusammengefasst; ein scheinbar aus den Haaren hervorragender Haarnadelknopf ist wohl nur eine stärker hervorragendere und im Laufe der Zeit abgeschliffene Locke. Die schöne Gestalt ruht auf dem rechten Fusse; das linke Bein hat sie über das rechte übergeschlagen, und der linke Fuss findet beim Ballen ein Widerlager an einer kleinen Erhöhung. Durch diese Stellung tritt die rechte Hüfte in schöner Rundung stärker hervor und gibt dem rechten Arme (s. oben) einen sichern Halt; in Folge davon wiederum braucht der Gewandsaum durch die rechte Hand nicht zu einer harten geraden Linie hinabgezogen zu werden. Von dem Gesichte ist nicht viel mehr zu erkennen, als, dass die Stirne sehr niedrig, das Kinn vollgerundet, der Abstand zwischen Mund und Nase verhältnissmässig gering war. Ueber die scheinbar zu geringe Fusslänge s. unten.

Ueber die beiden anderen Figuren kann ich mich kürzer fassen. Der kleine Palmträger stützt sich auf eine umgekehrte Fackel [1]), wobei die rechte Schulter etwas vorgeschoben ist. Der Körper ruht entschieden auf dem rechten Fusse, das linke Bein aber ist stark nach links (also für ihn rückwärts) wie beim Schreiten ausgestreckt, und seine Stellung also keineswegs die eines Ruhenden. Das lockige Köpfchen ist nach rechts erhoben, und die offenen Augen des noch deutlich erkennbaren Gesichtes blicken nach dem Gesichte der Hauptfigur empor. Die linke Hand trägt die Palme. — Die Herme endlich — die Büste steht auf einer starken Säule [2]) — wird schon dadurch in den Hintergrund der Darstellung zurückgedrängt, dass die Säule hinter dem Palmträger aufsteigt und dieser selbst eher halb hinter als neben der Hauptfigur steht. Die Büste des kräftigen bartlosen Mannes mit viel Entschiedenheit und selbst Stolz in der Haltung hat unzweifelhaften Portraitcharakter in den noch erkennbaren Zügen.

Halte ich nun all das einzelne, im Vorstehenden Angedeutete zusammen: den Inhalt der Inschrift, die Stellung der Hauptfigur, die Säule neben ihr, den Palmträger mit gesenkter Fackel (?), die Porträtherme, den aufgehängten Kranz, selbst die (Pergament-)Rolle, welche auf testamentarische Bestimmungen

---

1) Die Fackel ist verhältnissmässig sehr dick; ja man könnte zweifeln, ob der Gegenstand, worauf sich der Knabe stützt, nicht eine kleine Säule mit dreigliedriger Basis sei; aber das scheint mir fast eine künstlerische Unmöglichkeit.

2) Ueber die Buchstaben AN auf dieser Säule s. oben S. 101 A. 3).

hinweisen mag und sich auch auf Grabdenkmälern findet [1]), so glaube ich die Deutung jedenfalls nicht in mythologischem oder allgemeinem Gebiete suchen zu dürfen; vielmehr kann ich nicht zweifeln, dass die Hauptfigur die trauernde Tochter des verstorbenen Titus Secundus [2]) ist, und dass das Diptychon sich eben auf jenen Todesfall bezieht.

Ob es noch eine grössere Anzahl von antiken Diptychen gibt, deren Darstellungen das Familienleben betreffen, ist mir nicht bekannt; nur weiss ich, dass man das diptychon meleretense wohl auf ein Ehebündniss bezogen hat [3]); vielleicht aber hilft dieses neugefundene Diptychon, neben den diptycha consularia und ecclesiastica eine dritte Art begründen, welche man etwa als diptycha familiaria bezeichnen könnte.

Wenn es aber auch so gewiss sein sollte, als es mir scheint, dass die Hauptfigur die Tochter des T. Secundus ist, so ist damit noch nicht Alles erklärt.

Nehme ich zunächst zu den eben angeführten Punkten noch die Lotosblume und die Muschel hinzu und erwäge im Hinblick auf den Todesgenius und die Palme diese als die christlichen Symbole für Kreuz [4]), Tod [5]), Sieg [6]), Auferstehung [7]), so liegt die Annahme christlichen Ursprunges des Reliefs wohl sehr nahe; würde sich dieser Ursprung als unzweifelhaft erweisen lassen, so würde ich kein Bedenken tragen, die Deutung des Ganzen in die Worte zusammenzufassen: die trauernde Tochter wird am Grabe ihres Vaters auf die Auferstehung und das dereinstige Wiedersehen hingewiesen.

---

1) S. Jahrb. H. XXV, S. 178.

2) Dass dieser T. Secundus ein sehr begüterter Mann (und wohl auch ein hochgestellter) war, geht aus der Kostbarkeit des Diptychons hervor. Zu bestimmteren Vermuthungen aber über seine Person habe ich bisher noch keine Anhaltspunkte gefunden.

3) Ancient and mediaeval ivories etc. S. XXXIV u. 44.

4) Die Lotosblume das Mysterium des Kreuzes bedeutend; s. Jahrb. H. L. LI S. 303; oder sollte ich diese Stelle nicht richtig verstanden haben?

5) Nach freundl. Mittheilung des Herrn Professor Kraus findet sich der Todesgenius häufig auf christlichen Sarkophagen des 4. und 5. Jahrhunderts; derselbe verweiset auf Piper, Mythol. der chr. Kunst. I. 343 f.

6) Die Palme als bekanntes Symbol des Sieges, des ewigen Friedens, der Unsterblichkeit u. s. w.

7) Die Muschel ist in der christl. Symbolik Sinnbild der Auferstehung; s. Jahrb. H. XLII S. 177.

Allein die genannten Symbole, von denen Lotosblume und Muschel doch zunächst nur decorative Bestimmung haben, kommen sämmtlich auch als heidnische vor, so namentlich die Lotosblume bei der Isis, die Muschel bei der Magna mater. Auch unter dem Uebrigen scheint Nichts zu sein, was die Darstellung mit Nothwendigkeit zu einer christlichen machte; vielmehr wäre die Auffassung der Figuren und die Darstellungsweise eher eine nicht christliche zu nennen. Ist daher das Relief christlichen Ursprungs, so ist das christliche darin jedenfalls verhüllt.

Ist das Relief nicht christlichen Ursprungs, so fragt es sich, ob die oben vorgeschlagene Deutung auch dann aufrecht erhalten werden könne, oder ob eine andere versucht werden müsse.

Was ich von antiken Kunstwerken hier habe zu Rathe ziehen können, gibt mir weder nach der einen noch nach der anderen Seite feste Anhaltspunkte, und ich kann daher von diesem Gebiete keine Zeugnisse hernehmen.

Dass die Fortdauer der Seele nach dem Tode, dass ein Zusammensein mit früher Verstorbenen, dass ein Hoffen und Ersehnen dieses Zusammenseins den Alten nicht fremd war, ist bekannt genug. Auch ein »Nachfolgen« wird ausgesprochen: Quid fata deflemus? non reliquit ille nos, sed antecessit[1]). Ferner ist die Idee des Sieges im Wettkampf als Bild nicht unbekannt: Tulit suum »metasque dati pervenit ad aevi« [2]), und ebensowenig die Hoffnung von Ruhe und Frieden: ibi illum aeterna requies manet[3]) und: excepit illum magna et aeterna pax[4]). Und so glaube ich, dass für den Fall nicht christlichen Ursprunges des Reliefs die Deutung festgehalten werden kann, dass die trauernde Tochter am Grabe ihres Vaters (tröstend und ermuthigend) auf das (glückliche) Fortleben nach dem Tode, vielleicht auch geradezu auf ein Wiedersehen hingewiesen werde.

Dass dieses Hinweisen durch den Todesgenius geschieht, sowie dass dieser neben der umgestürzten Fackel auch noch die Palme trägt, dafür kann ich freilich keinerlei Belege geben. Gibt es überhaupt keine Belege dafür, oder sollte sich gar Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Beleges dafür erweisen lassen, dann müsste man

---

1) Sen. Cons. ad Polyb. 28.
2) id. Cons. ad Marc. 20.
3) id ib. 24.
4) id. ib. 19.

wohl dazu übergehen, den Gegenstand, auf welchen der Genius[1]) sich stützt, doch nicht für eine Fackel anzusehen; der Genius hörte dann auf Todesgenius zu sein[2]) und ich möchte dem Palmträger am ersten jene Worte in den Mund legen: »metasque dati pervenit ad aevi«.

Von der dritten Abtheilung des Reliefs ist leider nichts erhalten, auch nicht soviel, dass man auf diesen Theil der Darstellung irgend sicheren Schluss machen könnte. Vielleicht stand auch dort eine Herme (etwa der Mutter) oben; aber was entsprach dann unten dem Genius? für einen zweiten Genius dürfte es an Raum fehlen. Daraus, dass die Hauptfigur dieser Seite zugewandt ist, könnte man schliessen wollen, dieselbe habe nach dem Gegenstande dieser Abtheilung hingesehen; allein weder deutet ihr Blick, welcher über den Tafelrand hinausgeht, dies an, noch scheint mir diese Annahme überhaupt zulässig, weil ja dann der Gegenstand der dritten Abtheiluug noch mehr in den Vordergrund treten würde, als die Hauptfigur. Kurz, für diese ganze Abtheilung habe ich nicht einmal eine positive Vermuthung aufstellen können.

Was nun das Kunstwerk als solches angeht, so glaube ich vor Allem auf die bewundernswerthe Harmonie in der Gesammtanlage hinweisen zu sollen; einige Maassverhältnisse mögen diese beweisen.

Die Maassverhältnisse des Ganzen beruhen — es handelt sich hier nur um das eigentliche Reliefbild — nicht auf einfachen Zahlverhältnissen, sondern in den Hauptsachen liegt die harmonische Linientheilung zu Grunde. Damit soll keineswegs gesagt sein, der Künstler habe alles Einzelne vorher nach der sectio aurea berechnet; aber die Geltung dieses Linienverhältnisses ist doch eine unzweifelhafte und, wo wir dasselbe auch begegnen mögen, eine wirkungsvolle. Es verhalten sich also untereinander — man vgl. die Figur: ab zu bc wie bc—ab zu ab, d. h. es verhält sich die Breite zur Höhe wie die Differenz von Höhe und Breite zur Breite[3]). Als Mittelpunkt des Ganzen tritt scharf genug hervor die untere Spitze der Saumfalte unter der

1) Es ist nicht etwa ein Angehöriger; denn dann würde er nicht nackt dargestellt sein.

2) Oder könnte er doch vielleicht Todesgenius bleiben?

3) In Zahlen ziemlich genau 6,60 : 10,75 = 10,75 : 17,35.

rechten Hand; die Höhe dieses Punktes über der Fusssohle der Hauptfigur ist aber der Breite des Ganzen gleich (zugleich $00' = 00''$) und steht also auch in demselben Verhältnisse zur Bildhöhe. Die Breite des Reliefs ferner wird oben durch die inneren Endpunkte der Kranzbefestigungen (von rechts nach links und von links nach rechts) doppelt harmonisch getheilt; d. h. es verhält sich $de : ec = ec : cd$ und $ce' : e'd = e'd : cd$; dabei ist aber ee' gleich der Fusslänge[1]) und ed resp. $e'c$ gleich der Schulterbreite. Und somit darf man sagen, dass in gewisser Weise die Fusslänge[2]) der Hauptfigur Grundmaass für die Gesammtdarstellung sei.

Als Relief zeigt die Tafel einerseits eine weise Benutzung des Raumes, indem nirgendwo unangenehme Lücken und doch ebensowenig irgendwo Ueberfüllung oder Gedrängtheit entstehen, andrerseits aber sind Verkürzungen und Verdeckungen vermieden, soweit es unbeschadet der Gesammtwirkung angemessen und möglich war. Die Gesichter erscheinen in Halbprofil, also die Mitte haltend zwischen den Profildarstellungen, wie sie z. B. das Diptychon meleretense[3]), und den enface-Bildern, wie sie die meisten Consulardiptychen zeigen[4]). Ebensowenig wie die Gesichter erscheinen andere Körpertheile in Folge der Anordnung entstellt; man müsste den etwas auswärts gekehrten rechten Fuss der Trauernden oder die linke Hand des Palmträgers als solche Entstellungen bezeichnen. Aber dies führt zur Betrachtung des Einzelnen.

Was also das Einzelne angeht, so macht sich erst recht bei dessen Betrachtung die Sicherheit der Künstlerhand bemerkbar, welche weit entfernt von Unbeholfenheit nnd Rohheit und nicht weniger entfernt von spielender Tiftelei, das Schabmesser gewandt zu führen wusste. In leichtesten Scraffirlinien sieht man die Spuren des Instrumentes das Ganze überlaufen, wo nicht die Hände des Lesenden oder das Pult diese Spuren verwischt haben. Bei Ausführung des Hintergrundes und bei Nebendingen, wie bei der Lotosblume, der

---

1) Der Fuss scheint verhältnissmässig klein durch seine Stellung und die Art der Bearbeitung des Stoffes; ich nehme die Fusslänge zu $1/6$ des Körpers an.

2) Zu ihr steht die Schulterbreite im Verhältnisse. — Die Breite des Reliefbildes ist also gleich der doppelten Schulterbreite vermehrt um die Fusslänge.

3) Bacchuspriesterin.

4) Z. B. das des Consul Anastasius in London.

Muschel, dem Kranze u. s. w. werden die Schnitte energischer und vermitteln bisweilen durch allmähliche Richtungsänderung die nicht parallelen Contouren benachbarter Figuren, z. B. zwischen der herabhängenden Kranzschleife und den Contouren des Haupthaares der Trauernden. — In der Behandlung des Faltenwurfes, der übrigens mit edler Maasshaltung verwendet ist, zeigt der Künstler unzweifelhaft Gewandtheit; was man daran tadeln möchte (z. B. an der Drappirung über dem linken Unterschenkel der Trauernden), kommt wenigstens theilweise auf Rechnung des Abschleifens der betreffenden Partien; die Drappirung des Oberkörpers und die Profilirung der ganzen Hauptfigur verdient wohl keinen Tadel. Eine entschiedene Schwäche des Künstlers scheint hingegen die Behandlung der Hände und namentlich der Finger gewesen zu sein, wenn schon auch bei diesen das Abschleifen manches verdorben haben mag. Wie sehr derselbe sonst die Körperformen zu behandeln verstand, davon liefert die ganz vortreffliche Gestalt des kleinen schlanken Palmträgers einen sprechenden Beweis, einen Beweis, den selbst das unerbittliche Lesepult nicht abzureiben vermochte. Eine nicht zu verläugnende Härte, und ich möchte sagen Eintönigkeit zeigt endlich das Palmblatt: aber auch dieses ist nicht mehr in seiner ursprünglichen Form vorhanden.

Es erübrigt noch, auch der Frage zu gedenken, welcher Zeit das Relief zuzutheilen sei. So lange ich dasselbe nur flüchtig gesehen, waren es hauptsächlich die Schriftzüge, welche mich veranlassten, eine ziemlich späte oder gar sehr späte Zeit der römisch-griechischen Kunst dafür anzunehmen. Erst nachdem mir eine genauere Betrachtung des Ganzen wie des Einzelnen möglich geworden, glaube ich, im Hinblick auf all das Vorstehende spätestens die constantinische Zeit dafür ansetzen zu sollen. Vielleicht wird man unter Erwägung des Umstandes, dass die Schriftzüge an Werken von dieser Art wohl ebenso wenig, als die auf Graburnen und Wänden den Kriterien der Steininschriften sich bequemen, noch in die vorconstantinische Zeit zurückgreifen müssen. Jedenfalls aber dürfte das Relief dem Vortrefflichsten beizuzählen sein, was der rheinische Boden von den bewahrten Schätzen der Römerzeit seit Langem hat hervortreten lassen und es ist um so mehr zu bedauern, dass er dasselbe, wenn er es in besserem Zustande empfing, nicht unverletzter zu bewahren vermocht hat.

Carl Bone.

---

9. Die römische Münzsammlung Hugo Garthe's in Köln.

(Hierzu Tafel IV.)

Indem ich in Folgendem einige der hervorragendsten Stücke der römischen Münzsammlung Hugo Garthe's besprechen will, drängt es mich des Dahingeschiedenen mit einigen Worten zu gedenken.

Unser Verein, dem er seit 1851 angehörte, verliert an ihm einen warmen Freund, der durch stetes Zusammentragen immer neuer Schätze des Alterthums auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, überaus anregend und fördernd wirkte. Nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth konnte ich jetzt zum Behufe dieser Publikation die Sammlung durchsehen, an welcher er ein ganzes Menschenalter hindurch mit aufopfernder Liebe gesammelt. Schon lange hatte er den Wunsch, durch Aufgabe seiner kaufmännischen Thätigkeit Musse zu gewinnen, um das von ihm Gesammelte wissenschaftlich zu verwerthen und durch ausgedehnte Publikationen allgemein bekannt und nutzbringend zu machen. Wie sehr beklagen alle, die ihm näher standen, das herbe Geschick, welches ihn, wenige Wochen, nachdem er diesen Entschluss zur Ausführung gebracht, nach kurzer Krankheit aus unserer Mitte riss! —

So wünschenswerth es ist, dass die von Garthe hinterlassenen Sammlungen, welche nicht allein die Numismatik, sondern auch das ganze Gebiet des antiken und mittelalterlichen Kunstgewerbes umfassen, nicht zersplittert werden, so ist leider bis jetzt wenig Aussicht, dieselben seiner Vaterstadt oder doch seinem Vaterlande zu erhalten. Mögen dieselben aber auch in alle Welt zerstreut werden, so ist sein Wirken doch kein vergebliches gewesen; manches schöne Zeichen des alten Kunstfleisses und edeln Geschmackes hat er durch seine rastlose Thätigkeit dem Untergange und der Zerstörung entrissen und somit der Mitwelt und Wissenschaft gerettet. Sein Andenken wird in uns Allen fortleben! —

Fast kein Feld des Sammelfleisses hat in Bezug auf die zu erstrebenden Ziele solche Umwandlungen erfahren, als das der römischen Numismatik.

Die Sammler der früheren und vorzüglich des vorigen Jahrhunderts waren besonders bestrebt, alle möglichen und unmöglichen Imperatoren, Cäsaren und Frauenköpfe in ihren sogenannten Suiten zu vereinigen, und veranlassten hierdurch die nimmer rastenden Fälscher

manche Münze zu erfinden, um dieser Liebhaberei gerecht zu werden. Noch jetzt tauchen zuweilen solche alte, vergessene Sammlungen auf, bei welchen man sich wundert, wie es bei den damals so schwierigen Verkehrsverhältnissen möglich gewesen, eine solche Menge von Seltenheiten zu vereinigen; man begreift aber noch weniger, wie Leute, die sich mit der alten Numismatik befassten, die Opfer so grober Täuschungen werden konnten. Durch diesen Unfug enthalten einige Münzwerke damaliger Zeit eine solche Menge von Fälschungen, dass deren Benutzung nur eine sehr beschränkte sein kann.

Im Anfange unseres Jahrhunderts, als besonders durch Eckhel's Verdienst die Kritik über echt und falsch eine bessere geworden und man die Sammlungen von einem Wust falscher Stücke gereinigt hatte, trat, vielleicht durch Mionnet angeregt, die Seltenheit des Reverses in den Vordergrund. Alle seltenen und interessanten Reverse, besonders die figurenreichen, wurden übermässig bezahlt und werth gehalten.

In neuester Zeit bestimmt vor allem die Erhaltung und der edle Stil (belle fabrique) den Werth einer römischen Münze, selbstverständlich wird hierbei der Seltenheit immer einige Rechnung getragen.

Dies kurz zusammenfassend kann man sagen: die Ersteren sammelten von einem historischen Standpunkt aus, während bei den Zweiten das culturhistorische, und bei den Letzteren das ästhetisch-artistische Interesse in den Vordergrund tritt. Hierbei darf nicht ausser Acht bleiben, dass die eben besprochenen Perioden nur die allgemeine Strömung bezeichnen; zu allen Zeiten hat es Münzliebhaber gegeben, welche mit grösster Sorgfalt auf die vorzüglichste Erhaltung der von ihnen eingelegten Stücke achteten, und heutzutage gibt es noch manchen Sammler, der sich freut, sehr seltene Münzen erlangen zu können, auch wenn dieselben nur von mittelguter Erhaltung sind. Doch, wie gesagt, das angestrebte Ziel des heutigen Münzhandels sind Exemplare von untadelhafter Erhaltung und edler künstlerischer Ausführung. Die pariser Kunsthändler nennen die seltenen, interessanten aber weniger gut erhaltenen Münzen »pièce de professeur.« Sie verbinden hiermit eine gewisse Geringschätzung, unserer Ansicht nach sehr mit Unrecht, denn traurig stände es um die wissenschaftliche Seite der Numismatik, wenn man die neuen Resultate nur aus untadelhaften Stücken schöpfen wollte. Jeder dieser Gesichtspunkte hat also seine volle Berechtigung, und kann man nicht unpassend die heutigen Sammler hiernach in Münzliebhaber und Numismatiker eintheilen. Beide werden in der heute von uns besprochenen Sammlung das von ihnen

Gesuchte in ausgedehnter Weise vorfinden, und in der im Herbst d. J. in Aussicht stehenden Auction (wenn der Verkauf en bloc nicht gelingen sollte) Gelegenheit finden, manche Lücken ihrer Sammlungen auszufüllen. In der Sammlung Garthe sind recht viele so vorzüglich erhaltene Stücke, dass dieselben selbst den wählerischen modernen Sammler in vollem Maasse befriedigen müssen; gut erhalten kann man fast alle Exemplare nennen. Was die Seltenheiten betrifft, so wird ein Blick auf die folgenden Blätter lehren, dass hieran wahrlich kein Mangel ist.

Zu der Beschreibung der einzelnen Münzen übergehend, schicke ich voraus, dass ich, obgleich ich seit mehreren Jahren die Sammlung häufig zu sehen Gelegenheit hatte, dieselbe bei ihrem grossen Umfange, doch nicht so genau kenne, um mir anzumaassen, hier alle unedirten und seltenen Stücke besprechen zu wollen.

Um die Sammlung ganz zu übersehen, ist vor allem die Aufnahme eines vollständigen Catalogs erforderlich. Die in diesem Fache bewährten Herren Lempertz in Cöln werden sich dieser Arbeit unterziehen und in Bälde damit beginnen. Es kann also nur der Zweck dieser Zeilen sein, dem Dahingeschiedenen und seiner Sammlung auch in unserem Organe ein dauerndes Andenken zu weihen, und einige der vielen unedirten Münzen bekannt zu machen. Nebenbei wird es Manchem angenehm sein, auf einige der seltensten Stücke hierdurch aufmerksam gemacht zu werden.

Die bekannten Münzen sind meist nach den Nummern aus Cohen's Münzwerk bestimmt und die unedirten durch einen * hervorgehoben.

Die Sammlung umfasst über 600 Familien-Münzen, unter welchen einige Münzmeister Münzen des Augustus eingereiht sind (z. B. die seltene Antestia. C. consulaires Nr. 13, Augustus 281).

Als besonders selten heben wir Statia Nr. 1 hervor.

Zu den Kaisermünzen übergehend, bemerken wir die Denare von Lucius Antonius und M. Antonius C. 1 und von Cleopatra und M. Antonius.

* Von Augustus ist ein dickes einseitigen Erzmedaillon zu verzeichnen, ohne Legende. Grösse nach Cohens Münzmesser $13\frac{1}{2}$, desgleichen das Medaillon C. 258. Gr. $10\frac{1}{4}$.

Von den sogenannten autonomen Münzen des Augustus ist das Goldstück C. 511 in prachtvoller Erhaltung zu erwähnen.

Es finden sich ferner 2 Gold- und 2 Silbermünzen von Antonia,

Tochter des M. Antonius und der Octavia; sowie Claudius I in Gold C. 28, ein scharfes Exemplar.

Agrippina und Claudius C. 3 in Gold.

Agrippina und Nero ist 2 mal in Silber vorhanden, von welchem C. 3 besser erhalten ist.

Otho ist zweimal in Gold vertreten, von welchem der Rv. C. 19 der seltenere.

Vitellius C. 22 in Gold.

Das Grosserz C. 255 von Vespasian zeichnet sich durch seine gute Erhaltung aus.

Domita, Frau des Domitian C. 6.

Die besterhaltene Münze der Sammlung ist das Grosserz von Trajan C. 324, deren Schönheit durch eine vorzügliche, glänzend grüne Patina noch gehoben wird.

Von Aelius Caesar fällt eine schöne Goldmünze auf. Antinous ist durch das Erzmedaillon von Smyrna vertreten.

Von Antoninus Pius ist das Erzmedaillon C. 387 vorhanden, mit dem Rande Gr $12^1/_2$.

* Als unedirt ist eine Goldmünze von Faustina der Aelteren zu bezeichnen, welche Cohen Nr. 24 nur in Silber beschreibt.

Von Marc Aurel finden wir drei Erzmedaillons, welche alle drei noch unedirt, oder doch nur unvollständig beschrieben sind.

Als ganz neu sind folgende zwei zu bezeichnen;

* AVRELIVS ... SAR AVG. PII · F COSII

Jugendliche Gewandbüste nach rechts.

R. Ohne Legende. Zwei Centauren, von welchen einer auf einer Doppelflöte bläst und der Andere eine Lyra trägt, ziehen einen Wagen, auf welchem eine männliche Figur leicht hingeworfen sitzt. Diese Figur hält in der linken Hand einen Stab (Thyrsus). Auf dem einen Centauer steht, (oder über beiden schwebt (?)) ein Amor. Vor und hinter dem Wagen je eine nackte männliche Figur in graziöser, anscheinend tanzender Stellung. Taf. IV, Fig. 1.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in der sitzenden Figur auf dem Wagen einen Bacchus erblicken. Das Zusammenstellen des Bacchus mit musicirenden Centauren ist in der alten Kunst mehrfach dargestellt; man vergleiche die Abbildungen der beiden Cameen in A. L. Millin's mythologischer Gallerie, (Taf. 48 Nr. 275 und Taf. 66 Nr. 245) beide nach Buonarotti. Der voraufschwebende Amor und die beiden tanzenden Figuren passen recht gut zu dieser Erklärung.

Wie mir s. Z. von dem Vorbesitzer dieser Münze, dem jetzt auch verstorbenen Münzhändler Cassel in Cöln mitgetheilt wurde, befand sich dieselbe früher in einer sehr alten bonner oder kölner Sammlung; sie ist also sehr wahrscheinlich ein rheinisches Fundstück. Die Erhaltung ist, wenn auch auf dem Av. einige Buchstaben fehlen, noch eine recht gute zu nennen.

An Schönheit der Composition kann sich mit diesem Medaillon (Gr. 12) keine andere Münze der Sammlung messen; am nächsten steht ihm in dieser Beziehung das jetzt folgende:

* AVRELIVS. CAESAR AVGVSTI PII · F. bärtige Gewandbüste nach rechts.

R) ohne Legende. An der linken Seite steht Neptun nach rechts; er stellt den linken Fuss auf einen Steinhaufen, so dass das Knie stark gekrümmt ist; in der rechten, hoch erhobenen Hand hält er einen langen Stab. An der entgegengesetzten rechten Seite steht Minerva im Helm nach links; hinter ihr befindet sich ihr Schild, bei welchem eine Schlange. Zwischen beiden ein Baum, an welchen ein langer Stab (oder eine Lanze) angelehnt ist. Taf. IV, Fig. 2.

Diese Darstellung erinnert an den Streit der Pallas Athene mit Poseidon um die Oberhoheit über Attica, welchen sie durch das Geschenk des Oelbaumes zu ihren Gunsten entschied. Wir finden in E. Beule's les monnaies d'Athènes, auf S. 393[1]) unter den atheniensischen Erzmünzen aus der Kaiserzeit eine der unseren sehr ähnliche Reversdarstellung, welche als Vorbild gedient haben könnte; noch wahrscheinlicher ist es allerdings, dass beide als Nachahmungen eines grösseren antiken Kunstwerkes entstanden sind. Bei welcher Gelegenheit diese Schaumünze geschlagen wurde, ist schwer zu ergründen, denn auf die geschichtlich feststehende Anwesenheit M. Aurels in Athen im Jahre 176 lässt sich dieselbe nicht zurückführen, da auf d. Av. der Titel Augustus noch fehlt.

Dies Medaillon, Gr. $11^1/_4$, ist von vorzüglicher Arbeit und recht guter Erhaltung, wenn auch einzelne Theile des Av. etwas angefressen sind. Herr Garthe hat diese Münze erst im verflossenen Sommer erworben, und soll dieselbe in Cöln oder nach anderen Angaben in Düsseldorf im Rheine gefunden sein. Da dieses Medaillon keine Spur von Patina hat, so ist es sehr wahrscheinlich, dass es längere Zeit im Wasser gelegen hat.

1) Auch abgebildet Millin, Taf. 87. Nr. 127.

Das nun folgende dritte Medaillon von Marc Aurel ergänzt in erfreulicher Weise das von Cohen Nr. 405 beschriebene, indem unser Exemplar (Gr. mit Rand $11^1/_2$) auf dem Schilde die Aufschrift

VO

TA hat. Durch diese Legende findet auch das hinter der linken Figur sichtbar werdende Opferthier seine Erklärung; dagegen wird wohl Cohens Bezeichnung der einen Figur als Pax hinfällig werden, eher wäre an einen Opferpriester zu denken.

Von Lucius Verus ist das Erzmedaillon C. 92 in prachtvoller Erhaltung aber ohne Patina zu verzeichnen, wogegen das Erzmedaillon C. 38 von seiner Frau Lucilla schön patinirt aber etwas stumpf ist.

Zwei Erzmedaillons (das eine Gr. 13) von Commodus haben auf dem Av. den Kopf des Kaisers mit der Löwenhaut und auf dem R. Hercules in verschiedenen Stellungen; von beiden lässt die Erhaltung manches zu wünschen übrig.

Das Medaillon von Commodus und Crispina C. 2 ist besser erhalten, entbehrt aber doch der Schärfe.

Von Crispina ist eine unedirte Goldmünze zu erwähnen.

* Av. CRISPINA AVGVSTA Büste nach rechts.

R. PVDICITIA sitzende Pudicitia nach links, während dieselbe bei Cohen (Nr. 13) nur stehend dargestellt ist. Gewicht: $^7/_{16}$ Loth, 11 ass[1]). Taf. IV. Fig. 3.

Pertinax ist durch 3 Denare vertreten, Didius Julian unter anderem durch das Grosserz C. 14, welches sehr scharf aber leider stark ausgebrochen ist, wogegen bei Manlia Scantilla die Silbermünzen besser erhalten sind als das Grosserz.

Bei Pescennius Niger erkannten wir als unedirt:

* · · · · ES C · PESCENIGE · · · · Kopf nach rechts.

· · · · · NITATIS · AVG · (aeternitatis aug.)

Mond und sieben Sterne. C. 1 hat aeternitas aug im Nom.

Die Goldmünze C. 415 von Septimius Severus ist sehr gut erhalten.

Von demselben Kaiser bietet ein griechisches Erzmedaillon von Apamea in Phrygien, welches in Mionnet fehlt, eine mythologisch sehr interessante Reversdarstellung:

* Av. AYT· K· Λ· CEΠΤ. CEOYHPOC· ΠEPTI Gewandbüste nach rechts.

1) 1 Loth = 288 ass. 1 Loth (alt) = 15 Gramm.

R. ЄΠΙ· ΑΓΟΝΟΘЄΤΟΥ· ΑΡΤЄΜΑ im Abschnitt ΑΠΑΜЄΩΝ·

Eine nach links sitzende Minerva dreht den Oberkörper nach rechts und bläst auf einer Doppelflöte; an ihrer linken Seite ein Berg, über welchem Kopf, Schultern und Arme einer männlichen Figur sichtbar werden. An der rechten Seite glauben wir die Wellen eines Baches oder Flusses zu erkennen. Die Münze ist von guter Arbeit, und auch besser erhalten und patinirt als die meisten griechischen Münzen aus dieser Zeit.

Durch die Nähe des Flusses Marsyas veranlasst, hielt man die phrygische Stadt Apamea für den Schauplatz der allbekannten Marsyas-Sage. Marsyas selbst, die Flöte blasend, ist desshalb auf den autonomen Münzen von Apamea keine seltene Darstellung. Unser Revers bezieht sich auf dieselbe Sage, doch ist hier der Moment zur Anschauung gebracht, in welchem Minerva in dem Wasserspiegel ihr durch das Blasen entstelltes Gesicht erblickt, die hinter dem Berge vorschauende Person scheint uns Marsyas zu sein, der abwartet, bis die Göttin die Flöte wegwirft, um sich dann des für ihn in der Folge so verhängnissvollen Instrumentes zu bemächtigen.

Das Grosserz C. 483 von demselben Kaiser zeichnet sich durch gute Erhaltung aus.

Erwähnenswerth scheint uns der Denar der Julia Domna mit Septimius Severus und Caracalla C. 1 und eine Goldmünze von Severus Alexander C. 71 von sehr guter Erhaltung.

Trajanus Decius C. 50 in Gold.

Als besonders selten heben wir eine Cornelia Supera, von Eckhel als Frau des Aemilian constatirt, hervor. Von Gallienus haben wir 2 Goldmünzen zu verzeichnen: C. 33, welche fast so klein wie ein Quinar ist und C. 243 (mit der Abweichung, dass im Felde S steht); desgleichen eine kleine Goldmünze von Salonina C. 88.

Macrianus jun. C. 2 wäre auch zu erwähnen.

* Die grösste Seltenheit der Sammlung ist ein Quietus in Gold, das einzige bekannte Exemplar. Die Beschreibung stimmt mit der von C. 12 in Billon gebrachten. Da aber diese, unter den 12 von Cohen beschriebenen Billonmünzen dieses Kaisers, die einzige mit dem lorbeerbekränzten Kopf ist, so scheint uns dieser Stempel ursprünglich für Goldmünzen gefertigt zu sein. Taf. IV, Fig. 4. Gew. 5/16 Loth, 1½ Ass.

Wie alle grössere rheinische Sammlungen ist auch die heute besprochene besonders reich an seltenen Stücken des Postumus.

In Gold finden wir drei unedirte:

* A. POSTVMVS AVG Kopf en Façe.

R. QVINQVENALES AVG; eine nach rechts stehende Victoria stellt den linken Fuss auf drei Kugeln. Auf das linke stark gekrümmte Bein stützt sie einen Schild, auf welchen sie mit der rechten Hand unentzifferbare Zeichen schreibt. Man vergleiche C. 141 und de Witte[1]) Pl. XVI Nr. 255. Die Reversdarstellung ist hier dieselbe, nur kann man auf unserem sonst sehr scharfen Exemplar die V und X nicht erkennen. Die Münze ist von Quinar Grösse. Taf. IV, Fig. 5, Gew. $^{1}/_{8}$ Loth, 4 Ass.

* A. IMP POSTVMVS P · F · AVG · lorbeerbekränzter Kopf nach rechts.

R. ORIENS AVG Stehender Sonnengott, die rechte Hand erhoben, in der linken eine Kugel. Cohen kennt Münzen mit dieser Legende nur in Billon und Erz; die Darstellung ist jedoch etwas verschieden. Taf. IV, Fig. 6. Gew. $^{3}/_{8}$ Loth, 13 Ass.

* Ferner eine Goldmünze wie dieselbe C. 187 in Billon nach dem Exemplar einer Cölner Sammlung beschrieben ist. Den R. finden wir de Witte, Pl. XIX. Nr. 303 abgebildet; auf unserer Taf. IV, Fig. 7. Gew. $^{5}/_{16}$ Loth, 14 Ass.

Die Goldmünze C. 131 ist auch vorhanden.

Von Silbermünzen heben wir C. 48 hervor. Dieselbe gehört zu den so gesuchten Münzen, welche auf dem Av. die sich deckenden Köpfe des Postumus und Hercules und auf dem R. eine der 12 Thaten des Hercules, hier das Tödten der Schlange mit der Legende Herculi argivo, zeigen. Abgebildet de Witte Pl. V. Ein ähnliches Exemplar befand sich in der 1862 in Cöln versteigerten Sammlung Koch.

Unedirt ist folgender Silberquinar, den Herr Garthe vor Kurzem in Ahrweiler kaufte:

* A. IMP · C · POSTVMVS · P · F · AVG · lorbeerbekränzter Kopf nach rechts.

R. FIDES MILITVM · Fides stehend an jeder Seite ein Feldzeichen haltend.

---

1) Recherches sur les empereurs qui ont regné dans les Gaules au IIIe siècle. par J. de Witte. Paris, chez Rollin et Feuardent 1868.

Das Grosserz 305 ist schön rund und gut erhalten.

Von Tetricus, pater, ist folgende Goldmünze von Cohen nicht beschrieben:

* A. IMP· TETRICVS P· F· AVG· lorbeerbekränzter Kopf nach links.

R. VICTORIA AVGG· Victoria nach rechts gewendet in der rechten Hand ein Siegeszeichen haltend. Taf. IV, Fig. 8. Gewicht $^{1}/_{4}$ Loth, $^{1}/_{2}$ Ass.

Die Goldmünze C. 13 von Tacitus ist vorzüglich erhalten.

In Cohen fehlt folgendes Kleinerz:

* A. IMP· C· L· TACITVS AVG· Gewandbüste nach links mit der Strahlenkrone, auf der Hand eine Victoria haltend.

R. wie C. 97.

Von Diocletian finden wir die Goldmünzen C. 7 und C. 28 in sehr guter Erhaltung und ein Kleinerz, Quinargrösse, mit dem unedirten

* R. VOTIS X · · · · XX·

Auch Maximian Hercules ist durch 2 Goldmünzen C. 52 (hier im Abschnitt P. T.) und C. 91 vertreten, welche letztere besonders schön ist.

Eine prachtvoll erhaltene Goldmünze von Maximinus Daza ist von Cohen nicht beschrieben:

*) A. MAXIMINVS· NOB· CAES· lorbeerbekränzter Kopf nach rechts.

R. CONCORDIA· CAESS· NOSTR· Im Abschnitt S. M. T. sitzende weibliche Figur, welche in der Linken 2 Füllhörner, in der Rechten eine Patera hält. Taf. IV, Fig. 9. Gew. $^{5}/_{16}$ Loth, 13 Ass.

Licinius, pater, C. 30 in Gold.

* Ein scharfer Goldquinar von Constantin d. Gr. stimmt mit der Beschreibung der anscheinend grösseren Goldmünze C. 140 überein, nur zeigt unser Exemplar auf dem Schilde deutlich X und nicht XX. Taf. IV, Fig. 10. Gew. $^{1}/_{8}$ Loth weniger $1^{1}/_{2}$ Ass.

Ein vorzüglich erhaltenes Goldmedaillon könnte man des jugendlichen Kopfes halber auch dem Constantinus jun. zuschreiben, jedoch entscheiden wir uns für Constantin d. Gr., weil die Legende des Reverses bei diesem Kaiser mehrfach vorkommt, bei Constantinus II aber nicht verzeichnet ist:

* Kopf nach rechts mit dem Diadem ohne Legende.

R.) GLORIA CONSTANTINI AVG· Im Abschnitt S·M·T·S·

Der Kaiser nach rechts schreitend hält in der Rechten ein Tropaeum, in der Linken eine Hasta; zu seinen Füssen auf jeder Seite ein Gefangener Gr. 7. Taf. IV, Fig. 11. Gew. 7/16 Loth, 7½ Ass.

Von Constantinus jun. verzeichnen wir zuerst C. 16, nur steht bei uns im Abschnitt S. M. T. Es ist erfreulich, dass diese Münze, welche Cohen nur nach dem alten Catalog der pariser Sammlung anführt, von welcher also anzunehmen ist, dass dieselbe durch den grossen Diebstahl i. J. 1831 zu Grunde gegangen, nun wieder in einem sehr ähnlichen Exemplar vertreten ist.

Ausserdem finden wir von demselben Kaiser C. 29 in sehr guter Erhaltung.

Ein grosses Goldmedaillon von Magnentius ist auch unedirt:

* A. D · N · MAGNENTIVS P · F. AVG · Gewandbüste nach rechts

R. VIRTVS AVGVSTI NOSTRI · Im Abschnitt S · M · A · Q · Ein Krieger, Schild und Hasta in der linken Hand haltend, drückt mit der rechten auf den Kopf eines Gefangenen. Gr. 8½. Taf. IV, Fig. 12. Gew. 9/16 Loth, 11 Ass.

Von Decentius finden wir die seltene Silbermünze C. 9 und von Jovian die Goldmünze C. 7.

Die Sammlung enthält, wie in der Einleitung schon bemerkt, noch manche Münzen, welche den hier besprochenen ebenbürtig an die Seite zu stellen wären[1]), wir haben eben nur eine kurze Uebersicht geben wollen, und schliessen mit dem Wunsche, dass diese Zeilen, indem sie auf so vieles Ausgezeichnete aufmerksam machen, dazu beitragen möchten, die Mehrzahl der besprochenen Stücke womöglich unserer Provinz, jedenfalls aber unserem Vaterlande zu erhalten[2]).

---

1) Nicht erwähnt sind z. B. 9 Contorniate und ausser den 2 besprochenen noch 9 griechische Kaiser-Medaillons, deren Besprechung wir vielleicht in einem späteren Hefte d. J. nachholen werden.

2) Uns genau an die Ueberschrift unseres Aufsatzes haltend, haben wir der vielen seltenen mittelalterlichen Münzen der Sammlung Garthe keine Erwähnung gethan. Besonders unter den Merovinger und Carolinger Suiten ist manches sehr Interessante.

Bonn, im März. F. van Vleuten.

10. Der Doctor Ypocras des deutschen Schauspiels in Wort und Bild.

Hierzu Tafel V.

Das Theater des Mittelalters, von welchem im Anfang unseres Jahrhunderts A. W. von Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur noch nichts beibringen konnte, steht jetzt in grosser Klarheit vor uns da, seitdem die Länder, welche damals eine blühende Bühne besassen, vor allen Frankreich, England, Deutschland und die germanischen Niederlande, darin wetteifern, die Texte ihrer alten Stücke herauszugeben. Die Literatur des mittelaltrigen Dramas ist bereits ungemein reich, und nationale Unterschiede in der Wahl und Behandlung der Gegenstände heben sich schon sehr erkennbar hervor. An Abbildungen aber, welche unserm Auge die Anfänge der Bühne zur Anschauung bringen möchten, sind wir auffallend arm. Was ist im Mittelalter nicht Alles durch Miniaturen illustrirt worden! Selbst die Costüme und Masken, in denen man noch lange hinab in die christlichen Jahrhunderte den Terenz spielte, sind uns in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts, ja noch in einer zweiten erhalten, welche Jahrhunderte später ist[1]). Zu unsern eigenen Bühnenstücken aber fehlen uns fast alle Illustrationen, in den Manuscripten kommen keine vor, und wir können Costüme und mise en scène nur aus den Texten selber erschliessen. Ein jeder Beitrag also, den irgend ein bisher übersehenes Bildwerk aus dem Mittelalter zur Erklärung des gleichzeitigen Bühnenapparates uns gewährt, sollte der Untersuchung willkommen sein. Ein solches Bildwerk versuche ich im Folgenden vorzuführen und an die Texte anzuschliessen, denen es zur Illustration dient.

In dem Bisthum des alten Allemanniens, um Constanz und den Bodensee herum, und bis tief in die deutsche Schweiz hinein, ist das geistliche Schauspiel des Mittelalters früh in Blüthe geschossen. Seit dem zwölften Jahrhundert spielte man hier in den Klöstern am Fest der Auferstehung ein Osterspiel, das freilich eher ein Oratorium heissen muss, denn es wurden dabei nur die Reden der Weiber am Grabe, die Antworten des Engels, und die Verkündigung des Wunders an die Apostel durch den Mund der Frauen, und zwar lateinisch abgesungen.

---

1) d'Agincourt, Denkmäler, Malerei Tafel 35, 36, vgl. den deutschen Text zu diesem Werke, S. 37. Die berühmte Handschrift aus dem 9. Jahrhundert ist von einem deutschen Abschreiber Hrodgarius hergestellt.

Das Dramatische beschränkt sich darauf, dass die beiden Priester, welche die Marien sangen, sich mit leiser Andeutung als Frauen costumirten, der Engel, von einem jugendlichen Diaconus gespielt, Flügel hatte, dass endlich die Frauen zum Altar als dem heiligen Grab mit Rauchfässern für Salbenbüchsen hinschritten und zu dem Abt, der vorn im Chor mit den übrigen Mönchen die Apostel agirte, vom Altar aus mit der Botschaft sich zurückwandten. Möglich, dass ein figurirter Initialbuchstabe einer Handschrift aus dem Kloster Reichenau, drei Frauen und der Engel, diesen Auftritt illustrirt [1]). Im Kloster Muri (im Aargau) sollen noch frühere Spuren eines Mysteriums sich vorfinden. Diese Osterspiele wurden in allen grossen Stiften und Abteien der deutschen Schweiz heimisch; am Grossmünster zu Zürich traten 1260 schon Johannes und Petrus als handelnde Personen hinzu, das Grab nach den Frauen besuchend. In Einsiedeln führte man in demselben Jahrhundert schon die Scene zwischen Christus und der Magdalena auf, wagte also die »dominica persona« selber darzustellen. Denselben Text hat eine Handschrift aus Engelberg, wo die Mönche im Jahr 1372 dies Stück aufführten. In der Schweiz blieben diese Texte, welche noch vorhanden und von Mone in seinen »Schauspielen des Mittelalters« veröffentlicht sind, streng kirchlich fromm, und hier haben bis ins vierzehnte Jahrhundert die Geistlichen selber die Darsteller gemacht. Unter den Engelberger Mönchen der Aufführung von 1372 tritt neben andern ein Bruder mit Namen Walther Stouffacher auf.

Draussen in der Welt aber, wo die Klosterzucht die Sitten nicht schützte, waren derweil diese Spiele bereits in voller Ausartung, und die Geistlichen vermieden es, bei denselben in eigener Person mitzuspielen. Seit dem 13. Jahrhundert bekämpften strengere Kleriker nach Vorgang des Papstes nicht die Spiele selbst, aber sie sollten nicht mehr im Kirchenchor agirt werden. Die Geistlichen schrieben noch gerne die Texte, aber Schauspieler durften sie nicht mehr sein [2]). Dieser Rückzug der Kirche hat das moderne Schauspiel geschaffen; die Laien bemächtigten sich desselben, die Volkssprache trat an die Stelle des

1) Abgebildet bei Mone, Schauspiele des Mittelalters, I, 8. Ebenda aus Abt Gerbert's veteris liturgiae Alemannicae monumenta (II, 237) die Beschreibung des Osterspiels in der oben im Text mitgetheilten, noch ganz kindlichen Gestalt, wie sie in den Klöstern Brauch war.

2) Einige der betreffenden Verbote bei Hoffmann, Fundgruben, II, S. 241 u. folg.

Lateinischen, und neben der biblischen Geschichte kamen romantische Legenden und fromme Volkssagen auf die Bühne.

Eine der ersten ganz weltlichen Personen, welche noch mitten ins Osterspiel hineinsprangen, war die im Mittelalter sehr populäre Figur des fahrenden Quacksalbers. Die Laien mochten der eintönig alle Ostern wiederkehrenden Gesänge müde werden, die obendrein alle im Kirchenstil componirt waren. Man wünschte Neues, und so scheint es, dass in das noch von Geistlichen agirte Spiel auch Laien sich mischten, die nach gut mittelaltriger Sitte neben dem Ernst auch für den Spass sorgten. Künstlich genug mussten aber Anknüpfungen für diese neuen Elemente gefunden werden. Die heiligen Frauen brachten ja Salben und Specereien zum Grabe, woher hatten sie die? Sie mussten sie doch beim Krämer kaufen, und dieser Krämer wurde rasch zum Wunderdoctor. Einmal mit seinem Medicinkram auf der Bühne, konnte er nun in seiner Manier sich breit machen und in den heiligen Text ein keckes Genrebild hineinstellen.

War er demnach ins Mysterienspiel eingelassen, so gab sich bald noch eine Gelegenheit, ihn in einer zweiten Scene vorzuführen.

Eine Hauptfigur in den Passionsspielen war Maria Magdalena, das Symbol der sündigen Menschheit, die durch den persönlichen Eindruck des Erlösers und ihre ehrfürchtige Liebe zu ihm fähig wird, in tiefer Reue ihr früheres Lasterleben abzubüssen. Sie ist eine sehr dramatische Figur, welche in dem Auftritt des Fusswaschens beim Gastmahl des Pharisäers und in der Begegnung des auferstandenen Christus im Garten zwei sehr wirksame Scenen hat. Beide Scenen sind uns mehrfach in Passionsspielen erhalten. Nun lag es aber auch nahe, sie in ihrem früheren Leben vorzuführen, wie sie junge Gesellen zu Tanz und Buhlschaft herausfordert. In einem dramatisirten Leben Jesu in S. Gallen, das dem 14. Jahrhundert und, nach dem Dialekt zu schliessen, dem Moselland angehört [1]), tritt sie dreimal tanzend auf und weist die Ermahnungen ihrer älteren Schwester Martha höhnisch ab, um sich zuletzt doch dem auftretenden Erlöser zu ergeben. Zu dieser Scene liess sich nun jener Salbenkrämer nochmals verwenden.

In einem andern sehr merkwürdigen Leiden Christi, das Hoffmann aus einer Münchener Handschrift herausgegeben hat [2]), kommt

1) Mone, Schauspiele des Mittelalters, S. 49—128.

2) Hoffmann, Fundgruben, II, S. 245—258. Im Auszug bei Prutz, Vorlesungen über die Gesch. des deutschen Theaters, S. 29.

nämlich Magdalena zu dem Krämer, um für ihre Verführungskünste bei ihm Parfum und Schminke zu kaufen. Dieses Stück ist auch darum interessant, weil es den Uebergang aus den lateinischen Texten in die Volkssprache darstellt, welcher Uebergang zum Heil der werdenden Bühne eintreten musste, seit sie von den Laien in die Hand genommen wurde.

Die Wechselreden des Krämers und der Magdalena sind nämlich zum Theil deutsch, zum Theil noch lateinisch. Magdalena tritt mit andern leichten Mädchen auf und singt, im Versmaass der carmina burana, nur dass nicht vier, sondern nur zwei oder drei Reime vorkommen[1]):

Mundi delectatio dulcis est et grata,
cuius conversatio suavis et ornata.
Mundi sunt deliciae, quibus aestuare
volo, nec lasciviam eius evitare.
Pro mundano gaudio vitam terminabo,
nil curans de ceteris corpus procurabo,
variis coloribus illud perornabo.

Nun geht sie mit ihren Genossinnen zum Krämer und singt:

Mihi confer, venditor, species (»Specereien«) emendas,
pro multa pecunia tibi iam reddenda.
Si quid habes insuper odoramentorum,
nam volo perungere corpus hoc decorum.

Der Krämer kann auch Latein und singt:

Ecce merces optimae, prospice nitorem;
hae tibi convenient ad vultus decorem;
hac sunt odoriferae, quas si comprobaris,
corporis fragrantiam[2]) omnem superabis.

Nun folgt sonderbarer Weise dieselbe Conversation, obwohl stark verändert, auf deutsch. Man darf wohl annehmen, dass der Schreiber der Handschrift den lateinischen Text vorfand, nun aber für die Aufführung, der seine Copie zu Grunde sollte gelegt werden, im Ton des gleichzeitigen Minnegesangs die Scene deutsch umwandelte. Die Verse sind sehr hübsch:

---

1) Hoffmann a. a. O., S. 246.

2) Hoffmann, offenbar Druckfehler, flagrantiam. Man sollte vielleicht amendiren: corporis fragrantiâ omnes superabis.

Krâmer, gip die varwe mir,
diu mîn wengel roete,
dâ mit ich die jungen man
ân ir danc der liebe noete.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Minnet, tugentlîche man,
minneclîche vrouwen.
Minne tuot euch hôch gemuot
unde lât euch in hôhen êren schouwen.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Wol dir werlt daz dû bist
alsô vreudenrîche,
ich wil dir sîn untertân
durch dîn liebe immer sicherlîche.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Hierauf legt sie sich schlafen, und ein Engel mahnt sie in einem reimlosen lateinischen Recitativ zur Busse. Aber als sie aufwacht, steht ein »amator« vom Teufel begleitet vor ihr, sie begrüsst ihn freudig und singt dann zu ihren Gespielen:

Wol dan, minneclîchiu kint,
schouwe wir krâme,
koufe wir die varwe da,
die uns machen schoene unde wol getâne.
Er muoz sîn
sorgenvrî,
der dâ minnet mir den lîp.
Krâmer, gip die varwe mir,
u. s. w.

Hierauf der Krämer gleichfalls deutsch, und den vorigen Versen gleich in Wort und Weise:

Ich gib eu varwe, diu ist guot,

dar zuo lobelîche,
diu euch machet recht schoene
unt dar zuo recht wunneclîche.
Nemt si hin,
habt ir si,
ir ist nicht gelîche.

Man hört in diesen Versen ganz noch den Ton des Minneliedes aus der besten Zeit; die lange vierte Zeile der Strophe und die kurzen Zeilen des Abgesangs lassen das Ohr fast eine Melodie zu dem artigen Text errathen. Die bei den Minnesingern so oft gepredigte Ermahnung, dass man Ehre erwerbe, wenn man anmuthige Frauen liebt, wird im Mund des leichten Mädchens zur muthwilligen Parodie. Die reine mittelhochdeutsche Sprache verräth, dass wir uns noch in der goldenen Zeit befinden, etwa in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, und die Formen weisen auf das südwestliche Deutschland hin, so dass wir abermals dem alten Sprengel des allemannischen Bisthums uns nähern, von dem wir ausgegangen sind. In der Nähe von Constanz wird dies Stück gespielt worden sein.

Zum wirklichen Quacksalber wächst nun aber dieser Salbenkrämer aus in einem Stück von der Auferstehung Christi, welches der Sprache und der grösseren Rohheit von Witz und Stil gemäss erst spät ins 14. oder 15. Jahrhundert gesetzt werden muss[1]). Mit rechtem breitem Behagen wird hier eine Scene von mehr als fünfhundert Versen eingelegt, welche eigentlich mitten im Mysterium schon ein vollständiges Fastnachtsspiel enthält.

Der »Mercator«, d. i. Specerei- und Droguenhändler, tritt mit Weib und Magd auf, um seine Bude zur Ostermesse aufzuschlagen. Er sucht sich aber zuerst einen Knecht, der ihm als Ausschreier und Bauernfänger dienen soll. Diesen findet er in einem Landstörzer und Leutebetrüger, der sich Rubin nennt, wahrscheinlich weil er, wie sein Herr, die akademische rothe Doctorfarbe trägt. Folgt nun zuerst Feststellung des Lohns und der Extras an Kleidung und alten Strümpfen, neben denen Rubin sich zuletzt ausbittet, dass er Abends beim Feuer

1) Mone, in der älteren Sammlung, die den Titel führt: Altteutsche Schauspiele, S. 107 u. f. Die Handschrift gehört der Universitätsbibliothek zu Innsbruck und ist im Jahr 1391 geschrieben. Eine Anspielung auf den Streit zwischen Papst und Kaiser glaubt Mone (s. dessen Einleitung) in die Jahre 1331—42 versetzen zu dürfen.

mit Antonia, der jungen Frau seines Herrn, sich die Zeit vertreiben darf. Sofort tritt er dann seinen Dienst an, indem er ganz in dem Ton der Selbstverspottung, wie man heute noch in Deutschland und England die Ausrufer von Ausschusswaaren bei ländlichen Verkäufen hört, seinen Meister ausposaunt. Dieser ist Meister Ypocras (also Hippokrates II.), der durch alle Länder gestrichen sei: er ist gewandert durch Holland und Brabant, Russenland und Preussenland, Cabernye (?) und Almenye (Deutschland [1]), ja noch über die »wüste Romanye« hinaus. Hat einer ein Loch im Mantel, das kann er curiren; die Blinden macht er sprechen, die Stummen macht er essen; zur Medicin ist er gekommen, wie ein Esel zur Harfe. Nun soll aber der Kram endlich aufgeschlagen werden, und dazu ist Rubin zu faul. Er miethet sich also ein zweites buckliches Kerlein, der den schönen Namen Pusterbalg führt und ein Held bei den Viehmägden sein will. Da er aber auch nicht zugreifen will, kommt es, nach gutem deutschem Brauch, zum Prügeln, bis der Doctor Ypocras sie auseinander treibt. Darauf wird ein neuer Unterknecht gemiethet, der auch keinen übeln Namen hat, denn er schreibt sich Lasterbalg. Da aber dieser bei der Frau abfährt, gefällt ihm der Dienst auch nicht mehr, er will in ein Kloster gehen und bettelt sofort dafür um eine Reisesteuer in Naturalien. Nun folgt ein neuer Ausruf auf dem Jahrmarkt, die Provisoren bereiten unter viel schlechten Witzen Arznei, und die drei Marien treten auf, um die Salben für das heilige Grab zu kaufen. Frau Antonia macht dem Doctor Vorwürfe, weil er seine Waare zu billig gelassen, und als sie dafür Prügel bekommt, geht sie mit dem Knecht Rubin durch. Die Klagen des Ehemannes, der ohne Frau und Fahrhabe zurückbleibt, schliessen dieses Zwischenspiel.

Noch ein Jahrhundert später lassen die drei Hauptfiguren desselben sich verfolgen in dem Osterspiel einer Wiener Handschrift, welche 1472 beendigt wurde [2]). Eine Anspielung auf Breslau und auf Ottmachau (S. 320), ein Oertchen an der Neisse im Kreis Grottkau, weisen den Ursprung des Stücks nach Schlesien. Im Einzelnen sind manche Abweichungen von dem vorher beschriebenen Stück, nicht in den Reden allein, sondern auch im Gang der Handlung. Merkwürdig ist jedoch die Uebereinstimmung in den Namen: der Knecht heisst

---

1) Cabernye glaubt Mone im Glossar durch Italien übersetzen zu können (?).

2) Hoffmann, Fundgruben, II, S. 337, erwähnt dieses böhmischen Stückes aus Theil V von Hanka's altböhmischen Dichtungen, S. 128—219.

wieder Rubin, die Frau Antonia, ein Beweis, dass die drei Hauptpersonen dieses Zwischenspiels stehende Rollen gewesen sind.

Nehmen wir nun hinzu, dass dieselbe Scene, nur noch stärker gewürzt, in einem Osterspiel in böhmischer Sprache vorkommt[1]), abermals mit dem Namen Rubin für den Knecht, so sieht man, dass dessen Herr, der Quacksalber, im Osterspiel eine durch ganz Deutschland beliebte Figur war. Texte deutscher Mysterien sind ja im Ganzen gar nicht so zahlreich erhalten — und in drei derselben, die sonst von einander abweichen, dazu aber noch in dem böhmischen Stück, kommt dieser Charakter im rothen Rock, der »Ciarlatano« (Charlatan) vor, der ja auch im Leben sicher auf keinem Jahrmarkt fehlte. Am Schluss des Mittelalters löste er sich dann, wie andere populäre Scenenpersonen, aus dem geistlichen Schauspiel heraus, um ins Fastnachtsspiel hinüberzutreten. Dort finden wir ihn mehrfach in den vom Stuttgarter Literarischen Verein herausgegebenen deutschen Fastnachtsspielen wieder.

Eins dieser Stücke wies uns aufs alte Allemannien hin. Dort, in den Gegenden um den Bodensee, waren kirchliche Spiele sehr verbreitet. Ein frühes lateinisches Osterspiel fanden wir in Reichenau; ebendaher stammt, wie ich im Anfang erwähnte, eine Handschrift, welche vielleicht eine Costumscene des frühsten Osterspiels darstellt. In Constanz wurde am 24. Januar 1417 vor dem Kaiser und den Vätern des Concils ein Dreikönigspiel aufgeführt, und in Schaffhausen verbot die Obrigkeit im 14. Jahrhundert das Singen und andere »geverde« am Neujahrsabend und am Dreikönigstag[2]).

Als nun seit dem 13. Jahrhundert der Klerus sich vom Schauspiel zurückzog, es auch aus den Kirchen verbannte, da mag doch in der Passionszeit und bei der Nachtfeier der Ostervigilien eine Leere im Gemüth der Kirchgänger entstanden sein. Man hatte sich einmal gewöhnt, das Leiden Christi, das heilige Grab, die Begegnungen nach der Auferstehung mit Augen zu sehen, mit Händen zu greifen, und die Geistlichkeit hat stets den Spruch wohl bedacht: Was die Augen sehen, das glaubt das Herz.

Ich vermuthe nun, dass man hier statt der Musik und des Festspiels die bildende Kunst zu Hülfe nahm. Diesem spätern Mittel-

1) Hoffmann, Fundgruben, II, S. 297—336. Eine Probe daraus auch in Wackernagel's Altdeutschem Lesebuch.

2) Mone, Schauspiele des Mittelalters, I, S. 187 u. folg.

alter gehören die zahlreichen sogenannten »Oelberge« und »heiligen Gräber« an, welche die Hauptscenen der Passion in Stein, meist lebensgross und lebhaft mit Farben bemalt, dem Volke vor die Augen stellten. Seit in Italien durch Giotto die erste Pietà gemalt wurde, ist diese ergreifendste Scene, obwohl sie im Evangelium keinen Platz hat, drüben über den Alpen zum stehenden Symbol des bittersten Mitgefühls mit dem Leiden Christi und seiner Angehörigen geworden. Bei uns hielt man sich strenge an das biblisch Verbürgte, und so wurde die Einlegung Christi in einen steinernen Sarg, umgeben von den heiligen Personen, eine stehende Aufgabe der spätmittelaltrigen Plastik.

Im Sprengel von Constanz, wo z. B. im Dom dieser bischöflichen Hauptstadt eine solche farbige Grablegung des fünfzehnten Jahrhunderts sich findet, ging man aber noch bestimmter darauf aus, jene alten dramatischen Osterdarstellungen in frommer Erinnerung zu erhalten.

In der Kirche von Mittelzell auf der Insel Reichenau läuft das rechte Querschiff auf eine separate Capelle neben dem Chor aus, und hier steht in der Mitte des Raumes ein gothisches Gestänge, das wie ein ganz durchbrochener Kasten einen kleinen quadratischen Raum einschliesst. In diesen Raum, der das heilige Grab heisst, steigt man ein paar Stufen hinab, und unten ist eine sargähnliche Truhe, mit einem hölzernen Deckel verschliessbar, weit nicht so gross, dass ein erwachsener Mensch dort ausgestreckt liegen könnte. Wenn hier einst zur Passionszeit eine figürliche Darstellung stattfand, wie ich vermuthe, so kann nur eine Puppe den heiligen Leichnam symbolisirt haben, ähnlich wie man sonst und heute in manchen Kirchen zu Weihnachten noch das Kripphen mit Puppen staffirt.

Merkwürdig scheint mir aber, dass neben den biblischen Gestalten der heiligen Geschichte auch jener edle Doctor Ypocras von der bildenden Kunst festgehalten worden ist. Ich habe sein leibhaftes Conterfei an einem Denkmal der eben erwähnten Gattung entdeckt und führe letzteres hiermit auf nachfolgender Seite vor.

In einer dem Dom von Constanz angebauten kreisrunden Seitencapelle steht eine zierliche Steinlaube des Spitzbogenstils, welche das heilige Grab heisst. Es ist ein durchbrochenes Zwölfeck, fast wie ein runder Vogelkäfig. Die eine Seite ist nicht durch Maasswerk geschlossen, hier ist eine Thüre von netzförmig geflochtenem Eisendraht, durch welche man ins Innere treten kann. Gothische Fensterchen in zwei Reihen über einander durchbrechen die Wände, und oben schliesst jede Wand mit einer Wimperge. Ueber diesen Wimpergen ist das Ganze durch





ein kegelförmiges Steindach abgeschlossen. Das untere Stockwerk hat an jeder Ecke eine Säule, jede Säule trägt ein kleines Figürchen, so dass diese Figürchen zwischen die Fensterchen des obern Stockwerks zu stehen kommen. Zwischen den Wimpergen aber sind statt der Fialen die stehenden Figürchen der Apostel mit ihren Emblemen angebracht. Die Figürchen an den unteren Wänden zeigen dagegen die Verkündigung, die drei Könige und andere Scenen aus der Kindheit Jesu. Es ist ein kleines, aber sehr zierliches Werk.

Tritt man nun, sich bückend (denn so niedrig ist der Eingang), ins Innere, so ist, wie am Aeussern der Anfang, hier das Ende des Evangeliums dargestellt. Zwei Wächter in einer seltsam gedrängten Gruppe (Taf. V. 1) lehnen schlafend in der einen Ecke; über dem Grab

sieht man den Engel, und die drei Marien schreiten auf das Grab zu. Gegenüber erblickt man diese heiligen Frauen noch einmal, wie sie zu dem Doctor Ypocras kommen, um Salben zu kaufen. Dieser steht vor einem kleinen Tischchen (Taf. V. 2) und mischt in kleinen Fässchen seine Arzeneien. Grade die gleichen, ebenfalls mit Reifen gebundenen Fässchen führen auch die heiligen Frauen (Taf. V. 3) in den Händen. Der Doctor trägt das akademische Baret und die Halskrause, sein langes Haar zeigt den freien civis academicus. Er hat einen langen Talar an, den wir uns scharlachroth vorstellen müssen, und darüber das kürzere Doctormäntelchen. Unerklärt bleibt mir noch der Ring an einem Stiel, den er in der linken Hand hält. Es könnte auch ein Spiegel oder ein Augenglas sein, aber die Figur ist älter als der Gebrauch geschliffener Gläser zum schärferen Sehen. Es ist auch noch auffallend, dass er keinen Bart hat, wie er doch dem Doctor wohl geziemte. In jenem schlesischen Osterspiel trägt er wirklich einen rothen Bart (Hoffmann, S. 311). In dem Stück des vierzehnten Jahrhunderts bei Mone, dessen Dialekt nach Thüringen weist[1]), sieht man aber, dass es von den Studenten einer Kloster- oder Domschule gespielt wurde, denn am Schlusse betteln die Acteurs höflich um Braten und Fladen für die »armen Schüler«, und versprechen dafür allen möglichen himmlischen Lohn[2]). In den zahlreichen Klosterschulen des allemannischen Bisthums mag das ähnlich gewesen sein, und hieraus möchte die grosse Jugend und das nackte Kinn unserer Figur sich erklären.

Das heilige Grab in Constanz wurde im Jahr 1560 auf Veranlassung eines Doctor Jacob Kurz restaurirt, der aus Thann im Elsass

---

1) So schliesst aus der Orthographie und den Sprachformen Mone, Altteutsche Schauspiele, S. 10.

2) Ebenda, S. 144:

> Ouch hatte ich mich vergessen,
> dy armen schuler haben nicht czu essen,
> den sult ir czu tragen braten,
> schuldern (Schinken) und ouch vladen,
> wer yn gebit ire braten,
> den wil got hute und umirmer beraten;
> wer yn gebit ire vladen;
> den wil got in das hymmelriche laden.

Bestätigend hierfür ist noch der Umstand, dass in dem Leiden Christi aus dem 13. Jahrhundert (Hoffmann, S. 241) der Arzt als „mercator iuvenis“ von den heiligen Frauen angeredet wird.

gebürtig und Domherr an dieser Kirche war, als welcher er bei seinem Tode, 10. Herbstmonat 1578, eine stattliche Stiftung für arme Knaben aussetzte[1]). Von dieser Restauration stammt ohne Zweifel der Moses mit den Gesetztafeln her, welcher jetzt die Spitze des kegelförmigen Daches krönt. Die geschwungene Bewegung dieser Statuette, das flatternde Gewand, der starke Ausdruck in Gesicht und Gestus weisen diese Figur genau in jene Zeit des beginnenden Barockstils.

Das heilige Grab aber, wie es ursprünglich bestand, ist der Architektur nach vollreife Gothik des vierzehnten Jahrhunderts. Waagen[2]) hat ebenfalls die äussern Figuren in dieses Jahrhundert versetzt. In Bezug auf die innere, welche uns im Besonderen angehen, kann daran kein Zweifel sein. Die hier auftretende Magdalena mit der Salbenbüchse ist wiederum vollreife Gothik, und für die Wächter hat schon Schnaase[3]), der dies Werk in der Kunstgeschichte bespricht, ungeachtet ihrer rohen Ausführung, um der freien und gewandten Haltung willen auf eine spätere Zeit als das 13. Jahrhundert geschlossen, in welches man das ganze Werk früher versetzte. Der Maler Ludwig Vogel in Zürich, in der Costumgeschichte der Schweiz sehr kundig, hat auch aus der Bewaffnung der Kriegsknechte für die spätere Zeit sich erklärt.

Diese Darstellung der Personen und der Passion, sowohl der heiligen als der profanen, wie sie gerade so in den Mysterien auftreten, fällt also in die Zeit, wo die strengere Ansicht eben die Schauspiele aus dem Kirchenchor verbannte. Das Volk liess sich darum die Lust an ihnen nicht rauben: es setzte die Tradition nun ausserhalb der Kirche fort. Die Geistlichkeit aber nahm die bildende Kunst anstatt der mimischen in ihren Dienst und fand oder baute in der Kirche ein Eckchen, wo die volksbeliebten Gestalten in Stein fortlebten. Unter diesen, scheint es, durfte der herkömmliche Doctor Ypocras nicht fehlen, und so kam der wohlehrwürdige Stammvater unserer medicinischen Facultät in die kirchliche Kunst herein.

Zürich. Gottfried Kinkel.

1) Inschrift an der Steinlaube selbst: „Instauravit Jacobus Curtius V. J. D. Ecclesiae can. anno 1560". In die Mauer der Capelle ist die Grabplatte desselben Mannes eingesetzt, ein zierliches Werk, indem zwei Engel in Bronze gravirt die Epitaphtafel tragen. Inschrift: „Hie ligt begraben herr D. Jacob Kurtz diser Stifft Thumherr der 26000 guldin zu underhaltung armer Knaben gestifftet und dise capell ernewert. Starp den 10. Herpstmonat ano dni 1578." Darunter eine andere lateinische Inschrift, in welcher er Thannensis genannt wird.

2) Im Kunstblatt vom Jahre 1848 No. 62.

3) Kunstgeschichte 2. Aufl. V. Bd. S. 590.

II. Datirte Grabmäler des Mittelalters in den Rheinlanden.

II[1]).

Johann Herr von Limburg a. d. Lahn † 1312.

Hierzu Tafel VI.

Der Grabstein ist in dem Chore des Franziskanerklosters zu Limburg a. d. Lahn aufrecht eingemauert. Der Dargestellte war der Sohn des Gerlach von Isenburg, ersten Herrn zu Limburg, und wird in der Limburger Chronik »der blinde Herr zu Limpurg« genannt. Vermählt mit Ida Gräfin von Ravensberg in Westfalen starb er, wie es scheint in noch jugendlichem Alter, am 29. September 1312.

Seine Schwester Imagina war die Gemahlin des römischen Königs Adolf von Nassau. Die Platte stellt den Dynasten wegen seiner Blindheit nicht im Harnisch, sondern in langem faltigen Hauskleide dar, worüber der Mantel an breitem Halsbande hängt. Der einzige Schmuck ist die Metallbroche auf der Brust.

Die rechte Hand hält das breite Schwert mit darum gewickeltem Wehrgehäng, die linke Hand den kleinen dreieckigen Schild, welcher abgekratzt, das Limburgische Wappen in blauem, mit grossen goldenen Schindeln bestreutem Felde, einen roth und weiss geschachten Balken zeigte. Die Figur war ursprünglich bunt bemalt, ist aber jetzt mit dicker Tünche überpinselt; die vier Ahnenschilde in den Ecken sind kaum noch kenntlich.

Die Umschrift in schöner Majuskel lautet: Anno d(omi)ni MCCCXII in die Michahelis (obiit) d(omi)n(u)s Johannes de Limpurg.

Siegfried von Schwalbach † 1497.

Hierzu Tafel VII.

Der Grabstein ist in der Carmeliterkirche zu Boppard im nördlichen Schiff an einem Pfeiler aufgestellt. Siegfried von Schwalbach gehörte einem am Main in der Gegend von Höchst, zu Klein-Schwalbach und Niederhofheim (Nassau), angesessenen ritterlichen Geschlechte an, welches in der Mitte des XV. Jahrhunderts durch die Heirath Wilhelms von Schwalbach mit Anna von Leyen, Wittwe von Johann von Airsburg, zu dem bedeutenden Grundbesitze des alten Bopparder Ritterstammes v. Airsburg (Ovirsburg) in Boppard gelangte. Wilhelms Brudersohn Siegfried von Schwalbach beerbte seinen Oheim 1483 und gelangte dadurch zu

1) Siehe Jahrbuch LVII S. 148.

einem für ihn unheilvollen Einflusse in Boppard. Die Bürger dieser seit dem XIV. Jahrhunderte an das Erzstift Trier verpfändeten Reichsstadt, aufgestachelt durch den in der Stadt sehr zahlreich angesessenen Adel, empörten sich im Frühjahr 1497 gegen den Kurfürsten Johann von Trier, erstürmten das Amtsschloss, vertrieben den erzstiftischen Amtmann und Kellner sowie die Anhänger des Kurfürsten, proklamirten die Reichsunmittelbarkeit, warben Söldner und setzten ihre Stadt in wehrhaften Stand.

Kurfürst Johann, verbündet mit den Mitgliedern des rheinischen Fürstenbundes, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Landgrafen von Hessen u. A., brachte ein Heer von 10,000 Mann zusammen und beschoss die Stadt vom 23. Juni 1497 an eine Woche lang aus 30 Geschützen so nachdrücklich, dass die Bopparder am 1. Juli 1497 sich auf Gnade und Ungnade ergeben mussten.

Siegfried von Schwalbach hatte die sogenannte Balzpforte, den gegen das Kloster Marienberg gerichteten hohen Thorthurm zu vertheidigen. Eine in den Thurm schlagende Kugel tödtete ihn hier am 28. Juni 1497 mit einem seiner Knechte.

Der trierische Kanzler Peter Meyer von Regensburg sagt in seiner interessanten Relation von der Belagerung von Boppard (Hontheim hist. Trevir. II. 510), dass der Büchsenmeister der Stadt Trier das Feuer der aus einer grossen Kanone (Hauptbüchse), welche dem Markgrafen von Baden gehörte, einer Karthaune, einer Schlange und 6 Hakenbüchsen bestehenden Batterie unterhalb des Klosters Marienberg gegen die Lilienpforte und »die porte, so uss der Statt zum Cloister zugeet«, gerichtet habe, und »uff derselben wart S y f f r i d von S w a l b a c h mit sinem Knechte eyme erschossen«.

Der Grabstein stellt ihn in voller Rüstung, die Sturmhaube tief in die Augen gedrückt, den Streitkolben in der rechten Hand, die Linke am Schwertgriff in trotziger Stellung dar. Seine vier Ahnenschilde stehen in den Ecken. Vaterseits oben rechts der quadrirte Schild der Schwalbach und Airsburg, unten der Balken mit den Steinen der Schlompen von Winternheim. Links oben mutterseits die Löwen der Blicken von Lichtenberg, unten der Schrägbalken der Mohr von Soetern.

Die Umschrift lautet: Anno d(omi)ni 1497 uf dinstag na sant Johans tag Bap(tistae) starb der vest Sifrit va(n) Schwalbach dem got genadig sy. Amen.

Auch das kleine, äusserst zierlich im Stile der Mitte des XV.

Jahrhunderts mit Treppen- und Erkerthürmchen und vorgebautem Kapellenchörchen aufgeführte Burghaus des Siegfried von Schwalbach, der sogenannte Schwalbacher Hof, ist auf uns gekommen. Er steht am oberen Ende der Stadt Boppard, in der Vorstadt Airs- oder Oberburg, neben der Windpforte und vor dem neuerbauten Seminar. Bei der Belagerung von 1497 der drohenden Vernichtung durch den glücklichen Zufall entgangen, dass das gegen das Burghaus gerichtete grosse Geschütz Ungnade nicht schussfertig war, ehe die Capitulation eintrat, verdankte der Schwalbacher Hof seine Erhaltung bei dem Neubau des Seminars dem verstorbenen Conservator Geheimen Regierungsrath von Quast, den der Unterzeichnete auf dieses bis in die kleinsten Details der Zimmerdecoration erhaltene alte Ritterhaus aufmerksam gemacht hatte.

Coblenz. L. v. Eltester.

Litteratur.

1. Achille Deville, Histoire de l'art de la verrerie dans l'antiquité. Paris. A. Morel & Comp. 1873. 4. 112 Tafeln in Farbendruck mit 104 Seiten Text.

Bei dem verhältnissmässig grossen Interesse, welches heut zu Tage Sammler und Liebhaber den Erzeugnissen der antiken Glastechnik entgegenbringen, darf ein Werk, wie das des Hrn. Deville, besonders wenn es sich durch eine so grosse Zahl von elegant ausgeführten Abbildungen und einen höchst populär gehaltenen und fliessend geschriebenen Text auszeichnet, gewiss auf Absatz rechnen. Die Wissenschaft freilich kann nicht allein nach diesen Vorzügen urtheilen, sondern muss zunächst in Betracht ziehen, in welcher Art der Verfasser seinen Stoff behandelt hat. Leicht war die Aufgabe gewiss nicht. Bei unserm leider immer noch gar zu grossen Mangel wissenschaftlich angelegter Kataloge der vorhandenen Sammlungen verlangt man von dem Verfasser entweder eine ungewöhnlich vollständige, womöglich auf Autopsie beruhende Kenntniss der meisten Denkmäler, oder man setzt voraus, dass derselbe nur Abbildungen und Beschreibungen benutzt habe, deren Zuverlässigkeit die wissenschaftliche Kritik erprobt hat. Weder das eine noch das andere ist leider dem Werke des Hrn. Deville nachzurühmen; wer dasselbe mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird sich der Empfindung nicht verschliessen können, als habe der Verfasser mehr für ein grosses Publikum, nicht aber für die Wissenschaft schreiben wollen, ja, hie und da bekömmt man den Eindruck, als sei der Text des Werkes nur dazu da, um für die verschiedenartigen Gegenstände der Abbildungen das verbindende Element abzugeben (vgl. besonders p. 36 f.).

Der Herr Verfasser ist Director des „Musée des antiquités“ von Rouen; als solcher wird er Gelegenheit gehabt haben, sich über die Provenienz der in seinem Museum vorhandenen Gegenstände zu unterrichten; allein wir erfahren auch über die Herkunft der vom Verfasser (vgl. p. 39 zu Pl. XLIII) selbst erworbenen Gläser nichts. Aber ist nicht die erste und wichtigste Frage bei einem antiken Denkmal die

nach seiner Herkunft? Oder sollen wir aus dem Schweigen des Herrn Verfassers entnehmen, dieselbe habe sich nicht ergründen lassen? Ist es Zufall, dass, wo sich überhaupt einige Quellen angegeben finden, dies fast ausschliesslich in französischer Sprache geschriebene Werke sind? Ich finde erwähnt den „Catalogue de la collection Durand", die „Antiquités du Bosphore Cimmérien", den „Recueil d'antiquités" des Grafen Caylus und die einem Nichtfranzosen wohl ziemlich unzugängliche Schrift des Abbé Cochet: „La Seine Inférieure historique et archéologique" (vgl. p. 39 u. 41 Anm. 1; Pl. XLVII). Von deutschen Gelehrten werden nur p. 88 Anm. 2 gelegentlich bei der Erwähnung von Metallspiegeln citirt: „Le savant M. Gehrard (sic!) dans son Etruskische Spiegel", sowie zweimal hintereinander (p. 6 u. 7) „le savant M. Detfefsen" (sic!). Und doch wäre es für den Verfasser der „Histoire de la Verrerie dans l'antiquité" von grossem Nutzen gewesen, wenn er auch nur einen Blick auf die knappe Darstellung geworfen hätte, die Marquardt im V. Bande der Römischen Alterthümer von Becker-Marquardt (p. 336—352) der antiken Technik in Glas und halbedlen Steinen gewidmet hat. Die treffliche historische Einleitung von Alb. Ilg in Lobmeyr's „Glasindustrie" (Stuttg. 1874) über den Gebrauch des Glases und seine Fabrikation in alter und neuer Zeit konnte dem Verfasser freilich noch nicht bekannt sein. Aber Herr Deville erwähnt nicht einmal die Jahrbücher des Vereins, und so scheint er auch von den dort bekannt gemachten gläsernen Gefässen (vgl. Jahrb. XXXVI und XLII) keine Notiz genommen zu haben. Dass unter diesen Umständen die Sammlung des Materials in dem französischen Werke nur dürftig sein kann, versteht sich von selbst, aber auch der benutzte Stoff ist leider, wie unten gezeigt werden soll, in sehr wenig kritischer und zuverlässiger Weise behandelt.

Unmethodisch ist zunächst die ganze Anlage der Arbeit, was ein gedrängter Ueberblick über den behandelten Stoff darthun soll. Nachdem der Verfasser den Ursprung des Glases nach der bekannten Anekdote des Plinius von dem in Phönikien gestrandeten, mit Salpeter beladenen Schiffe, ohne irgend welche Kritik zu üben, erzählt und einige Zeugnisse für das frühe Vorkommen des Glases im Orient, bei Assyrern und Persern beigebracht hat, schickt er sich an, mehrere bereits bekannte Inschriften Sidonischer Glaskünstler zusammenzustellen. Eine historische Anordnung ist hierbei nicht massgebend gewesen: „c'est encore un Sidonien ΕΙΡΗΑΙΟΣ CΙΔΩΝΙΟC (sic!) dont nous pouvons enregistrer le nom"; aber die richtigen Namen des Mannes kannte man bereits aus der im Bulletino d. Inst. arch. 1866 p. 26 publicirten Inschrift: ЄΙΡΗΝΑΙΟC ЄΠΟΙΗCЄΝ CΙΔѠΝΙΟC. Hätte der Verfasser die Form dieser Buchstaben beachtet und correkt wiedergegeben,

so würde der Leser gewusst haben, dass die Lebenszeit jenes Eirenaios der römischen Kaiserzeit angehört, mindestens einer Kunstepoche zuzuweisen war, in der bereits die griechische Kunst den herrschenden Einfluss ausübte. Vielleicht war er Zeitgenosse des Sidoniers ЄΝΝΙΩΝ, dessen schöne, auf Pl. I abgebildete Erzeugnisse ja auch durchaus griechischen Charakter tragen.

Auf Seite 7 befinden wir uns in Aegypten, wo, wie man weiss, die Kunst des Glasblasens bereits unter den Pharaonen der 18. Dynastie ausgeübt wurde. Das hierher gehörige Gemälde von Beni-Hassan wird besprochen, die Wichtigkeit von Alexandria für die Glastechnik hervorgehoben und zum Belege dafür eine Reihe von Schmuckgegenständen und Geräthen (Pl. V), die der Verfasser in den Glasschränken der egyptischen Sammlung im Louvre erblickte, als möglicher Weise aus Alexandria stammend, angeführt, worauf (p. 11—16) eine längere Auseinandersetzung über die s. g. Murrhinischen und Gefässe aus Bergkrystall, welche man in Alexandria und Theben nachahmte, folgt. Eine Lösung der Frage nach dem Material dieser Gefässe, die bekanntlich bereits eine ganz beträchtliche Literatur hervorgerufen hat, wird man hier nicht erwarten, aber man kann dem Verfasser Recht geben, wenn er, gestützt auf einige Auseinandersetzungen französischer Gelehrter sich dazu neigt, die „myrrha“ für Flussspath zu erklären, und behauptet, dass wirklich als myrrhinisch erkannte Gefässe in unseren Sammlungen nicht existiren. Darauf (pag. 17) wendet sich der Verfasser zur Besprechung der in Etruskischen Gräbern gefundenen Gläser. Hier hätten vielleicht die Abbildungen etwas weniger sparsam sein sollen. Dass übrigens die beiden Pl. VIII abgebildeten Schalen „d'une délicatesse et d'un goût exquis“ seien, lässt sich doch nicht behaupten. Das sinnlose Ausfüllen des Raumes mit nichtssagenden Ornamenten ist stillos; in ganz derselben Weise werden oft auf Etruskischen Aschenkisten die vom Relief freigebliebenen Stellen mit Rosetten angefüllt. An die Etruskischen Gläser reiht der Verfasser die von Unteritalien, freilich ohne auch hier einen Unterschied zwischen dem historisch charakteristischen zu machen. Dass in Campanien von allen römischen Provinzen Italiens zuerst Gläser fabricirt wurden, behauptet Plinius (H. N. 36, 194). Was aber hat mit den einfachen campanischen Gefässen (Pl. IX, E) die in ihrer Technik vielmehr der Portlandsvase entsprechende Pompejanische Amphora mit dem weissen Relief auf blauem Grunde zu thun? Oder, wenn dem Verfasser der geographische Gesichtspunkt allein massgebend war, warum liess er da das (in der Archäolog. Zeit. N. F. XXVI, Tafel 11 abgebildete) Puteolanische Gefäss mit der interessanten topographischen Darstellung der Küste von Puteoli unerwähnt? Unter dem Horazischen (Sat. VI, 118) „Campana supellex“ will der Verfasser gläser-

nes Geschirr verstehen, entgegen den Herausgebern des Dichters, welche allgemein dabei an irdenes Geschirr denken. Gibt aber Herr Deville selbst zu, dass der Ausdruck wirklich nur die Einfachheit des Horazischen Haushaltes bezeichnen solle, so möge er auch bedenken, dass das Glas zur Zeit der Augusteischen Dichter noch einen weit höheren Werth hatte, wie etwa zur Zeit Marc Aurels (vgl. Becker-Marquardt, Röm. Alt. V, II, S. 337), Horaz also jedenfalls dann mit „Campana supellex“ nicht das gesagt hätte, was er sagen wollte! — Der Abschnitt, welcher die Kunst der Glasbildnerei in Rom behandelt, berichtet zunächst über die gläserne Wandbekleidung, mit welcher das zweite Stockwerk vom Theater des M. Aemilius Scaurus ausgeschmückt war, und unter der man doch wohl Reliefs wird verstehen müssen. Eine gute Abbildung der wenigen erhaltenen Fragmente, welche man für Ueberreste jener Wandbekleidnng zu halten pflegt, wäre für die Geschichte der römischen Sculptur sehr erwünscht; die, welche Herr Deville, wie er angibt, aus „Musée Passieri“ (sic!) — gemeint, sind Passeri's Lucernae fictiles — auf den Tafeln XIII und XIV wiederholt, tragen durchaus den manierirten Charakter der älteren Publikation (man beachte besonders die Masken zwischen den Giebeln auf Taf. XIII!) und sind also stilistisch unbrauchbar. Mit der Erwähnung der von mehreren alten Schriftstellern berichteten Anekdote über das biegsame Glas, welches ein Künstler unter der Regierung des Tiberius zu seinem eignen Schaden erfand, schliesst eigentlich der historische Theil des Werkes, denn das folgende (S. 30—98) besteht aus zwanglosen Betrachtungen über alle möglichen gläsernen Gegenstände, die der verbindende Text oft blos durch eine witzige Bemerkung (vgl. den Uebergang von den Parfümbüchsen zu den Blutampollen der Märtyrer p. 82, ferner p. 28 und 30) in Zusammenhang zu bringen sucht. So werden nacheinander folgende Kapitel abgehandelt: Gebrauch kleinerer Glasstücke, Trinkgläser, Leichte Gläser, Inschriften und Marken, Verdammungsurtheil gegen die Glashändler, Gesuchte Glaswaare, Circusspiele und Gladiatoren, „Vases excentriques“ (!), Tischgeräth, Namen und Zeichen von Glasfabrikanten, Küchengeräth, Gefässe für Wohlgerüche, Verschiedener Gebrauch des Glases, Glasblasen, Glaskugeln und Spielzeug, Nachahmung von Edelsteinen, Nachahmung von Cameen, Gemmen und Petschaften, Nachahmung von Felskrystall, Glasfabriken, Aschenurnen, s. g. Thränenfläschchen, Geräth des Putztisches, Arzneigefässe, Erotische und obscöne Formen, Blutampollen der Märtyrer, Schmelz, Glasspiegel, Optische Instrumente, Glasscheiben. — Es ist klar, dass bei dieser Anordnung des Stoffes von einer methodischen Behandlung nicht die Rede sein kann. Oefters, z. B. in dem Kapitel über den Preis der Gläser wird die Besprechung der einzelnen Gegenstände geradezu anekdotenhaft.

Zu ernsteren Untersuchungen scheint sich der Verfasser keine Zeit genommen zu haben, und doch sind unter den von ihm publicirten Objecten einzelne von ganz besonderem antiquarischen Interesse. Pl. XLVII, A erhalten wir angeblich das Bild einer gebranntmarkten Sklavin. Ueber das Vorkommen der Brandmarkung an Gliedern und Stirn (vgl. Seneca, de ira III, 3, 6 inscriptiones frontis) bei den römischen Sklaven kann kein Zweifel obwalten, aber welcher Art dieselbe war, darüber haben die literarischen Quellen bis jetzt keinen Aufschluss gegeben. Die Vermuthung des Verfassers, es sei die betreffende Sklavin (Sappo Flaccilla) eine Freigelassene der Kaiserin Flaccilla, der Gattin des Theodosius, mag das Richtige treffen, aber gerade hier wäre eine genaue Untersuchung über die Art des Bildwerkes am Platze gewesen, denn so ganz selbstverständlich ist es gerade nicht, dass sich das Bild einer solchen Sklavin mit einem Halbmondzeichen an der Stirn auf diesem Glasmedaillon hat erhalten können. Beachtung verdient ausserdem das über die Brust sich legende, mit verbrämten Streifen quer besetzte Gewand, das sich so auf römischen Denkmälern nicht leicht finden wird. Aehnlich übrigens scheinen die Kreuzbänder der weiblichen Portraitbüste (Donata) zu sein, welche sich auf dem Grunde einer Glasschale (mit der Umschrift: „saluti pie zeses cum Donata". die der Verfasser richtig übersetzt mit „pour ton salut bois. vis avec Donata") aufgemalt findet. Aber ist den Abbildungen auch wirklich zu trauen? Herr Prof. aus'm Weerth hat bereits im letzten Hefte der Jahrbücher (p. 67) darauf aufmerksam gemacht, dass das berühmte, bei Deville Pl. XXXIII. B abgebildete „Vas diatretum" von Novara, das sich jetzt in Mailand im Palazzo Trivulci befinden soll, nicht minder wie das Strassburger Gefäss (Pl. XXXIII, A) in der Farbe falsch dargestellt sei, insofern bei Deville beide Gläser blaues Netz und blaue Inschrift tragen, während in Wahrheit die Inschriften grün sind, das Netz des Strassburger Gefässes aber roth war. Das Glas von Novara findet sich zuerst abgebildet in Winckelmann's Werken, im dritten Bande der Dresdener Ausgabe Taf. 1. A. Schlägt man diese Abbildung nach, so erblickt man ein Gefäss, das ungefähr ebenso breit als hoch ist, während das bei Deville abgebildete ungefähr noch einmal so hoch als breit ist. Die Inschrift des Glases lautet nach Winckelmann (pag. 294): „Bibe vivas multis annis". Herr Deville aber citirt sie (p. 35) als: „Bibe vivas multos annos". An sich ist natürlich diese Abweichung unbedeutend, wie aber kann der Herr Verfasser eine derartige Abbildung in so neuer Form verantworten, da ihm das Original desselben doch offenbar niemals zu Gesicht gekommen ist: man darf es daher dem Leser nicht verargen, wenn er auch bei manchen anderen Abbildungen des französischen Werkes misstrauisch wird. Dass der Zeichner dann und wann die Originale verschönert habe, gibt Herr

Deville (p. 56) selbst zu, aber er hätte sich auch sagen müssen, dass sie dadurch für die Wissenschaft entwerthet werden, falls der Verfasser nicht im Texte selbst das Correctiv zu den Abbildungen gibt.

Interessant wäre es zu wissen, ob die Zeichnung der kleinen Glasplatte (Pl. LXVIII, A), welche nach der Anmerkung auf p. 58 sich früher in der Durand'schen Sammlung und jetzt in Rouen befindet, correct ist, woran man wenigstens nach den Bemerkungen des Textes zweifeln darf: Der Verfasser erkennt hier Dionysos, welcher, Ariadne umschlingend, dahinschreitet. Uns scheint, nach der Abbildung zu urtheilen, das Ganze eher ein Genrebild zu sein; wenigstens ist auf jener weder von dem Weinlaubkranze des Gottes noch von dem Kantharos (vielmehr ein bauchiges, einhenkliges Gefäss mit langem, dünnem Halse) das geringste zu sehen. — Zum Beweise des Spiels mit Glasbällen wird unter andern ein Nolanisches Vasenbild (Pl. LXIX) vorgeführt, aber als Glasbälle sind die Kugeln ja durch nichts charakterisirt, ganz abgesehen davon, dass das Vasengemälde griechisch, und der Gebrauch gläserner Spielbälle meines Wissens nur für die Römer bezeugt ist. De Witte hielt jene Bälle daher für Wollknäule, was jedenfalls viel glaublicher ist. Schon der Umstand, dass Frauen meist neben einem Wollkorbe und fast nur im Sitzen mit solchen Bällen spielend dargestellt sind, macht es wahrscheinlich, dass hier an ein Spiel mit Wollknäueln zu denken ist (vgl. auch das Vasenbild bei H. Heydemann, Griech. Vasenb. IX, 3 und die zu demselben angeführte Litteratur p. 9 Anmerk. 12). Die Kugeln aber, welche zum Kühlen der Damenhände gedient haben sollen, können ebenso gut von Metall oder Marmor gewesen sein, als von Glas, vorausgesetzt, dass dieser Gebrauch überhaupt erwiesen ist; es lässt sich indessen höchstens aus Properz II, 24, 11 f. folgern und aus anderen Stellen der Literatur nicht entnehmen (vgl. die Properzausgabe von Hertzberg zu der Stelle). — Pl. XLVIII, B stossen wir auf das interessante Bild vom Boden einer Glasschale, welches uns ein römisches Ehepaar und zwischen ihren Schultern auf einer kleinen, runden Platte stehend die Statuette eines Hercules zeigt. Die Umschrift der in Gold gemalten Figuren lautet: „Orfitus et Constantia in nomine Herculis a Cerentino felices bibatis". Der Verfasser erinnert dabei, wie schon der erste Herausgeber Passeri that, an den Herakles Epitrapezios, dessen Abbild ja oft bei Gelagen die Tafel schmückte; aber gewöhnlich stellt man sich dann den Gott behäbig ausruhend mit dem Kantharos in der Hand vor, sowie ihn Lysippos geschaffen hatte (vgl. Brunn, Gesch. d. gr. Künst. I, 302). Die Heraklesfigur des Glasbildes dagegen scheint, mit Keule und Löwenhaut ausgerüstet, frisch auszuschreiten, und es würde demnach diese Bildung die Annahme eines H. Epitrapezios nicht sonderlich unterstützen. Nun genoss Hercules

in dem durch seine Bäder wie seinen Wein gleich berühmten Caere eine besondere Verehrung (vgl. Preller, R. Myth, 650 Anm. 1). Sollten wir daher nicht auch hier das Kultbild des Hercules von Caere vor uns haben? Der Wunsch, sich im Namen des Hercules den „Cerentiner“ (diese Form für das sonst gebräuchliche „Caeretaner“ darf nicht auffallen) gut schmecken zu lassen, wäre dann wohl erklärlich. Die Haartracht des Orfitus weist auf Trajanische Zeit hin. Die Gesichtsbildung der beiden Gatten ist ungemein realistisch, besonders in der Formation der Thränensäcke unter den Augen: jedenfalls zwei Portraits. — Pl. LI, A erhalten wir die Abbildung eines interessanten Glasbechers von Trouville en Caux mit Darstellung von Wettfahrern. Die Einzelheiten der Rennbahn hat der Verfasser (p. 44) richtig erkannt, soweit dieselben überhaupt in der etwas stumpfen Glastechnik zu erkennen sind. Die beigeschriebenen Namen liest der Verfasser, ohne sie zu erklären, als „Bufycheva“ und „Oinbubua“. Ohne genaue Betrachtung des Originals ist hier natürlich nicht zu entscheiden, nach der Abbildung aber scheinen die Endungen beider Namen gleichlautend zu sein, während sich der Anfang der zweiten wohl überhaupt der Entzifferung entzieht. Jedenfalls möchte ich mich dafür entscheiden, dass wir hier Pferdenamen vor uns haben, die ja öfter ähnlichen Darstellungen beigeschrieben sind, z. B. auf der Rückseite des Florentiner Phaethonsarkophages (abgebildet bei Onofrio Panvinio, de ludis circensibus I, c. 14, p. 41). Der gleiche Gegenstand soll auch auf einem Glasgefässe bei Fabretti, Inscr. ant. p. 537 dargestellt sein, vom Verfasser nicht erwähnt. Eine reichere Zusammenstellung des Materials würde überhaupt mehr Licht auf derartige Inschriften werfen (Nachweise einschlägiger Denkmäler findet man bei O. Müller, Handb. 424, 2, Friedlaender im Rhein. Mus. X, 553 Anm. 5—7 und Friedlaender, in Becker-Marquard's Handb. d. r. Alt. 4, 516, Anm. 17, welcher letztere auch neuerdings über antike Pferdenamen gehandelt hat im Index lectionum Regimont. 1876, mir nicht zugänglich). Nicht minder interessant ist der auf Taf. 43, A publicirte Glasbecher von Chavagnes in der Vendée mit Darstellung von vier Gladiatorenpaaren, deren Namen, wie der Verfasser (pag. 42 f.) zeigt, auf ähnlichen Darstellungen öfter wiederkehren und geradezu typisch geworden sein müssen. Bei zwei Paaren der Kämpfer scheint mir deutlich das Flehen um die „missio“ durch den aufgehobenen Finger der l. Hand (welche einst den nunmehr am Boden liegenden Schild trug) dargestellt zu sein. Die Wiederholung einer offenbar gleichen Scene aus einer Pompejanischen Wandkritzelei (Pl. 2) hätte der Verfasser sparen können. Aber auf Sparsamkeit scheint es bei der Ausstattung des Werkes überhaupt nicht angekommen zu sein. Pl. 94—98 befindet sich eine ebenso umständliche wie überflüssige

Beweisführung, dass schon die Römer (der Kaiserzeit) gläserne Fensterscheiben kannten, und sogar dazu erhalten wir auf Pl. CXII eine Abbildung zweier rechteckiger Glasscheiben, wie sie in Pompeji gefunden worden sind. Mit der Behauptung übrigens, dass die Alten auch schon gläserne Spiegel mit Metallbelag wie die unsrigen gehabt hätten, hat der Verfasser Unrecht. Die Alten hatten wohl Glasspiegel in nachgeahmtem Obsidian, aber die heute üblichen Spiegel kamen erst im 12. Jahrhundert auf (vergl. hierüber A. Ilg in der Ausgabe des Heraclius p. 133 und die dazu angeführte Litteratur). — Eine andere sehr ausführliche Erörterung wird p. 48 ff. den Gläsern der Frontinianischen Fabrik (abgebildet Pl. LVII—LX) gewidmet; aber gerade bei längeren Abhandlungen macht sich die etwas unwissenschaftliche Art der Beweisführung geltend. Störend ist dann auch vor allem die flüchtige Behandlung der Inschriften und Citate, wofür einige Belege gegeben werden sollen.

Pl. LXXXII steht auf der Abbildung CωCAIC, im Texte p. 69 COCAIC, Pl. LXXXIX in der Abbildung ZESES, im Texte p. 75 ZEZES, Pl. XXXII in der Abbildung LETALIS, im Texte p. 34 LETHALIS; das Pl. XXVI abgebildete ΕΥΦΡΕΝΟΥ wird p. 30 übersetzt, als ob εὐφραίνου dastünde mit: „réjouis-toi.“ Ansprechend ist die Vermuthung (pag. 30), dass das OTIS auf dem Grunde eines Glases rückläufig als „sitio“ (T u. I ligirt) zu lesen sei, aber bisweilen leistet der Verfasser auch im Entziffern der Inschriften geradezu Unmögliches. Pl. XXVII, C erkenne ich in der Abbildung nur die Buchstaben ЭωЯЭ, der Verfasser sieht darin aber die lateinischen Buchstaben MPME (rückläufig), und versucht dies als Misce Pruinis MErum (!) zu erklären. Zu welchem Zwecke soll wohl der Verfertiger dem Käufer des Glases, auf dessen Boden die Buchstaben stehen, solche Räthsel aufgegeben haben? Die Lust am Conjiciren treibt den Verfasser (p. 41) sogar dazu, ein einfaches C F auf dem Boden einer Glasflasche als „Commodus fecit“ zu lesen und dabei den Leser daran zu erinnern, dass der Kaiser Commodus nach Sueton in der That eigenhändig Gläser fabricirt haben soll. Dergleichen Hypothesen sind doch nur müssige Spielereien und können ebenso wenig entschieden werden wie die Frage nach dem Gebrauche eines beliebigen kleinen Glasgefässes (Pl. LVI, A), die der Verfasser alles Ernstes dahin entscheiden will, dass es — doch lassen wir Herrn Deville selbst sprechen: „Peut-être est-ce pour plaire à l'oeil ou à l'adorat d'un gourmet ou d'un convive de choix, en tête-à tête, qu'un maître de maison aura fait faire et placer sur la table ce petit cratère dans lequel, à l'exemple d'Horace invitant Mécène à dîner, il aura versé quelque vin fin parfumé de roses“ (!). Man traut

seinen Augen nicht, aber der Verfasser erklärt in der That so das Horazische (III, 29) . . . tibi lene merum
Cum flore Maecenas rosarum. — Als unser Lessing einst sein lustiges Vademecum für den ehrwürdigen Pfarrer von Laublingen verfasste, da konnte er freilich nicht ahnen, dass die Langesche Uebersetzung „im dicken Rosengebüsch" für das Horazische „in rosa" nach 100 Jahren. ein solches Seitenstück finden würde. Dem philologischen Schnitzer gesellt sich indessen auf derselben Seite ein archäologischer von noch viel gröberem Kaliber hinzu: „C'est ce qu'on voit représenté sur la frise sculptée du monument connu sous le nom de la Lanterne de Diogène à Athènes élevé par Pisistrate." Pisistratos soll das unter dem Namen der Laterne des Diogenes bekannte Denkmal errichtet haben! Ich habe lange nachgesonnen, wie eine solche Verwechselung der Namen (Diogenes mit Demosthenes und Pisistratos mit Lysikrates) wohl entstehen kann. Hat der Verfasser sein Werk einem, der vielleicht schwerhörig war, in die Feder dictirt oder hat es ihm bei seiner Arbeit ganz und gar an litterarischen und wissenschaftlichen Hülfsmitteln gefehlt? Das letztere ist das wahrscheinlichere; denn die französischen resp. lateinischen Uebersetzungen, nach denen der Verfasser zumeist griechische Autoren wie Strabo, Herodot und Diodorus Siculus citirt, kann man doch nicht als wissenschaftliche Quellen betrachten. Wo wirklich griechische Citate vorkommen, da wimmeln sie entweder, wie in der Philostratosstelle (p. 87) von Accentfehlern, oder sind mit schlechten, halb griechischen, halb lateinischen Typen gedruckt, was doch bei einiger Sorgfalt des Correctors hätte geändert werden können. Dergleichen ist natürlich nicht dazu angethan, das Werk des Herrn Deville zur wissenschaftlichen Benutzung zu empfehlen; aber schlimmer noch als Accent- und Druckfehler müssen wir dem Verfasser die Unbekanntschaft mit der ausländischen, besonders deutschen Litteratur seines Fachstudiums anrechnen, deren Kenntniss ihm nicht nur ein reicheres Material zugeführt, sondern vor allem auch zu einer etwas strengeren, wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes gebracht haben würde.

Kreuznach. Dr. Hans Dütschke.

---

2. Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande von Dr. C. Mehlis, k. b. Studienlehrer. Zweite Abtheilung mit 5 lith. Tafeln. Herausgegeben vom Alterthumsverein in Dürkheim. Leipzig. Dunker u. Humblot 1876. 55 S. Preis 2 M. 80.

Die Schrift handelt von der Ringmauer bei Dürkheim a. d. Hart und spricht nach einer Einleitung in der ersten Abtheilung in 4 §§.

von der Ringmauer selbst sowie den dortigen Funden und in der zweiten Abtheilung in 2 §§. von der weiteren Umgebung derselben in archäologischer Beziehung.

Nachdem uns die Einleitung und § 1 „Lage und Wallbeschreibung" durch ein übersichtliches Kärtchen unterstützt, in die Gegend der Fundstätte eingeführt, gibt uns § 2 „das Plateau und die Ausgrabungen" nähere Auskunft über die vorgenommenen Arbeiten, und die dort gemachten Funde, welche letztere vorwiegend der Steinzeit angehören, wenn auch einzelne früher an derselben Stelle gefundenen Münzen und sonstige Gegenstände, die spätere Anwesenheit von Römern unzweifelhaft darthun. Trotz vielfachem Nachforschen konnten bis jetzt weder innerhalb noch ausserhalb der Ringmauer Spuren von menschlichen Begräbnisstätten nachgewiesen werden. Recht anziehend und belehrend ist eine kurze Beschreibung der gefundenen prähistorischen Thongefässscherben in Bezug auf ihre Technik (auf S. 15), welche durch gut ausgeführte Lithographien nach Zeichnungen von Gernsheim anschaulich gemacht werden.

§ 3 „Resultate" bringt die Schlüsse, die auf Grund der gefundenen Thatsachen zu ziehen sind. Dass der Ringwall von Anfang an als Festung diente, wird niemand bezweifeln; schwieriger ist aber die Frage nach dem Erbauer desselben zu beantworten. Der Verfasser gibt darauf (auf Seite 25) eine allgemeine Charakteristik des Volkes, welches den Berg bewohnte und befestigte und hebt die Schwierigkeit, einen speciellen Namen zu ergründen, hervor. Nach seiner Ansicht ist die Anlage den Celten nicht zuzuschreiben, sondern eher einem germanischen Stamme, welcher damals von der römischen Cultur noch unberührt war. Eine zweite Möglichkeit der Erbauung des Ringwalles sieht Mehlis in einer weit früheren Periode, „wo der Celte selbst von Osten einrückend mit den vorceltischen Autochthonen, deren Ethnologie wir unbestimmt sein lassen, im Kampfe um die Rheinebene lag".

§ 4 „Schlussbemerkungen" behandelt nur das Zustandekommen der Ausgrabungen, und enthält eine dankbare Anerkennung der Opferwilligkeit der Dürkheimer Bevölkerung.

Im zweiten Theile werden in § 1 „Bodenverhältnisse und Ansiedelung" die zu einer frühzeitigen Ansiedelung günstigen Verhältnisse der Gegend gewürdigt, und wird vor allem das Vorkommen des Kochsalzes als wichtigsten Tauschartikels betont.

In § 2 „Funde und Vorgeschichte" werden die in der Umgegend vorkommenden Alterthümer aufgezählt, und scheinen die auf dem benachbarten Limburger Berge gefundenen aus derselben Periode zu stammen, wie die in der ersten Abtheilung besprochenen. Später (auf S. 48) bespricht der Verfasser, nachdem von kleinen Broncefunden die Rede

war, die wichtige Frage: „Ward nun diese schlechtgegossene und unregelmässig gearbeitete Bronce durch Handel hierhergebracht, oder selbst an Ort und Stelle fabricirt?" Für die Beantwortung dieser Frage sind die in Friedelsheim und Meckenheim in der Nähe Dürkheims gefundenen Broncegussformen von der grössten Bedeutung, da dieselben eine locale Broncegussindustrie beweisen.

F. van Vleuten.

---

3. Die rothe römische Töpferwaare mit besonderer Rücksicht auf ihre Glasur. Eine kunstgewerbliche Skizze von Dr. Franz Keller, Rector der Gewerbeschule in Speyer. Heidelberg. Carl Groos. 1876. 8. 27 Seiten.

Diese kleine Schrift über die rothe römische Töpferwaare haben wir als eine recht zeitgemässe begrüsst. Der Forschungstrieb der Archäologen hat sich mit den Erzeugnissen dieser Kleinkunst bisher noch zu wenig beschäftigt, denn erst in letzter Zeit hat man begonnen denselben einige Bedeutung beizumessen. Die epigraphische Wichtigkeit der besprochenen Gefässe hat man noch am ersten erkannt, und so bieten uns auch Fröhner und Schuermans Sammelwerke über die Töpferstempel, welche recht brauchbar zu nennen sind, wenn dieselben auch noch manche Mängel aufweisen (z. B. müsste man die erhabenen Inschriften von den vertieften sondern u. dgl. m.) Ueber die Technik dieser Gefässgattung ist manches geschrieben, aber noch nichts Vollständiges und Zusammenfassendes; das hier besprochene Schriftchen erweitert in dieser Beziehung unser Wissen in erfreulicher Weise. Am schlimmsten sieht es mit der Litteratur über die Ornamente und die Gegenstände der Darstellungen aus; hier findet man nur hin und wieder kurz eingeschaltete Bemerkungen, welche zusammenzutragen, und vor Allem zu ergänzen eine sehr verdienstliche Aufgabe wäre!

Zur Besprechung des Buches übergehend finden wir zuerst nach Zeugnissen des Alterthums den Namen „samische" für die besprochene Gattung von Gefässen festgestellt, die bei uns in Deutschland meist gebräuchliche Bezeichnung „terra sigillata" wird nur in einer Anmerkung erwähnt. Wir erfahren ferner, dass trotz des Namens die Samischen Gefässe nicht blos auf dieser Insel gefertigt wurden, sondern dass viele Städte Italiens an der Fabrikation Theil nahmen, und schon im Alterthum hierdurch berühmt wurden. Die später (auf S. 9) behandelte Frage: ob auch in den Provinzen ausserhalb Italiens diese Kunsttöpferei Aufnahme gefunden, wird durch das Auffinden von Töpferöfen und Formen für Reliefgefässe unzweifelhaft zu Gunsten der Provinzen entschieden.

Jetzt geht der Verfasser auf die chemische Zusammensetzung des

verwendeten Thones und auf die Glasurfrage näher ein, wobei er zu dem Resultate gelangt, dass das Bestreichen mit einer Boraxlösung vor dem Brennen die schön glänzende, rothe Farbe der Glasur erzeuge, während eine zufällige oder künstliche Beimischung von Ocher die rothe Farbe der gebrannten Thonmasse bedinge.

Nachdem nun die aufgefundenen alten Töpferöfen eine eingehende Besprechung gefunden, wird zum Schlusse noch manches Interessante über die Fabrikation mitgetheilt. Wir verweisen als Beispiel besonders auf eine Note auf S. 25, wo eine bis jetzt noch wenig beachtete Verzierungsart dieser Gefässe besprochen wird, können uns hier aber kurz fassen, da wir beabsichtigen in einem unserer nächsten Hefte über diesen Gegenstand im Anschlusse an die in Bonn in letzter Zeit so vielfach ausgegrabenen Antiquitäten dieser Art eingehender zu reden. Man wird aus dem Gesagten ersehen, dass die besprochene Abhandlung, trotz ihrer Kürze, viel Gutes und Wissenswerthes bringt, und können wir dieselbe unsern Lesern somit bestens empfehlen.

Wenn wir über den Text nur Lobendes zu sagen haben, so ist dies bei den zwei beigegebenen Holzschnitts-Vignetten nicht der Fall. Bei dem Reichthum der rheinischen Sammlungen an terra sigillata, oder, mit dem Verfasser zu reden, samischen Gefässen, lag durchaus kein Grund vor, zum Behufe von Abbildungen, dieselben nach vorhandenen Formen zu restauriren, und zwar falsch zu ergänzen. Wollte man die Formen anschaulich machen, so konnte man dieselben im Durchschnitt oder sonstwie zeichnen, wollte man aber Gefässe darstellen, so musste man wirklich vorhandene zum Muster nehmen. Niemals sahen wir ein Gefäss, wo dicht über der Eierstabverzierung der runde Rand aufsass, sondern immer fand sich ein glatter oder profilirter Streifen, meist 4 — 5 Ctm. hoch, über dem Eierstabrande, auf welchen dann die obere Abrundung folgte. Ferner ist die Form des Fusses für die verschiedenen Gefässe eine ziemlich feststehende; auch hierin scheint uns besonders die Schlussvignette das Richtige nicht getroffen zu haben. In wissenschaftlichen Werken, besonders wenn dieselben einen Kunstzweig behandeln, können fehlerhafte Abbildungen mehr Unheil anrichten, als ein im Text ausgesprochener irriger Gedanke (Holzstöcke pflegen auch meistens in mehreren Werken verwendet zu werden). Es müsste also gerade darin die grösste Strenge walten.

F. van Vleuten.

4. Geschichte der Stadt Ratingen mit besonderer Berücksichtigung des ehemaligen Amtes Angermund. Von Dr. J. H. Kessel. 2. Band. Urkundenbuch. Köln und Neuss, Druck und Verlag der L. Schwann'schen Verlagshandlung, 1877. IV. und 388 S. 8°.

Am 11. December 1876 hat die Düsseldorf benachbarte Stadt Ratingen die sechste Säcularfeier ihrer Erhebung zur Stadt begangen. Es war am 11. December 1276, als Graf Adolf V. von Berg diesem Hauptort eines Distrikts, der ebenso wie Lennep, Erkrath, Hückeswagen und Düsseldorf aus den Händen altfreier Grundherren allmählich seinem Hausbesitze zugewachsen war — (es genügt, hier beispielsweise an die alten Edelherren von Ratingen und Tevern zu erinnern), — städtische Freiheiten, mithin nach dem Sinne des Mittelalters Steuer- und Zollexemtion, das Recht der Schöffenwahl und eigene Gerichtsbarkeit verlieh. Um den Oberhof des Kölner Domstifts am Orte sich bildend, gewährte die neue Stadt dem Bergischen Territorium Abschluss und Schutz nach Norden, an ihrem Theile gleichsam den Aufschwung der jüngeren und glücklichern Schwester Düsseldorf vorbereitend, dessen Erhebung zur Stadt bekanntlich eine Folge des Sieges der verbündeten Niederrheinisch-Westfälischen Territorial-Herren über Erzbischof Siegfried von Westerburg bei Worringen (5. Juni 1288) gewesen ist. Durch seine Lage auf die Dauer nicht zum Mittelpunkte des anwachsenden Bergischen Gebietes geeignet, hat Ratingen als eine der vier Hauptstädte des Landes (Düsseldorf, Lennep, Wipperfürth, Ratingen) doch stets eine geachtete Stellung behauptet. Jahrhunderte hindurch Hauptort des Amtes Angermund, ist die Stadt zudem mit dessen Vergangenheit innig verflochten.

Um so willkommener erscheint die Jubiläumsgabe, welche der gelehrte Canonicus Dr. Kessel zu Aachen, als fleissiger Erforscher der heimatlichen Geschichte vortheilhaft in weiteren Kreisen bekannt, in dem vorliegenden „Urkundenbuche der Stadt Ratingen" darbietet. Der Herausgeber übergibt dieses Buch, die Grundlage und den Vorläufer einer demnächst aus seiner Feder zu erwartenden Geschichte Ratingens, als die Frucht jahrelanger archivalischer Studien und unermüdlichen Bestrebens, alles für die Entwickelung der Stadt und Umgegend irgend erhebliche urkundliche Material möglichst vollständig zusammenzubringen. Der gut ausgestattete Band vereinigt sonach in 267 Nummern Urkunden und urkundliche Aufzeichnungen (Bürgerlisten, Heberegister, Güterverzeichnisse, ein Memorienbuch der Pfarrkirche u. A. m.) von den Anfängen des 9. Jahrhunderts bis zum Jahre 1695. Dass der Herausgeber, dem als Quellen hauptsächlich das Staatsarchiv zu Düsseldorf, das Stadtarchiv zu Ratingen, das katholische Pfarrarchiv daselbst und das Gräflich Speesche Familienarchiv zu Schloss Heltorf gedient haben, auch die bereits

in Lacomblet's Urkundenbuch und anderweitig gedruckten Documente mit aufgenommen hat, wird man bei einer localgeschichtlichen Arbeit wie die vorliegende im Interesse des leichteren Ueberblicks über das Vorhandene im Allgemeinen und hier besonders desshalb nur billigen können, weil dadurch mehrfach aus den besten Quellen ein correcterer Text zur Reproduction gelangt ist. Ein fleissiges Personen-, Orts- und Sachregister (S. 375—386) erhöht die Brauchbarkeit des reichhaltigen Buches. Die Momente der geschichtlichen Bedeutsamkeit einerseits Ratingens als der ältesten Culturstätte des Niederbergischen Landes in Bezug auf Verfassung, Zunftwesen, Gewerbetrieb und Handel und besonders in seinem Hauptgerichte, von welchem Düsseldorf und Lennep ehedem ihre Consultation nahmen, wie andererseits der seit dem 16. Jahrhundert zunehmende Niedergang dieses Gemeinwesens und dasselbe umrahmend das Amt Angermund mit seinen alten Rittersitzen, Höfen, Hundschaften und dem Freigerichte, späteren Landgerichte in der Brüggen, die kirchlichen Stiftungen und deren Wandlungen, die Wald- und Weideberechtigungen, der Güterbesitz geistlicher Corporationen im Amtsbereiche, die trostlosen Zustände im 17. Jahrhunderte und manches Andere tritt uns in deutlichem Bilde aus dem Ensemble des gegebenen Materials entgegen. Zu den werthvollsten Stücken der Sammlung zählt ohne Zweifel das Bürger-Register oder Verzeichniss der Erbbesitzer zu Ratingen vom Jahre 1362, welches auf S. 26—39 nach dem Originalcodex vollständig veröffentlicht ist, bemerkenswerth schon wegen der Seltenheit analoger Register aus so früher Zeit. Dieses Stadtbuch ist auf Grund älterer Vorlagen des 13. Jahrhunderts angefertigt und hat zugleich von mehreren Händen Nachträge bis in's 15. Jahrhundert, die im Urkundenbuche von dem ursprünglichen Texte durch kleinern Druck sich unterscheiden. Auch das Memorienbuch der Pfarrkirche zu Ratingen, wenn gleich der Entstehung nach erst dem 15. bis 17. Jahrhunderte angehörig, bildet eine schätzbare Zugabe (S. 334—359). Wie der Verfasser S. 334 hervorhebt, tritt aus diesem Memorienbuche beispielsweise der Donator der schönen gothischen Monstranz in der Pfarrkirche zu Tage, welcher danach Bruno hiess und Pfarrer zu Ratingen um 1394, sowie gleichzeitig Canonich des St. Victorstifts zu Xanten war. Indem wir der Geschichte der Stadt Ratingen, welche den ersten Theil des Werkes bildet und bald erscheinen soll, nach dem so interessanten Inhalte des Urkundenbuchs mit um so grösserer Spannung entgegensehen, wünschen wir dem verdienstvollen Unternehmen besten äussern Erfolg wie geeignete Nachfolge bezüglich mancher Orte und Distrikte unserer Provinz, aus deren spezieller Behandlung erst die Bausteine für die Durcharbeitung der grösseren Gruppen gewonnen werden können.

Düsseldorf. Harless.

III. Miscellen.

1. Aachen. Römische Bäder. (S. den Aufsatz hierüber S. 12 dieses Jahrb.) Bei den ferneren Ausgrabungen an der Ecke der Büchel- und Edelstrasse sind interessante Ueberreste eines römischen Dampfbades zum Vorschein gekommen. Dasselbe ruhte auf kleinen Säulen, welche aus kreisrunden Ziegelplatten zusammengesetzt, meist noch wohlerhalten, aufgefunden wurden. Die viereckigen Platten, welche, von diesen Säulchen getragen, den Boden des Dampfbades bildeten, sind theils durchlöchert, um die Dämpfe durchzulassen. Auch von den Wandflächen in Stuck, welche das Gemach dieses Dampfbades bildeten, haben sich noch einzelne Reste gefunden, auf welchen farbige Verzierungen in der Art der pompejanischen Wandgemälde ausgeführt, deutlich erkennbar sind. Ziemlich zahlreiche Scherben von römischen Steinkrügen und Amphoren sind ebenfalls aus dem Bauschutt zu Tage gefördert worden.

2. Alterkülz. Bei Neuenkirch auf dem Binneberge über der Erdbeerhecke hat sich am Waldrande ein römisches Fundament gefunden, das ich wegen seiner Form und Einzellage, sowie wegen seiner weiten und breiten Aussicht für ein Wachthaus halte. Nahe dabei sind Fundamente deutscher Bauernhöfe, mit Herdsteinen und Küchengeschirr in einem vom Walde fast ganz eingeschlossenen Feldflürchen ausgeackert worden, die ich für die Reste des untergegangenen Weilers Steinchen oder Stein-Sülz halte, ferner an tiefer gelüfteten Stellen römische Ziegel und Thongefässe. Die Inhaber der Aecker, die ohne alle Spur von Wasserlauf doch „Weiheräcker" heissen und damit darauf deuten, dass früher die Stelle durch Wasserleitung aus höherer Waldlage bewohnbar gemacht worden, fanden bei tieferm Graben 2′ breite starke und tiefe Quarzfundamente, davon ich eine Zeichnung beilege. Sie zeigt jenes vermuthliche Wachthaus, ein Viereck von ca. 15 Schritt im Geviert, nebst der mit Ziegelplatten auf dem Boden angelegten grossen ebenfalls viereckigen Feuerstelle ausserhalb. Der Bau liegt ausserhalb des tief-

gesenkten Flürchens: hoch an einer Waldecke. Abwärts nach der Erdbeerhecke zu befinden sich in einer geraden Linie von der Nordwest-Ecke des Gebäudes drei grössere und zwei kleinere runde Vertiefungen, die man für angefangene Brunnenschachte halten könnte, die wieder gefüllt wurden, wenn nicht zweimal zwei dicht aneinanderlägen. Ich verstehe sie für ausgeräumte römisch-keltische Grabhügel. Im Flürchen, 118 Schritte davon ab ist das Fundament einer starken Quer-Mauer ausgehoben und weiter unten noch zwei Parallel-Mauern, welche letztere mit drei etwas schwächeren Quer-Mauern ein aus zwei Abtheilungen bestehendes Rechteck bilden und oben, wie unten Anfänge weiterer in demselben Parallelogramm fortgehender Fundamente zeigen. 36 Schritte abwärts ist noch ein ausser diesen Linien liegendes Mauerkreuz befindlich. Nach Prüfung des Verhältnisses dieser verschiedenen in einer Axe von über 200 Schritten liegenden Mauern zu einander unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass wir hier abermals ein umfangreiches römisches Gebäude des Hunsrücks vor uns haben.

Bartels, Pfarrer.

3. Beyenburg. Bei der Restauration der kath. Kirche zu Beyenburg an der Wupper fanden sich Spuren ehemaliger Wandmalereien auf der grossen fensterlosen an das ehemalige Klostergebäude angrenzenden Wand, welche wohl gegen 1500 entstanden sein dürften. Auf dem einen Gewölbefeld sind zwei Engelfiguren gemalt, welche einen grossen Teppich halten; die Figuren sind in derben Contouren mit leichter Farbe und Schattirung ausgeführt. Mit Ausnahme einiger geringen Reste des Frieses konnte bei genauer Untersuchung nicht entdeckt werden, welches Gemälde der Teppich enthalten haben mochte, da der Putz daselbst fehlerhaft war und die Farbe mit der Tünche abfiel.

Die übrigen Gewölbefelder sind auch bemalt gewesen, doch lässt sich nicht so viel Zusammenhängendes herausbringen, um zu erkennen, was es gewesen. Beim Beginn des ehemaligen Chors zeigt sich die Gestalt des h. Sebastianus, auf schwarzem Grund, zur Seite ein Schmetterling, gemalt. Die Ausführung ist etwas handwerksmässig und anscheinend von anderer Hand ausgeführt als die Engelfiguren. Dem h. Sebastian gegenüber, da, wo jetzt die Kanzel steht, fanden sich ebenfalls Spuren ehemaliger figürlicher Malerei.

Die Kirche scheint später noch einmal gemalt zu sein, wenigstens zeigten bei den Gewölbanfängen sich dürftige Reste von Renaissance-Ornamenten.

Die in guten Verhältnissen ausgeführte Kirche ist in neuerer Zeit im Aeussern restaurirt und mit neuen Fenstern versehen. Hoffentlich gelingt es, die Mittel zu bekommen zu einer demnächstigen vollständigen Bemalung der Kirche und damit das ehrwürdige Gebäude wieder in den

Zustand zu bringen, den es in früherer Zeit hatte, ehe ein von Vorurtheilen befangenes Zeitalter das aus dem verkannten Mittelalter Stammende beseitigte. Koch, Pfarrer.

4. Billig. In der Nähe der Dörfer Wisskirchen und Billig (stark 100 Schritte westlich von letzterem an der Südseite des Euenheimer Weges) im Kreise Euskirchen hat man in den letzten Jahren mehrfach menschliche Skelette in der Erde gefunden, bei Billig angeblich aufrecht stehend, ohne anderweitige Zugaben oder Reste von Särgen. Für Wisskirchen erklärt sich die Thatsache vielleicht durch folgende in dem Todtenbuche der Pfarrei daselbst befindliche Notiz: „Anno 1624 nec ante nec post usque huc 1674 nullam sepulturam habuerunt in coemeterio in Weiss Kirchen haeretici, sed sepulti sunt in hortos proprios retro proprias aedes sitos.“ Nebenbei sei bemerkt, dass überhaupt die Tauf-, Copulations- und Sterbebücher nicht selten beachtenswerthe Notizen enthalten, so hinsichtlich merkwürdiger Natur- und Kriegsereignisse, Feuersbrünste, Genealogieen adeliger Geschlechter u. s. w.

Dr. Pohl.

5. Bingen. In Nr. 98 der Darmstädter Zeitg. gibt F. Schneider Kenntniss von einer von ihm entdeckten unterirdischen, frühromanischen Kapelle im Landpfeiler der alten Nahebrücke zu Bingen, die 1011 von Erzbischof Willigis zu Mainz erbaut ist. Mitunter finden sich auch in Deutschland auf der Höhe mittelalterlicher Brücken Kapellen. Eine solche unterhalb des Hochwasserspiegels im Landpfeiler befindliche Kapelle ist aber bis jetzt kaum irgendwo bekannt geworden. Sie besteht aus einem mit einem Kreuzgewölbe bedeckten quadratischen Raum von 3,75 m. mit einem schmalen Fensterschlitze an der Nordseite und einer halbrunden Abside gegen Osten. Die ganze Technik zeigt, dass sie dem Beginn des 11. Jahrh., also der ersten Bauzeit der Brücke zugehört. Jetzt vom Keller eines benachbarten Hauses aus zugänglich, wurde sie wohl ehemals vom Unterraum eines Vertheidigungsthurmes aus betreten.

Es mögen wohl bei andern Brücken aus jener Zeit ähnliche, bis jetzt nicht untersuchte Anlagen sich befinden, weil ja die grossen Widerlager, die der Landpfeiler einer Brücke bieten muss, keineswegs an allen Stellen gleichmässig in Anspruch genommen sind, so dass ein Durchbruch an richtiger Stelle schon des Materialersparnisses wegen angelegt werden kann. Da bekanntlich der Bau einer Brücke als frommes Werk galt, lag es ja doppelt nahe, an jener Stelle durch einen Ort zur Aufbewahrung von Reliquien ihr noch eine Weihestätte zu geben. Jedenfalls ist die Schneider'sche Entdeckung hochinteressant.

6. Bonn. Zu dem von mir im LVII Jahrbuch veröffentlichten und Taf. X daselbst abgebildeten Klapper-Instrument finden sich Gegen-

stücke ganz gleicher Art im Museum von St. Germain und in einem Fund von Frouard bei Nancy. Ein kleineres nur mit einem anderen Ornament verziertes Exemplar besitzt das Museum von Moulins, und im Stockholmer Museum sieht man 3 zum gleichen Zwecke des Aneinanderschlagens an einem Gehänge vereinigte Metallscheiben[1]). E. Chantre, der das erste, dritte und vierte Stück abbildlich veröffentlicht[2]), weiss eine Erklärung dafür nicht zu geben, bringt aber die interessanten Notizen, dass auch die im Museum von St. Germain befindliche Klapper in Wallerfangen — also wohl zusammen mit der unsrer Jahrbücher — gefunden wurde; ferner, dass jenes in Frouard zum Vorschein gekommene Exemplar ebenso wie das von Wallerfangen mit einer Anzahl analoger Waffen und Utensilien zusammenlag.

E. aus'm Weerth.

7. Bonn. Ein römisches Fundament aus grossen Steinquadern in Bonn. Am 3. Januar 1873 besichtigte ich die im Garten des Herrn Baumeister Engelskirchen hierselbst aufgefundenen regelrecht übereinanderliegenden 3 Blöcke aus Tuffstein die auf dem Zimmerplatze desselben dicht an der zum Rhein hinabführenden Strasse und rechtwinkelig zu derselben stehend in einer Tiefe von 2½ Fuss zum Vorschein kamen. Sie waren vollständig blosgelegt, aber in ihrer ursprünglichen Lage gelassen und erschienen mir ein treppenförmiger Aufbau zu einem Monumente, einem Altar, einer Säule, einem Grab- oder Meilensteine, einem Krahnen oder drgl. Vom Rheine war die Stelle etwa 100 Schritt entfernt. Der unterste Block war ein viereckiger Würfel von 2 Fuss Rh., 8 Zoll Höhe, Breite und Länge. Ueber diesem fand sich eine etwa 1 Fuss dicke Schicht Kalkmörtel, darüber lag der zweite Stein, 3 Fuss 6 Zoll breit und lang und 17 Zoll hoch, darauf lag der dritte, der wieder 2 Fuss 8 Zoll in der Breite und Länge sowie 17 Zoll in der Höhe mass. An diesem obersten Steine sah man in der Mitte, ein nach unten sich erweiterndes scharf gehauenes viereckiges Loch in dessen Boden 4 vorspringende Rippen gehauen waren. Dasselbe fand sich später auch an den beiden andern Blöcken und beweist, dass die Römer die wohl unzweifelhaft diesen Bau in der unmittelbaren Nähe ihres Castrums errichtet hatten, bereits die Anwendung der sogenannten Teufelsklaue kannten, die noch heute in derselben Weise zum Heben schwerer Steinblöcke benutzt wird. In den fünfziger Jahren wurde auf demselben Grundstücke ganz in der Nähe jenes Fundamentes und ebenfalls an der Strasse, dem heutigen

---

1) O. Montelius, Antiquités suédoises.

2) E. Chantre, Age du Bronze, Recherches sur l'origine de la Métallurgie en France. Paris 1875.

Wachsbleicherweg, ein römischer Steinsarg aus demselben Materiale gefunden; die Stelle ist durch ein Kreuz in der neuen Umfassungsmauer bezeichnet. Die Steinhauermeister Gebrüder Acker haben aus diesen Tuffsteinen, die sie für Pleydter Tuff erklärten, das Dachgesims ihres neuen Hauses hergestellt. Sie geben noch an, dass man beim Bau ihrer früheren Wohnung am Wachsbleicherweg bis 20 Fuss Tiefe nur aufgeschütteten Boden gefunden und man diese Stelle für einen Theil des alten Wallgrabens gehalten habe. Auch bei dem Bau des Johannis-Hospitals habe der Baumeister Von der Emden für die nach demselben Wege vorspringende Ecke desselben erst in grosser Tiefe festen Boden für das Fundament gefunden. Noch sei hier bemerkt, dass man in dem Basaltbruche bei Oberwinter nach dem dort im Jahre 1846 stattgefundenen Bergsturz einen dem Hercules gewidmeten Altar fand, unter dem ebensolche mächtige Tuffquadern lagen, die man für das Fussgestelle des Altars halten könnte. Vgl. Jahrb. 1873. S. 141.

Schaaffhausen.

8. Bonn. Als Nachtrag zu dem von mir im LIX Heft S. 46 publicirten, auf dem alten Exerzierplatz gefundenen Münzen, habe ich noch folgende Stücke zu verzeichnen:

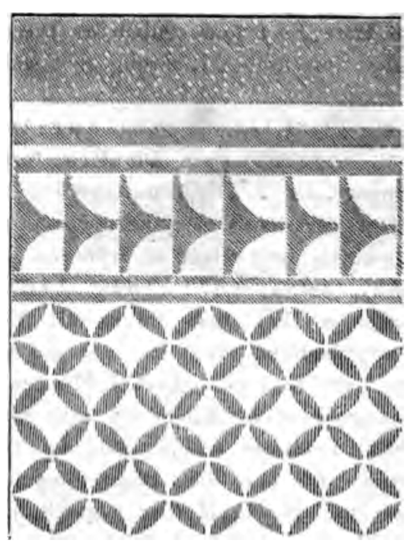
	Denar.	Grosserz.	Mittelerz.	Kleinerz.
Nero	—	—	1	—
Titus	—	—	1	—
Domitian	—	2	—	—
Hadrian	—	1	1	—
Sever Alexander	1	—	—	—
Salonina	—	—	—	1
Constantinus M.	—	—	1	—
Urbs Roma	—	—	—	1
Constantinus jun.	—	—	—	1
Constantius II.	—	—	—	1
Constans	—	—	—	4
Decentius	—	—	—	1
Valens	—	—	—	1

Die Kaiserreihe, besonders die des 4. Jahrhunderts, wird durch diesen Nachtrag wesentlich vollständiger. v. Vl.

9. Bous (Luxemburg). In dem Dorfe Bous an der Strasse zwischen Luxemburg und Remich wurde im Anfang dieses Jahres ein grosserer aus weissen und schwarzen resp. blauen Würfeln hergestellter römischer Mosaikboden in nebenstehendem Dessin und in guter Erhaltung aufgedeckt.

Nach den anstossenden Wandflächen lässt sich die Grösse des Bodens auf 7 × 5 m. angeben, man erkennt an denselben Spuren von

farbiger Dekoration in Blau und Roth. Im Frühjahr hat man noch an zwei andern Stellen in Bous Mosaikfussböden aufgefunden. Der eine lag unter der Dorfstrasse und ist theils wieder verschüttet, theils angeblich in das Museum zu Luxemburg gebracht worden. Dieser Boden soll aus kleinen bunten Steinen zusammengesetzt und mit einem Mäander eingefasst gewesen sein. Das andre Mosaik bestand aus einem ganz einfachen geometrischen Muster. Vor mehreren Jahrzehnten ist angeblich schon in Bous ein Mosaik gefunden und nach Paris gebracht worden. Jedenfalls sind die mosaicirten Fussböden aus der Werkstätte hervorgegangen, die an der andern Seite der Mosel im nahen Nennig den grossen Gladiatorenteppich herstellte.



10. Düsseldorf. Herr Aldenkirchen gibt in dem 59. H. d. Jahrb. S. 89 ff. interessante Nachweisungen über römische Heerstrassen im Kreise Gladbach, denen ich aus meinen Untersuchungen der dortigen Römerstrassen Einiges hinzufügen möchte, in so fern es für fernere Nachforschungen in der dortigen Gegend von Nutzen sein dürfte.

Von dem alten Rheinbette bei Neuss und dessen Umgebung gingen nicht weniger als fünf römische Heerstrassen aus, von denen eine über Fatscharei, spitze Häuschen, rechts an Birkhof vorbei, bis Glahn lief und ohne Zweifel die nordöstliche Fortsetzung der von Hrn. A. erwähnten Strasse von Müllfurth, Ahren, Giesenkirchen und Lindberg ist. Beim spitzen Häuschen theilte sich die Strasse in zwei Arme, die in einer Entfernung von nur 1000 Schr. über den alten Rhein setzten, um sich jenseits bei Hamm wieder zu einer einzigen Strasse zu vereinigen.

Auch von Cöln liefen strahlenförmig mehrere römische Strassen aus, von denen eine in der Richtung der jetzigen Chaussee über Bocklemünd, Poulheim, Stommeln, Rommerskirchen und Allrath bis Grevenbroich zog, wo sie vor mehreren Jahren 2 Meter tief unter dem Boden aufgefunden wurde. Sie ist ohne Zweifel die südöstliche Fortsetzung der von Hrn. A. angezeigten Strasse Haiden-Müllfurth-Sasserath, die sich nördlich über Rheidt und Gladbach fortzieht.

Ferner empfehle ich die Aufsuchung der westlichen Fortsetzung

einer Römerstrasse, die ich, von dem nördlichen Ende von Neuss aus, am Hofe Norf und südlich an Diesch vorbei bis Eickerend aufgefunden habe; ihre fernere Richtung geht wahrscheinlich über Gladbach und Hardt.

J. Schneider.

11. Elsass. Antiquarische Funde.

Strassburg. Die Erweiterung der Stadt-Enceinte ist seit dem Sommer des J. 1876 in Angriff genommen worden. Da diese Arbeiten sofort vor dem Weissenburger und Kronenburgerthore, auf einem Terrain begannen, wo schon in früheren Jahrhunderten (1568, 1603, 1609, 1627, 1634, 1671, 1674, 1767 u. s. f.) namhafte Grabfunde gemacht worden, liess die kaiserl. Fortification auf Veranlassung des k. Oberpräsidiums sorgfältig auf die zu Tag tretenden Alterthümer wachen. Bis jetzt sind eine Anzahl Münzen, Agraffen, Sculpturreste (ein Kopf), Thongefässe, vor Allem ein sehr interessanter Bronceguss gefunden worden. Letzterer scheint mir der Griff eines Tafelaufsatzes gewesen zu sein. Er hat die Darstellungen eines Gigantenkampfes, Herakles, Bacchus, Diana, Mercur (vgl. Näheres in meinem Kunst und Alterth. in Elsass-Lothr. I, 2, S. 684).

Benfeld und Ehl. In der Nähe dieser Orte kamen ein merowingischer Sarg mit der jener Zeit eigenthümlichen Strichverzierung, und eine Anzahl gallisch-römischer Töpfernamen, eine sehr schöne Flasche u. s. f. bei gelegentlichen Ausgrabungen zu Tage. Hr. Dr. Rack, Bürgermeister zu Benfeld, schenkte dieselben dem Oberpräsidium.

In der Nähe von Drulingen wurde ein wohlerhaltener römischer Gnomon ausgegraben; das Piedestal zeigt an den vier Seiten zwei tanzende Figuren und zwei Gottheiten. Privatbesitz.

In Schlettstadt fand Hr. Architekt Ringeisen bei Arbeiten in der St. Georgskirche unter der Krypta einen mächtigen Rundbau, dessen Umfassungsmauern etwa 3 Meter dick, dessen Radius über 9 Meter lang ist. Es wird beabsichtigt den Bau soweit als thunlich blosszulegen; bis jetzt lässt sich nicht absehn, ob man es mit einer römischen oder frühmittelalterlichen Anlage zu thun hat.

Wandmalereien der gothischen Periode sind in der letzten Zeit mehrfach wieder aufgedeckt worden: so vor Allem die schöne Dormitio d. Mariae V. in S. Wilhelm zu Strassburg (Kunst u. Alterth. a. a. O. S. 546). In S. Johann zu Weissenburg wurde eine früher schon aufgedeckte, dann wieder übertünchte vortrefflich gearbeitete aber leider schlecht erhaltene Madonna mit Kind und Donatoren wieder blossgelegt. Ebenso steht für die Rückkehr der guten Jahreszeit die Blosslegung der gothischen Wandmalereien zu Hohweiler und Mitschdorf im Kreise Weissenburg in Aussicht. Arbeiten, welche gleich allen anderen auf Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler gehenden Be-

strebungen sich des lebhaftesten Interesses und der Protection Sr. Exc. des Hrn Oberpräsidenten von Moeller zu erfreuen haben.

Ich knüpfe an diese Mittheilungen eine Notiz über die neueste Acquisition des Museums f. mittelalterl. Alterthümer im Dome zu Basel. Eine Dame der Stadt schenkte dem Museum ein Elfenbeinrelief, welches jedenfalls zu den merkwürdigsten Denkmälern dieser Art in den Rheinlanden zählt. Das Elfenbein hat 0,30 m. Länge, 10,08 m. Höhe, die Schnitzerei ist bis 1 ctm. tief. Vermuthlich diente dieselbe zum Schmuck einer Stuhllehne. Die Darstellung zeigt das Brustbild einer Kaiserin, von zwei schwebenden bekleideten Genien gehalten. Darunter die Inschrift:

+ PERPETVAE SEMPER + AVGVSTAE

Da diese Formel vor Ende des vierten Jahrh. ebenso wenig wie das † in Inschriften vorkommt, wird man die Skulptur in den Ausgang des 4. oder auch 5. Jahrh. zu setzen haben, womit die stilistische Behandlung übereinstimmt. Eine Abbildung und weitere Beschreibung werde ich demnächst an einem andern Orte geben.

F. X. Kraus.

12. Enzen. Auf dem Kirchhofe zu Enzen (bei Zülpich) tritt einige Schritte südlich von der Kirche, Mauerwerk zu Tage. Mein Oheim, Canonicus J. H. Steinhausen daselbst, theilte mir mit, er habe vor Jahren mit der Spitzhacke daselbst versuchen lassen einzudringen, sei aber von der Fortsetzung des Versuches wegen der Härte des Mörtels abgestanden. Der Kirchhof hat gegen die Umgebung eine auffallend erhöhte Lage. Das Mauerwerk erstreckt sich in den anliegenden Garten. Ein einige hundert Schritte östlich von da gelegenes Ackerfeld (vgl. Heft 49 S. 184 oben) birgt wahrscheinlich noch eine Menge Gräber. Dr. Pohl.

13. Euskirchen. Zwischen Euskirchen und Euenheim resp. zwischen Chaussee und Veybach an der Fabrik des Herrn Ruhr wurden im Sommer 1876 beim Sandgraben mehrere irdene Töpfe, ein gläsernes Fläschchen, ein gläsernes Näpfchen und zwei becherförmige Gläser gefunden. Zwei der irdenen Töpfe waren mit Knochen gefüllt. Ebendaselbst wurde 1875 ein Sandsteinsarg gefunden. Derselbe war an dem einen Kopfende abgeschlagen und hier verlängert durch 3 römische Ziegel, wovon 1 den Boden und 2 die Seiten bildeten. Der Sarg, 3—4 Fuss unter der Erde liegend, war ganz mit Knochen gefüllt. Sämmtliche Gegenstände sind im Besitz des Pfarrers Nikolaus Schmitz zu Euenheim, der dieselben zu verkaufen bereit ist. Dr. Pohl.

14. Zum römischen Gloucester. Von den in Heft 59 dieser Jahrbücher (1876) S. 142 gegebenen Notizen hat der verdiente Antiquar, dessen anregenden Untersuchungen sie entsprungen sind, wie-

derum durch Prof. Max Müllers Vermittelung Kenntniss genommen und durch meine Zweifel an einigen seiner Behauptungen und Folgerungen veranlasst die folgenden Bemerkungen gemacht, welche ich den Lesern meiner Mittheilung nicht vorenthalten darf.

Herr Bellows constatiert zunächst, dass er die angeblich aus Sueton geschöpfte Angabe über das Material zu Mosaikfufsböden, welches jeder römische Feldherr mit sich geführt hätte, wie ich vermuthet hatte, einer fremden Auctorität entnommen habe, nämlich einem Artikel über römische Mosaikfufsböden in den Addenda zu Lelands Itinerar. Der Artikel steht Bd. 8 der dritten Hearne'schen Ausgabe des Itinerars (von 1769) S. XV und beruft sich wiederum auf Dr. Plot, den bekannten Antiquar und Verfasser der Naturgeschichte von Oxfordshire, die zuerst 1677 erschien; der also ist der Urheber der irrthümlichen Ansicht. Das Citat aus Sueton hat Herr Bellows nur aus der unvollständigen Mittheilung eines befreundeten Geistlichen gekannt, da in Gloucester kein Exemplar des Sueton aufzutreiben gewesen. Sonderbar aber bleibe es, dass er vor einigen Monaten in der That auf der Höhe von Stinchcombe Hill, dem Platz des römischen Wachtpostens, die Steinchen römischer Fufsböden mit noch daran hängendem Kalk gefunden habe. Dies ist durchaus begreiflich; Niemand leugnet ja, dass in den römischen Colonieen und Praetorien so gut wie in Villen und Privathäusern *pavimenta tessellata* üblich gewesen seien. Was die Austernschalen anlangt, so sei die Unterscheidung der Quartiere der Offiziere und Gemeinen nach den beiden Sorten derselben nur im Scherz gemeint gewesen; es hätten sich zwei Haufen derselben, '*natives*' und '*mumbles*' in demselben Loch gefunden, und er habe nur andeuten wollen, dass möglicher Weise die besseren von der Ostküste hergebracht (wobei er seine falsche Vorstellung von der römischen Reichspost und ihren Aufgaben als Entschuldigung anführt) und, weil nothwendig theurer, von den Vornehmeren verzehrt worden seien. Von der Westküste könnten die *natives* nicht sein, da sie, soweit Nachrichten reichten, stets nur auf der Ostküste gefunden worden seien: auch könne es ja nicht schwierig gewesen sein, die Austern von Richborough in Kent, welche Juvenal als in Rom von den Kennern genau gekannt erwähne (die bekannten *Rutupino edita fundo ostrea* Sat. IV 141) in Britannien selbst etwa hundert (engl.) Meilen weit westwärts zu transportieren. Hiergegen ist einzuwenden, dass sich wohl begreift, wie der raffinierte Tafelluxus der Hauptstadt (nach Plinius Zeugniss n. h. IX. S. 169) es möglich machte, die englischen Austern in Schiffsladungen (vielleicht im Seewasser frisch erhalten) nach Italien zu versenden — es wäre interessant festzustellen wie weit die Whitstable- und Colchesteraustern heutigen Tages verschifft werden und seit wie lange dies mit

Segelschiffen geschehen ist —, dass aber der Landtransport auf Saumthieren oder, soweit es Heerstrafsen gab, auf Lastwagen davon doch noch sehr weit verschieden ist. Und ferner lässt sich fragen, ob denn überhaupt mit völliger Sicherheit sich ausmachen lässt, dass die Austernschalen in römischer Zeit vergraben worden sind. Für den römischen Ursprung des Hufeisens des Hrn. Askell beruft er sich auf die Fundstelle desselben acht Fuſs unter dem Boden der jetzigen Hauptstrafse von Gloucester, wo es zusammen mit Gegenständen von unzweifelhaft römischem Ursprunge von der Thonerde fest umschlossen und völlig unberührt gelegen habe. Die Analyse eines Metallsplitters von demselben habe ergeben, dass es genau dem Eisen der Wiltshire Downs entspräche; im Mittelalter habe man in Gloucester das Eisen aus dem Forest of Dean verwendet, das aus dem entfernten Wiltshire sei also wahrscheinlich nur in früherer Zeit soweit verschickt worden. Doch will Herr Bellows auf dies Argument kein allzugrofses Gewicht legen (in der That ist es wenig durchschlagend): allein er glaubt umsomehr darauf bestehen zu müssen, dass die gepflasterten römischen Heerstrassen das Beschlagen der Pferde durchaus nothwendig gemacht hätten und dass man desshalb zu der Annahme des Vorhandenseins römischer Hufeisen aus praktischen Gründen gezwungen sein würde, auch wenn sich sonst keine römischen Hufeisen erhalten hätten. Ihre Seltenheit sei durch die Vergänglichkeit des Materials hinreichend erklärt. Hr. Bellows wird nicht wissen, dass nicht in dem Mangel römischer Hufeisen allein die Annahme ihres Nichtvorhandenseins begründet ist, sondern vielmehr und hauptsächlich dadurch, dass an den zahlreichen Denkmälern der römischen Kunst, Statuen aus Erz und Stein, Reliefs, Münzen u. s. w. niemals ein mit einem Hufeisen beschuhter Pferdefufs gefunden worden ist. Auch wird er von allen Kennern der südeuropäischen Länder leicht in Erfahrung bringen können, dass noch heutiges Tages in Italien, Spanien, im südlichen Frankreich und wo sich sonst römische Sitte erhalten hat, die Pferde nicht beschlagen werden; der von früh an an den härtesten Felsboden gewöhnte Huf gewinnt dadurch so widerstandsfähige Härte, dass er es aushält weite Strecken ohne Beschuhung zurückzulegen.

Herr Bellows fügt diesen mehr apologetischen Bemerkungen die interessante Nachricht hinzu, dass es ihm jüngst gelungen sei, die vor etwa dreissig Jahren in Westgate Street in Gloucester, nahe der Cathedrale, gefundenen Säulenbasen, welche vermuthlich zu einem einst dort vorhandenen Tempel gehört haben, nach langer Vergessenheit wieder aufzufinden, und zwar in dem Park eines Grundbesitzers, welcher zwanzig Meilen von Gloucester entfernt ist. Dieselben haben einen Umfang von 4′ in den Wulsten und von $34^3/_4$″ im Schaft (also etwa

3 römische Fufs). Auch die bis dahin vermissten Basen zweier Pfeiler eines andern Tempels, aus Northgate Street, sind dabei wieder gefunden worden; Herr Bellows verspricht darüber weitere Details an geeignetem Ort zu geben. E. Hübner.

15. Hohen-Sülzen. Vasa diatreta. In Anknüpfung meines Aufsatzes über die römischen Gläser von Hohen-Sülzen (Jahrb. LIX. S. 64 ff.) lasse ich anbei aus Nr. 2, 1877 der Nachrichten v. d. Königl. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen von unsrem verehrten ausw. Secretär Hrn. Prof. F. Wieseler eine sehr beachtenswerthe Textverbesserung zu Plinius Nat. Hist. folgen. Er sagt:

„In Plinius' Nat. Histor. XXXVI, §. 195 lesen wir: Ferunt Tiberio principe excogitato vitri temperamento ut flexile esset, totam officinam artificis ejus abolitam ne aeris, argenti, auri metallis pretia detraherentur, eaque fama crebrior diu quam certior fuit; sed quid refert, Neronis principatu reperta vitri arte quae modicos calices duos quos appellabant petrotos HS. VI venderet. Dass hier petrotos fehlerhaft ist, liegt auf der Hand, und ebenso, dass keine der beiden Conjecturen des Hermolaus Barbarus, pterotos und apyrotos, das Richtige trifft. Es ist ohne Zweifel zu schreiben: *pertusos*, oder: *perforatos*. Demnach ist von den bekannten vasa diatreta die Rede, wozu es auch sehr gut passt, dass die auf uns gekommenen Exemplare dieser vasa eben *calices* und zwar modici sind. Die Kunst solche vasa herzustellen kam also während der Herrschaft des Nero auf und auch das trifft vortrefflich damit überein, dass Martial die vasa diatreta zuerst erwähnt und besonders hervorhebt (Epigr. XII, 70). Freilich könnte das Wort *appellabant* Schwierigkeiten zu machen scheinen, da ja die Kunst der diatretarii noch lange nach Nero's Regierungszeit geübt wurde. Finden wir ja die diatretarii noch im



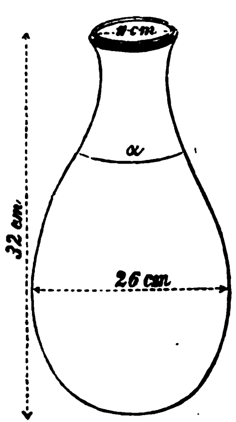


Cod. Theodosian. 13, 4, 2 berücksichtigt. Allein man kann recht wohl annehmen, dass Plinius, der im J. 79 starb, aus der Zeit nach Nero kein Beispiel der Fortübung der in Rede stehenden Technik kannte. Waren ihm doch auch aus der Zeit Nero's nur zwei dieser Technik angehörende Gefässe bekannt geworden. Jedenfalls wird man nicht wohl thun, für appellabant mit zwei Handschriften *appellabat* zu lesen und dieses Wort als von Nero prädicirt zu erachten".

Die Jahrb. LIX in der Anmerkung S. 74 erwähnten von der Direction der k. k. Centralcommission in Wien mir zur Verfügung gestellten Holzstöcke des Pesther Glases bringe ich in Anschluss des S. 68 daselbst über dieses Glas Gesagten gleichfalls hier zum Abdruck.

E. aus'm Weerth.

16. Kyritz. Es befinden sich hier ganz geringfügige Reste einer 1797 abgebrochenen Franziskanerkirche. Dieselben lassen erkennen, dass der Bau, nur mit einem südlichen Seitenschiff ausgestattet, ursprünglich zur Zeit des Ueberganges aus Granit aufgeführt wohl im 13. Jahuhundert erweitert und überwölbt wurde (einige Blattcapitäle aus Ziegelsteinen sind vorhanden). In den Chorwänden, mindesten 7 m. über dem Boden haben gesteckt und stecken theilweise noch Schallgefässe, was ich in Anknüpfung der Veröffentlichungen im Jahrb. XXXVII S. 57 mittheile.



Das einzige im losen Zustande im Privatbesitz vorhandene Gefäss hat die nebenstehend in rohem Umriss wiedergegebene Gestalt und die beigefügten Maasse, ist aus Thon (schwärzlich) gebrannt, verhältnissmässig sehr leicht und scheint aus zwei Stücken zusammengesetzt zu sein, da der Hals etwa bis zu dem Striche *a* Spuren vom Drehen auf der Töpferscheibe zeigt, der übrige Theil höckerig und nicht regelmässig gerundet erscheint. Durch Hineinsingen verschiedener Töne habe ich mich überzeugt, dass das Gefäss nur bei einem bestimmten Ton eine schwache Resonanz hat.

Ein anderes, von dem Besitzer des betreffenden Grundstückes früher verschenktes Gefäss soll bedeutend kleiner gewesen sein; 2—3 andere, welche noch in der Mauer stecken, konnte ich leider nicht messen. Otto Fischer, Pfarrer.

17. Ludwigsburg. Grabfund. Die Schwäbische Kronik v. 27. April 1877, No. 99 schreibt: Der Römerhügel bei der Solitude-Allee hat sich nun wirklich als Grabhügel erwiesen. Bei den Grabarbeiten zu dem neuen städtischen Wasserreservoir ist man schon

am letzten Montag auf ein mit Steinen überdecktes Grab gestossen, in welchem ein vollständig erhaltenes, mässig grosses Skelett vorgefunden wurde. Dabei ein goldenes Stirnband, ein Schmuck von Bronze, mehrere verzierte bronzene Gefässe und viele Kupferbleche in zierlicher getriebener Arbeit, sowie Ueberreste von vier Wagenrädern, die Naben mit Kupferblech von ebenfalls getriebener Arbeit überzogen, ohne Zweifel aus altgermanischer Zeit. Schon am Dienstag stiess man auf ein zweites Grab, das aber bis Abends noch nicht weiter aufgedeckt werden konnte. (Vergl. Misc. 24.) L. Z.

18. Mainz, 20. April. Gestern wurde eine grössere Anzahl Skulpturfragmente in das Museum verbracht, welche auf dem Boden des karolingischen Kaiserpalastes zu Nieder-Ingelheim bei Gelegenheit des Umbaues der auf den Trümmern des alten Kaiserhauses stehenden Gebäude vor einiger Zeit erhoben worden. Der Antrag auf Ueberlassung dieser merkwürdigen Reste war von dem Vorstande des Alterthumsvereins an den Besitzer Herrn de Bary gestellt und von Herrn Architekt Ph. Striegler in freundlichster Weise unterstützt worden. Die Stücke begreifen zwei interessante römische Skulpturen, dabei das Bruchstück eines Frieses mit einer Frauengestalt, die ein Pferd am Zügel hält, konische Kämpfer und Kapitäle, zum Theil aus weissem Marmor, die nebst einem grossem Blätterkapitäl der nachklassischen Kunstrichtung angehören. Die Reste bestätigen in ihrer ganz verschiedenartigen Beschaffenheit und Herkunft, dass man in Ingelheim, wie an den Karolingerbauten zumeist, aus Mangel an kunstgeübten Kräften Materialien allerorts zusammenraffte und sie in willkürlicher Weise zusammenstellte. Die erhaltenen Bautheile des Palatiums zeigen ganz dasselbe Verfahren, indem auch hier sonst bereits verwendete Werkstücke von mächtigen Maassverhältnissen mit ganz geringen Materialien z. B. zu Pfeilern einer grossartigen Bogenstellung verwendet waren. Die letzten Bauarbeiten haben werthvolle Ergebnisse in dieser Beziehung geliefert, so dass in Verbindung mit den nun hier befindlichen Resten die Kenntniss von dem Kaiserhause zu Ingelheim nicht unwichtige Erweiterungen erfährt. Bei dem Umbau fand sich auch noch ein auf Pergament geschriebenes Brevier in Oktav aus dem 15. Jahrhundert; es wurde von dem Besitzer dem Frankfurter Geschichtsverein überwiesen, während ein hübscher gothischer Siegelstempel mit der Inschrift S · IOHANNIS · CANONICI · REGVLARIS · der hiesigen Sammlung erworben ward. Beide Gegenstände stammen aus der Zeit des durch Karl IV. erneuerten Stiftes zu Nieder-Ingelheim. Mainzer Journal No. 92.

19. Mengen. Alterthümliche Funde. An dem südöstlich von der Stadt Mengen sich erhebenden rechten Donauthalabhang, der sich in künstlichen Terrassen emporstuft, stiess man auf halber Höhe

des eine schöne Aussicht in das weite Donauthal gewährenden Abhanges, in der Flur „oberer Heimgarten“, beim Hopfenpflanzen auf Schutt und Gemäuer. Herr Schullehrer Peter von Mengen, der sich um die Erforschung der Alterthümer in dieser Gegend schon mehrfach verdient machte, und den Fund sofort untersuchte, erkannte den Schutt als von einem römischen Gebäude herrührend und entdeckte zugleich an genannter Stelle, zerstreut umherliegend, kleine Würfelchen von Jurakalk, woraus er schloss, es müssten hier Reste eines Mosaikbodens unter der Erde verborgen liegen. Auf seine Anzeige hin wurde im Auftrag des K. statistisch-topographischen Bureaus und unter Leitung des Finanzraths von Paulus und Landeskonservators Prof. Paulus an der von Herrn Peter bezeichneten Stelle Nachgrabungen veranstaltet, die zu folgendem Ergebniss führten: es zeigten sich 4—5 Fuss unter dem Boden die Grundreste einiger Zimmer eines nicht besonders grossen, aber vornehmen römischen Hauses mit den zum Theil noch erhaltenen Heizeinrichtungen (den Hypokausten). Bekanntlich geschah die Erwärmung der römischen Zimmer von dem Fussboden und den Wänden aus mittelst thönerner, von heisser Luft durchströmter Röhren. Es waren desshalb doppelte Fussböden nöthig, — die immer aus starken Estrichböden bestanden und von denen der obere Boden auf grossen quadratischen Thonplatten, die von Pfeilerchen getragen wurden, aufruhte. Diese Einrichtung zeigte sich auch an dem in Rede stehenden Hause, die tragenden Pfeilerchen bestanden theis aus Sandsteinen, theils aus aufeinandergelegten gebrannten Thonplättchen, je 13 aufeinander; doch war der obere Estrichboden nur noch in Trümmern vorhanden und desshalb waren auch die Mosaikbekleidungen, die sich in der That einst darüber befanden, nicht mehr zusammenhängend; das Mosaik des 4,50 m. langen, 3,52 m. breiten Hauptzimmers war von grosser Feinheit, die der anstossenden kleineren Gelasse dagegen waren derb und jedenfalls ohne figürlichen Schmuck. Zum Glück aber erhielten sich von dem Mosaik des Hauptzimmers noch ansehnliche Reste, Theile von grossen mit reichem Bandgeschlinge umfassten Medaillons, sowie in einem kleinen Medaillon die Darstellung eines vollständig erhaltenen Medusenhauptes, das (in der Auffassung der Medusa Rondanini in der Münchener Glyptothek) von Schlangen umringelt, an der Stirn mit zwei (grauen) Flügelchen besetzt, in jugendlicher Anmuth aus der runden Umrahmung herausblickt und an Schönheit der Zeichnung und der Färbung mit dem in etwas grösserem Massstab ausgeführten Kopfe des Orpheus auf dem berühmten Rottweiler Mosaikboden wetteifert. Die Mosaikarbeit ist aus bedeutend kleineren Steinen als am genannten Orpheuskopf zusammengesetzt und desshalb von sehr malerischer Wirkung. Die Würfelchen bestehen sämmtlich aus natürlichen Steinchen, aus verschieden gefärbten

Donaugeschieben oder aus schwarzem und weissem Jura. Die Hebung der ziemlich grossen Mosaikstücke war bei der theilweisen Zerstörung des darunter liegenden Estrichs und der starken Erweichung desselben durch die oben vom Berg herabdringenden Wasser eine schwierige und mühevolle; gelang aber, namentlich auch durch die aufopfernde Thätigkeit des Schullehrers Peter, vollkommen. Ausserdem fand man noch in Fresko gemalte Wandreste mit verschiedenfarbigen Streifen und zierlicher Blätterornamentik, sodann in mehreren Thonplättchen, welche aufeinandergelegt die Postamente des oberen Estrichbodens bildeten, die wohl eingedrückten Fährten eines mittelgrossen Hundes, der vor der Brennung der Plättchen, als sie noch weich waren, darüber herlief. Von Gefässfragmenten zeigte sich auffallend wenig. — Sämmtliche Funde wurden der K. Staatssammlung vaterländ. Alterthümer in Stuttgart einverleibt.

Weitere Fundstellen ergaben sich nordwestlich von Mengen, beim nahen Ennetach, an der zwischen der Donau und dem Ablachthale sich erhebenden Bergzunge; hier war ohne Zweifel die römische Hauptniederlassung, in vortrefflicher ganz sommerlicher Lage und mit prachtvoller Aussicht: im Vordergrunde das mächtig weite ebene Donauthal, das gegen Südosten von der so regelmässig und stolz emporsteigenden Pyramide des Bussen geschlossen wird, während im Süden bei hellem Himmel in grossartiger Reihe die eisgepanzerten Gestalten der Alpen erscheinen.

An dieser Stelle wurden schon früher viele römische Münzen, Grundreste römischer Gebäude, sowie ein dem Apollo Grannus geweihter Altar, jetzt im Schlosse zu Scheer, aufgefunden, auch neuerdings fand man wieder verschiedene kleinere Sachen von Bronce, sowie Gefässfragmente; die meisten sehr fein, aus rother (Sigelerde) oder auch schwarzer Erde und mit erhaben geformten Götter-, Menschen- und Thiergestalten geschmückt. In allerneuester Zeit aber erhielt Herr Peter, von Herrn Lehrer Treu in Ennetach aufmerksam gemacht, aus der sog. „Schmalzgrube“, von einem Acker des Wirthes Lauchert in Ennetach, die schöngearbeitete Statuette eines Merkur, und zwar hatte der Eigenthümer die Güte, dieselbe für das K. Lapidarium in Stuttgart abzutreten. Das Bildwerk, dem leider der Kopf fehlt, ist aus grobkörnigem Molasse-Sandstein sauber, richtig und wirksam herausgearbeitet und hat eine Höhe von 50 cm. Die ganz nackte Gestalt hält in der Linken den noch zum Theil erhaltenen Caduceus, mit der Rechten legt sie den Beutel zwischen die Hörner eines knieenden, höchst naturwahr dargestellten Böckleins: zur Linken des im Hochrelief gehaltenen Götterbildes sitzt ferner ein Vogel, der eine Schlange verschlingt, und unten am Fussgestell liest man ganz deutlich: INHO · D · D ·

Eine von Herrn Peter an der Fundstelle des Merkur auf Kosten des k. stat. top. Bureau unternommene Ausgrabung ergab die Grundreste eines kleinen Gebäudes, etwa eines römischen Wachhauses, und die Auffindung eines Sandsteinpfeilers mit der Inschrift S · L · L · M ·

Die Funde bei Mengen und Ennetach weisen auf eine römische Kolonie von Bedeutung hin, die beträchtlichem Luxus huldigte, was auch bei der so wichtigen Lage des Platzes, am Ende der grossen Weitung des Donauthals und am Beginn seiner Gabelung in das Thal der Donau und in das der Ablach, leicht erklärlich ist.

Aber schon vor dem Einbruch der Römer in unsere Gauen muss diese Gegend eine hervorragende Rolle gespielt haben, ist ja doch das Donauthal die uralte und grossartigste Handels- und Völkerstrasse Europas; und so hat es uns auch den bis jetzt wichtigsten und reichsten Grabhügelfund beigesteuert, nämlich denjenigen, der vergangenes Frühjahr bei dem 1½ Stunden von Mengen entfernten Hundersingen gemacht wurde, wo man allein in einem Grabhügel vier goldene Stirnbänder, zwei goldene Armbänder, köstlichen Bernsteinschmuck, ausgezeichnet schöne Waffen (Eisenklingen in Broncescheiden), auf das Zierlichste gearbeitete bronzene Gürtelbleche, mehrere sehr dünn ausgeführte und sehr grosse eherne Kessel, Theile eines Wagens und prächtige eherne Pferdegeschirre auffand. Ein grösserer daneben liegender Hügel ergab ebenfalls solche grosse Erzkessel und schön gearbeitete Teller von demselben Metall, Alles entschieden auf Handelswegen eingeführte alt-italische Arbeiten, was schon wieder daraus erhellt, dass die mit gefundenen Fragmente von jedenfalls an Ort und Stelle gefertigten Gefässen ziemlich roher Art sind, während die Gold- und namentlich die Bronzesachen eine höchst verfeinerte Werkweise und einen edlen und fortgeschrittenen Geschmack bekunden. (Herr Prof. Dr. Haakh, Vorstand der K. Staatssammlung vaterländ. Alterthümer in Stuttgart, wohin die genannten Gegenstände gebracht worden sind, wird mit Nächstem eine ausführliche Darstellung dieses für die Alterthumswissenschaft so vielen Aufschluss gebenden Fundes veröffentlichen.)

Beide Grabhügel liegen mit noch einigen andern auf einer Anhöhe, „Giessübel“ genannt, ganz in der Nähe der sog. „Heineburg“, einem Hügel, der schroff und breit gegen die Donau heraustritt und gegen die Landseite hin noch heute durch mächtige Gräben und Wälle vertheidigt wird. Vor vierzig Jahren war diese Befestigung noch vollständig erhalten, bestand aus einem dreifachen Ring von Graben und Wall; nun ist der äusserste Graben und Wall beinahe ganz eingeebnet, die beiden inneren 35 Fuss breiten Gräben aber sind noch wohl erhalten und umschliessen den zweiten oben 40 Fuss breiten Wall, während der dritte, meist aus Steinen bestehende schon am Rande des

Hügels selbst aufgeworfen ist. Sämmtliche Befestigungswerke laufen sich gegen das sumpfige Donauthal hin aus, auf welcher Seite der schon von Natur steile Hügel noch künstlich abgeschrofft wurde. Die obere ebene Fläche desselben beträgt über 10 würtemb. Morgen und erlaubt eine herrliche Aussicht auf und ab das weite Donauthal, an den hier ganz nahen Bussen und an die Alpen. Dass es sich bei solcher Ausdehnung der umwallten Fläche nicht um eine mittelalterliche Burg, wie man bis jetzt fast allgemein annahm, handeln konnte, ist einleuchtend; aber meine Untersuchungen ergaben mir zugleich untrüglich, dass uns hier ein gewaltig verschanzter Wohnplatz aus der Zeit jener Grabhügelfunde vor Augen tritt; es zeigten sich nämlich überall verstreut auf dem Hügel, wie auf den Wällen, ganz dieselben „vorrömischen" Scherben, wie sie in den beiden geöffneten Grabhügeln vorkamen. Ohne Zweifel war diese „Heineburg" der feste Standplatz jenes Fürstengeschlechtes, das in einem der Hügel begraben liegt; denn dass hier ein Geschlecht höchsten Ranges bestattet wurde, beweisen jene Grabbeigaben, vor allem die für diese Zeit so sehr kostbaren und zahlreichen Goldschmucksachen. — Aber nicht bloss dieses spricht für eine starke vorrömische Ansiedlung in der Gegend; ausserdem ist dieselbe noch bedeckt von einer Menge von Hügelgräbern, und darunter sind mehrere von ganz kolossalen Dimensionen. Hatten die beiden aufgegrabenen schon 14 und 24 Fuss Höhe bei 175 und 210 Fuss unterem Durchmesser, so steigt dies an dem eine Viertelstunde westlich von der Heineburg gelegenen „Hohmichele" auf 45 Fuss Höhe bei 250 Fuss unterem Durchmesser. Und nicht minder riesenhaft ist die ganz in der Nähe der Heineburg an demselben Thalrand sich erhebende „Baumburg", die gewiss nichts anderes ist, als ein so grosser Grabhügel, dass sich darauf eine mittelalterliche Burg, die jetzt gänzlich wieder abgegangene „Buwenburg", errichten liess. Hart neben der Baumburg liegt sodann ein zweiter, kleinerer, doch immer noch sehr bedeutender Grabhügel, der „Lichten-" oder „Leienbühl". — Wer mit der Eisenbahn das schöne Donauthal hinaufreist, sieht gar wohl zur Rechten, gerade über dem steilen Thalrande, die beiden letztgenannten Hügelgräber aufsteigen, die weithin schauenden unvergänglichen Heldenmale unserer Vorzeit.

Prof. Paulus.

20. Neuss. Römische Gräber wurden im Anfange dieses Jahres wieder mehrere gefunden; zunächst bei den Grundarbeiten zu einem Neubau in der Crefelderstrasse. Dieselben enthielten wie gewöhnlich mehrere einhenkelige thönere Krüge, einige schwarz angestrichene Becher, eine Schale aus grauer Erde, ein kugliches Fläschchen mit langem Halse, mehrere kleine Töpfchen, sowie — was schon seltener ist — eine vierseitige Aschenkiste aus Tuffstein, wie man eine

ähnliche bei der Fundamentirung des neuen Stationsgebäudes gefunden hat (vergl. Heft LVII. Miscelle 31). Dann wurden bei den Grundarbeiten zu dem Silberstein'schen Neubau in der Glockhammerstrasse, also mehr südlich von der oben genannten Fundstelle aber auf demselben Gräberfelde, das sich, wie ich schon im Hefte LVII Miscelle 31 erwöhnte, vom Münsterplatze ausgehend die alte Heeresstrasse entlang hinzog, mehrere römische Gräber ausgegraben. Diesmal bargen sie eine Schüssel mit umgebogenem Rande von gelblicher Erde, einen grösseren und einen kleinen thönernen Henkelkrug, zwei Becher aus bläulich grauer Erde, ein kleines cylindrisches Fläschchen aus grünlichem Glase, welches eine schwarzgraue Masse enthält, die sich zwischen den Fingern staubähnlich zerreiben lässt, zwei Schaalen aus sogenannter terra sigillata, von denen die grössere den Töpferstempel „Disevus" trägt und eine kleine Silbermünze des Maximinus Pius, (Avers: Imp. Maximinus Pius Aug. Revers: Salus Auguste,) welche, vereint mit dem Charakter der übrigen Gegenstände, als Beweis dient, dass der ganze Fund der ersten Hälfte des dritten Jahrh. unserer Zeitrechnung angehört.

Koenen.

21. Neuss. Eine Karolinger - Begräbnissstätte im Neusser Gau. Hier wurde, beim Graben zu den Häuserfundamenten, ein wahrscheinlich grösserer Begräbnissplatz, auf eine Strecke von etwa 15 Schritte im Quadrat, blosgelegt, welcher, nach der Anlage der Gräber und einer dabei gefundenen Münze zu schliessen, der Zeit der Karolinger angehört.

Die Fundstelle schliesst sich westlich an die Crefelder Strasse, nördlich an den Eingang-Weg in den ältern Kirchhof an. Sie liegt westlich einer dort befindlich gewesenen Römerstrasse, da wo sich die römische Begräbnissstätte des 2. und 3. Jahrh. uns. Zeitr. befunden hat.

In einer Tiefe von etwa $2^1/_2$ Meter stiess man auf eine schmale Mauer, die aus Basalt-, Tuff- und Lindberger-Sandsteinbruchstücken, und auch zum Theil behauenen Tuffsteinen, mit Mörtel verbunden, aufgebaut war. Zum Theil unter der Crefelder Strasse liegend, zog sie sich von Süden nach Norden hin, wo der sich etwas nach Osten wendende Theil des Kirchhofweges halber nicht mehr weiter verfolgt werden konnte. — Sie machte auf mich den Eindruck einer Einfriedigung.

Einige Schritte östlich dieser Mauer zeigte der Sandboden, in derselben Tiefe wo sich auch die Mauer vorfand, 5 Gräber. Sie hatten Manneslänge und waren aus denselben Steinsorten gefertigt, welche auch bei der Mauer verwendet worden sind und auch wie diese mit Mörtel verbunden aufgebaut. Die Langseite lag von Osten nach Westen. Das Innere barg vermoderte Knochenreste, Stücke von Eisen — möglicherweise auch noch andere Gegenstände, welche jedoch von den Arbeitern, die Geld zu finden hofften, nicht beachtet worden sind.

Die Erde zwischen den Gräbern bewahrte die Hälfte eines 1 Meter 13 Centim. langen Mahlsteines, mehrere durchbohrte thönerne Kugeln, einige kupferne hutähnliche Gürtelbeschläge, Stücke von unseren Schaafscheeren ähnlichen Scheeren, einige dolchähnliche Messerchen aus Eisen und — was wohl zur Zeitbestimmung der Grabdenkmale das wichtigste ist — eine gut erhaltene silberne Münze von Ludwig dem Frommen, die auf einer Seite eine Basilika (?) mit der Umschrift: XRISTIANA RELIGIO, auf der andern ein von vier Kugeln eingeschlossenes Kreuz mit der Umschrift: ✠ HLYDOYYICVS IMP · zeigt.

Einige Zeit vor der Auffindung dieser Begräbnissstätte fand man auf der anderen Seite des Eingang-Weges zum Kirchhof — also in nächster Nähe der Gräber — bedeutende Brandspuren, darin wieder mehrere durchbohrte Kugeln, einige Messerchen von Eisen und, nach der Aussage der Arbeiter, viele Sporen, Thierknochen und kleine Hörnchen. — Bei diesem Funde drängt sich uns wohl die Frage auf: ob sich hier eine Karolinger-Grabopferstätte, oder aber nur eine Lagerfeuerstelle der Burgunder (aus dem Jahre 1474/75) befunden hat? — Möglich ist es, dass sich in einigen Gegenden die für die Leidtragenden des Verstorbenen wohlthuende heidnische Sitte der Grabopfer, gleich dem Gebrauche der Charon-Münze (den wir ja an verschiedenen christlich-fränkischen Schädeln die eine Münze im Munde halten, finden) bis spät in die christliche Zeit hinein erhalten hat. Koenen.

22. Nittel a. d. Mosel. Bei Stat.: 264, 3½ Kilometer von Nittel entfernt, wurden beim Bau der Moselbahn in einem Anschnitt römische Mauerreste aufgefunden, an denen noch theilweise Putz und Farbenanstrich erhalten ist und verticale Heizcanäle aus Hohlziegeln hergestellt, sichtbar sind. Auf den Mauern und neben denselben fanden sich in ausgehöhlte Sandsteine eingeschlossen, vollständig erhaltene, theilweise doppelt gehenkelte Glas- und Thonurnen mit Knochenresten. Zahlreiche Scherben von Thonurnen und halbverkohlte Knochenstückchen finden sich ausserdem im Schutt zerstreut. Offenbar sind die Steinsärge mit den Aschen-Urnen erst an dieser Stelle beigesetzt worden, als das Gebäude zwecklos oder zerstört worden war.

23. Aus der Pfalz. Auf der Höhe zwischen Worms und Kaiserslautern, südlich vom Eisbach und südwestlich vom alten Römerorte Eisenberg, entdeckte man jüngst eine Reihe mächtiger Tumuli, die theilweise mit Steinen bedeckt sind, theilweise aus blosser Erde bestehen. Dieselben werden demnächst auf Kosten des historischen Vereines der Pfalz und der Pollichia aufgedeckt werden. Das Merkwürdige ist hierbei, dass in der nächsten Nähe der Tumuli sich, unter dichtem Moos versteckt, riesige Haufen von Eisenschlacken vorfinden, die bis 400 Wagenladungen Material ergeben. Es lässt dieser Umstand auf eine ausgedehnte Eisenfabrikation in prähistorischer Zeit in dieser Gegend

schliessen. — Bei Aufräumungen innerhalb des Regierungsgebäudes zu Speyer, das sich auf den Grundmauern des Römerkastelles zu Noviomagus-Nemetes erhebt, entdeckte man eine etwa 1/2 M. hohe Bronzestatue von vollendeten Formen und reinem Gusse. Dieselbe stellt einen Knaben dar, der in der Linken einen Fisch hält, in der Rechten vielleicht eine Angel hatte. Die ganze Situation macht es wahrscheinlich, dass er die Zierde eines Brunnens bildete. Die Augen sind von Silber und dieser Umstand, sowie andere deuten darauf hin, dass die Statue aus der besten Kaiserzeit herrührt, etwa dem 2. Jahrhundert n. Chr. Das Kunstobjekt[1]) wird, auf einem Piedestal erhöht, einen hervorragenden Schmuck des Speyrer Museums bilden, das an Kunstwerken aus der Römerzeit wohl das reichste und werthvollste am Rhein ist und durch seine sachgemässé Anordnung vielen ähnlichen Museen als Muster dienen kann. (Korresp. v. u. f. D., No. 247.)

24. Stuttgart. Schon in den beiden Nummern vom 28. und 29. v. M. besprach die schwäbische Kronik die wichtigen Funde, die der neuestens eröffnete, westlich von Ludwigsburg auf der Markung Pflugfelden gelegene altgermanische Grabhügel ergab. Dieser Hügel führte bisher die Namen „Römerhügel" oder „Belle-Remise". Ersterer verdankt, wenn er auch in den Volksmund übergegangen, seinen Ursprung erst der Gelehrsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts; die Praxis des achtzehnten hatte den umfangreichen Hügel mit dichtem Gehölze bepflanzt, damit er als willkommene Schutzstätte für Hasen diene, und daher der Name Belle-Remise. Jetzt sind die Grabungen auf dem Grunde des Hügels beendigt, und erst in den letzten Tagen wurde der Rest eines zweiten Grabes aufgedeckt. Während das erste im Mittelpunkt (oder nahezu in diesem) und auf der Sohle des Hügels lag, so befand sich das zweite in einiger Entfernung vom Mittelpunkt und unter der Sohle. Beide waren viereckige Gruben; der Grund des ersten auf allen 4 Seiten mit Diehlen umrahmt, der des zweiten belegt mit einem Holzboden, wie dies bei ähnlichen Gräbern der Hundersinger Hügel der Fall war, nur mit dem Unterschied, dass auch die Wände der letzteren mit Holz bekleidet waren (ganz nach der Art der in neuerer Zeit aufgedeckten Gräber der skythischen Könige). Uebrigens ergab das zweite Ludwigsburger Grab eine verhältnissmässig geringe Ausbeute; ausser einem ornamentirten Goldblättchen, zu dem ohne Zweifel eine gleichfalls gefundene Goldniete gehörte, dem Griff eines Dolches, sowie zwei Stückchen von Bernstein, nur eine Anzahl von kleinen Bronze- (oder Kupfer-) und Holz-Fragmenten. Das Hauptgrab und ohne Zweifel das Grab eines Fürsten war das erste in der Mitte

1) Prof. Stark in Heidelberg wird darüber im nächsten Jahrbuch Bericht erstatten. D. Red.

gelegene. Dieses enthielt ein Skelett, das aber beinahe völlig vergangen war; von den Beigaben des Todten waren ausser dem früher besprochenen goldenen Diadem und dem goldenen Armband, sowie dem prächtigen Dolche noch Reste eines Kessels, eines Eimers (von Bronze oder Kupfer?), sodann ein Glasfläschchen, verziert mit farbigen Streifen, von der Form der sogenannten Thränen- oder vielmehr Balsamfläschchen, vor Allem aber zahlreiche Reste eines Prachtwagens erhalten. Dieser, wenn er auch in der Archäologie unserer deutschen (und nordischen) Gräber kein Unikum bildet, gewährt doch ein hohes, vielleicht ein individuelles Interesse. In der Schrift von H. Genthe über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden (Frankfurt am Main 1874, S. 58) ist nur von „zweiräderigen Wägen mit massiven Bronzerädern, oder mit hölzernen Rädern und eisernen Radschienen, ehernen Nabenbeschlägen und mannigfachem anderem Metallzierrath (Zierscheiben aus Erz, Goldblechornamente, dazu Joch- und Riemenbeschläge)“ die Rede. Sind die Angaben betreffend die Zweiräderigkeit der Wägen, sowie das Material der Nabenbeschläge richtig, was freilich nicht durchaus sicher, so ist unser Wagen der erste vierrädrige, ferner der erste, dessen Naben mit Kupfer und nicht mit Erz (d. h. Bronze) beschlagen sind. Was den letzteren Punkt betrifft, so ergab eine vorläufige Analyse von Theilen unserer Nabenbeschläge, sowie auch anderer Metallgegenstände, die zuerst für Bronze genommen wurden, 98% Kupfer und 2% Zinn, daher von einer wirklichen Bronze (Legierung aus Kupfer und Zinn, mit etwa 70—90 Theilen Kupfer und 30—10 Theilen Zinn) nicht die Rede sein kann. Möglicherweise ist die bezeichnete Verschiedenheit des Metalls von Belang für die Entscheidung der Frage von der Herkunft des Wagens und der andern, eine höhere Stufe der Kunstindustrie bezeugenden Gegenstände. Uebrigens sollen noch weitere chemische Analysen erfolgen. Um von der Konstruktion und der Ausstattung unseres Wagens, der freilich nicht wieder aufgebaut werden kann, eine Vorstellung zu geben, bemerken wir noch, dass die Büchsen von Eisen) zu drei Achsen, sodann von den eisernen Radschienen mehrfache Bruchstücke, ausserdem andere Eisentheile, wahrscheinlich von dem Gestelle des Wagens rührend, was daraus zu schliessen sein dürfte, dass einzelne derselben noch mit einem gewebten Stoffe bezogen waren, endlich verschiedene Zierrathen, darunter ein Kettengehänge und mehrere Knöpfe, gefunden wurden. Auch eine Pferdetrense liegt vor, und mit ihr sind durch Rost verbunden Fragmente von zwei ornamentirten Zierscheiben, die ohne Zweifel zum Pferdeschmuck gehören. Schwäb. Kronik 1877, No. 107.

25. Die römischen Niederlassungen auf würtembergischem Boden. In dem in Heft LIX veröffentlichten Aufsatze sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 49. Z. 20 v. o. l. Rossel st. Kessel. — S. 50. Z. 16 v. u. l. Mögglingen st. Möpplingen. — S. 53. Z. 11 v. o.

l. ja den st. jeden. — S. 54. Z. 2 v. u. l. mächtig st. mässig. — S. 54. Z. 14 v. u. l. dass st. ob. — S. 55. Z. 7 v. o. l. Ueber st. Unter. — S. 58. Z. 10 v. o. l. Reiche st. Striche. — S. 58. Z. 18 v. o. l. auch st. noch. — S. 58. Z. 19 v. o. l. Bonfeld st. Benfeld. — S. 61. Z. 4 v. u. l. Belsen st. Belsee. — S. 63. Z. 9 v. o. l. Saltran st. Saltrau. Herzog.

26. Welschingen. Eine alemannische Begräbnissstätte. An einer Kieshalde bei Welschingen unweit Engen stiessen Arbeiter auf verschiedene Gegenstände, welche ihre Aufmerksamkeit erregten. Von einem Freunde davon benachrichtigt, war ich sofort zur Stelle. Leider war gar manches schöne Stück angeschliffen und angefeilt und aus der Sucht, Gold zu finden, werthlos gemacht. Eine hübsche Sammlung von Schmuck- und Waffen-Resten unserer Vorfahren habe ich aber immerhin noch von den verschiedenen Arbeitern zusammengebracht und für das städtische Rosgarten-Museum erworben.

Eine erkleckliche Anzahl buntfarbiger Glas- und Thon-Perlen der verschiedensten Grösse, Zeichnung und Form von altem Halsschmuck, den bekannten römischen gleich, bewog zum Weitersuchen und liess auf römische Funde schliessen. Die Untersuchung der übrigen Funde zeigte aber gar bald ihre heimathliche Art. Da sind bronzene Nadeln mit den ringförmigen und schnurgewindähnlichen Ornamenten; eine silberne Schnalle mit alter Email-Zickzack-Zeichnung, ein goldener, geradgefurchter Ring, Kleiderschliessen aus Bronze mit Gravirung altalemannischer Art; ein Feuerstein mit darauf gewachsenen Grünspan- und Eisenrost-Schichten; bronzene Ringe und Ringchen, Schnallen; zwei Bronze-Münzen mit Löchern zum Anhängen, wohl römischen Gepräges, aber zur Unkenntlichkeit angeschliffen; dann verrostete eiserne Schildbuckel mit bronzenen Nägeln; Messer, Pfeile, Schnallen, Kollerschliessen und Henkel mit Bronzehaften; verrostetes Eisenwerk verschiedener Art. Eines der Skramasaxe (zweihändige Messer) ist meterlang, die anderen haben die Länge eines halben Meters. Merkwürdig ist der Rest einer Speerstange, deren Speereisen oben zwei Widerhaken trägt, mit der Dülle die Länge eines Meters misst und unten mit Eisendraht schnurgewindartig am eisenfesten Holze haftet. Die übrigen Speereisen sind gewöhnlicher alemannischer Form. Dabei fanden sich Topfscherben mit dem rohesten Ornament und roh in der Masse; Speereisen und Topfscherben, wie wir sie aus dem ausgebaggerten Schlamme unseres Seeufers graben. Mehrere Stücke sind mir zur Zeit noch unerklärlich. Die Knochen zwischen dem Kiese sollen alle vollständig an der Luft zerbröckelt sein. Der einzige erhaltene Menschenschädel ist dolichocephal.

Im Walde nahe bei Welschingen finden sich noch mehrere Erdhügel, wie wir solche im Walde bei Hegne unweit Konstanz haben. Einen hat Herr Bürgermeister Scheu, dem ich neben Herrn Müller zum

„Bären" das freundliche Geleite verdanke, angegraben. Darin fanden sich nur verrostete Waffenreste, Speerdüllen, Pferdgebissstangen und runde Harnischscheiben neben Fragmenten von einem grossen gelbthönernen Gefäss. Das Eisen ist alles zur Unkenntlichkeit zusammengerostet.

Ob wir es bei dem erst erwähnten Begräbnissfunde auch mit dem Reste eines alemannischen Hügelgrabes zu thun haben, ist schwer zu sagen, da der an der Strasse gelegene Kiesrain schon seit langer Zeit allerorts angehackt und angeschaufelt ist und keinerlei Schluss mehr auf seine ursprüngliche Form gewährt.

Noch erwähnen muss ich, als nicht allermänniglich bekannt, dass Welschingen einen altmerkwürdigen Kirchthurm hat, um den sich ein älteres Mauerwerk zieht. Der Kirchthurm trägt in seinen Ecksteinen eingesetzte Skulpturen aus grauer Vorzeit: gegen Osten das vorstehende Bild eines Menschenkopfes, daneben die Bilder von Sonne, Mond und Sternen; auf der entgegengesetzten Eckseite des Thurms ist ein verstümmelter Reiter und daneben das Bild eines Drachen, das ja bei den Zeichen unserer Voreltern dann und wann vorkommt und bis in das Bild des heiligen Drachentödters späterer christlicher Zeit hineinspielt. Oben im Thurme sind gekuppelte romanische Fensteröffnungen mit schwerem Würfelkapitäl, darüber Spitzbogen-Paare.

Ob wiederum die alte Kirchenmauer und die eingemauerten Steinbilder unserer Voreltern aus alter, alter Zeit mit den Funden der Begräbnissstätten im Zusammenhange stehen, lässt sich nur leise vermuthen. Ludwig Leiner. (Konstanzer Ztg. 1877. No. 42. II.)

27. Würtemberg. Von den neuestens bei Ludwigsburg gemachten Grabhügelfunden befindet sich jetzt in dem K. Museum vaterländischer Alterthümer zu Stuttgart das goldene Stirnband nebst einer goldenen Armspange, sowie ein prachtvoller Dolch, der die feinste Broncetechnik zeigt. Von besonderem Interesse ist die Uebereinstimmung der Ludwigsburger Funde mit denen von Hundersingen, OA. Riedlingen, wo sich in einem der beiden bis jetzt geöffneten Hügel vier verwandte Golddiademe und zwei goldene Armspangen nebst zwei ebenfalls ähnlichen Dolchen fanden. Auch in dem Ludwigsburger Grabhügel, wie in einem der beiden Hundersinger, Reste eines Wagens! ... Diese neuestens in unsern Landesgrenzen aufgedeckten Hügel von mehr oder weniger gewaltigen Dimensionen sind als Fürstengräber zu betrachten, die sich in manchem Bezug den von Herodot beschriebenen skythischen Königsgräbern vergleichen. In einem der Hundersinger Hügel oder vielmehr noch unter der Sohle derselben, in einer Grube lagen drei Personen neben einander gebettet, dem Fürsten zur Seite zwei Frauen desselben, ganz in der Uebereinstimmung mit der skythischen Sitte der Frauenopferung nach dem Tode der Könige. Ueber der Grube dieses Hügels lagen gegen hundert Thonkegel, alle

nicht weit unter der Spitze durchbohrt. Dieselben dienten als Gewichte zu Webstühlen und wurden von den Dienerinnen der fürstlichen Frauen über das Grab gelegt, ihren Herrinnen gleichsam als Weihegaben gespendet. Von den Hundersinger Funden befindet sich der grösste Theil schon seit einiger Zeit in dem Museum vaterländischer Alterthümer. (Schwäb. Kronik No. 101 v. 29. April 1877.)

28. Ziegelstempel. Bei den Schutt-Ausräumungen innerhalb der römischen Villa zu Nennig wurden zwei bisher mir anderwärts nicht bekannt gewordene[1]) Ziegelstempel gefunden, nämlich EXP und WEACOI. Von letzterm fand sich ein weiteres Exemplar im Banne des Dorfes Kirf — $1^1/_2$ Stunde von Nennig — im Distrikt „Wolk" nebst den Ziegelstempeln LVPICINVS und VASSILO[2]). An einer benachbarten Stelle, ungefähr 1 Stunde von Nennig in der Mitte zwischen den Dörfern Butzdorf und Sinz auf einem Hügel genannt „rundes Wittum", woselbst ich bereits S. 5 im 57. Jahrbuch ein römisches Gebäude anzeigte, kam 1875 bei Ausgrabungen der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier eine Ziegelplatte mit dem christlichen Zuruf vivas in deo zum Vorschein und zwar ist das Wort vivas auf den Kopf gestellt XΛIΛVS IN DEO[3]). Einen ähnlich verstellten Stempel erlangte ich 1 Stunde unterhalb Nennig an der Mosel beim Dorfe Palzem. Er lautete: ΛΛVꓤ[4]) (mar). Diese beiden Beispiele gewähren neues Material zu der Frage, ob die Ziegelstempel aus beweglichen Typen zusammengestellt wurden und somit ihre Fehler lediglich aus nachlässigen Verstellungen herrühren. — Im Schutt der Jagdvilla zu Fliessem fanden sich noch folgende 3 Ziegelstempel, von denen freilich die beiden letztern ersichtlich fragmentirt sind: IA[5]) LE (fle?) und EГIX (felix)[6]). E. aus'm Weerth.

1) Schürmanns und Fröhner führen dieselben nicht an.

2) Ein Exemplar des Stempels vassilo aus Kirf resp. Wolk besitzt Herr v. Musiel zu Schloss Thorn bei Nennig; die übrigen daher gelangten in die Sammlung der Ges. für nützl. Forschungen in Trier. Ich verdanke ihre Abschrift der Gefälligkeit des Hrn. Dr. Ladner in Trier. Gleichzeitig von Hrn. Pfarrer Portery in Kirf mir zugegangene gütige Mittheilungen sind in sofern vollständiger, als die Trierer Abschrift des Stempels Lupicinus nach einem fragmentirten Exemplar genommen nur die drei letzten Silben picinus enthält.

3) Die Abschrift verdanke ich ebenfalls dem Hrn. Pfarrer Portery. Jedenfalls wird der Bericht der Ges. für nützl. Forschungen über ihre Ausgrabungen „am runden Wittum" Näheres bringen.

4) Schürmanns No. 3254 und 55. Die allerdings auch mögliche Lesung RAM (4598 aus Limoges) scheint mir unwahrscheinlich.

5) Fröhner 1157. Das Citat bei Schürmanns aus dem 35. Jahrb. S. 46 ist irrig, indem daselbst PA und nicht IA angegeben wird.

6) Fröhner 1072 ff. und Schürmanns 220, 3 ff.

IV. Jahresbericht für das Vereinsjahr 1876 (resp. Pfingsten 1876—77).

Auch im verflossenen Jahre haben sich die äusseren Verhältnisse unseres Vereins günstig erhalten. Im vorletzten Jahre zählte derselbe 600 Mitglieder, bis zum 20. Mai des gegenwärtigen Jahres erhöhte sich diese Zahl bis auf 703, und bezeigte demnach eine Zunahme von 103 Personen. Und diese Zunahme würde noch eine viel bedeutendere sein, wenn wir nicht durch Tod, Verzug, Austritt und Löschung solcher Mitglieder, welche ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, 62 Namen aus unsern Listen verschwinden gesehen hätten, denn in dieselben wurden 165 neue Mitglieder eingetragen.

Unter den Gestorbenen beklagen wir an erster Stelle vor Allem die beiden Ehrenmitglieder Friedrich Ritschl und Ferdinand von Quast. Der erstere hat in den 2 Jahren seines Präsidiums sich grosse Verdienste um die Hebung und neue Organisation des Vereins erworben; der letztere durch seine vielen litterarischen Arbeiten — wir wollen hier nur an die in unseren 10. und 13. Jahrbüchern stehenden „Beiträge zur Chronologie der Gebäude Cöln's" erinnern — wesentlich zum Aufbau der Rheinischen Kunstgeschichte beigetragen. Und Beide waren dem Vereine und seinem Vorstande stets treue wohlwollende thatbereite Freunde. Segen ihrem Andenken.

Ein neues Ehrenmitglied ist an ihre Stelle getreten. Se. Excellenz der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Herr Dr. Falk, hatte uns bei seiner vor 2 Jahren stattgehabten Anwesenheit in Bonn wie späterhin so wiederholte Beweise wohlwollender Gesinnung gegeben, dass wir der Tradition, nach welcher schon bei der Gründung des Vereins der Inhaber des unserm Interesse vorstehenden K. Ministeriums als Ehrenmitglied erscheint, gerne folgend, Se. Excellenz zum Ehrenmitgliede unseres Vereins ernannten.

Unsere laufenden Geschäfte wurden in 26 Sitzungen erledigt.

Die Finanzen des Vereins gewähren ein geordnetes und günstiges Bild. Sie schliessen in runden Zahlen ab mit:

einer Einnahme von	8415	Mark
einer Ausgabe von	7772	„
also einem Ueberschuss von . .	643	„

Derselbe hat sich inzwischen um 36 Mark noch eingegangener rückständiger Beiträge erhöht und wird sich durch deren weitere Beitreibung event. noch erhöhen um fernere 162 Mark.

An Mitgliederbeiträgen gingen ein	5557	Mark	gegen	4815	im Vorjahre.
An Einnahmen für Druckschriften	1166	„	„	150	„ „
Die Ausgaben für Druckschriften betrugen	4742	„	„	4297	„ „
Die Ausgaben für die Bibliothek	273	„	„	661	„ „
„ „ für die Vereinssammlung	30	„	„	131	„ „

Wir haben im verflossenen Jahre keine Geldgeschenke, wohl aber einen bisher nicht vorhandenen neuen Ausgabeposten durch die allen Mitgliedern portofrei gemachten Zusendungen der Vereinsschriften zu verzeichnen und dürfen demnach wohl unsern Kassenzustand einen recht befriedigenden nennen. Für die Vereinssammlung schenkte uns die Rheinische Eisenbahn-Direction ein schönes bei Herdecke gefundenes germanisches Bronze-Schwert. An litterarischen Geschenken sind eingegangen:

1) Von der Lintz'schen Verlagsbuchhandlung in Trier: von Wilmowsky, Grabstätten des Trierer Domes;

2) Von Herrn Parker in Oxford: Forum Romanum. Oxford 1876;

3) Von Herrn Prof. Schneider in Düsseldorf: Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie des Rheinlandes;

4) Von Herrn Prof. Bergk: Inschriften röm. Schleudergeschosse. Leipzig 1876;

5) Von Herrn Evans in Nash-Mills: l'age du Bronze. Londres 1876;

6) Von Herrn Gymnasialdirector Prof. Dr. Haug: Römische Denkmäler des Mannheimer Antiquariums;

7) Von Herrn Prof. Freudenberg: Ein Originalbrief E. M. Arndts.

Wir sprechen für alle diese Zuwendungen den ergebensten Dank aus.

In der vorletzten Generalversammlung betonten wir die durch den Eintritt des Provinzial-Museums in der Zukunft sich verändernden Aufgaben des Vereins, indem die Ausgaben für die Sammlungen und Ausgrabungen hinwegfallen resp. sich vermindern würden, hingegen der

erhöhte Schwerpunkt und damit auch die erhöhten Ausgaben des Vereins auf die litterarische Thätigkeit und die Bibliothek zu legen seien.

Von dieser Auffassung ausgehend ist es uns gelungen im vorigen Jahre 3 Hefte der Jahrbücher, nämlich die Hefte 57, 58 und 59 erscheinen zu lassen, und das 60. Jahrbuch würde bereits früher ausgegeben sein, hätten nicht die unsern Mitgliedern bekannten plötzlichen Störungen im Vereinsleben seinen Abschluss behindert. Heft 61 wird voraussichtlich bis zum Herbste nachfolgen, so dass auch in diesem Jahre wie im vorigen 3 Hefte in Aussicht genommen bleiben.

Um die litterarische und finanzielle Kraft des Vereins möglichst vollständig den Jahrbüchern zuwenden zu können und dem Ziele dieselben zur Vierteljahrschrift weiter zu gestalten, uns zu nähern, haben wir mit dem vorigen Jahre die bisherige Sitte, zum Winckelmannsfeste eine besondere Festschrift auszugeben, aufgegeben und es nach Erwägung der Schwierigkeit, jährlich einen hervorragenden Gegenstand zum bestimmten Termin in litterarischer Fertigstellung zu beschaffen, in Erwägung der erhöhten Kosten, welche stets durch die Aufsuchung von geeigneten Kunstwerken und Bearbeitern entstehen, für angemessener gehalten, von nun an stets am Winckelmannsfeste das 3. Heft des Jahrbuchs erscheinen zu lassen. Das 59. Jahrbuch theilt im Vorwort zur Weihe des Tages diese Entschliessung mit.

Unsere litterarische Thätigkeit ist in diesem Jahre endlich auch der Anfertigung eines umfassenden Registers für die gesammten Jahrbücher 1—60 näher getreten. Der Vorstand hat am 5. Februar d. J. einen desfalsigen Vertrag mit Herrn Dr. Bone abgeschlossen und ist derselbe mit der Abfassung des Registers beschäftigt.

Von dem Augenblicke an, wo der Vorstand den Entschluss fasste, die Zahl der jährlich erscheinenden Jahrbücher zu erhöhen — musste er selbstverständlich auch die erhöhte Beschaffung litterarischen Materials ins Auge fassen. Er musste nach dem ursprünglichen Programm „von den Alpen bis zum Meer“ den Versuch erneuern in einer grösseren Gleichmässigkeit die Vorkommnisse dieses Gebietes in wissenschaftlicher Verarbeitung für die Zeitschrift zu erlangen.

Zu diesem Zwecke wurde im vorigen Jahre mit der Reorganisation des auswärtigen Secretariats begonnen und den Herren ausw. Secretären das von der vorigjährigen Generalversammlung genehmigte Statut zugefertigt.

Darauf haben 7 auswärtige Secretäre, nämlich die Herren Boch,

Becker, Karcher, Straub, Vermeulen, Bone uud Pick nicht geantwortet resp. das Circular nicht unterzeichnet zurückgesandt. 17 Herren: nämlich Bursian, Pohl, Köchly, Kraus, Mooren, Rein, Schmitt, Wieseler, Overbeck, Schneider, von Eltester, Stark, von Lübke, Aldenkirchen, Bartels, Conrads, Galiffe haben zugestimmt und dasselbe unterzeichnet.

Als Secretär zurückgetreten, indessen keineswegs aus dem Verein ausgeschieden, sind die Herren Hübner, Roulez, Scheers, Harless, Ennen, Haakh, Bossler, Piper und Brunn. Keiner von diesen hat sich gegen die neue Organisation ausgesprochen, sondern gerade die Meisten der Zurückgetretenen haben sich sehr anerkennend über dieselbe geäussert. Einige der Herren Secretäre lieferten auch bereits die im Statut vorgeschriebene Berichterstattung der Vorkommnisse ihres Gebiets. Leider musste aber der organische Aufbau des ganzen Instituts noch unterbleiben, obgleich von seiner Durchführung die zunehmende Entwicklung des Vereins wesentlich abhängen wird.

Das in üblicher Weise durch Vorträge und ein gemeinsames Mahl am 9. Dezember in den Räumen der Lese- und Erholungsgesellschaft gefeierte Winckelmannsfest erhielt in diesem Jahre durch die Theilnahme Gottfried Kinkels eine ungewöhnliche Betheiligung. Als geborener Bonner, als früheres Mitglied und als Mitarbeiter unseres Vereins hatte das dem Rheinländer so innig beiwohnende Heimathsgefühl den inzwischen vom Silberhaar geschmückten Dichter vermocht, in der Winterkälte vom Fusse der Alpen zu uns zu kommen, um ohne andern Lohn als den der Freude unter seinen Landsleuten und innerhalb einer ihm theuren wissenschaftlichen Bestrebung zu sein, zu Ehren Winckelmanns zu reden.

Nachdem der Präsident und dann Dr. Hettner über die römischen Funde im örtlichen Bereich des Bonner Castrums, besonders die Wandmalereien, welche beim Bau der Kliniken hierselbst zu Tage traten, gesprochen, erläuterte Kinkel den Zusammenhang der Anfänge des deutschen Theaters im Mittelalter mit entsprechenden Werken der bildenden Kunst. Dr. Benrath sprach zum Schluss über ein in Düren aufgefundenes und im Saale aufgestelltes Madonnenbild altitalienischen Characters. Bei dem durch gehaltvolle Trinksprüche belebten Mahl überraschte ein Festgruss der antiquarischen Gesellschaft in Zürich [1]) in freundlicher Weise die Versammlung, welcher sofort durch ein dankendes Telegramm erwiedert wurde.

---

1) An den Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Hochgeehrter Herr Präsident!

Gemeinsame wissenschaftliche Bestrebungen, der Austausch der gegenseitigen

Zum Schlusse haben wir noch über ein beklagenswerthes Ereigniss aus dem innern Vereinsleben zu berichten, welches seiner Natur nach befähigt war den Weiterbestand des Vereins in Frage zu stellen.

Nachdem schon sofort nach seiner vorigjährigen Wiederwahl der Vicepräsident Herr Prof. Bergk eine Stellung dem Präsidenten gegenüber einnahm, welche ein weiteres Zusammenwirken beider Männer unmöglich machte, trat Herr Prof. Bergk durch Schreiben vom 7. October v. J. aus dem Vorstande aus und hat nach 7 Monaten durch ein an die Vereinsmitglieder gesandtes Circular vom 5. Mai sich veranlasst gefunden die Gründe mitzutheilen, welche ihn zu seinem Austritt bewogen. Die Rechtfertigung des Vorstandes insammt des Ausspruchs der von Sr. Excellenz dem Wirkl. Geheimrath Herrn Dr. von Dechen berufenen Ehren-Jury ist sämmtlichen Mitgliedern gleichfalls zugesandt worden. Nachdem die am 10. Juni 11 Uhr Vormittags in Bonn stattgehabte Generalversammlung unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Bonn

---

Veröffentlichungen, auch persönliche freundschaftliche Berührungen von Mitgliedern haben schon längst zwischen dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande und der antiquarischen Gesellschaft in Zürich bestanden. Allein unmittelbarer, als je vorher, zeigt sich in diesen Tagen diese Gemeinschaft der befreundeten Vereine ausgedrückt, und wir ergreifen mit Freude diesen Anlass, um Ihnen, Hochverehrter Herr Präsident, für Ihren Verein den Gruss unserer Gesellschaft auszusprechen.

Der Redner, welcher in diesem Jahre an Ihrem Festtage in wissenschaftlichem Vortrage vor Ihnen das Gedächtniss des grossen Mannes feiert, zu dessen Ehre Sie sich versammeln, Herr Prof. Gottfried Kinkel, ist seit zehn Jahren der unsrige. Selbst ein Sohn niederrheinischen Landes, ist er bei uns, als Lehrer der eidgenössischen hohen Schule in unserer Stadt, in dem oberrheinisch-schweizerischen Volke heimisch geworden, und fast so lange, wie er in Zürich weilt, ist er auch ein Genosse unserer Gesellschaft, von regster, eifrigster Theilnahme für deren Dinge erfüllt, als unser Angehöriger treu uns gesinnt und uns immer zugesellt, in den ernsten Stunden der wissenschaftlichen Belehrung, wie an den frohen Festtagen, wo er als ein Bote der an Ihren wonnigen Gestaden lebenden Stimmung unser Zusammensein freudig belebt. Durch den Mund dieses Ihres Sprechers, unseres verehrten Mitgliedes, senden wir Ihnen unseren warmen Gruss zum Winckelmannsfeste des Jahres 1876.

Genehmigen Sie, verehrter Herr Präsident, die Versicherung vollster Hochachtung und Ergebenheit

im Namen der Züricherischen antiquarischen Gesellschaft

Vice-Präsident: Dr. Gerold Meyer von Knonau,

Professor an der Universität.

Zürich, den 7. Dezember 1876.

Herrn Doetsch den Beschluss gefasst: „Nach Kenntnissnahme der an alle Vereinsmitglieder versandten Rechtfertigungsschrift des Vorstandes und des Protocolls der Verhandlungen der von Sr. Excellenz Herrn Geheimrath von Dechen einberufenen Ehren-Jury, nach eigener Einsichtnahme der bezüglichen Vereins-Akten resp. eingehender Discussion über die Absätze 11. 12. 15. 16. 17. des Bergk'schen Circulars sowie nach Anhörung des Herrn Prof. Bergk, — über die durchaus unerwiesen befundenen Bergk'schen Beschuldigungen zur Tagesordnung überzugehen und dem Vereinsvorstande, den Herren Prof. aus'm Weerth, Prof. Freudenberg, Director Kortegarn und van Vleuten für die umsichtige Leitung der Vereinsgeschäfte die Anerkennung der Generalversammlung auszusprechen"; und nachdem die Generalversammlung die Genannten einstimmig wiedergewählt, glauben wir im wohlerwogenen Interesse des Vereins zu handeln, wenn wir uns jedes weitern Commentars zu dem beklagenswerthen Vorfalle enthalten. Prof. Freudenberg war durch seine körperlichen Leiden, wie durch den Verzug von Bonn nach Königswinter ausser Stande die Wiederwahl anzunehmen. Herr van Vleuten trat desshalb auf eigenen Wunsch in das Secretariat und wurde zu seiner Ersetzung als Bibliothekar Herr Universitäts-Bibliotheks-Secretär Dr. Rau[1]) und zur Uebernahme des Vice-Präsidiums Herr Geheimer Medicinalrath Prof. Dr. Schaaffhausen erwählt.

Zum Schlusse proclamirte der Präsident im Namen des Vorstandes die beiden Mitbegründer und steten treuen Hüter und Mitarbeiter des Vereins, die durch langjährige Freundschaft verbundenen Herren Prof. Dr. H. Düntzer in Cöln und Prof. Dr. J. Freudenberg unter allgemeiner Zustimmung zu Ehrenmitgliedern des Vereins.

Bonn im Juni 1877.

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

---

1) Herr Dr. Rau, welcher bei der Wahl nicht anwesend war, erklärte zu unserm Bedauern wegen überhäufter Amtsgeschäfte dieselbe nicht annehmen zu können.

V. Verzeichniss der Mitglieder[1]).

Vorstand für das Vereinsjahr von Pfingsten 1877 bis 1878.

Präsident: Professor Dr. aus'm Weerth in Kessenich bei Bonn.
Vicepräsident: Geh. Medicinal-Rath Professor Dr. Schaaffhausen in Bonn.
Erster redigirender Secretär: Realschul-Director Dr. Kortegarn in Bonn.
Zweiter redigirender Secretär: Rentner van Vleuten in Bonn.
Bibliothekar: vacat. (Einstweilen vertreten durch den zweiten Secretär van Vleuten).

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

S. Königl. Hoheit Carl Anton Meinrad Fürst zu Hohenzollern in Sigmaringen.
Bethmann-Hollweg, Dr. von, Excellenz, Königl. Staatsminister a. D. in Berlin.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Königl. Staatsminister in Berlin.
Freudenberg, Dr., Professor in Königswinter.
Moeller, von, Excellenz, Wirkl. Geheimer Rath und Ober-Präsident in Strassburg.
Nöggerath, Dr., Berghauptmann und Professor in Bonn.
Urlichs, Dr., Hofrath und Professor in Würzburg.
Wilmowsky, von, Domkapitular in Trier.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Achenbach, Dr., Excellenz, Staats-Minister in Berlin.
Achenbach, Geh. Rath in Saarbücken.
Achenbach, Joh., Rentner in Bonn.
Achterfeldt, Stadtpfarrer in Anholt.
Adler, Baurath u. Prof. in Berlin.
Aebi, Dr., Chorherr in Beromünster im Kanton Luzern.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Ahrens, Dr., Gymn.-Dir. in Hannover.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr., in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Barbet de Jouy, Directeur du Musée des souverains in Paris.
Bardeleben, von, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.

1) Enthält 11 Ehren-, 673 ordentliche und 20 ausserordentliche, im Ganzen 704 Mitglieder.
Der Vorstand ersucht Unrichtigkeiten in nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen, den Wohnorten etc. gefälligst unserem Rechnungsführer, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Bartels, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Basilewsky, Alexandre, in Paris.
Bauerband, Dr., Geh. Justizrath, Professor, Kronsyndicus und Mitglied des Herrenhauses, in Bonn.
Baunscheidt, Gutsbes. in Endenich.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Oberbürgermeister in Cöln.
Becker, Dr., ausw. Secr., Professor in Frankfurt a. M.
Beckerath, von, Heinr. Leonh., Kaufmann in Crefeld.
Beissel v. Gymnich, Richard Graf, Kgl. Kammerherr auf Schloss Frenz.
Bendermacher, C., Notar in Boppard.
Benrath, Dr., Privatdocent in Bonn.
Bergau, Professor in Nürnberg.
Bergk, Dr., Hofrath u. Prof. in Bonn.
Berlage, Carl, Domvicar in Osnabrück.
Bernau, Arnold, Kreisgerichtsrath a. D. in Duisburg.
Bernays, Dr., Professor u. Oberbibliothekar in Bonn.
Bernuth, v., Kgl. Reg.-Präsid. in Cöln.
Besselich, Kaufmann in Trier.
Bettingen, Advocatanwalt in Trier.
Bettingen, Königl. Rendant u. Steuerempfänger in St. Wendel.
Beulwitz, C. von, Hüttenbes. in Trier.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek, Fürstl., in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliotéca-Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Museums in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universit. Freiburg in B.
Bibliothek, Stifts-, in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Jena.
Bibliothek d. Univers. Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Akademie Münster.
Bibliothek, Stifts-, in Oehringen.
Bibliothek, Theodorian., in Paderborn.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Universität Strassburg.
Bibliothek, Kgl. öffentl., in Stuttgart.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche, in Wernigerode.
Bibliothek, Königl., in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gym.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Professor in Bonn.
Bleibtreu, Dr. H., Bergwkbes. in Bonn.
Boch, ausw. Secretair, Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
von Bodelschwingh, Freiherr, Excellenz, Kgl. Oberpräsid. a. D. in Bonn.
Bodenheim, Dr., Rentner in Bonn.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte bei Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte bei Kreuznach.
Boecking, Rud., Hüttenbesitzer zu Asbacherhütte bei Kirn.
Boeddicker, Dr., Arzt zu Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boehning, Pfarrer in Wesselingen.
Boeker, H. H., Rentner in Bonn.
Boeninger, Theodor, Geh. Commercienrath in Duisburg.
Boetticher, Dr., Professor in Berlin.
Bogen, Dr., Gymn.-Director in Düren.
Bone, Dr., Gymnasiallehrer in Cöln.
Bongardt, Freiherr von, Erbkämmerer d. Herzogthums Jülich zu Burg Paffendorf bei Bergheim.
Boot, Dr., Professor in Amsterdam.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr., in Vogelensang.
Bossler, Dr., Prof. und Gymnasial-Director in Darmstadt.
Bouvier, Dr., C., in Vörde in Westfalen.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Braselmann, Albert, Kaufmann in Beienburg bei Schwelm.
Brassert, Dr., Berghauptmann in Bonn.
Braun, Dr., Justizrath, Rechtsanwalt in Berlin.
Bredow, Freiherr von, Major im Königs-Husaren-Regiment in Bonn.
Bredt, Oberbürgermeister in Barmen.
Brendamour, R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
Broicher, Wirkl. Geh.-Rath, Excellenz in Sinzig.
Bruck, Emil vom, Com.-Rath in Crefeld.
Bruck, Moritz vom, Rentner und Beigeordneter in Crefeld.
Brüggemann, Hofrath in Aachen.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Brusis, Dr., Realschul-Oberl. in Bonn.
Bücheler, Dr., Professor in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerzienr. in Dülken.
Bürgerschule, Höhere, in Bocholt.
Bürgerschule, Höhere, in Eupen.
Bürgerschule, Höhere, in Hechingen.
Bürgerschule, Höhere, in Lennep.
Bürgerschule, Höhere, in Lüdenscheid.
Bürgerschule, Höhere, in Oberhausen.

Bürgerschule, Höhere, in Saarlouis.
Bürgerschule, Höhere, in Solingen.
Bürgerschule, Höhere, in Unna.
Bürgerschule, Höhere, in Viersen.
Bürgerschule, Höhere, in Witten.
Bursian, Dr., ausw. Secr., Prof. in München.
Busch, Dr., Geh. Medizinalrath und Professor zu Bonn.
Buschmann, Dr., Canonicus in Aachen.
Buyx, Geometer in Nieukerk.
Bylandt-Rheydt, Graf von, Major a. D. und Rittergutsbes. in Bonn.
Cahn, Albert, Bankier in Bonn.
Camphausen, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, K. Staatsminister a. D. in Cöln.
Camphausen, August, Geh. Commerzienrath in Cöln.
Camphausen, Steuer-Inspector in Castellaun.
Cappell, Kreisgerichtsrath in Essen.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf, Bankier in Cöln.
Cauer, C., Bildhauer in Creuznach.
Cauer, R., Bildhauer in Creuznach.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Christ, Carl, in Heidelberg.
Civil-Casino in Coblenz.
Claer, Alex. de, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard de, Rentner in Bonn.
Clason, Rentner in Bonn.
Clavé von Bouhaben, Gutsbesitzer in Cöln.
Conrads, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches, in Carlsruhe.
Conze, Dr., Professor in Wien.
Cornelius, Dr., Professor in München.
Cremer, Regier.- u. Baurath in Coblenz.
Cremer, Pfarrer in Echtz bei Düren.
Crofts, Rev. J. M., Pfarrer in Bonn.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Brühl.
Curtius, Dr., Professor in Berlin.
Curtius, Julius, Fabrikant in Duisburg.
Dapper, Seminardirector in Boppard.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau Geh. Comm.-Räthin, in Mehlemer-Aue.
Delhoven, Jac., Gutsbes. zu Dormagen.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
Delius, O., Baumeister in Coblenz.
Delius, Landrath in Mayen.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Dieffenbach, Dr., in Bonn.
Dilthey, Dr., Professor in Zürich.
Disch, Carl, in Cöln.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Bürgermeister in Bonn.
Drewke, Dr., Advocatanwalt in Cöln.
Dütschke, Dr., Hans, in Kreuznach.
Duhr, Dr., prakt. Arzt in Coblenz.
Dumont, Mich., Buchhändler in Cöln.
Eckstein, Dr., Rector u. Prof. in Leipzig.
Eltester, von, auswärt. Secr., Archivrath, Ier Staats-Archivar in Coblenz.
Eltz, Graf, in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Emundts, J. Landgerichtsr. in Aachen.
Engels, Dr., P. H., Advocat in Utrecht.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Ennen, Dr., städtischer Archivar in Cöln.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Essellen, Hofrath in Hamm.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John. in Nash-Mills in England.
Firmenich-Richarz, Frau Prof. Dr., in Bonn.
Flasch, Dr., Privat-Docent in Würzburg.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D., Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Floss, Dr., Professor in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forster, Provinzialrath zu Düsseldorf.
Frank, Gerichtsassessor a. D. und Fabrikbesitzer, in Eschweiler.
Franks, August, Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort, holl. Limburg bei Roermonde.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friedländer, Dr., Professor in Königsberg in Pr.
Frings, Frau Commercienrath Eduard, auf Marienfels bei Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Bildh. in Bayenthal b. Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fuisting, Kreisrichter in Lüdinghausen.
Fulda, Dr., Director des Progymnasiums in Sangerhausen.
Gaedechens, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Galiffe, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Assess., Friedensricht. in Tholey.
Geiger, Poliz.-Präs. a. D., in Coblenz.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Aachen.

Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Gerson, Chemiker in Frankfurt a. M.
Geyr-Schweppenburg, Freih. von, Rittergutsbesitzer in Aachen.
Geuer, Caplan in Süchteln.
Gewerbeschule, Prov.-, in Aachen.
Gewerbeschule, Städt., in Remscheid.
Gilly, Bildhauer in Berlin.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goeben, von, Excellenz, General d. Inf., Kommandirender General des VIII. Armee-Corps, in Coblenz.
Goertz, Ed., Fabrikbes. in Odenkirchen.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, Reg.- u. Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Grothusen, Landrath in Zell a. d. Mosel.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Kalk.
Guichard, Kreisbaumeister in Prüm.
Guilleaume, Frz, Fabrikbes. in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.-, in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm-, in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Coesfeld.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten-, in Wiesbaden.
Haakh, Dr., Professor und Inspector des Königl. Museums vaterländischer Alterthümer in Stuttgart.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Hagelüken, Hugo, Gymnas.-Lehrer in Trier.
Habets, J., Präs. d. arch. Ges. d. Hrz. Limburg, in Bergh b. Mastricht.
Hagens, von, Appell.-Gerichtsr. in Cöln.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Haniel, Paul, Landgerichts-Assessor in Coblenz.
Hardt, A. W., Geheimer Commerzienrath in Lennep.
Harless, Dr., Archivrath in Düsseldorf.
Hartwich, Geh. Oberbaurath in Berlin.
Hasskarl, Dr., in Cleve.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Constanz.
Haugh, Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Hegert, Dr., Staats-Archivar in Berlin.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heimsoeth, Dr., Professor in Bonn.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner zu Düsseldorf.
Helbig, Dr., 2. Secret. des archäolog. Instituts in Rom.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär d. archäol. Instituts in Rom.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Hermann, G., Hauptm. a. D. zu Bonn.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Joh. Dav., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Herzog, Dr., Professor in Tübingen.
Hettner, Dr., Dir. d. Prov.-Mus. in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Prof. in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, Freih. v. d., Bezirkspräsident a. D. in Berlin.
Heydt, Freih. v. d., c. Landrath in Malmedy.
Hilgers, Dr., Director der Realschule in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.

Hirschfeld, von, Regierungsrath in Marienwerder.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hoesch, Gustav, Kaufmann in Düren.
Hoesch, Leop., Commerzienr. in Düren.
Hoffmeister, Ober-Bürgermeister a. D. in Bonn.
Hohenzollern, Se. Hoheit Erbprinz v., zu Schloss Benrath bei Düsseldorf.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Hoiningen genannt Huene, Freiherr von, Bergrath in Bonn.
Holzer, Dr., Domprobst in Trier.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Horn, Pfarrer in Cöln.
Hout, van, Dr., Gymn.-Oberl. in Bonn.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humpert, Dr., Gymn.-Oberl. in Bonn.
Hünnekes, Dr., Progymn.-Rect. in Prüm.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Hutmacher, Oberpfarrer in Crefeld.
Huyssen, Milit.-Oberpfarrer in Altona.
Jentges, W., Kaufmann in Crefeld.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, August, Kaufmann in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Joest, Wilh., Geh. Com.-Rath in Cöln.
Jost, J. B. Dom. in Mettlach a. d. Saar.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Jumpertz, Dr., Rector a. D. in Crefeld.
Junker, C. A., Kgl. Baumeister in Erfurt.
Kaestner, Techniker in Neuwied.
Kamp, Dr. Jos., Gymnasiallehrer in Cöln.
Karcher, ausw. Secr., Fabrikbesitzer in Saarbrücken.
Karthaus, C., Commerzienr. in Barmen.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kayser, Dr., Seminar-Director in Büren.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Jul., Religionslehrer in Brühl.
Keller, O., Professor in Graz.
Kelzenberg, Gymn.-Lehrer in Trier.
Kempf, Ingenieur-Lieutenant in Deutz.
Kessel, Dr., Kanonikus in Aachen.
Kiessling, Dr., Prof. in Greifswald.
Klein, Dr., Jos., Privatdocent in Bonn.
Klette, Dr., Professor und Oberbibliothekar in Jena.
Klostermann, Dr., Geh. Bergrath und Professor in Bonn.
Knoll, Jos., Buchdruckereibes. in Düren.
Koenen, Constantin, Bildhauer in Neuss.
Koenig, Leop., Rentner in Bonn.
Koenigs, Commerzienrath in Cöln.
Koenigsfeld, Dr., Sanitätsrath u. Kreisphysikus in Düren.
Kohl, Gymnasiallehrer in Kreuznach.
Kohnstamm, Rentner in Bonn.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Konopacki, K. Regierungs-Präsident in Coblenz.
Kortegarn, Dr., Realsch.-Direct. in Bonn.
Krafft, Dr., Consistorialr. u. Prof. in Bonn.
Kramarczik, Gymn.-Direct. in Ratibor.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr., in Strassburg.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlwetter, von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Kgl. Oberpräsident in Münster.
Küppers, Dr., Kreis-Schulinspector in Mülheim am Rhein.
Kyllmann, Rentner und Stadtverordneter in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Hugo, Landes-Director der Rheinprovinz in Düsseldorf.
Lange, Dr., L., Professor in Leipzig.
Lange, Dr., Kreiswundarzt in Duisburg.
Lauenstein, Historienmaler in Düsseldorf.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Leipziger, von, Regierungs-Präsident in Aachen.
Lempertz, M., Buchhändler in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdl. in Cöln.
Lennep van, in Zeist.
Leonardy, Dr., J., in Trier.
Lesegesellschaft, kath., in Coblenz.
Leutsch, v., Dr., Hofrath u. Professor in Göttingen.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium zu Cambridge.
Leydel, J., Rentner zu Bonn.
Leyen, von der, Emil, in Crefeld.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Graf von, Schloss Wissen bei Geldern.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Loeschigk, Rentner in Bonn.
Longpérier, Adr. de, membre de l'Institut de France in Paris.

Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Gladbach.
Progymnasium in Jülich.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Neuwied.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Siegburg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in Vreden.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Advokat u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Raderschatt, Kaufmann in Cöln.
Radziwill, Se. Durchlaucht Prinz Edmund, Vikar in Ostrowo, Provinz Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Raschdorff, Königl. Baurath in Cöln.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen, in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Th. vom, Rentner in Duisburg.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath, Kaufmann in Trier.
Realschule in Barmen-Wupperfeld.
Realschule, Kortegarn'sche, in Bonn.
Realschule I. Ordn. in Düsseldorf.
Realschule I. Ordn. in Duisburg.
Realschule I. Ordn. in Elberfeld.
Realschule in Essen.
Realschule I. Ordn. (für dieselbe Direct. Gruhl) in Mülheim a. d. Ruhr.
Realschule I. Ordn. in Ruhrort.
Realschule I. Ordn. in Trier.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Rennen, Geh. Rath, Director d. Rhein. Eisenb.-Gesellschaft in Cöln.
Reumont, Dr. von, Geh. Legationsrath, in Bonn.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner in Villa Herresberg bei Remagen.
Ribbentrop, Kgl. Bergm. in Betzdorf.
Richarz, Dr., Geheime-Sanitätsr. in Endenich.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. v., in Bonn.
Ritter, Joseph, Lehrer in Brühl.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, membre de l'Institut de France in Paris.
Roen, Baumeister in Burtscheid.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.
Rosen, von, Major in Cöln.
Roos, Regierungsrath u. Oberbürgermeister in Crefeld.
Rossbach, Dr., Gymn.-Lehrer in Neuss.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Rottels, H. J., Notar in Düren.
Roulez, Dr., Professor in Gent.
Ruhr, Jacob, Kaufmann in Euskirchen.
Rumpel, Apotheker in Düren.
Salis, Baron de, in Metz.
Salm-Salm, Se. Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, zu Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Hofr. u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, H., Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Theod., Rentner in Bonn.
Schaefer, Dr., Professor in Bonn.
Schaefer, Gräfl. Renessescher Rentm. in Bonn.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Schaumburg, von, Oberst a. D. in Düsseldorf.
Scheben, Wilhelm, in Cöln.
Scheers, Dr., in Nymwegen.
Scheibler, L., Commerzienr. in Aachen.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr., Professor in Strassburg.
Schickler, Ferdin., in Berlin.
Schilling, Advokatanwalt beim Appellhof in Cöln.
Schillings-Englerth, Bürgermeister in Gürzenich.
Schimmelbusch, Hüttendirector in Hochdahl bei Erkrath.
Schleicher, C., Commerzienr. in Düren.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlünkes, Dr., Probst an dem Collegiatstift in Aachen
Schmelz, C. O., Kaufmann in Bonn.
Schmidt, Pfarrer in Crefeld.
Schmidt, Oberbaurath u. Prof. in Wien.
Schmitt, Dr., ausw. Secr., Arzt in Münstermaifeld.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schmitz, Dr., Sanitätsrath in Viersen.
Schmitz, Dr., Dechant u. Schulinspector in Zell.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr., R., Rector in Norden Ostfriesland.

Schneidewin, Hermann, Gymnasiallehrer in Brühl.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schoemann, Stadtbibliothekar und erster Beigeordneter in Trier.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schoenen, Dr., Kreisschulinspector in Euskirchen.
Scholl, Gutsbesitzer zu Theresien-Grube bei Brühl.
Schorn, Kreisbaumeister in Naugard.
Schroers, Daniel, Beigeordneter und Fabrikbesitzer in Crefeld.
Schubart, Dr., Bibliothekar in Cassel.
Schultze, Dr., Hofapotheker in Bonn.
Schwabe, Dr. L., Professor in Tübingen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwickerath, C. J., Kaufmann in Ehrenbreitstein.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sell, Dr., Geh. Justizr. u. Prof. in Bonn.
Seydemann, Architect in Bonn.
Seydlitz, von, Excellenz, General-Lieutenant z. D. in Honnef.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Simons, Theodor, Ingenieur in München.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der Königl. Acad. der Wissenschaften zu Amsterdam, in Arnheim.
Solms, Se. Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Spankeren, von, Reg.-Präsident a. D., in Bonn.
Spies-Büllesheim, Ed., Freiherr v., Königl. Kammerherr u. Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, Major im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Stahl, Dr., Professor in Münster.
Stahlknecht, H., Rentner in Bonn.
Ständer, Dr., Dir. d. Bibl. in Münster.
Stark, Dr., ausw. Secr., Hofrath u. Prof. in Heidelberg.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrik. in Malmedy.
Stier, Hauptmann a. D. in Berlin.
Stier, Dr., Ober-Stabs- und Garnisons-Arzt in Breslau.
Stinnes, Gustav, Kaufmann in Mülheim a. d. Ruhr.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Straub, Dr., ausw. Secr., General-Secr. des Bisthums zu Strassburg.
Strauss, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Strubberg, von, Gen.-Lieut. u. Comm. der 19. Division in Hannover.
Stumm, Carl, Geh. Commercienrath in Neunkirchen.
Swerts, Albert, Kaufmann in Bonn.
Sybel, Dr., von, Director der Staats-Archive uud Professor in Berlin.
Theisen, Cl., Realsch.-Lehrer in Giessen.
Thiele, Dr., Director d. Realschule u. d. Gymnasiums in Barmen.
Thissen, Domcap. in Limburg a. d. L.
Thoma, Architekt in Bonn.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Kaufmann in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Progymn.-Rector in Rheinbach.
Usener, Dr., Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr, Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Verhagen, Jos., Rentner in Cöln.
Vermeulen, Dr., ausw. Secr., Univers.- u. Provinz.-Archivar in Utrecht.
Villers, Graf von, Regier.-Präsident in Frankurt a. d. O.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wach, Dr., Professor in Leipzig
Wagener, Dr., Professor in Gent.
Wagner, Notar in Mülheim a/R.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Walde, Dr. vorm, Rector in Siegburg
Waldeyer, Dr., Gymn.-Dir. in Bonn.
Wallenborn, Peter, junior, in Bitburg.
Wandesleben, Friedr., zu Stromberger Neuhütte bei Bingerbrück.
Weber, Advocat-Anwalt in Aachen.
Weber, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weerth, Dr. aus'm, Prof. in Kessenich.
Weerth, Aug. de, Rentn. in Elberfeld.
Wegeler, Dr., Geh. Medicinalrath in Coblenz.
Weise, v., Oberbürgermeister in Aachen.
Weiss, Professor, Director d. K. Kupferstichkabinets in Berlin.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Victor, Commerzienrath in Godesberg.
Weniger, Dr., Professor, Gymnasial-Director in Eisenach.
Werner, Gymnasial-Oberlehrer in Bonn.

Werner, v., Kabinetsrath in Düsseldorf.
Werners, Bürgermeister in Düren.
Weyhe, Ph. F., Geh. Regierungsr. in Bonn.
Wied, Se. Durchlaucht Fürst, zu Neuwied.
Wieker, Gymn.-Lehrer in Hildesheim.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, Königl. Baumeister in Cöln.
Wille, Jac., Dr. phil. in München.
Wilmanns, Dr., Professor in Strassburg.
Wings, Dr., Apotheker in Aachen.
Witkop, Ptr., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Woermann, Dr., C., Prof. in Düsseldorf.
Wohlers, Geh. Oberfinanzrath u. Provinzial-Steuerdirector in Cöln.
Wolf, Caplan in Calcar.
Wolff, v., Regierungspräsident in Trier.
Wolff, Kaufmann in Cöln.
Wolff, Commerzienrath in M. Gladbach.
Wollseiffen, Dr. M., Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Crefeld.
Wolters, Dr., Professor in Halle.
Woltmann, Dr., Prof. in Prag.
Wright, von, General-Major in Metz.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Kgl. Steuereinnehmer in Bonn.
Wüsten, Frau Gutsbesitzerin, zu Wüstenrode bei Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymn.-Dir. in Kreuznach.
Wurzer, Friedensrichter in Bitburg.
Wurzer, Notar in Siegburg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zehme, Dr., Walther, Director der Gewerbeschule in Barmen.
Zengeler, Kgl. Bauführer in Bonn.
Zervas, Joseph, Kaufmann in Cöln.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr., in Dielingen.
Arsène de Noüe, Dr., Advocat in Malmedy.
Connestabile, Carlo, Graf in Perugia.
Engelmann, Baumeister in Kreuznach.
Felten, Baumeister in Cöln.
Fiorelli, G., Intend. d. k. Mus. i. Neapel.
Förster, Dr., Professor in Aachen.
Gamurrini, Director des etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Mella, Eduard, Graf in Vercelli.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Paulus, v., Finanz-R., Mitglied d. Königl. Wtbg. Stat. Topogr.-Bureaus i. Stuttgart.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbinderm. i. Boppard.
Schmidt, Major a. D. in Kreuznach.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss
sämmtlicher Ehren-, ordentlicher und ausserordentlicher Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Brüggemann. Buschmann. Dieckhoff. Emundts. Foerster. Georgi. von Geyr-Schweppenburg. Gymnasium. Hilgers. Kessel. von Leipziger. Milz. Polytechnicum. Provinzial-Gewerbeschule. Scheibler. Schlünkes. Schwan. Startz. Weber. von Weise. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Alfter: Jörissen.
Allohof: Plassmann.
Alterkülz: Bartels.
Altona: Huyssen.
Amsterdam: Boot. van Hillegom. Moll.
Andernach: Progymnasium.
Anholt: Achterfeldt. Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Asbacher Hütte: Boecking.
Attendorn: Gymnasium.
Barmen: Bredt. Karthaus. Thiele. Zehme.
Barmen-Wupperfeld: Realschule.
Basel: Universitätsbibliothek.
Bayenthal b. Cöln: Fuchs.
Bedburg: Ritter-Academie.
Beienburg: Braselmann.
Bergh: Habets.
Berlin: Achenbach. Adler. Aegidi. von Bethmann-Hollweg. Boettticher. Braun.

von Cuny. Curtius. Dobbert. Falk. v. Florencourt. Generalverwaltung der kgl. Museen. Gilly. Hartwich. Hegert. v. d. Heydt. Hübner. Liebenow. Mommsen. Müllenhoff. Piper. von Pommer-Esche. Prüfer. Salzenberg. Schickler. Spitz. Stier. v. Sybel. Vahlen. Weiss.

Beromünster: Aebi.

Betzdorf: Ribbentrop.

Bielefeld: Nitzsch.

Bitburg: Nels. Wallenborn. Wurzer.

Bocholt: Höhere Bürgerschule.

Bochum: Gymnasium.

Bonn: Achenbach. Bauerband. Benrath. Bergk. Bernays. Binz. Bleibtreu. v. Bodelschwingh. Bodenheim. H. H. Böker. Brassert. v. Bredow. Brusis. Bücheler. Busch. Graf v. Bylandt. Cahn. Al. de Claer. Eb. de Claer. Clason. Crofts. v. Dechen. Delius. Dieffenbach. v. Diergardt. Dötsch. Eltzbacher. Engelskirchen. Frl. Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Floss. Fricke. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gymnasium. Hauptmann. Heimsoeth. Henry. Hermann. Hochgürtel. Hoffmeister. v. Hoiningen. van Hout. Hüffer. Humpert. Kaufmann. R. Kekulé. Klein. J. J. Klostermann. Leop. König. Kohnstamm. Kortegarn. Krafft. Kyllmann. Lempertz. Leydel. Loersch. Loeschigk. Märtens. Marcus. von Mirbach. Morsbach. B. von Neufville. W. von Neufville. Neumann. Nöggerath. Peill. Prieger. von Proff-Irnich. Realschule. Reinkens. von Reumont. von Rigal. Graf von Salm-Hoogstraeten. v. Sandt. H. Schaaffhausen. Th. Schaaffhausen. A. Schaefer. Schaefer. Schmelz. Schmithals. Schulze. Sell. Seydemann. von Spankeren. Stahlknecht. Strauss. Swertz. Thoma. Usener. de la Valette St. George. Veit. van Vleuten. Waldeyer. Weber. Wende. Werner. Weyhe. Würst. Zartmann. Zengeler.

Boppard: Bendermacher. Dapper. Scheppe. Schlad.

Braunfels: Prinz Solms.

Breslau: Stier.

Bruchsal: Progymnasium.

Brühl: Alleker. Cüppers. Keller. Martini. Nolte. Ritter. Schneidewin.

Brüssel: Musée Royal.

Burbach bei Siegen: Roth.

Büren: Kayser.

Burgsteinfurt: Rohdewald.

Burtscheid: Roen.

Calcar: Wolf.

Cambridge: Lewis.

Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. Oberschulrath.

Cassel: Gymnasium. Schubart.

Castellaun: Camphausen.

Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Stadt.

Coblenz: von Bardeleben. Binsfeld. Civil-Casino. Cremer. Delius. Dahr. v. Eltester. Geiger. Gymnasium. von Goeben. Haniel. Konopacki. Landau. Lesegesellschaft. Wegeler.

Coeln: Apostelngymnasium. Becker. v. Bernuth. Bone. Camphausen, Exc. Aug. Camphausen. Clavé von Bouhaben. Carstanjen. Disch. Drewke. Dumont. Düntzer. Ennen. Essingh. Felen. Frenken. Friedr.-Wilh.-Gymnasium. Gottgetreu. v. Hagens. Haugh. Ed. Herstatt. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Horn. August Joest. Eduard Joest. Wilhelm Joest. Kaiser Wilh.-Gymnasium. Kamp. Königs. Leiden. Lempertz. Marcellen-Gymnasium. Mayer. Merkens. Th. J. Merlo. J. J. Merlo. Meurer. Mevissen. Michels. Mohr. Movius. Mumm von Schwarzenstein. Niessen. Abraham Freiherr von Oppenheim. Albert Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Freiherr von Oppenheim. Pflaume. Raderschatt. Raschdorff. Rennen. von Rosen. Scheben. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Statz. Stedtfeld. Uckermann. Verhagen. Voigtel. Wiethase. von Wittgenstein. Wohlers. Wolff. Zervas.

Coesfeld: Gymnasium.

Constanz: Haug. Marmor.

Crefeld: von Beckerath. Emil vom Bruck. Moritz vom Bruck. Heimendahl. Hutmacher. Jentges. Jumpertz. von der Leyen. Gymnasium. von Randow. Roos. Schauenburg. Schmidt. Schroers. Wollseiffen.

Darmstadt: Bossler. Ludwig.

Deutz: Kempf.

Dielingen: Arendt.

Dillenburg: Gymnasium.

Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.

Dormagen: Delhoven.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Prinz Schönaich. Hist. Verein.

Dossenheim: Plitt.

Drensteinfurt: Frh. v. Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch.

Dülken: Bücklers.

Düren: Bibliothek der Stadt. Bogen. Gust. Hoesch. Leop. Hoesch. Knoll. Königsfeld. Münch. Pfeiffer. Rottels. Rumpel. Schleicher. Voss. Werners.

Düsseldorf: Brendamour. Forster. Gymnasium. Hammers. Harless. Erbprinz von Hohenzollern. von Heister. Frh. Hugo von Landsberg-Steinfurt. Lauenstein. Lieber. Provinzial-Verwaltung. Realschule. von Schaumburg. Schreider. Trinkaus. von Werner. Woermann.
Duisburg: Bernau. Böninger. Curtius. Gymnasium. Lange. v. Rath. Realschule.
Echtz: Cremer.
Ehrenbreitstein: Schwickerath.
Eisenach: Weniger.
Elberfeld: Boeddinghaus. v. Carnap. Gymnasium. Realschule. de Weerth.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium.
Endenich: Baunscheidt. Richarz.
Erfurt: Junker.
Eschweiler: Frank.
Essen: Baedeker. Cappell. Conrads. Gymnasium. v. Hövel. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Höhere Bürgerschule.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Rar. Schoenen.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Bibl.-Nazionale. Bibliothek des etrurischen Museums. Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Becker. Gerson. Milani. Stadtbibliothek.
Frankfurt a. d. Oder: Graf Villers.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium.
Frenz (Schloss): Graf Beissel.
Fröhden: Otte.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Genf: Galiffe.
Gent: Roulez. Wagener.
Giessen: Antiken-Cabinet. Theissen.
Gladbach: Prinzen. Progymnasium. Quack. Wolff.
Godesberg: Wendelstadt.
Goettingen: von Leutsch. Sauppe. Universitätsbibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Graz: Keller.
Greifswalde: Kiessling.
Gürzenich: Schillings-Englerth.
Hadamar: Gymnasium.
Hall (Haus) per Erkelenz: v. Spies.
Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek. Wolters.
Hamm: Essellen.
Hanau: Gymnasium.
Hannover: Ahrens. Culemann. v. Strubberg.
Harff (Schloss): v. Mirbach.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. Stark. Universitäts-Bibliothek.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herresberg bei Remagen: Rheinen.
Hersfeld: Gymnasium.
Hildesheim: Wieker.
Hochdahl: Schimmelbusch.
Homburg v. d. Höhe: Freiherr von Medem.
Honnef: von Seydlitz.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immekeppel: Müller. Poerting.
Immenburg: Flinsch.
Iserlohn: Boeddicker.
Ittervort: Franssen.
Jena: Gaedechens. Klette. Universitäts-Bibliothek.
Jülich: Progymnasium.
Kalk: Grüneberg.
Kessenich: aus'm Weerth.
Kiel: Lübbert.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitätsbibliothek.
Königswinter: Freudenberg.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. C. Cauer. R. Cauer. Dütschke. Engelmann. Kohl. Schmidt. Voigtländer. Wulfert.
Lauersfort: v. Rath.
Leiden: Leemans. Pleyte. du Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Eckstein. Lange. Overbeck. Springer. Wach.
Lennep: A. W. Hardt. Höhere Bürgerschule.
Limburg a. d. L.: Thissen.
Linnich: Beck.
Linz: Pohl.
Lippstadt: Witkop.
London: Franks.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
Lüdenscheid: Höhere Bürgerschule.
Lüdinghausen: Fuisting.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Malmedy: Arsène de Noüe. v. d. Heydt. Progymnasium. Steinbach.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium.
Marburg: Gymnasium. Nissen.
Marienfels bei Remagen: Frau Frings.
Marienwerder: von Hirschfeld.
Mayen: Delius.
Mechernich: Hupertz.
Mehlemer-Aue: Frau Deichmann.
Meisenheim: Merck. Schaffner.
Mettlach: Boch. Jost.
Metz: Baron de Salis. von Wright.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.

Moskau: Graf Ouwaroff.
Mülheim a. Rh.: Küppers. Wagner.
Mülheim a. d. R.: Stinnes. Realschule.
München: Brunn. Bursian. Cornelius. Messmer. Simons. Wille.
Münster: Bibliothek der Akademie. v. Kühlwetter. Ständer. Stahl.
Münstereifel: Gymnasium.
Münstermayfeld: Schmitt.
Nash-Mills: Evans.
Naugard: Schorn.
Neapel: Fiorelli.
Neunkirchen: Stumm.
Neuss: von Heinsberg. Gymnasium. Koenen. Rossbach.
Neuwied: Fürst Wied. Kaestner. Progymnasium. Reusch.
Nieukerk: Buyx.
Norden: Schneider.
Nürnberg: Bergau.
Nymwegen: Scheers.
Oberhausen: Höhere Bürgerschule. Lüthgen.
Odenkirchen: Goertz.
Oehringen: Stifts-Bibliothek.
Osnabrück: Berlage.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
Paderborn: Theodoranische Biblioth.
Paffendorf (Burg): v. Bongardt.
Paris: Barbet. Basilewsky. de Longpérier. Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Univ.-Bibliothek. Connestabile.
Poppelsdorf: A. Kekulé.
Prag: Univers.-Bibliothek. Woltmann.
Prüm: Guichard. Hünnekes.
Ratibor: Kramarczik.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remich: Hermes.
Remscheid: Gewerbeschule.
Rheinbach: Ungermann.
Rheinberg: Pick.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roermonde: Martin.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Helbig. Henzen. de Rossi.
Ruhrort: Realschule.
Rurich (Schloss b. Erkelenz): v. Hompesch.
Rüdesheim: Fonk.
Saarbrücken: Achenbach. Gymnasium. Karcher. Naturwissenschaftl. Verein.
Saarlouis: Höhere Bürgerschule.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden (R.-B. Coblenz): Stinshoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Siegburg: Progymnasium. Vorm Walde. Wurzer.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern.
Sinzig: Broicher.
Sneek: Mehler.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium.
Solingen: Höhere Bürgerschule.
Strassburg: Kraus. Michaelis. Mitscher. von Möller. Scherer. Straub. Universitäts-Bibliothek. Wilmanns.
Stromberger-Neuhütte: Wandesleben.
Stuttgart: Köngl. öffentl. Bibliothek. Haakh. v. Lübke. Finanz-R. v. Paulus. Prof. Paulus.
Süchteln: Geuer.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Theresiengrube bei Brühl: Scholl.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): v. Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Besselich. Bettingen. v. Beulwitz. Gymnasium. Hagelüken. Hettner. Holzer. Kelzenberg. Leonardy. Lintz. Mosler. Rautenstrauch. Realschule. Schömann. Seyffarth. von Wolff. von Wilmowsky.
Tübingen: Herzog. Schwabe.
Turin: Promis.
Unna: Höhere Bürgerschule.
Utrecht: Engels. Vermeulen.
Valparaiso: Meeks.
Vercelli: Mella.
Viersen: Aldenkirchen. Höhere Bürgerschule. Greef. Haas. Heckmann. Kolb. Schmitz.
Voerde: Bouvier.
Vogelensang: Borret.
Vreden: Progymnasium.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: v. Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Bettingen. Cetto. Progymn.
Werl: v. Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wesselingen: Böhning.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Conze. Heider. k. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck.
Wismannsdorf bei Bitburg: Orth.
Wissen: Graf Loë.
Witten: Höhere Bürgerschule.
Würzburg: Flasch. Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Zeist: van Lennep.
Zell a. d. Mosel: Grothusen. Schmitz.
Zürich: Dilthey.

Inhaltsverzeichniss.

Alle für unsere Bibliothek und den Verein überhaupt bestimmten Sendungen ersuchen wir, um Irrthümern vorzubeugen, nicht an einzelne Personen, sondern an die Adresse: Verein von Alterthumsfreunden zu Bonn, Coblenzer-Strasse 75, zu richten.

NOVESIVM
NEUSS
Hamm
Die Erft
Grimlinghausen
Norf
Markenscheid
Himmelgeist
Elvekum
Küekhof
Stürzelberg
St. Peter
Heckhof
Urdenbach
Uekerath
Nievenheim
Bürgel
Straberg
Nachtigal
Zons
Knechtstedten
Horrem
Rheindurchbruch
DURNOMAGUS
Rheinfeld
Baumberg
Dormagen
Stupphof
Hackenbroich
Monheim
BVRVNCVM
SEGORIGIVM
Worringen
Hasselrath
Bergerhof
Thenhoven
Sinnersdorf
Hitdorf
Langel
Weiler
Fühlingen
Rheinkassel
Rheindorf
Feldkassel
Pesch
Volkhoven
Merkenich
Wiesdorf
Longerich
Heckhof
Flittard
Ossendorf
Mehl
Merheim
Mauenheimer-Höfe
COLONIA AGRIPPINA
Mühlheim
CÖLN

Maſsstab.

0 1 2 3 4 5000 10,000 Schritt.

Erklärung:

jetziger Rheinlauf.
alter Rheinlauf.
unveränderter Rheinlauf.
Röm. Stadt.
" " Ansiedlung.
" " Gebäude.
" " Lager.
" " Castell.
Römerstrasse.
'zige Orte.



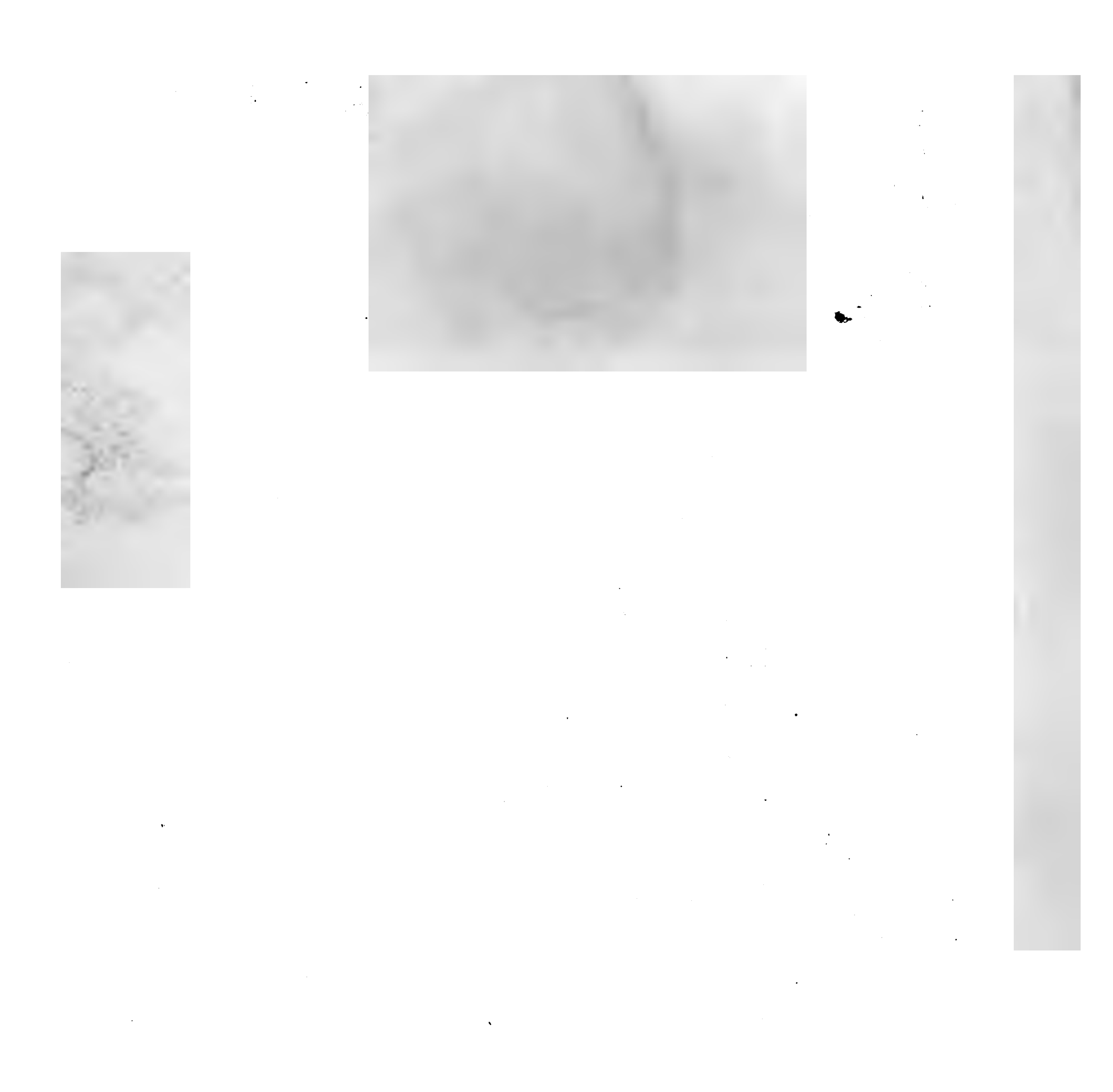

OPATRETSECVNDO





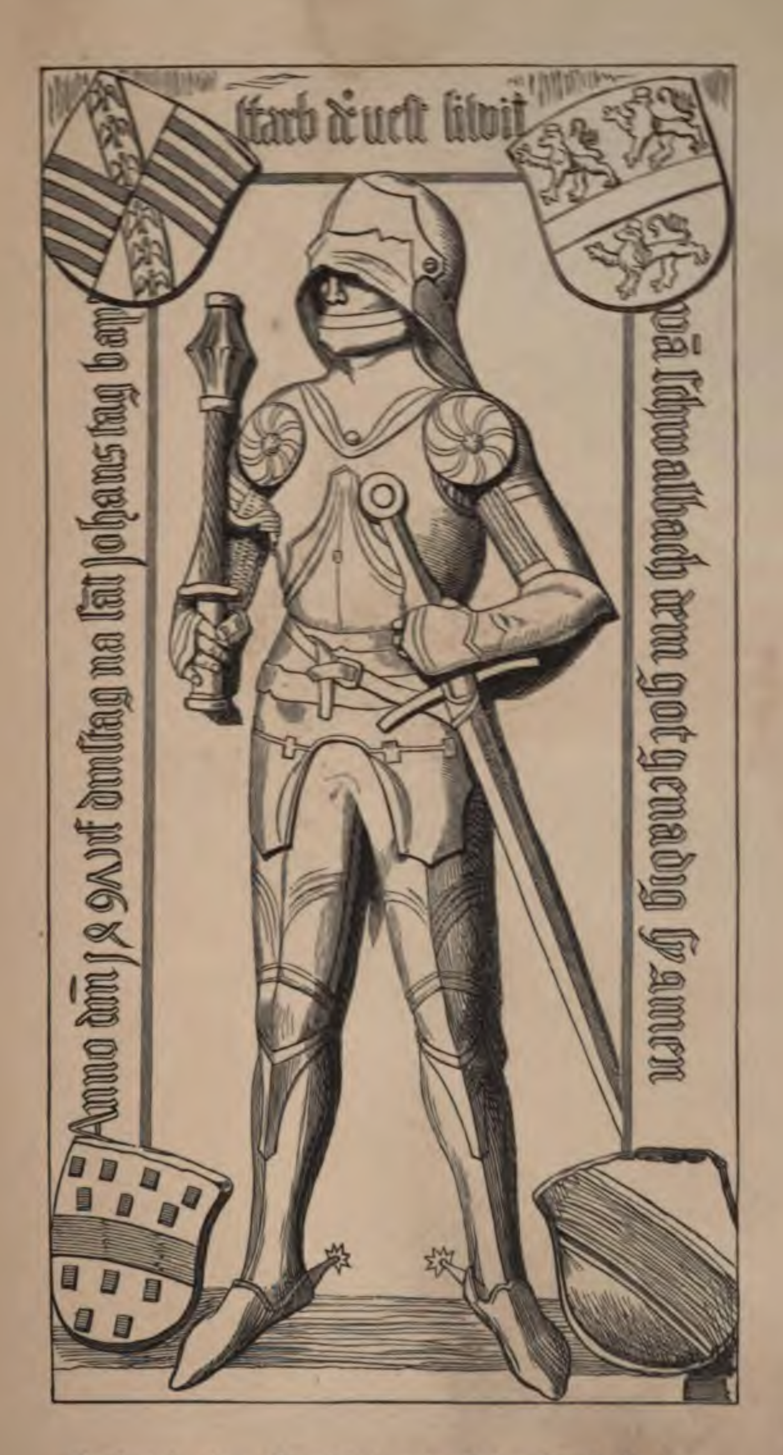
Photographie & Lichtdruck von Th. Creifelds in Cöln.


3.
in Bonn.





Grabstein des Johann Herrn von Limburg a. d. Lahn.



Grabstein des Siegfried von Schwalbach in der Carmeliterkirche zu Boppard.

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

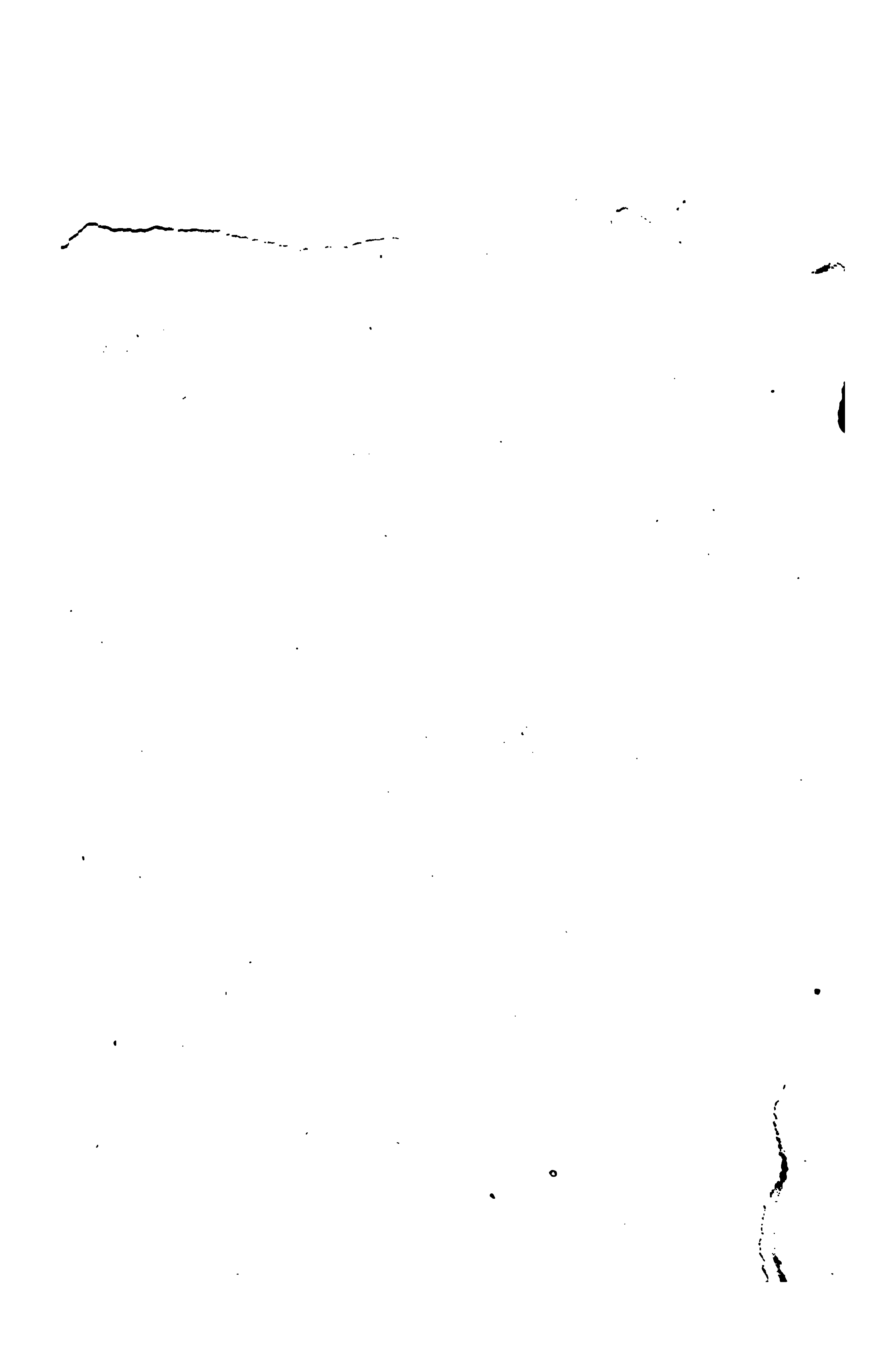
RHEINLANDE.

HEFT LXI.

MIT 8 TAFELN UND 6 HOLZSCHNITTEN.

AUSGEGEBEN AM 9. DECEMBER, DEM GEBURTSTAGE WINCKELMANN'S.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
1877.



I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers.

b. Von Neuss bis Xanten.

Hierzu Taf. III.

Die von Cöln über Neuss rheinabwärts führende grosse Heerstrasse theilte sich an der Nordseite von Neuss in drei Arme, einen westlichen, mittleren und östlichen Arm.

Der mittlere Arm geht in der Richtung der jetzigen Niederstrasse durch Neuss[1]) und dann mit der Chaussee bis Nummerstein 1,3, wo er rechts ab, an Zoppenbroich vorbei, bis zur Düsseldorfer Chaussee zieht, die er bei N. 2,2 erreicht. Von hier an läuft die Strasse mit der Chaussee über Strümp, wird vor Uerdingen vom Rheine unterbrochen, und geht nördlich dieses Ortes wieder mit der Chaussee bis zum Hause Trompet; hier geht sie rechts ab über Asberg bis Bornheim, von wo sie wiederum mit der Chaussee bis Stromörs zusammenfällt. Dann weicht sie von der Chaussee, die nach Rheinberg führt, links ab und zieht über Drüpt, die Chaussee nach Geldern durchschneidend, an Haus Loo vorbei, von wo sie bald nochmals mit der Chaussee zusammengeht, bis sie bei Birten vom alten Rheine unterbrochen wird.

Von dem Punkte, wo die Strasse bei Neuss von der Chaussee abbiegt, bilden ihre Reste in den Feldern beiderseits des Weges einen breiten und niedrigen Kiesrücken; aber von Zoppenbroich an bis zur Düsseldorfer Chaussee ist noch ein Kiesdamm vorhanden, der den Namen »Römerstrasse« führt, und dessen Festigkeit den eisernen Werk-

1) An dieser Strasse kamen wiederholt beim Häuserbau römische Gräber zum Vorschein.

zeugen der Landleute beharrlich trotzt. Soweit die Strasse von da an mit der Chaussee zusammenfällt, sind mir keine Spuren bekannt geworden, obwohl sie streckenweise den Namen »Hochstrasse« führt; aber gleich nördlich von Uerdingen, wo sie rechts abweicht, gewahrt man wiederum den Kiesdamm, und es lassen sich die Reste neben der Chaussee unter der Erde bis Trompet verfolgen. Zwischen diesem Hause und Bornheim führt sie noch den Namen »Römer- oder Hochstrasse«, und der Strassendamm hat sich bis zu 2 m. Höhe auf längere Strecken bis in die letzten Jahre erhalten; derselbe bestand aus drei mit Erdschichten abwechselnden Lagen von Kies. Sehr ansehnliche und fast ununterbrochene Reste des Kiesdammes findet man ferner aus der Nähe des Annaberges bis Drüpt, wo sich auch noch der eisenfeste Damm in der Erde gefunden hat. Von der Alpen-Weseler Chaussee an, welche die Strasse bei Nummerstein 97 durchschneidet, lässt sich der Kiesdamm besonders wohl erhalten bis gegen Menzelen verfolgen; er erreicht hier zuweilen eine Höhe von 2½ m. bei einer oberen Breite von 4,7 m., und besteht in den unteren Theilen aus Dammerde, in den oberen aus Kies. Aus der Nähe von Rheinberg bis hieher führt er den Namen »Römerstrasse«. Auch von Menzelen weiter abwärts, wo die Strasse mit der Chaussee zusammengeht, bemerkt man rechts der Letzteren bei N. 49,0 noch einen starken Rest des Strassendammes. Bei N. 51,7, wo die Chaussee sich nach Links krümmt, geht die Römerstrasse grade aus bis dicht an den sog. alten Rhein; dieselbe war vor mehreren Jahren noch als ein breiter Kiesdamm deutlich vorhanden, ist aber durch den Ackerbau allmälig zerstört worden, und man sieht jetzt nur mehr einen schmalen Kiesrücken, über den ein Pfad geht, während die angrenzenden Ackerparzellen ganz mit Kies bedeckt sind.

Aus den Ueberresten, die vor zwei bis drei Jahrzehnten noch viel bedeutender waren, geht hervor, dass der Strassendamm aus Erde und Kieslagen bestand, die in dem oberen Theile mit Kalk ausgegossen waren.

Römische Gräber kamen an vielen Stellen an der Strasse zum Vorschein, und zwar nördlich von Strümp, nordwestlich von Latum und bei Uerdingen; ferner auf der ganzen Strecke zwischen Kaldenhausen und Asberg, sowie beim Hause Grünthal. Verschiedene Alterthümer wurden gefunden bei Brühl, Kloster Meer, bei Stratum, Uerdingen, Rumelen und hauptsächlich auf dem Burgfelde, südlich von Asberg, wo ein römisches Lager nebst einer Ansiedlung stand; ferner bei Stromörs, dem Hause Glinde, bei Grünthal und Haus Loo; bei Men-

zeln wurde ein römischer Grabstein an der Strasse gefunden, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Menzeler Heide eine Urne mit über 200 römischen Goldmünzen [1]). Beim Annaberg, dem Fittenhofe und bei Drüpt liegen Warthügel an der Strasse.

Der östliche Arm geht in der Richtung der jetzigen Rheinstrasse durch Neuss, und dann dicht an dem alten Rheinbette, dem jetzigen Erft-Canal, bis in die Nähe von Heerdt, wo er vom Rheine unterbrochen wird; bei Obercassel kömmt er dicht am Rheine wieder zum Vorschein, geht über Niedercassel, Lörik, Langst und Nierst bis Gellep. Von hier läuft die Strasse nach der Chaussee, welche die Richtung des mittleren Armes hat, wird bei Uerdingen auf eine kurze Strecke vom Rheine unterbrochen, kömmt aber bei Hohenbudberg dicht am Rheine wieder zum Vorschein, und zieht neben dem Borg'schen Hof und Bergheim nach Oestrum. Hier wendet sie sich um das alte Rheinbett, geht nordwestlich an Essenberg, und dicht westlich an Homberg vorbei bis zum Kirchhof, von wo an sie durch den neueren Rheinlauf auf eine lange Strecke vernichtet ist. Der fernere Lauf geht an Binsheim und Orsoy vorbei nach Rheinberg. Von hier zieht sie an Ossenberg und Drüptstein vorbei bis Menzeln, wo sie mit dem vorigen Arme zusammenfällt.

In dieser Ausdehnung bildet die Strasse meist nur mehr einen alten Fahrweg, der grossentheils als Communalweg erneuert ist [2]). Im sog. Heerdter Busch ist der Strassendamm noch bis zu 2 m. Höhe im Felde erhalten; auch südlich von Bergheim zeigt der alte Weg noch über 1 m. hohe Böschungen. Ebenso bemerkt man im Gebüsch nördlich von Rheinberg, sowie bei Drüptstein und Grünthal, wo sich auch der Name »alte Landstrasse« erhalten, noch Ueberreste von Wall und Graben [3]).

Aus den sparsamen Resten der ursprünglichen Anlage lässt sich

---

1) Jahrbb. I, 378; XXIII, 84, 175; XXIX u. XXX, 228; XXXI, 95 ff.; XXXVI, 87; XXXIX u. XL, 156 ff.; LVII, 223, 227; LX, 166. Pick, Monatsschrift f. rhein.-westf. Geschichtsforschung und Alterthumskunde I, 378. Rein, die römischen Stationsorte u. Strassen zwischen Col. Agrippina u. Burginatium. Crefeld 1857. Stollwerck, die celtubisch-römische Niederlassung Gelduba. Uerdingen 1877.

2) Nach Mittheilung des Hrn. Bildhauer Koenen in Neuss wurden Stücke des Kiesdammes in der Rheinstrasse und bei dem Rheinthor in der Erde gefunden.

3) Pick, Monatsschrift III, 4—6.

vermuthen, dass der Strassendamm aus Erde bestand, und oben eine Kiesdecke trug.

Die Zahl der Alterthümer, welche an diesem Arme gefunden worden, ist sehr bedeutend. Ausser römischen Gräbern an der Ziegelei nördlich von Neuss, römischen Münzen im Heerdter Busch, mehreren Anticaglien in Obercassel und römischem Mauerwerk in Lörik kamen zahlreiche Alterthümer der verschiedensten Art in Gellep zum Vorschein, welche bezeugen, dass hier ein römisches Castell nebst Ansiedlung gestanden hat. In dem ferneren Verlaufe der Strasse wurden römische Gräber in der Nähe von Uerdingen und zu Hohenbudberg gefunden; an letzterem Orte trifft man auch noch römische Ziegel- und Mörtelstücke, und werden dort noch einige römische Anticaglien aufbewahrt. Viele römische Alterthümer werden weiter nördlich gen Rumeln hin und beim Borg'schen Hofe gefunden; auch bei Rheinberg kamen römische Alterthümer zum Vorschein. Besonders viele Alterthümer kamen im Laufe der Zeit bei Drüpt und Drüptstein zu Tage, die hier auf eine römische Ansiedlung schliessen lassen[1]).

Der westliche Arm geht mit der Chaussee von Neuss bis Neusserfurth; nördlich des Dorfes biegt er rechts ab und geht an dem Hause »auf der Brück« vorbei über die Höhe am Rande einer Niederung über Lauvenburg und dann am Rande des Meerer Busches bis Bovert, und hierauf an Oppum vorbei bis Bockum. Von hier zieht er zuerst in nördlicher Richtung nach Mörs, dann nordwestlich, an Repelen

---

1) Jahrbb. XX, 1 ff.; XXXI, 95 ff.; XXXVI, 87. Rein, die röm. Stationsorte etc. Pick, Monatsschrift III, 4—6. Stollwerk, Gelduba etc. S. 152 sagt: »Wenn Dr. Schneider in seinen neuen antiqu. Mittheilungen aus dem Regbez. Düsseldorf, S. 157 sagt, beim Neubau der Kirche zu Hohenbudberg sei vor mehreren Jahren ein Grabsarg aus Tuff entdeckt worden, so beruht dieses auf einer irrthümlichen Mittheilung. Nicht ein Grabsarg sondern der obige Denkstein aus Muschelkalk fand sich im Gemäuer.« Ich habe den im J. 1852 gefundenen Inschriftstein in der Wohnung des Herrn Pfarrer Schmitz selbst gesehen, in meinen Bericht aber nicht aufgenommen, da er von Dr. Rein (Stationsorte etc. S. 41) schon längst publicirt war; dagegen wurde mir von Hrn. Fabricant Schwiertz in Uerdingen die Auffindung eines Sarges aus Tuff mitgetheilt, welche Auffindung mir bald darnach von Augenzeugen im Dorfe bestätigt wurde, und bei einer noch vor Kurzem stattgehabten Erkundigung in Hohenbudberg habe ich mich überzeugt, dass die Auffindung des Grabsarges noch jetzt im Dorfe hinreichend bekannt ist. Was hat nun Hrn. Stollwerk verleitet zu behaupten, ich habe in meinem Berichte statt einer Steininschrift einen Tuffsteinsarg aufgeführt?

vorbei, bis er wiederum in nördlicher Richtung bei dem Hause Tonenkath in den mittleren Arm einmündet.

Derselbe bildet meistens einen alten, öfters auf längere Strecken unterbrochenen Fahrweg; die ersten Spuren einer Kiesdecke gewahrt man kurz vor dem Durchschnitt mit der Chaussee von Bovert nach Meer. Jenseits des Communalweges von Osterath nach Strümp liegt aber der Kiesdamm in ansehnlicher Breite noch wohl erhalten, und es lassen sich auch weiterhin die Kiesspuren theils an dem Wege theils in den angränzenden Aeckern deutlich verfolgen. Zwischen Bockum und Mörs ist die Strasse nur mehr stückweise vorhanden; im Mühlenwinkel fand man den Kiesdamm tief in der Erde, und man gewahrt dann erst jenseits des Eugenianischen Canals deutliche Reste desselben, die sich bis zur Einmündung in den mittleren Arm verfolgen lassen. In Urkunden des 17. Jahrhunderts erscheint die Strasse unter dem Namen »Romeinerweg« (Römerweg) [1]).

Aus den noch vorhandenen Resten geht hervor, dass die Strasse aus einem grossentheils aus Kies aufgeschütteten Damme bestand.

Auch dieser Strassenarm ist von zahlreichen Alterthümern begleitet: römische Gräber ziehen sich von Neuss der Chaussee entlang bis Neusserfurth, wo gleichfalls römische Spuren gefunden wurden. Ferner sind viele Alterthümer bei Oppum und dem Gute Schönwasser zu Tage getreten, und mehr noch im sogenannten Mühlenwinkel, wo eine römische Ansiedlung stand, in deren Nähe auch die bekannten silbernen Phalerä entdeckt wurden. Römische Alterthümer wurden ferner gefunden westlich von Schwafheim, bei Rossenray und Berkerfurth, wo auch eine Warte, und 2000 Schritt davon dicht nördlich am Eugenianischen Canal eine zweite liegt [2]).

Ausserdem findet sich noch ein Verbindungsweg von dem mittleren Arme bei Strümp bis zu dem westlichen bei Bockum, sowie eine Verbindungsstrasse vom Mühlenwinkel bis Kaldenhausen und eine solche von Stromörs bis Rheinberg, endlich zwei kleinere von Gellep nach dem mittleren Arme. An dem ersteren fanden sich römische Alterthümer bei der Giesmühle, und römisches Mauerwerk mit vielen Steinaltären

---

1) Pick, Monatsschrift III, 4—6. — Vom Eugenianischen Canal bis nördlich von Berkerfurth habe ich die Strasse in Gemeinschaft mit dem K. Friedensrichter Hrn. Assessor Pick in Rheinberg untersucht.

2) Jahrbb. XXXI, 100. Rein, de phaleris etc. ap. Lauersfort repertis. Romae 1860. Ders. röm. Stationsorte etc. Pick, Monatsschrift III, 4—6.

bei Gripswald [1]); an dem drittgenannten mehrere Alterthümer bei Winterswick [2]).

Der mittlere Arm wird als die Hauptstrasse anzusehen sein, wie er es auch grösstentheils im Mittelalter bis in die neuere Zeit geblieben ist. Der östliche Arm diente zur Sicherung der Rheinschifffahrt, weswegen er auch im Ganzen den Krümmungen des Flusses nachfolgt. Der Gebrauch des westlichen Armes ist durch die im Laufe der Zeit vielfach stattgehabten Rheindurchbrüche hervorgerufen. Derselbe bestand aus drei verschiedenen Theilen: von Neuss bis Neusserfurth bildete er ein Stück einer von Neuss über Geldern laufenden Heerstrasse; der Theil von Neusserfurth bis zum Hause Krah gehört einer nach Xanten ziehenden Parallelstrasse an, und von Krah bis zur Tonkath geht eine Verbindungsstrasse. Die zahlreichen Rheindurchbrüche und Veränderungen des Flusslaufes, welche noch jetzt in den alten Strombetten deutlich sichtbar sind, machten die Benutzung jenes westlichen Armes sowie die Anlage der Verbindungswege von Strümp nach Stockum, von Kaldenhausen nach dem Mühlenwinkel und von Stromörs nach Rheinberg eben so nothwendig, wie ähnliche Verhältnisse auf der Strecke von Cöln bis Neuss ähnliche Strassenanlagen hervorgerufen haben.

Bereits der Oberstlieutenant Schmidt hat den mittleren Strassenarm untersucht, nur von Brühl bis Neuss war er über die Strasse im Unklaren, da er den Lauf meistens bloss vom Hörensagen kannte. Die beiden andern Arme, sowie die Verbindungsstrassen sind ihm unbekannt geblieben. Dagegen waren Rein die Verbindungswege bei Gellep, sowie die Strasse im Mühlenwinkel und vom Mühlenwinkel bis Kaldenhausen bekannt, auch hatte er schon aus den Funden römischer Alterthümer auf das Dasein von »Parallelstrassen« geschlossen, ohne jedoch ihre Ueberreste gefunden zu haben. Fiedler kannte ebenfalls die mittlere Strasse, und namentlich den bemerkenswerthen Umstand, dass sie jetzt »in den westwärts vorgedrungenen alten Rhein ausläuft«.

Aus den Entfernungen und den aufgefundenen Monumenten er-

---

1) Stollwerck, Gelduba etc. Der Verf. sucht S. 168 die von Fiedler (Winkelmannsprogramm v. J. 1863) ausgesprochene Meinung von dem Vorhandensein eines röm. »Tempelchens«, die (Jahrbb. XXIX u. XL, 159 und Monatsschrift I, 7 u. 8) aus dem thatsächlichen Befunde als unhaltbar nachgewiesen ist, aufrecht zu erhalten, ohne jedoch etwas Neues zu ihrer Begründung beizubringen.

2) Pick, Monatsschrift III, 4—6.

geben sich als Mansionen an der Hauptstrasse: Neuss, das Burgfeld bei Asberg und Birten bei Xanten. Die Entfernung von Neuss bis zum Burgfelde beträgt 36000 Schritt, und auf der Mitte dieser Entfernung liegt das Dorf Latum, in dessen Nähe römische Alterthümer gefunden wurden und daher die zugehörige Mutation zu suchen ist. Die Entfernung vom Burgfelde bis Birten beträgt 36000 Schritt, und auf der Mitte liegt Stromörs, wo römisches Mauerwerk und sonstige Alterthümer zum Vorschein kamen; hier dürfen wir also auch die zugehörige Mutation annehmen. Als Mansionen an dem westlichen Strassenarme erscheinen Neuss, die Ansiedlung im Mühlenwinkel und Birten. Die Entfernung von Neuss bis zum Mühlenwinkel beträgt 36000 Schr. und in der Mitte dieser Entfernung liegen Oppum, auf dem Verbindungsarme aber Gripswald, mit ihren Alterthümern, also auch die zugehörigen Mutationen. Vom Mühlenwinkel bis Birten sind gleichfalls 36000 Schritt, und auf der Mitte finden wir beim Hof Berkerfurth die betreffende Mutation. Auf dem östlichen Arme treffen wir von Neuss aus zuerst die Mansion Gellep, deren Entfernung auf dieser Strasse 27000 Schritt beträgt; in der Mitte derselben liegt Lörik, wo römisches Mauerwerk auf das Dasein der zugehörigen Mutation hinweist. Misst man von Gellep auf der Strasse 27000 Schritt weiter, so gelangt man in die Gegend nördlich von Homberg, wo die späteren Rheinveränderungen jede ältere Spur verwischt haben; aber wiederum 27000 Schritt weiter finden wir die römische Ansiedlung bei Drüpt, wo demnach die dritte Mansion lag.

Auf der Strecke von Cöln bis Neuss haben wir da, wo die Rheinstrasse den Strom eine Strecke verlässt, zum Ersatze das kleine Castell zu Bürgel gefunden; in gleicher Art und zu gleichem Zwecke treffen wir zu Hohenbudberg, wo ebenfalls die Strasse bis Bergheim hinab in grösserer Entfernung vom Flusse geht, ein solches kleines Castell auf dem vorspringenden Hügel, auf welchem jetzt die Kirche steht; die ringsum regelmässig abfallenden Böschungen lassen die viereckige Form noch deutlich erkennen, und römischer Bauschutt erfüllt den Boden, aus welchem mehrere Alterthümer, darunter ein Legionsstein, hervorgezogen wurden. Ein zweites kleines Castell lag wahrscheinlich zu Friemersheim, wo schon im 8. Jahrhundert ein fränkischer Königshof stand, und ein drittes, damit correspondirendes, auf der viereckigen Erhöhung des Borg'schen Hofes, wo sich noch römische Ziegel in den Feldern zeigen und in dessen Nähe viele Alterthümer gefunden wurden. Bei Homberg läuft die Strasse wiederum in grösserer Entfernung

vom Rheine, und hier finden wir zu Ruhrort, wo die Gegend südlich »im Casseler Feld« heisst, noch im Mittelalter ein Castell, das wahrscheinlich, wie das zu Bürgel, auf den Trümmern eines römischen gegründet wurde. Eine dritte Abweichung vom Strom zeigt die Strasse bei Eversael, wo auf dem sogenannten Lehhügel ein fünftes Castell stand; hier ist der Boden mit römischen Ziegeln und Gefässscherben bedeckt und birgt noch mehrere römische Mauerreste. Ein sechstes mit diesem correspondirendes Castell lag wahrscheinlich zu Budberg auf der Erhöhung, wo jetzt die Kirche steht, und tief in der Erde altes Mauerwerk und eine Kiesstrasse gefunden wurde; ein siebentes bei Obercassel, wo mehrere römische Alterthümer gefunden wurden.

Nehmen wir nun die römischen Reiseverzeichnisse und sehen zu, in wie weit unsre verschiedenen Strassenarme mit ihren Ortschaften darin enthalten sind. Die Peutinger'sche Tafel hat folgende Angaben:

Novesio
Asciburgio XIIII
Veteribus XIII.

Da Novesium = Neuss, und Vetera = Birten ist, so kann kein Zweifel sein, dass Asciburgium, nach der Tafel ungefähr in der Mitte zwischen Beiden, auf dem Burgfelde bei Asberg lag, welches von Neuss und Birten gleichweit entfernt ist. Nun liegt das Burgfeld 36000 Schritt = 12 g. M. sowohl von Neuss als von Birten entfernt, was mit den auf der Tafel enthaltenen Angaben nicht genau stimmt. Nach Tac. ann. I, 46 betrug aber die Entfernung von Col. Agrippina bis Vetera 60 r. M. = 40 g. M.; da nun nach der Peut. Tafel und dem A. Itinerar die Entfernung von Col. Agripp. bis Novesium 16 g. M. betrug, so bleiben für die Entfernung von Novesium bis Vetera noch 24 g. M., und da Asciburgium auf der Mitte lag, für die Entfernung dieses Ortes von jedem der beiden vorigen je 12 g. M., wonach die Angaben des Itinerars zu verbessern sind.

Das Antoninische Itinerar hat auf der Route von Leiden nach Strassburg folgende Angaben:

Vetera
Calonem mpm XVIII
Novesium mpm XVIII.

Hier haben wir eine andere Reiseroute, die nicht über Asciburgium, wie die der Peutinger'schen Tafel, sondern über Calone führt. Nun beträgt die Entfernung von Birten bis zum Mühlenwinkel auf dem westlichen Strassenarm 36000 Schritt = 18 röm. Meilen, und vom

Mühlenwinkel bis Neuss wiederum 36000 Schritt = 18 röm. Meilen, wonach also kein Zweifel sein kann, dass Calone die römische Ansiedlung im Mühlenwinkel ist. Danach finden wir in dem Itinerar unsern westlichen Strassenarm deutlich wieder, nur dass hier, wie es auch sonst vorkommt, nicht nach gallischen, sondern nach römischen Meilen gerechnet ist. Auf der Reiseroute zwischen Strassburg und Leiden rheinabwärts hat das Itinerar folgende Angaben:

Novesium
Geldubam VIIII
Calonem VIIII
Vetera XXI[1]).

Hier haben wir, wie zwischen Cöln und Neuss, eine Route, die sich in zwei andere scheidet; trennen wir, so ergibt sich:

Novesium
|
Geldubam VIIII
/ \
Calonem VIII. Vetera XXI.

Die Entfernung von Neuss bis Gellep beträgt auf der östlichen Strasse 27000 Schritt. = 9 g. Meilen, was mit dem Itinerar genau stimmt, und die Entfernung von Gellep bis Birten beträgt auf demselben Arm 63000 Schritt = 21 g. Meilen, was wiederum mit dem Itinerar stimmt. Die andere Route ging von Gellep über die mittlere und die Verbindungsstrasse bei Kaldenhausen auf dem westlichen Arm zum Mühlenwinkel und von da nach Birten. Nun misst diese Route von Gellep bis zum Mühlenwinkel 14000 Schritt = 7 röm. Meilen, wonach die Zahl VIIII des Itinerars in VII zu verbessern ist.

Der Geograph von Ravenna führt zwischen Neuss und Birten, ausser Asciburgio, noch einen Ort »Trepitia« auf, in welchem man mit Recht die römische Ansiedlung zwischen Drüpt und Drüptstein erkannt hat.

Bei der bisherigen Erklärung der römischen Reiseverzeichnisse auf der Strecke von Köln bis Xanten hat man so viele Correcturen vorgenommen, dass dadurch der Werth dieser alten Documente beinahe vernichtet wird: auch nicht eine einzige der acht Zahlenangaben der Itinerarien hat bis jetzt gestimmt, und es gilt auch hier, was E. v. Paulus über die Behandlung der Peutinger'schen Tafel in Würtem-

1) Diese Zahl haben alle Codices bis auf einen.

berg sagt: »Die Tafel wurde bis jetzt von Allen, die sich näher mit ihr beschäftigt haben, für ein beinahe nicht zu lösendes Räthsel, und zugleich für höchst mangelhaft erklärt. Bei der Anwendung derselben trug man daher kein Bedenken, ihr eine Menge Fehler aufzubürden, und öfters schlechtweg zu erklären, hier ist das angegebene Maass zu kurz, dort zu lang etc., kurz die Tafel wurde nicht selten behandelt als ob sie von Guttapercha wäre, die man beliebig dehnen zu dürfen glaubte«[1]). J. Schneider.

---

2. Sieben Römische Meilensteine aus Heidelberg.

Als im Frühjahr dieses Jahres (1877) das neue unter Leitung des Herrn Bezirks-Bauinspektors Schäfer erbaute Irrenhaus unterhalb Heidelberg, am Neckar errichtet wurde, kam man dabei auf die ehemalige römische Niederlassung, die nach und nach eine Reihe Gegenstände von hervorragender Bedeutung lieferte. Das bisher gefundene inschriftliche Material, sowie die allgemeinen topographischen Verhältnisse habe ich in einer langen Reihe von Artikeln in der »Heidelberger Zeitung«, sowie der Beilage dazu, den »Heidelberger Familienblättern« im Laufe des Jahres 1877 ausführlich besprochen und gedenke diese Mittheilungen in einer spätern, hier zu veröffentlichenden Arbeit folgen zu lassen.

Bevor dies aber, wegen der Ausdehung derselben geschehen kann, soll im Vorliegenden blos der interessanteste Theil der Ausgrabungen, nämlich die 7 römischen Kaiserinschriften oder datirte Meilensteine, ins Auge gefasst werden.

Diese Steine wurden zu Anfang August von Herrn Schäfer beim diesseitigen (linken) Ausgang der ehemaligen römischen Neckarbrücke entdeckt und von mir augenblicklich nach ihrer Auffindung im Auftrage des Finders und in Abwesenheit des Herrn Hofrath Stark, der sich gerade auf einer Ferienreise befand, in der Heidelberger Zeitung vom 7. und 8. August (No. 183 und 184, 1877) publicirt. Abgedruckt wurde diese Edition sodann auch in der »Karlsruher Zeitung« vom 25—27. August. Eine weitere, etwas ausführlichere Besprechung dieser Steinschriften gab ich sodann in der Kölnischen Zeitung vom 18. August (1877 No. 229).

Ausser dieser meiner Lesung der Steine ist bis jetzt keine andere

---

1) Erklärung der Peutinger Tafel. Stuttgart 1866.

selbständige Veröffentlichung derselben erfolgt, wenigstens hatte bis zum ersten September, wo die Steine nach Karlsruhe in das Landesmuseum verbracht wurden, dem Zeugnisse des Herrn Schäfer zu Folge, in dessen Privatwohnung sie so lange aufbewahrt waren, Niemand eine Abschrift davon genommen. Um so seltsamer muss es erscheinen, wenn nun ein nicht genannter Mitarbeiter der englischen »Academy« (S. p. 228 dieses Blattes) es für angezeigt erachtete, die Veröffentlichung meines, dieser Zeitschrift sub dato 11. August zugeschickten, ausführlichen, englisch geschriebenen Artikels über die Meilensteine dadurch zu verhüten, dass er mich nicht für berechtigt erklärte, diese Steine überhaupt zu veröffentlichen![1])

Dass aber meine Editionen alle schon längst in den genannten Blättern unbeanstandet zu lesen waren, war dabei freilich ignorirt! —

Wenden wir uns nun von diesem unerquicklichen Intermezzo zu unserm Thema selbst, so wird es nach diesen Vorgängen von Interesse sein, meine in jenen Zeitungen gegebenen Ausführungen möglichst wortgetreu folgen zu lassen. Ich schrieb nämlich Anfangs August an genannten Stellen folgender Maassen:

Die schon mehrfach von uns in verschiedenen Blättern in Betracht genommene römische Niederlassung bei Heidelberg lieferte dieser Tage Funde von grossem geschichtlichen wie geographischen Interesse, die bis jetzt noch nicht bekannt gemacht worden sind[2]). Es kam nämlich eine ganze Reihe von Meilensteinen (sogenannte Leugenzeiger) zu Tage, die alle mit derselben Angabe der Entfernung von dem Mittel-

---

1) Abgesehen davon, dass meines Erachtens eigentlich Jedermann im deutschen Reich das Recht hat, römische Inschriften ad libitum zu publiciren, hat die genannte Zeitschrift jetzt in einem Privatbriefe an mich ihren Angriff zurückgenommen, nachdem sie sich überzeugt hatte, dass nicht nur der, eine Veröffentlichung allein ermöglichende Entdecker, mir die Bekanntmachung derselben übertragen hatte, sondern auch, dass dieselbe im vollem Einverständnisse mit Herrn Hofrath Stark geschah.

Ein anderer mir gemachter Einwurf, der diese Meilensteine, die doch in epigraphischer Hinsicht, wie in Bezug auf die römische Kaisergeschichte, aber besonders für die antike Geographie unserer Gegend von hoher Wichtigkeit sind, als »inconsiderable discovery« hinstellen will, wurde von einer andern englischen Redaktion nicht getheilt, indem dieselben, trotz ihrer angeblichen Unbedeutendheit, doch von anderer Seite ihren Weg in das englische »Athenaeum« gefunden haben!

2) Unser ausw. Secretär Hr. Hofrath Stark in Heidelberg wird über die Gesammtheit der dortigen Funde eingehende Mittheilungen mit bildlichen Beigaben in den Jahrbüchern demnächst bringen. D. Red.

punkte des römischen Verwaltungsgebiets der untern Neckargegenden, von Lopodunum (dem heutigen Ladenburg) versehen und einer fast ununterbrochenen Reihe von Kaisern zwischen den Jahren 220—260 n. Chr. gewidmet waren. Sie fallen also gerade in die Epoche der letzten dauernden Anwesenheit der Römer diesseit des Rheins und enden so ziemlich mit dem allgemeinen Angriff der Alemannen auf das sogenannte Decumatenland, der zur Zeit der 30 Tyrannen seinen Anfang nahm.

Gesetzt sind diese Meilensteine von der civitas Ulpia Severiana Nemetum, die sich auch einmal devotissima nennt und die, nach diesen Prädicaten zu schliessen, von Ulpius Trajanus gestiftet und von Septimius Severus wohl mit neuen Privilegien ausgestattet wurde. Unter civitas ist hier, wie allenthalben am Rhein und in Gallien, nicht der locale Mittelpunkt einer Stadtgemeinde zu verstehen, sondern das ganze Municipalgebiet, das an Ausdehnung etwa einem unserer Kreise entsprochen haben mochte. Der Name von Heidelberg selbst ist aus diesen Meilensteinen nicht ersichtlich, was auch ihrer Natur nach gar nicht der Fall sein kann, da nie angegeben wird, an welcher Stelle des Territoriums (d. h. der civitas) sie gesetzt sind, sondern nur die Entfernung vom jedesmaligen Hauptorte bemerkt ist, in unserm Falle also Lopodunum. Die Meilensteine sind aber in solchen Bezirken von der ganzen, über das Land vertheilten Bürgergemeinde den Strassen entlang gesetzt worden, nicht allein von dem Hauptorte derselben.

In diesem letztern stand jedes Mal der Ausgangspunkt der Zählung, und ein betreffender Stein dieser Art wurde gerade auch in Ladenburg schon vor längerer Zeit aufgefunden (vgl. Wilmanns No. 2258 = Brambach 1713). Derselbe ist an Septimius Severus gerichtet von derselben Bürgergemeinde (civitas Ulpia Severiana), der auch der Verwaltungsmittelpunkt, der vicus Lopodunum, selbst angehörte. Höchst wahrscheinlich hat man nun auch zu Ladenburg jedem folgenden Kaiser einen neuen Denkstein dieser Art gesetzt, von dem aus die Leugenzeiger der von hier aus bis zu den Gränzen des Municipalgebietes und darüber hinaus auseinandergehenden Strassen gerechnet wurden.

Nachgrabungen würden wahrscheinlich die ganze Serie der Kaiser ergeben. Da aber hierzu leider gar keine Aussicht vorhanden ist und wir Deutsche vorziehen, mit schwerem Gelde den Griechen, Italienern und andern Völkern ihre antiken Schätze ans Tageslicht zu ziehen, statt unsere heimische Geschichte durch systematische Ausgrabungen an den alten Culturstätten aufzuhellen, so müssen wir uns vorläufig mit dem begnügen, was der blosse Zufall zu Tage fördert, wenn dies

in der Regel auch noch so bescheiden ist. Als ein ganz exceptioneller und nicht genug zu lobender Fall muss es ja betrachtet werden, wenn ein Mann wie Herr Bezirksbauinspektor Schäfer in Heidelberg, dem der Bau des neuen akademischen Irrenhauses daselbst übertragen ist, diese Gelegenheit ergreift, um mit Unterstützung von staatlicher Seite die sich darbietende Fundgrube römischer Antiquitäten nach besten Kräften auszubeuten.

Kehren wir nun zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung, zu Ladenburg am Neckar zurück, so lief von hier aus eine kerzengerade Römerstrasse, die bis vor Kurzem noch bestand, nach dem zwei Gehstunden davon weiter oberhalb am Neckar liegenden Dorfe Neuenheim, von wo sie mittels einer stehenden Pfahlbrücke, deren Reste man noch auffand, auf das jenseitige linke Neckarufer, d. h. auf die Fundstätte der zu beschreibenden Meilensteine beim neuen Irrenhause unterhalb Heidelberg lief. Hier bezeichnete man nun die Entfernung von dem Hauptorte der civitas, d. h. von Lopodunum-Ladenburg durch die auf allen diesen Leugenzeigern stehende stereotype Angabe »A Lopoduno leugae IV«, was ganz genau mit der wirklichen Entfernung stimmt, da eine gallische Leuge gleich einer halben Gehstunde war. Jedem neuen Kaiser zu Ehren wurde immer wieder eine neue Wegsäule dicht neben die frühere hingesetzt. Der Anfang wurde wohl auch hier wie zu Ladenburg mit dem Soldatenkaiser Septimius Severus gemacht; der betreffende Stein fand sich aber nicht mehr vor.

Auch von seinem unwürdigen Sohne Caracalla fand sich zu Heidelberg kein Denkmal vor, wiewohl gerade von ihm ein solches zu erwarten gewesen wäre. Wenigstens setzte die südlich an unsere civitas angrenzende civitas oder res publica Aurelia Aquensium, deren Hauptort Aquae (Baden-Baden war), diesem Kaiser Meilensteine an den Strassen ihres Gebietes und zwar im Jahre 213, während seines Aufenthaltes in den Dekumatenlanden. Caracalla unternahm damals einen angeblich siegreichen, wahrscheinlich aber erfolglosen Zug am obern Maine gegen die in diesem Jahre zum ersten Mal genannten Alemannen, deren Auftreten von nun an die oberrheinischen Niederlassungen in steter Aufregung erhielt. Nach der gewöhnlichen Annahme waren dieselben eine Vereinigung verschiedener, in der Maingegend ansässiger herminonischer Völkerschaften, eine neuere von Baumann ausgesprochene Ansicht kommt dagegen zu dem Resultate: dass die Alemannen nicht aus einem Bunde mehrerer Stämme hervorgegangen, sondern von Anfang an ein einheitlicher Stamm und nichts anderes seien, als die nach Westen geschobenen Semnonen, das Hauptvolk der Sueben.

Wie dem auch sei, die Geschichte dieses Volkes von der Zeit seines ersten Auftretens an, also vom 3. Jahrh. nach Christus, ist innig verflochten mit der des Dekumatenlandes (der sog. agri decumates).

Unaufhörlich bedrängten die Alemannen diese Gegenden, so dass dieselben nicht mehr zur Ruhe kommen konnten. Deutlich spricht sich dies auch von nun an in dem tumultuarischen Charakter aller römischen Anlagen dieser Zeit aus.

Zugleich stürzte zu Rom die Militärherrschaft Kaiser um Kaiser; kaum erst erhoben, wurden die Imperatoren alsbald wieder von der Soldateska ermordet.

Eine lebendige Illustration zu diesem steten Wechsel bieten schon unsere Meilensteine, die in verhältnissmässig kurzer Zeit eine fast ununterbroche, lange Kaiserreihe umfassen.

Dass dieselbe höchstens bis zum Jahre 256 reicht, scheint seinen guten Grund zu haben.

Denn hören wir schon von fortgesetzten Kämpfen gegen die Alemannen unter Alexander Severus und Maximin, nicht minder auch unter Philippus Arabs und Decius, so brachten sie die höchste Gefahr über das Dekumatenland sowohl, wie bald auch über die dahinter liegenden Provinzen Gallien und Rhätien unter dem schlaffen Gallienus von der Mitte des 3. Jahrhunderts an. — Diese »Kriege der Alemannen mit den Römern« schildert die vortreffliche Schrift von Holländer (Karlsruhe 1874) auf das Ausführlichste.

Uns interessirt hiervon zunächst nur der Umstand, dass Gallienus die Alemannen im Jahre 256 (oder 257) ein erstes Mal zurückschlug, in Folge dessen er auch den Titel Germanicus magnus annahm, den er eben auf dem betreffenden Meilensteine (S. unten No. VII) noch nicht führt. Aber schon 259 machten sie einen zweiten erfolgreicheren Angriff gegen unsere Gegenden, wie überhaupt gegen Gallien, verwüsteten dieses Land weit und breit, überschritten darauf die Westalpen und richteten auch im nördlichen Italien furchtbare Verheerungen an. Erst auf ihrem Rückzuge schlug sie Gallienus bei Mailand. Gallien erwählte sich nun eigene Herrscher, die seit 261 das Land von den Barbaren befreiten und auf eigene Hand die Grenzen sicherten; Gallienus aber vernachlässigte den Schutz Rätiens, sodass die Alemannen, neu verstärkt durch die Juthungen, von nun an durch diese Donauprovinz ihre Plünderungszüge nach Italien wiederholen konnten.

Claudius schlug sie am Gardasee; Aurelian noch zweimal, 270 an der Donau, 271 in Italien.

Hiermit endete aber auch für immer der Besitz der Römer über das Zehntland. Von der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts an hatten sich die Alemannen dauernd im römischen Gebiet diesseits des Grenzwalles festgesetzt und dadurch den, gerade in der letzten Epoche der Anwesenheit der Römer, trotz der unruhigen Zeiten (den vielen Denkmälern derselben zu Folge) in grösster Blüte stehenden dortigen Niederlassungen den Todesstoss gegeben.

Insbesondere zeigt sich in dieser letzten Periode der Römer, also in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts eine bedeutende Entwicklung des municipalen Lebens in unsern Gegenden. Dies bewiesen schon die vor gerade 10 Jahren zu Ladenburg gefundenen neuen Inschriften (Wilmanns No. 2256 und 2257), die ich zuerst an folgenden Orten bekannt machte: Im Mannheimer Anzeiger (= Neue Badische Landeszeitung) 1867, No. 45 und 52, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1867 p. 762 (= Bonner Jahrbücher XLII, 215) und dann in demselben Blatt p. 1394, endlich auch bei Brambach in dessen »Baden unter römischer Herrschaft« (Freiburg 1867) p. 23 ff. u. i. d. Archäol. Zeit. 1869, 73.

Auf diesen Inschriften, die am ausführlichsten von Stark in diesen Jahrb. XLIV, 32 ff. behandelt sind, ergänzte ich überall die civitas Ulpia Severiana Nemetum, vermuthete aber, dass die ganze von Nemetern bewohnte Landschaft, also auch der linksrheinische Theil so geheissen habe.

Aus den vorliegenden Meilensteinen geht nun aber unzweideutig hervor, dass der rechtsrheinische Theil, d. h. das untere Neckarland, ein eigener organisirter Bezirk war (eine sogenannte civitas oder res publica), weil er Meilensteine von seinem eigenen Verwaltungsmittelpunkte, d. h. von Lopodunum aus, setzte, um die Entfernung von diesem Orte bis zu den dazu gehörigen andern Römerstationen zu bezeichnen, die meistens blos form- und namenlose Dörfer waren. Ein solches war eben Heidelberg — Neuenheim, trotz seines Umfanges wohl auch, und stand dasselbe zu dem vicus Lopodunum im Verhältniss einer diesem untergeordneten Niederlassung, wie anderseits Lopodunum sammt dem ihm untergebenen ganzen organisirten Bezirke im Verhältniss zur colonia Nemetum (Speier) als Untergemeinde zu betrachten ist.

Gehn wir nun auf die Meilensteine, oder vielmehr Leugenzeiger im Einzelnen über, nachdem noch vorausgeschickt werden mag, dass dieselben (abgesehen von dem oben erwähnten, ein viereckiges Postament bildenden Denkmale, das, dem Septimius Severus gewidmet, den Ausgangspunkt der Zählung bildete (Wilmanns, No 2258), alle von

cylindrischer Form sind, wie gewöhnlich, und aus rothem Sandstein bestehn:

I. Meilenstein zu Ehren des Elagabalus aus dem Jahre 220 p. C. Hinsichtlich der Form des Steines ist vorauszuschicken, dass seine Gesammthöhe 2,35 m. beträgt, wovon 1,70 auf den runden Säulenschaft, 0,65 auf den viereckigen Sockel kommen, der ehemals in der Erde stack. Der Durchmesser der Säule beträgt 0,50.

Die zehnzeilige Inschrift lautet so:

IMP · CAES ·
DIVI · SEVERI · NEPOT ·
DIVI · ANTONINI ·
MAGNI . FILIO · MARCo ·
5 AVR · ANTONINO PIO
FELICI · AVG · PONTIFICI
MAX · TRI · POTESTI · TER ·
COS · III · P · P · PROCOS ·
C · V · S · N · DEVOTISSIMA
10 POSIT · A · LOP · L · IIII

Um zuerst von dem Aeussern der Inschrift zu sprechen, ist zu bemerken, dass in Zeile 5 speciell der Name ANTONINO, den Elagabal, dieser berüchtigte Syrier, so sehr entehrt hatte, auch auf diesem Denkmale, wie öfters, ausgemerzt ist. Doch ist er noch entzifferbar und daher hier nach gewöhnlicher Methode durch Punkte unter den einzelnen Buchstaben als nicht ganz vertilgt angedeutet.

Was die Buchstabenformen anbelangt, die bei einer datierten Inschrift von hervorragendem Interesse sind, so ist sowohl bei dem vorliegenden, wie bei den folgenden Meilensteinen zu beachten dass der Buchstabe P eine zwiefache Behandlungsweise zeigt, indem sowohl die gewöhnliche offene Form desselben, wie auch die völlig geschlossene angewandt ist. (Vgl. meine Bemerkungen über die verschiedenen Gestaltungen dieses Buchstaben in diesen Jahrbüchern LII, 87.)

Der Buchstabe O in der zweiten Zeile hat in der Mitte einen Punkt, wie z. B. bei Brambach 1568.

Die vulgäre Form posit Z. 10 statt posuit erscheint oft auf Inschriften (z. B. bei Becker, Mainzer Catalog No. 12).

Gehn wir nun auf die Erklärung der Inschrift über, so mag vorerst die kurze Angabe genügen, dass Elagabal auch hier seine ge-

wöhnlichen Namen und Titel führt. Er nennt sich nämlich Enkel des verstorbenen (Septimius) Severus und Sohn des gleichfalls (seit 218) dahingeschiedenen Antoninus magnus, d. h. des Wütherichs Caracalla. Ganz dieselbe Bezeichnung führt Elagabal auch auf einem in der Nähe von Baden-Baden, d. h. in der Entfernung von 4 Leugen von diesem, zur Römerzeit Aquae genannten Orte errichteten Meilensteine (Wilmanns, No. 842 = Brambach 1956). Gesetzt wurde derselbe von dem ganzen dortigen Verwaltungsbezirke, d. h. von der civitas Aurelia Aquensium, welche südlich von dem auf den vorliegenden Meilensteinen genannten Nemeter-Gebiete lag.

Ueberhaupt bietet dieser Badener Meilenstein eine vollständige Sachparallele zu dem vorstehenden. Auch auf ihm wurde der Name des Kaisers nach seinem Tode laut Senatsbeschluss, wie auf vielen anderen öffentlichen Denkmalen vertilgt, um dadurch das unheilvolle Andenken an diesen Regenten auszulöschen.

Ferner ist auch die Zeit des Steinsatzes dieselbe, nämlich das Jahr 220, in welchem Elagabal (der anno 218 zur Regierung gekommen war, damals also zum ersten Mal die jährlich erneuerte tribunicische Gewalt bekleidet hatte) zum dritten Mal die trib. pot. innehatte, d. h. im dritten Regierungsjahre stand. Nach dem neben dem dritten Tribunatsjahre angegebenen Consulatsjahre bekleidete der Kaiser im Jahre 220 zugleich auch zum dritten Male das Consulat und stimmt diese Angabe überhaupt zu der allgemeinen Annahme, nach welcher die beiden Consuln dieses Jahres Elagabal und Comazon (letzterer zum zweiten Male) waren. (Vgl. eine Inschrift aus Mainz bei Brambach 1138 = Wilmanns 2273. Vielleicht gehört auch die fernere Mainzer Inschrift, ibid. No. 2275 hierher.)

Zwei weitere Meilensteine, im Wiesbadener Museum befindlich, und ebenfalls im dritten Regierungsjahre dieses Kaisers gesetzt, nennen ihn indessen blos consul designatus (Brambach No. 1938 u. 1941), sodass er hiernach erst im folgenden Jahre 221 consul III geworden wäre.

Wie dem auch sei, so nennt ein bei Wilmanns No. 1000 aufgeführter Meilenstein, der im fünften und letzten Regierungsjahre des Elagabal, also 222, errichtet worden war, denselben consul IV.

Dieses Schwanken in der Datierung nach dem Consulatsjahre erstreckt sich nun wie es scheint auch auf den vorstehenden Heidelberger Meilenstein.

Die siebente Zeile desselben ist nämlich keineswegs klar, indem

zwar der Schluss derselben vollkommen deutlich TER lautet mit vorhergehendem Punkte, also anzeigt, dass der Kaiser die vorhergenannte tribunicische Würde zum dritten Male (ter oder auch tertium) bekleidete, allein die merkwürdige Abkürzung POTESTI. kann doch kaum den gewöhnlichen Ablativ potestate oder den Genitiv potestatis bedeuten. Statt tribuniciae potestatis ter (= tertio anno) scheint also ein abgekürzter Dativ POTEST(AT)I, in Folge einer falschen Analogie mit dem folgenden consuli tertium und den übrigen Dativen des Steines gesetzt worden zu sein, indem man sich die Würde personificirt dachte. Auslassungen einzelner Buchstaben, wie hier, sind besonders bei der unten unter No. VI folgenden Inschrift bemerkbar. — Freilich fällt bei dieser Erklärung wieder auf, dass dieselbe Zahl einmal in Lettern ausgeschrieben sein soll, nämlich bei Angabe der tribunicischen Gewalt; das andere Mal gleich darauf aber wieder in Ziffern, bei Angabe des Consulates.

Ich hatte daher den Versuch gemacht, das Jahr 219 als Zeit unseres Meilensteines zu fixiren, unter der Annahme, der Steinmetz habe den Punkt verkehrt gesetzt, so dass er hätte schreiben sollen POTEST·ITER·, d. h. tri(buniciae) potest(atis) iter(um).

Diese Lesung wäre nun zwar sehr leicht möglich, allein sie dürfte doch bedenklich sein, so lange nicht auch anderweitige Inschriften gefunden werden, die ebenfalls das zweite tribunicische Jahr mit dem dritten Consulatsjahre des Elagabal verbinden. Die bei Wilmanns, No. 135 u. 998 stehenden geben aber für das Jahr 219 blos sein zweites Consulat an.

II. Meilenstein des Severus Alexander, wurde wohl schon im Jahr 222 gleich nach Ermordung des Elagabalus und beim Beginn der Regierung des Severus Alexander errichtet, indem bei jedem Thronwechsel ein anderer Meilenstein mit dem Namen des neuen Herrschers gesetzt worden zu sein scheint. Hieraus erklärt sich denn auch, dass hier weder die tribunicische Gewalt, d. h. das Regierungsjahr, noch das Consulat angegeben ist. Für beide Würden wird schon desshalb das erste Jahr als Stiftungszeit des Steines anzunehmen sein, denn bei einem Meilensteine würde sich der Mangel einer genaueren Datirung sonst schwer erklären lassen. Von Interesse für uns ist, dass demselben Jahre zwei weitere Meilensteine angehören, welche durch die benachbarte »civitas Aurelia Aquensium« errichtet worden sind (vgl. Brambach No. 1957 und 1960). Diese, sowie eine englische In-

schrift aus demselben Jahre 222 (Wilmanns No. 755b) zeigen an, dass der Kaiser damals zum ersten Male Consul war.

Was nun das Aeussere unseres zu Ehren desselben gesetzten Heidelberger Meilensteines betrifft, so ist derselbe über 2 m. hoch, wovon 1½ auf den runden Schaft kommen, 0,55 auf den Sockel. Der Durchmesser der Säule beträgt 0,50. Die Inschrift ist zwar vielfach halb erloschen, so besonders in der fünften Zeile, so dass man vermuthen könnte, der Name Alexandro sei gewaltsam vertilgt, wie bei Wilmanns No. 1004 und 2360, allein die ganze Inschrift ist so wenig tief eingehauen, dass man lieber ein natürliches und allmähliches Verlöschen derselben annehmen wird. Immerhin ist dieselbe mit einiger Anstrengung noch lesbar. Der Kaiser erscheint auch hier mit seinen gewöhnlichen Namen, die alle ausgeschrieben sind, sowie mit seinen sonstigen Titeln in der gewohnten Reihenfolge:

IMP · CAES
MARCO
AVRELIO
SEVERO
5 ALEXANDRO
PIO·FELICI
AVG ·
C · S · N ·
A · LOP · L · IIII

III. Meilenstein zu Ehren Gordianus III. vom Jahr 238.

Nach dem gewaltsamen Tode des gegen die Alemannen zu Felde ziehen wollenden trefflichen Alexander Severus im Jahre 235 durch seine eignen Soldaten in der Gegend von Mainz, auf Betreiben des rohen Maximinus Thrax kam dieser letztere an die Regierung. Er schlug die Alemannen zwar im folgenden Jahre (236), doch schon 237 waren sie wieder in Bewegung. Es war vielleicht eine Folge der Alemannen-Einbrüche seit 234, dass sich von ihm kein Meilenstein zu Heidelberg vorfand, wiewohl solche nördlich davon von der civitas Mogont. innerhalb ihres Gebietes zu Ehren desselben gesetzt wurden. So auf dem Strassenzuge von Mainz zu den Odenwaldcastellen (s. Brambach 1963), sowie auf der Strasse von Mainz nach Worms (ib. 1944). — Maximin kam 238 um. Seinem Nachfolger, Gordianus III., dessen Zeit etwas ruhiger war, wurde nun wieder zu Heidelberg eine Wegsäule gesetzt.

Dieser Kaiser war der Enkel des als proconsul von Afrika, noch während der Regierung des Maximin, daselbst zum Kaiser ausgerufenen Gordianus I. Dieser letztere war aber alsbald sammt seinem, zum Mitregenten angenommenen Sohne, Gordianus II., von dem benachbarten Statthalter von Mauretanien besiegt und getödtet worden, so dass, als inzwischen auch Maximinus gefallen war, Gordianus III. in demselben Jahre 238 zur Regierung gelangte. (Vgl. Wilmanns No. 1011.)

Dies war denn wohl auch das Jahr des Steinsatzes, da die Zahl der tribunicischen Gewalt nicht angegeben ist, der Kaiser also diese Würde zum ersten Mal bekleidet haben wird. Die Consulatsangabe fehlt ganz, was dafür spricht, dass er diese letztere Würde noch nicht bekleidete.

Im Uebrigen war der Kaiser 239/240 zum ersten Mal und 241/242 zum zweiten Mal Consul.

Im Jahr 244 kam er bereits um.

Um nun auf den zu Ehren dieses Regenten zu Heidelberg gesetzten Meilenstein zu kommen, so bildet derselbe zwar noch ein Ganzes, aber der obere, kleinere Theil des Steines, der den Anfang der Inschrift enthielt, ist abgeschliffen. Die Totalhöhe des Steines beträgt aber immer noch 1,80 m., bei einem Durchmesser bis zu 0,40. Die Inschrift lautet so:

I\D///////O I
P·F·AVG·P·M·
TRB·P·P·P·C·S·N·
L·IIII·

Dies habe ich auf die folgende Weise interpretirt: (Imperatori Caesari M. Antonio) [GO]RD[IAN]O I(nvicto) P(io) F(elici) AVG(usto), P(ontifici) M(aximo), TR(I)B(unicia) P(otestate), P(atri) P(atriae): C(ivitas) S(everiana) N(emetum), L(eugae) quatuor [zu ergänzen a Lopoduno, das hier, wie öfters in ähnlichen Fällen, weggelassen ist].

Der ganz abgeschlagene Anfang ist hierbei auf die gewöhnliche Weise ergänzt. Gordianus führte nämlich neben seinem cognomen die bekannten Namen M. Antonius. In der jetzt ersten Zeile ist nun nur noch, wie aus dem Texte ersichtlich ist, Folgendes zu erkennen: Zuerst ist der Untertheil eines R sicher, sodann der eines D, worauf der vordere Schenkel eines A zu folgen scheint. Hierauf kommt eine zerstörte Lücke von etwa zwei Buchstaben, wonach dann ein O folgt. Nach diesen gegebenen Faktoren habe ich auf die angegebene Weise

[GO]RDA[N]O ergänzt, wobei dann das D als mit einem I ligirt zu denken ist, da das Bruchstück des A unmittelbar darauf folgt.

Diese meine Erklärung beansprucht zwar durchaus keine Unfehlbarkeit, sie dürfte indessen die meiste Wahrscheinlichkeit vor etwaigen anderen, deren mir übrigens keine bekannt sind, voraus haben.

Ob am Schluss dieser Zeile noch ein I steht, das ich hier wiedergebe, wie es schon meine erste Abschrift des Originals enthielt, ist durchaus nicht sicher, denn der betreffende senkrechte Strich, nach dem der Stein übrigens abgeschlagen ist, könnte auch eine Begrenzungslinie der Zeile gewesen sein.

Dies scheint mir nun wahrscheinlicher wie meine frühere Erklärung Invictus, welcher Titel bei diesem Kaiser sehr häufig fehlt, wie dies Wilmanns ad No. 1011 auch ausspricht: »Invicti cognomine plerumque abstinet; Pius Felix in lapidibus anno jam 238, in nummis sequente demum anno vocatur.«

Von sonstigen Eigenthümlichkeiten der Inschrift ist noch hervorzuheben, dass in der vorletzten Zeile die Abkürzung TRB· auffallend ist. In meiner ersten Publication gab ich TRıB· indem ein kleinerer Strich zwischen R u. B steht, der zwar ein kleineres I sein könnte, aber nicht so tief wie die andern Buchstaben eingehauen ist. — Die Buchstabenformen anlangend, so ist das P hier überall ganz geschlossen, wovon schon oben ad No. I gehandelt wurde.

Von Interesse ist aber besonders auch das M dieser Inschrift, welches, bei vertikalen Schenkeln, seinen Mittelwinkel nicht bis auf die Zeile herunterreichen lässt, was sonst durchweg Regel ist.

IV. Meilenstein zu Ehren der beiden arabischen Philippe vom Jahre 246. — Der ältere Philippus wurde nach dem Tode des dritten Gordian im Jahre 244 zum Kaiser ernannt. Er war damals consul designatus; erst im nächsten Jahre, 245, war er zum ersten Male Consul, als er im zweiten Jahre seiner Regierung stand.

Das dritte Jahr derselben, nämlich 246, ist das auf unserm Steine genannte Tribunats- oder Regierungsjahr: T(ribunicia) P(otestate) III.

Die Nummer des Consulats ist nicht angegeben, weil es noch als das erste galt, während Presens und Albinus die eigentlichen Consuln dieses Jahres waren. Der Versuch, die Zahlenangabe III zum folgenden COS· zu ziehen, ginge nicht an, denn abgesehen von der in diesem Falle mangelnden Analogie mit den übrigen Meilensteinen würde das dritte Consulatsjahr des Vaters, d. h. 248, nicht zu der auf unserer Heidelberger Inschrift angegebenen Thronfolgerwürde des schon 247

Mitkaiser gewordenen Sohnes stimmen. Indessen bekleidete der ältere Philipp das Consulat zum dritten und letzten Male wahrscheinlich schon von 247 an, bis zu seinem Tode, 249.

Wenigstens bezeichnet eine Inschrift das fünfte Jahr seiner Regierung, also 248, und zugleich sein drittes Consulat. (Vrgl. über diese Verhältnisse Wilmanns No. 1013—1015.)

Was nun den Sohn des ältern Philipps betrifft, den Philippus junior, so hatte derselbe blos den Rang eines »nobilissimus Caesar« d. h. eines Thronfolgers, und zwar von 244—247, in welch letzterem Jahre er erst zum Mitregenten ernannt wurde.

In demselben Jahre, 247, war er zum ersten Male Consul.

Im folgenden, 248, war er es zum zweiten Male, während sein Vater zugleich cos. III war. (In Folge dessen bezieht Wilmanns, No. 2275 eine schon erwähnte Mainzer Inschrift hieher, die nach zwei nicht genannten Consuln datiert ist und die Becker in seinem Cataloge No. 12 zu dem Jahre 208 stellt. Die Consulnamen sind nämlich, wie gesagt, ausgelassen und ist blos am Schlusse bemerkt: »dedicata ara Kal. Oct. ter et bis cos«. Noch andere Möglichkeiten hatte Lehne angegeben.)

Im nächsten Jahre, 249, wurden die beiden Philippe auf Veranlassung des Decius getödtet, dem dann auch der Thron zufiel.

Betrachten wir nun unsere Heidelberger Wegsäule, so erscheinen hier die beiden Herrscher, deren voller Name Marcus Iulius Philippus war, mit ihren gewöhnlichen Titeln. Den Namen Germanicus, der ihnen überhaupt nur auf Münzen vom Jahre 248 zuertheilt wird, führen sie hier so wenig, wie auf andern Steinen. Der ältere Philipp führt sonst manchmal auch den Titel Invictus neben dem gewöhnlichen Pius Felix Augustus. Auch war er pontifex maximus; der jüngere heisst häufig princeps juventutis, was alles auf unserm Steine nicht der Fall ist.

Was nun das Aeussere desselben betrifft, so bildet derselbe blos noch ein kleines Bruchstück, dessen Höhe nur noch 92, bei einem Durchmesser von 37 cm. beträgt. Die Inschrift ist aber noch vollständig und ziemlich gut erhalten. Die Buchstabenformen sind hier alle ganz regelmässig, die P also alle offen:

IMP · CAES · M ·
IVL · PHILIPPO
PIO · F · AVG · T · P
III · COS · ET · M ·
5 IVL · PHILIPPO
NOB · CAES ·
C · S · N ·
L · IIII

= Imperatori Caesari Marco Julio Pilippo pio felici augusto tribuniciae potestatis tertio (anno), consuli et Marco Julio Philippo nobilissimo Caesari: civitas Severiana Nemetum [scil. a Lopoduno, was auch hier fehlt] leugae quatuor.

V. Meilenstein des älteren Decius, wohl vom Jahr 249. Alsbald nach der Thronbesteigung dieses Kaisers wurde demselben zu Ehren ein neuer Meilenstein zu Heidelberg errichtet. Da weder die Zahl der Tribunatsjahre noch auch das Consulat angegeben ist (obwohl der Kaiser damals, d. h. 249, schon zum ersten Mal Consul gewesen sein muss), so ist wohl gleich das erste Regierungs-Jahr anzunehmen. Hieraus erklärt sich am besten die blosse Nennung der Tribunatswürde, bezeichnet durch das gewöhnliche T. P., ohne beigefügte Zahlenangabe. Uebrigens waren die Consuln des Jahres 249 Aemilianus und Aquilinus. Das folgende Jahr 250 sah aber Decius als »consul bis«, zugleich »consul designatus ter« und proconsul. Im Jahre 251 wird er genannt cos. III, procos. (Vgl. Wilmanns No. 1016—1018.) Der proconsularische Titel wird Decius auch auf unserm Meilensteine beigelegt.

Zu bemerken ist noch, dass nach Wilmanns einige Inschriften die Regierungszeit des Decius nicht vom Jahre 249 an datieren, (in welchem derselbe nach Besiegung der beiden Philippe durch den Senat zum Augustus ernannt wurde), sondern schon von 248 an, wo er durch die Legionen in Mösien zum imperator ausgerufen worden war. Die Datirung nach den Tribunatsjahren ist daher auf den Steinen des Decius eine schwankende.

Gehn wir nun über zu unserer Heidelberger Inschrift, die den vollen Namen des Decius mit allen seinen sonstigen Prädikaten enthält, so bietet sie das Besondere, dass derselbe hier Troianus heisst, statt Traianus. So auch der ältere Trajan selbst bei Wilm. 2643.

Durch diese Bezeichnung scheint eine Anspielung auf alttrojanisches Heldenthum ausgesprochen worden zu sein, wenn nicht etwa

der Volksmund überhaupt den altbekannten Namen Trajan in dieser Form aussprach. Vergl. Legio II Troiana bei Bramb. 1116.

Hervorzuheben ist ausserdem dass das praenomen Gaius vor dem Gentile Messius, hier nicht durch das gewöhnliche C, sondern durch G bezeichnet wird, wozu Wilmanns II p. 403 eine Reihe von Beispielen bietet. Ebenda sind auch mehrere Beispiele von Vornamen, die voll ausgeschrieben sind, wie wir dies schon oben in No. I u. II bei dem praenomen Marcus fanden.

Gerade so ist aber im vorliegendem Falle der Vorname Quintus, der freilich hier sammt den folgenden beiden Troianus Decius als cognomen verwandt ist, mit allen Buchstaben ausgeschrieben [1]).

Betrachten wir nun schliesslich noch die äussere Form unseres Leugenzeigers sammt dem unversehrten Texte desselben.

Die Totalhöhe des in der Mitte in zwei Theile zerbrochenen Steines beträgt 1,90 m. bei 0,36 Durchmesser. Die Inschrift lautet:

IMP · CAES ·
G · MESSIO
QVINTO
TROIANO
5 DECIO · P · F ·
INVICTO · AVG ·
P·M·T·P·P·P·PROCOS·
C · S · N · L · IIII

1) Wie ich schon oben andeutete, haben meine Original-Abschriften und Erklärungen der Heidelberger Meilensteine, das Athenaeum, dem ich sie zuschickte, zu einer eigenen Bearbeitung derselben veranlasst. Dass mein Name von Seite der Redaktion übergangen ist, kann mir nur erfreulich sein, denn auf diese Weise können die hierbei begangenen Irrthümer, von denen sich kein einziger in den von mir direkt gemachten Copien befindet, auch nicht auf meine Rechnung gesetzt werden. So edirte ich in den deutschen Blättern Anfangs August schon TROIANO, wie es auf dem Steine steht. Das Athenaeum vom 25. August zog es aber vor, statt dessen Traiano zu schreiben! — Auch die übrigen Steine sind im Athenaeum, trotz meiner vorhergehenden richtigen Fassung ungenau wiedergegeben. So steht auf No. VII ebenso wie auf allen übrigen ganz deutlich die Entfernung von vier Leugen, nicht aber leugae III, was schon desshalb unstatthaft wäre, weil alle Steine zusammen an demselben Punkte gestanden haben. Von No. III wird angegeben »broken into several parts«, während der Stein ein Ganzes bildet, nur ist die Inschrift oben abgescheuert, oder wie ich geschrieben hatte »Inschrift nur noch bruchstückweise vorhanden«. — Auch habe ich die Sigle TRIB·P· meinerseits freilich nicht durch Zuhilfenahme des plebeischen tribunus plebis erklärt.

also imperatori Caesari Gaio Messio Quinto Troiano Decio, pio, felici, invicto, augusto, pontifici maximo, tribunicia potestate, patri patriae, proconsuli etc.

VI. Meilenstein zu Ehren des jüngern Decius, wohl im Jahre 250, bei seiner Ernennung zum Thronfolger gesetzt. In diesem Jahre war er blos consul designatus, wozu stimmt, dass hier weder das Consulat, noch die tribunicische Gewalt überhaupt angegeben sind.

Im nächsten Jahre, 251, war er Consul, wurde aber schon im Herbste desselben Jahres, sammt seinem Vater in einer Schlacht gegen die Gothen getödtet.

Unser Decius junior war nie Mitregent, sondern besass nur die Würde eines »nobilissimus Caesar«, wie gesagt eine Bezeichnung für die Thronfolger, welchen Titel sie alle seit Geta's Zeit führten (vgl. Wilmanns zu 996). Der Kaiser hatte aber ausserdem noch einen zweiten Sohn, der bei Lebzeiten des Kaisers ebenfalls den Titel eines Thronfolgers führte, nach dem Tode seines Vaters aber zum Augustus ernannt wurde. Es war dies C. Valens Hostilianus, der übrigens noch in demselben Jahre 251 gleichfalls umkam. Im Jahre vorher, 250, hatte derselbe bald nach seinem älteren Bruder die tribunicische Gewalt erhalten. (Vgl. Wilmanns No. 1019.)

Dem Hostilianus wurde indessen kein Denkmal zu Heidelberg errichtet.

Was nun die Namen Q. Herennius Etruscus Messius Decius des auf dem in Rede stehenden Heidelberger Meilensteine genannten zweiten Decius betrifft, so stammen sie theils von mütterlicher Seite — seine Mutter hiess Herennia Cupressenia Etruscilla (vgl. Wilmanns No. 1020) — theils von seinem Vater. Das cognomen Quintus des letztern dient hierbei wieder in seiner ursprünglichen Eigenschaft als praenomen.

Das Aeussere des Steines anlangend, so ist derselbe 1,70 m. hoch, bei einem Durchmesser von 0,36. Die Inschrift, über welcher der Stein abgeschliffen ist, ohne dass man jedoch etwas vermisst, lautet:

Q · HERENNIO
ET · RVCO
MESSIO · DECIO
NOBILISMO
5 CAESAI
C · S · N · L · IIII

Die Inschrift zeigt verschiedene Nachlässigkeiten des Steinmetzen, bestehend in der Auslassung von Buchstaben.

So fehlt in der zweiten Zeile ein S, auch ist der Name ETRV(S)CO durch einen Punkt unnöthiger Weise in zwei Theile getrennt, so dass es scheint, der Steinmetz habe geglaubt, es handle sich um verschiedene durch ET verbundene Namen.

Auch in der vierten Zeile, wo ein doppeltes S stehen sollte, ist ein S vergessen. (Das folgende I ist mit dem M ligirt.)

Endlich fehlt in der fünften Zeile das R in CAESA(R)I, ohne dass Raum für dasselbe vorhanden wäre. Es ist also auch dieser Buchstabe einfach vergessen. Diese Flüchtigkeiten des Steinmetzen werfen auch ein Licht auf die Inschrift No. I, wo wir die seltsame Abkürzung POTESTI zu constatiren hatten.

VII. Meilenstein zu Ehren der gemeinsamen Regierung von Valerianus und Gallienus, wohl aus dem Jahre 254. — Nach dem Tode des Decius kamen die zwei Vibii oder Galli, nämlich Vibius Trebonianus Gallus und sein Sohn Volusianus an die Regierung, d. h. von 251—253, wo sie bereits umkamen. Dasselbe Schicksal theilte ihr Nachfolger Aemilianus, der überhaupt nur im Sommer 253 regierte.

Von diesen ephemeren Herrschern zeugt kein Denkmal au unserm Platze. Aber alsbald nach ihrem Untergange wurde ein neuer Meilenstein daselbst errichtet.

Es war dies der Fall noch gegen Ende desselben Jahres 253, wo die beiden Licinii, Valerianus und sein Sohn Gallienus zur Kaiserwürde gelangten.

Da weder die tribunicischen Gewalten noch die Consulate derselben hier erwähnt werden, so spricht die Vermuthung an sich schon dafür dass, wie im Allgemeinen bei jedem Thronwechsel ein anderer Meilenstein mit dem Namen des neuen Herrschers gesetzt wurde, dies auch in dem vorliegenden Falle stattgefunden hat und mithin die erste Zeit der Regierung, also 253/254 als Periode für die Errichtung des vorliegenden Steines anzunehmen ist. Betrachten wir noch kurz die auf sonstigen Inschriften dieser Kaiser erscheinenden Consulatsangaben so ergibt sich, dass Valerianus schon 253 Consul gewesen sein muss, denn im nächsten Jahre 254 wird er schon cos. II genannt, in welchem Gallienus erst cos. I wurde.

Im Jahre 255 war Valerianus zum dritten Mal, Gallienus zum zweiten Mal Consul. (Man könnte daher, nebenbei bemerkt, auf dieses Jahr eine schon einige Mal erwähnte Mainzer Inschrift beziehen, die

Becker No. 12 indessen dem betreffenden Consulate des Caracalla und Geta vom Jahre 208 zutheilt).

Vom Jahre 257 ist constatirt, dass damals Valerianus cos. IV, Gallienus aber cos. III war, was dieser letztere sicher bis 261 verblieb. Er regierte noch bis zum Jahre 267, während Valerianus schon vorher, 260, in persischer Gefangenschaft starb. (Vgl. über diese Verhältnisse Wilmanns, hauptsächlich No. 1022—1026.)

Das Jahr 260 ist also der späteste Termin, in welchem der in Rede stehende Leugenzeiger gesetzt sein kann, da aber der Titel Germanicus maximus, den beide Kaiser in Folge angeblicher Siege des Gallienus seit 256 führten (vgl. Wilmanns 1026 und 1027), hier nicht aufgeführt ist, so dürfte dies das späteste Jahr des Steinsatzes sein.

Gehn wir nun auf sein Aeusseres über, so bildet derselbe eine vollständig erhaltene Säule von einer Gesammthöhe von fast 2 Metern, wovon 1,45 auf den ehemals aus der Erde herausragenden runden Schaft kommen, dessen Durchmesser 40 cm. hält. Die Inschrift lautet:

IMPP CAE
SS·P·LICIN
IO VALER
IANO·P·F
5 INVICTO
AVG·ET·P·LI
CINIO GALI
ENO·AVG·CI
VIT·VLP·S·N
10 A·LOP·LEVG
IIII

Dies ist also zu interpretiren: »Imperatoribus Caesaribus Publio Licinio Valeriano pio felici invicto augusto et Publio Licinio Gal(l)ieno augusto, Civitas Ulpia Severiana Nemetum, a Lopoduno leugae quatuor.«

Der Name des Gallienus ist hier nur mit einem einzigen L geschrieben. Was die Buchstabenformen betrifft, so sind die P hier alle offen.

Die Prädikate Pius Felix Invictus sind hier, wohl der Kürze wegen, nur dem ersteren der beiden Kaiser zuertheilt. Der Name des Gallienus ist auf dieselbe Weise blos mit einem L geschrieben auf einem zu Altripp gefundenen Meilensteine (Brambach 1947). Der-

selbe ist nur noch bruchstücklich vorhanden und war wohl auch an beide Kaiser gerichtet, so dass Brambachs Angabe der Stiftungsperiode desselben 254—267, d. h. der ganzen Regierungszeit des Gallienus doch nach dem oben Gesagten auf den Anfang seiner Regierungszeit eingeschränkt werden sollte, also wohl ebenfalls auf das Jahr 254. Dies geht schon aus den weitern am gleichen Orte gefundenen Meilensteinen hervor, die ebenfalls der Zeitfolge nach eine gewisse Reihe bilden.

In jener Zeit der sogenannten 30 Tyrannen erhoben sich bekanntlich in verschiedenen Provinzen unabhängige Kaiser, während Gallienus in Rom regierte.

Einer derselben war Latinius Postumus, dessen Herrschaft von 259—268 dauerte (vgl. Wilmanns No. 1035). Aus der Zeit seines zweiten Consulates, d. h. wohl aus dem Jahre 260 stammt nun eine der erwähnten Altripper Meilensteine (Brambach 1948). Dem Altripper Meilensteine des Gallienus geht vorher ein zu Ehren des Decius (hier geschrieben Deccius) offenbar zu der gleichen Zeit wie der Heidelberger dieses Kaisers, also wohl a. 249 errichteter Leugenzeiger (Brambach No. 1946).

Den Anfang der Altripper Reihe macht ein solcher des Septimius Severus (ib. 1945). Freilich ist bei dieser Reihenfolge der Umstand hervorzuheben, dass ihr Fundort Altripp nicht der ursprüngliche zu sein scheint, sie vielmehr wohl erst als Baumaterial dahin gebracht worden sind und ehemals theilweise an verschiedenen Punkten der linksrheinischen Strasse von Mainz nach Strassburg, anlässlich mehrfacher Reparationen derselben, zu Ehren der jedesmaligen Kaiser gesetzt wurden.

Selbstverständlich geht die Kaiserreihe auf dem linken Ufer des Rheines viel weiter, wie zu Heidelberg, nämlich bis in die Zeit der Licinii, 307—323 (vgl. Brambach No. 1951 und dann No. 1952 = Wilmanns No. 1069).

Errichtet sind diese Steine auf Kosten und im Gebiete der colonia Nemetum (Speier), welches den linksrheinischen Theil des alten Nemeterlandes umfasste, wie wir bereits gesehen haben, während die Heidelberger Meilensteine gleichsam von der Filiale jener Colonie, d. h. von dem rechtsrheinischen Bezirke der Nemeter aufgestellt wurden. Ein ganz analoger Fall, wo ebenfalls eine Reihe von Meilensteinen zu Ehren der auf einander folgenden Kaiser und Thronfolger errichtet worden sind und zwar an ein und derselben Stelle und folglich mit derselben

Angabe der Entfernung vom Hauptorte, findet sich in Afrika, wo fünf solcher Steine alle mit derselben Formel schliessen: »respublica coloniae Thamugadensium. Milia X« (Wilmanns No. 841)[1]).

Heidelberg. C. Christ.

---

3. Der Apollo von Speyer[2]).

Hierzu Tafel I.

Speyer, dessen hochragender Dom mit den vier stattlichen Eckthürmen und der Doppelkuppel, am Hochufer des Rheines gelegen, der weithin sichtbare Markstein in der Ebene für die Anwohner des gesegneten Rheingebietes ist und jetzt mit seinen Kaisergräbern und seinem Bilderschmuck das Ziel von Hunderten von Reisenden bildet, welche für deutsche Kunst und Geschichte ein Interesse haben, hat von Jahr zu Jahr mehr die Erinnerung auch an seine älteste Periode geweckt, gepflegt und neubelebt. Die Zeit, wo hier vom Rhein umspült der römische oder romanisirte Mittelpunkt der germanischen, bald nach Cäsar über den Rhein geführten Nemeter lag, der Hauptort der civitas Nemetum, ein Noviomagus mit dem Ehrennamen einer Colonia Nemetum, später mit dem Volksnamen selbst als Nemetae einfach bezeichnet, einer der Hauptmittelpunkte militärischer und politischer Organisation in Obergermanien, diese Zeit wird uns abgesehen von den immerhin spärlichen Zeugnissen der Literatur, urkundlich durch Inschriften, durch

1) Von hervorragender Wichtigkeit für die Erklärung unserer Meilensteine sind auch einige weitere afrikanische Milliarien (bei Wilmanns 840), wo eine zu Ehren von Caracalla benannte res publica Lamasbensium Antoniniana und eine res publica municipii Dianensium innerhalb ihrer Gebiete Meilensteine auf der Strasse von Lambaesis nach Diana und Lamasba errichten liess. Beim Ausgangspunkt dieses Strassenzuges, in der civitas oder dem municipium Lambaesitanorum selbst, stellte diese letztere zu Ehren des Galerius Maximianus a. 293 bis 304 eine Wegsäule auf mit der Inschrift: Perpetuo nobilissimo Maximiano Caesari. M̅. I. R. P. C. L. = miliarium primum. Res publica coloniae Lambaesitanae. Dies war also der erste Meilenstein entlang der genannten Strasse. Von besonderem Interesse ist auch der gegen Ende derselben gesetzte, worauf zu lesen ist: Imp. Caes. M. Aurelius Severus Alexander Pius Felix Aug. etc. — miliaria commeantibus innovavit de republica sua Lamasba. —

2) Dieser und der folgende Aufsatz sind ein erneuter Abdruck der Festschrift, welche unser Verein der im September d. J. in Wiesbaden versammelt gewesenen Versammlung der Deutschen Philologen und Schulmänner als Begrüssungsschrift gewidmet hatte. Die Red.

Nachweis römischer Heerstrassen, welche von hier aus gemessen wurden, durch Gräberfunde aller Art von Jahr zu Jahr mehr bezeugt und individualisirt[1]).

Unter der Herrschaft des vom Neckar an die Isar übergesiedelten pfälzischen Fürstenstammes, der bayrischen Könige, ist Speyer auch für die römische Welt des alten Nemetergebietes am linken Rheinufer seit 1818 Sammelplatz geworden und Dank der Fürsorge der k. Regierungspräsidenten, Dank dem unermüdlichen Fleiss gelehrter Schulmänner und der Hingabe opferfreudiger und zugleich intelligenter Liebhaber und Sammler hat sich in der verbundenen Kreis- und Sammlung des historischen Vereins eine Quelle der interessantesten Denkmäler zusammengefunden. Aus der alten Denkmälerhalle am Dom sind die Steindenkmale in das Parterre des neuen städtischen Realschulgebäudes gewandert und der obere Stock desselben hat in bequemen und hellen Räumen, übersichtlich in Glasschreinen und Kästen geordnet, die Fülle der Gegenstände in Gold, Bronze, Eisen, in Elfenbein, in Glas- und Thongebilden aller Art aufgenommen. Eine Durchmusterung dieser reichen Sammlung liess aber bis jetzt die Stadt Speyer selbst gegenüber anderen Fundstätten der Pfalz, wie Dürkheim, Schifferstadt, Altrip, Rodenbach, Schwarzenbach, Rheinzabern, Rauenstein, Blieskastel u. s. w. zurücktreten. Es waren bisher die allerdings dichtgedrängten Gräberstätten im Südwesten der Stadt, in dem Felde der sog. Katersgasse und an der Hochstrasse, welche allein fortwährende Ausbeute an Terra sigillata und Gläsern brachten. Und so ist gerade in diesem letzten Jahre ebenfalls dort ein trefflich erhaltenes Glas, in

---

1) Die bayrische Pfalz unter den Römern. Kaiserslautern 1865; Dr. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, I. Leipzig 1875, mit dem ziemlich flüchtigen Versuch einer Literaturgeschichte der Alterthumsforschung der Gegend; vgl. dazu die einschneidende Kritik von Bergk in diesen Jahrbüchern Heft LVI. S. 124 ff. Zur Statistik der älteren Funde wichtig: J. Mich. König, Beschreibung der römischen Denkmäler, welche von 1818—1830 entdeckt wurden und in Speyer aufbewahrt werden. Kaiserslautern 1832, und zur Ergänzung die Schriften des histor. Vereins. Die interessante Stellung der jungen rechtsrheinischen Civitas Ulpia Severiana Nemetum mit Hauptort, dem vicus Lopodunum zur civitas Nemetum überhaupt mit der Colonia Nemetum an der Spitze, wurde vom Verf. in diesen Jahrbüchern XLIV. S. 139 ff. darzulegen versucht; sie wird jetzt durch die wichtigen Funde von acht Meilensteinen dieser C. U. S. N. zu Ehren römischer Kaiser von Septimius Severus bis Gallien mit den Leugenangaben von Lopodunum neu bestätigt (Christ, Heidelberger Zeitung 1877. Nr. 183. 184).

Lekythosform und ein thönerner Aschenkrug gefunden worden [1]). Die römischen Inschriften, welche sich wesentlich an kirchlichen Gebäuden (Dom, Retscher, St. German, St. Georgen) oder in die alten Thore eingemauert fanden, ergeben neben vereinzelten Grabdenksteinen, so dem wichtigen von Constantius II. Maximus dem Bruder und der Mutter gesetzten, religiöse Stiftungen, so an Mercur, an Jupiter O. M., an Juno Regina (Brambach C. I. R. n. 1797. 1801. ff.).

Um so überraschender und erfreulicher ist ein Fund, welcher am Ende des vorigen Jahres im Bereiche der altrömischen Stadt, ganz in der Nähe des Doms gemacht wurde und welcher eine Bronze von bedeutender Grösse und von einem für römische Provinzen seltenen, allgemeinen Kunstwerthe zu Tage gefördert hat [2]). Bisher war nur eine kurze Notiz durch eine Correspondenz des Herrn Dr. C. Mehlis in den Nürnberger Correspondenten von und für Deutschland n. 247 vom 11. Mai d. J., welche dann in die Pfälzer Zeitungen übergegangen ist (z. B. Nordpfälzisches Wochenblatt vom 19. Mai, Nr. 79), in weitere Kreise gedrungen; die wohl nur auf flüchtiger Anschauung beruhende Beschreibung und Deutung musste eine ganz falsche Vorstellung erwecken, die im Anblicke des Originals oder einer getreuen Abbildung sofort als irrig sich kundgiebt. Der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande, welcher erst kürzlich ein wichtiges Bronzewerk der Speyerer Sammlung publicirt hat, das Medaillon mit dem Raub des Ganymed (Heft LVIII, 1) ist durch das überaus dankenswerthe Entgegenkommen Sr. Excellenz des Präsidenten der Rheinpfalz, K. von Braun, sowie des Mitgliedes der K. Regierung Baurath Siebert, zugleich durch die Liberalität des dortigen historischen Vereins,

---

1) Das Glas schlank, leicht ausgebaucht, mit weiter Oeffnung, einem leicht geschwungenen langen Henkel, rundem breiten Fuss, ist $0{,}20^{m}$ hoch, grösster Diam. $0{,}1^{m}$. Zwei Reihen von je sieben Tupfen laufen um den Bauch. Das Glas irisirt. Der Aschenkrug ist $0{,}17^{m}$ hoch, grösster Diam. $0{,}12^{m}$.

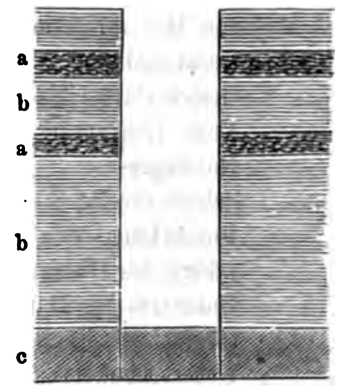
2) Als die Bronze dem bereits rettungslos dahinsiechenden Conservator des historischen Vereins, Herrn E. Heidenreich, dessen Sammlung nun bereits der öffentlichen als Geschenk einverleibt ist, gezeigt wurde, gerieth er in eine leidenschaftliche Freude und äusserte sie in einem Brief an Regierungs- und Kreisbaurath Siebert. »Nun ist ihm der Beweis erbracht, dass Speyer nicht zu den unbedeutenden oder kleinen Römerstädten am Rhein gerechnet werden darf, dass hier gleiche Opulenz herrschte, wie in den grossen Römerstädten Trier, Mainz und Cöln.« — Nach gütiger Mittheilung des Herrn Siebert.

auf dessen Kosten die photographische Aufnahme erfolgte, in den Stand gesetzt, diesen Fund rasch und würdig zu veröffentlichen.

Derselbe hat sich beeilt, diese Gabe zunächst der in Wiesbaden tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner als freundlichen Empfangsgruss an den Pforten des Rheingaus darzubieten, um so mehr, als der musische Charakter des Denkmales dasselbe so recht in den Bereich der edelsten Interessen unserer klassischen Schulbildung stellt. Mögen die Blicke der Philologen und Schulmänner vor allem jederzeit an der Akropolis und an der ewigen Roma hangen, mögen sie jetzt in erster Linie auf Olympia, auf Troja, auf Mykenä, auf Pompeji und auf die nordetrurischen Fundstätten im Pogebiet gerichtet sein, sie werden auf dem klassischen Boden der Aquae Mattiacae im unmittelbaren Verkehr mit einer der reichsten und bestgeordneten provinzialen Sammlung des deutschen Vaterlandes auch geöffnet sein für die Fülle der Anregung, welche der unmittelbaren Anschauung des einstigen römischen Lebens am Rhein entspriesst, möge das Bewusstsein der wissenschaftlichen Pflicht, die hier am Rhein an den deutschen Philologen in der Pflege heimischer Alterthumskunde herantritt, aber auch die Ueberzeugung der für das Gesammtgebiet daraus reifenden Früchte neu gestärkt werden! Ein Verein, der das ganze Rheingebiet zum Felde seiner Arbeit sich gleich Anfangs erkoren, der einen A. W. v. Schlegel, Welcker, O. Jahn, Ritschl zu seinen Vorständen und thätigsten Mitgliedern gezählt, dessen Thätigkeit in sechzig Bänden mit einer Fülle von neuen Publikationen aus dem Bereiche der antiken Welt offenkundig vorliegt, beehrt sich den wichtigsten neuesten Fund am Mittelrhein der Versammlung in einem Erinnerungsblatt darzubieten.

In der vom Dom zu Speyer nach Nordwest ziehenden Maximilianstrasse, welche in der fächerförmig vom Domplatz sich ausbreitenden Stadt die lange mittlere Hauptader bildet, befindet sich links dem vom Dom Kommenden, unmittelbar nahe dem bischöflichen Palast, angränzend an den Vikariatshof, wie andererseits an das Gymnasium, das Regierungsgebäude mit einem tiefen, von schmalen Flügeln umgebenen Hofe. Ein Umbau des letzteren, welcher die Flügel vertiefte, und ihre Vorderwände in den Hof hineinrückte, hatte auf der Südseite zur Bloslegung starker mittelalterlicher Pfeiler und in einer Tiefe von vier Meter, die abwechselnd starke Schutt- und Brand-

massen mit abgelagerter Erde aufwies, auf eine schräg streichende breite Mauer römischer Technik geführt. Ganz in der Nähe dieser Mauer, also 4 ^{m} tief unter der Oberfläche, 0,70 über dem Kies- und Sandboden, stiess ein Arbeiter auf einen Metallgegenstand, und hieb mit der Hacke ein Stück davon los; es ergab sich beim Herausholen eine hellgrün erscheinende Bronzestatuette von 0,44 ^{m} Höhe. Vergeblich suchte man weiter nach Metallstücken, nichts ward gefunden; dagegen ganz dabei zwei interessante Steingegenstände, ein Gefäss und ein kleiner Altar. Das Gefäss ist aus gelbgrünlichem, im Innern braun oxydirten Sandstein des Niederrheins (am Laacher See von Niedermendig) geschnitten und wie gedreht. Das anfangs weiche Material verhärtet sich mit der Zeit ausserordentlich. Es ist kraterförmig mit starkem Fuss, zwei massiven Handhaben und eine Oeffnung im Rande, an dem ein Mundstück sich befand. Die Gesammthöhe beträgt 0,25 ^{m}, der Durchmesser 0,21 ^{m}, im Lichten 0,14 ^{m}. Die Handhaben sind 0,10 ^{m} hoch und 0,05 ^{m} breit. Der rechteckige Einschnitt im Rand liegt in der Mitte der zwei Handhaben (0,02 ^{m} breit 0,03 ^{m} hoch). Der Altar besteht aus dem Material der nächsten Nähe, buntem Sandstein der Hardt wie des Odenwaldes. Er ist viereckig mit Abacus und drei kleinen Gliedern als Basis, dem Hauptkörper und dem oberen Gesims, das durch zwei einfach gebildete Polster, in deren Mitte eine Vertiefung für die Libation sich befindet, abgeschlossen wird. An zwei Ecken ist es abgestossen. Die Massverhältnisse sind: Basis 0,03 ^{m} hoch, Mittelkörper 0,09 ^{m} breit, 0,075 ^{m} tief, 0,06 ^{m} hoch, oberes Gesims 0,04 ^{m} hoch. Wir werden schwerlich zweifeln können, dass die beiden Gegenstände in einem kleinen Sacrarium einer Hauskapelle sich befanden und rituell benutzt sind; es liegt wenigstens ganz nahe, die dabei gefundene Bronze als das kleine Götterbild zu fassen, vor dem die Libationen geschahen. -



Bodendurchschnitt.
a Schuttlage. b gewachsener Boden.
c römische Mauer.

Wenden wir uns nun zum weitaus werthvollsten Theile des Fundes, zur Bronzestatue, von der auf Tafel I eine Ansicht von vorn und von hinten nach gänzlich untouchirter Photographie gege-

ben ist.[1]) In trefflich mattgrüner Patina, dabei stark an einzelnen Stellen nicht allein durch Oxydation, sondern auch durch Feuergluth, wobei eine Menge kleinster Quarztheile wie angebacken sind, angefressen, in massivem Guss, so scheint es (das Gewicht beträgt 7 Kilogramm), steht eine jugendliche, nackte, männliche Gestalt vor uns, in der grössten Ausdehnung des Erhaltenen 0,44 m hoch. Vom rechten Fuss ist noch die Ferse und der Ansatz zur Spanne gegeben, das Weitere ist in ungleicher Fläche gewaltsam abgeschlagen. Vom linken Bein ist, wie bemerkt, quer durch das Knie der untere Theil beim Finden abgeschlagen worden, kann aber genau wieder angefügt werden. Dagegen fehlt hier der ganze Fuss vom Beginn der Ferse an wie dort von der Fussspanne. Die hauptsächlichsten Massverhältnisse sind:

Gesammtlänge	0,44 m
Gesichtslänge bis Haaransatz	0,04 m
Vom Haaransatz bis Schopfrest	0,015 m
Halslänge	0,03 m
Schulterbreite	0,15 m
Rumpflänge vom Schlüsselbein zur Scham	0,15 m
Länge des Oberarms	0,10 m
Unterarm bis Handfessel	0,09 m
Oberschenkellänge	0,10 m
Unterschenkel	0,095 m

Die Gesammthaltung der Gestalt wird bedingt durch das schräge Aufliegen des linken Unterarms auf einem hohen stützenden Gegenstande, von dem noch unförmliche Reste an der Unterseite des Unterarms sich finden und die dadurch bedingte Erleichterung der linken Seite, während die rechte Hüfte ausgebogen und das rechte Bein fest aufgesetzt ist. Dazu kommt dann die freie, seitliche, schräge Hebung des rechten Armes, die zugleich einen kleineren Gegenstand in der Hand fest gepackt hat, wodurch natürlich im Schulterblatt eine leichte Verschiebung sichtbar wird. Der Kopf erhebt sich auf stattlichem Hals in ruhigster Haltung, fast ganz en face und horizontal. Der Eindruck würdiger Ruhe bei dem feinen Kräftespiel in den Extremitäten wird dadurch erzeugt.

Der Kopf ist besonders jugendlich, man möchte fast sagen mäd-

1) Eine dritte Ansicht, Aufnahme von der Seite musste auf der Tafel wegbleiben.

chenhaft gebildet. Das Oval des Gesichtes ist voll und weich, die Stirn edel, eher hoch zu nennen und offen, die Augenknochen zart gewölbt, die Augen offen, lebendig, etwas länglich geöffnet, mit markirten, schön geschwungenen Lidern, die Pupille von Silber eingesetzt und mit leichter Angabe des Sternes, die Nase nicht besonders lang und an der Spitze eher kindlich leicht abgerundet, der Mund klein, nahezu geschlossen, die Wangenlinie zum Kinn voll und auch das Kinn klein gerundet. Die Haare sind sorgfältig und reinlich aus dem Gesicht in acht breiten Wellen zurückgestrichen, eine dünne Binde versteckt sich hinter diesen Wulsten. Aus dem vollen Nacken sind die Hinterhaare scharf aufgenommen und in breitem, in der Mitte getheiltem Wulst zurückgebunden. Ueber dem Scheitel des regelmässig gescheitelten, zierlich streng behandelten Haares erhebt sich ein kleiner mittlerer Ansatz und daneben zwei kleinere, möglicherweise Ansätze einer Haarschleife oder kleinen Haarschopfes, entschieden nicht eines grossen Haaraufbaues. Ueber die Schultern fallen erst fast senkrecht, dann in Schlangenwindungen sich entfaltend zwei starke Haarstränge nach vorn herab. Der Hals ist breit und weich, eher fleischig beim Uebergang zu dem Rumpf in der Schlüsselbeingegend gebildet.

Von besonderem Interesse ist die Durchbildung des eigentlichen Rumpfes. Eine breite, kräftige, fleischigweiche Brust erhebt sich über dem zart behandelten und zurücktretenden Unterleib, über den schlanken Hüften. Andeutungen der Brustwarzen und des Nabels sind mir nicht besonders aufgefallen, doch kann auch hier die oxydirte Oberfläche sie mehr haben verschwinden lassen. Wenn irgendwo tritt hier im Mittelkörper und der feinen darin nachklingenden Doppelbewegung die ideale jugendliche Schöne der Figur hervor. Durchaus zart ist die Schambeinlinie behandelt, die Scham ohne jede Andeutung von Flaum. Auch der Rücken ist sorgfältig durchgebildet mit tieferer Rille der Rückgratslinie, fleischigen Schulterblättern, fein umzeichneten nicht üppigen Hinterbacken.

Die Oberschenkel setzen Verhältnisse und zarte Fleischigkeit des Rumpfes harmonisch fort; Knie, Schienbein und Wade des Unterschenkels sind dem entsprechend. Auffällig ist die starke Aussenwendung des rechten Unterbeins, welche von der rechten Seite gesehen sehr ungeschickt störend erscheint. Auch von hinten gesehen ist der Ansatz der Ferse dadurch störend. Man kann kaum glauben, dass abgesehen von der absichtlichen festen Stellung dieses Beins ein

reines Ungeschick des Giessers oder Formers dabei gewaltet hat. Ob hier nicht die Einwirkung des Feuers ein solches Verziehen gleichsam mit bedingt hat? Während der rechte Fuss platt auf der Erde stand (der Rest der Unterseite ist wenig ausgearbeitet), war der linke leicht gehoben mit der Ferse, welche ganz nahe die des rechten Fusses gestreift haben wird.

Wir berührten oben bereits die Hauptmotivirung beider Arme. Der rechte Arm ziemlich steil seitwärts gesenkt, dreht im Ellenbogen mehr die Innenseite hervor und hält fest in der Hand einen vorn rundlichen, etwas gebogenen Gegenstand mit zahnartigem Ende, während das hintere Ende breit und scharf abgeschnitten hervorsteht. Von einer Schlange oder gar einem Fisch kann im Ernst nicht die Rede sein, es ist vielmehr ein Schlaginstrument für die Leier, ein Plektron, wie es in mannigfachen Modifikationen mehr zierlich, mehr rund und voll, in Vasenbildern, Reliefs, Statuen uns entgegentritt; ich mache auf die ganz analoge, ebenfalls starke Form an der cyprischen leierspielenden Frau aufmerksam (von mir publicirt Archäol. Zeitung 1870, Tafel 37, S. 67 ff.). Der linke Arm ist im oberen Theil eng noch an den Körper angeschlossen, wendet sich aber dann schräg, wie von unten getragen, ab, wozu wir bereits den Stützpunkt nachwiesen. Die Finger sind an der horizontal gehaltenen Hand wie leicht in einen gegliederten Gegenstand greifend gebildet.

Ueberblicken wir die ganze Bronze nun als einheitliche Bildung, so tritt uns eine griechische Idealgestalt ächtester Art, nicht irgend ein genrehafter Einfall, ein idyllischer Vorwurf etwa eines Fischerknaben mit der Angel, wie man gemeint, unabweislich entgegen. Wohl konnte man im ersten Augenblick, wie Heidenreich es that, schwanken zwischen Apollo und Bakchos[1]), aber eine weitere Betrachtung musste allein bei Apollo stehen bleiben, bei jenem Apollo, mit dem ein Bathyllos, der geliebte Knabe des Anakreon, wohl vertauscht werden konnte (Anacreont. 10 (29), 43. Apulej. Florid. II, 15), jenes ewigen Knaben (*παῖς ἐς ἀεὶ*, Luc. de sacrific. 11), jenem *ἀκερσεκόμης καὶ ἁβρός* (Philostr. Heroic. p. 317. 18 ed. Kayser), dem *γυμνὸς ἐπὶ χαλκῷ* mit dem reinen Sonnenglanz der Augen, wie ihn Christodoros schildert (Ecphras. 73 ff.), oder wie er ihn beschreibt, „jenen Meister des Gesanges, von der unabgeschnittenen Blüthe des Haares geziert, dem

1) Man vergleiche den soeben von Friedländer Arch. Zeit. 1877 2. Taf. X. S. 78 ff. publicirten Dionysos von silberplattirter Bronze aus Pommern.

auf beide Schultern getheilt niederfällt die frei sich schlängelnde Locke, mit dem sich drehenden Seherauge voll Lösung menschlicher Leiden [1])“. Wie lebendig auch den Menschen der römischen Welt eine solche Apollonatur vorschwebte, ergiebt eine kürzlich gefundene Inschrift zu Mainz auf dem Grabe eines Sklaven des Hipponicus, des Sohnes des Hedyepes und der Genesia, also eines Griechen: decora facie cupidinis os habitumque gerens || nec metuam dicere Apollineus [2]). Aber noch mehr, ein Apollo ist uns darin gegeben mit jenem wundersamen Anfluge einer strengeren, gleichsam naiveren Kunst, wie sie den Apollogestalten eines Onatus, eines Pythagoras, eines Kalamis unmittelbar vor und neben Phidias eignete und wie diese alterthümliche und doch so anmuthige Weise mit so merkwürdiger Feinheit von jener griechischen nach Rom verpflanzten Künstlerschule eines Pasiteles, Stephanos, Menelaos, Apollonios bewusst erneuert ward.

In wahrhaft überraschender Weise werden wir von der Speyerer Bronze hingeführt zu jener vor zwei Jahrzehnten im Hause del citaredo zu Pompeji entdeckten lebensgrossen Bronze eines Apollo, welche in Kekulé einen so feinsinnigen Erläuterer nach stilistischer Seite hin gefunden hat [3]). Was hier in wahrhaft vollendeter Weise uns begegnet, dieser anziehende bewusste Archaismus einer hoch entwickelten Kunst, davon ist in unserer Bronze in den einzelsten Theilen ein schärferer Nachklang, mögen wir hinblicken auf Haltung des Ganzen, auf die Verhältnisse, das Gesicht, besonders die Haare und Haarlocken, auf die breite Brust und schmächtigen Unterleib, auf Bildung der Schenkel. Die Hebung des rechten Arms mit dem Plektron ist durchaus dieselbe, anders dagegen die des linken Armes, welche in der Pompejanischen Bronze berechnet ist, eine kleinere Leier vor und an sich zu halten, ja wohl mit den Fingern sie zu rühren (intus canere). Es prägt sich dabei im Ganzen eine Art innerer Versenkung man

---

1) *Εἶδον ἀκερσεκόμην Ἕκατον θεὸν εἶδον ἀοιδῆς*
κοίρανον ἀτμήτοις κεκασμένον αἴθεσι χαίτης·
εἶχε γὰρ ἀμφοτέροισι κόμης μεμερισμένον ὤμοις
βόστρυχον αὐτοέλικτον· ἕλισσε δὲ μάντιν ὀπωπὴν
οἷα τε μαντοσύνῃ μεροπήια πήματα λύων. 266—270.

2) Klein, römische Inschriften in und bei Mainz in Ztschr. der röm. Gesch. u. Alterth. zu Mainz II. 3. p. 323, Becker römische Inschriften etc. des Museums der Stadt Mainz. 1875. n. 247. p. 84.

3) Publicirt Mus. Borbon. XV. t. 33; viel besser und genauer Monum. ined. d. Inst. VIII. t. 13; Annali p. 55—71. tav. d'agg. d. e.

möchte sagen beim Beginn des Spieles ehe mit dem Plektron schärfere, leidenschaftlichere Töne angeschlagen werden. Unsere Bronze, sehen wir, ruht mit dem linken Arm auf einem Stützpunkt und fasst in einen gegliederten Gegenstand von oben ein; wir haben sie uns zu ergänzen gestützt auf einen Pfeiler, an dem eine Leier ruht, oder gestützt auf die grössere Kithara, welche selbst auf einer Unterlage ruht.

Hierbei kommen uns nun eine Anzahl von statuarischen und Reliefwerken zu Hülfe, welche uns den Apollo in dieser Weise mit völliger Sicherheit zeigen. Ich nenne in erster Linie das interessante in Athen gefundene Relief an der Basis einer Statue mit der Inschrift: *Ἀπόλλωνος Ἀγυιέως Προστατηρίου || Πατρῴου Πυθίου Κλαρίου Πανιωνίου*; die Linke des Gottes, der völlig nackt mit gekreuzten Beinen und geneigtem Haupte, aber nur noch in älterer Haar- und Körperbehandlung steht, ruht am oberen Stege der Kithara, welche neben ihm auf einem Lorbeerstamme steht [1]). In gleicher Motivirung steht Apollo in jüngerer Bildung mit der den Rücken herabwallenden Chlamys, die Leier auf den schlangenumwundenen Stamm gestützt, vor dem flehenden Skythen bei dem Marsyasurtheil, auf einem schönen antiken Plektron selbst (Arch. Ztg. 1850, Taf. 18, 4). Unter den statuarischen Werken vergleiche ich die feine anmuthige Bronze ebenfalls aus Pompeji (Mus. Borbon. II. Taf. 23, danach der Holzschnitt auf S. 11), ebenfalls eines ganz nackten, nahezu mädchenhaften Apollo mit leicht übergeschlagenem linken Bein, stützendem Pfeiler und der trefflich erhaltenen kleinen Leier, welcher eine breite Haarschleife auf dem Scheitel trägt, ferner die Bronze in Brescia, welche als Asklepios falsch gefasst worden [2]). Unter der grossen Zahl Marmorwerken, welche zu vergleichen, aber vor allem in ihren antiken Bestandtheilen und der Berechtigung ihrer Ergänzung erst näher zu untersuchen sein wird [3]), mag die mit dem Namen des Künstlers Apollonios bezeichnete Statue in der Sammlung Despuig auf den Balearen hervorgehoben werden, bei der aber auch schon die Chlamys auf den Baumstamm niedergelegt ist (Hübner, Bildwerke in Madrid S. 297 ff.). Also wir sehen auch dieses Motiv

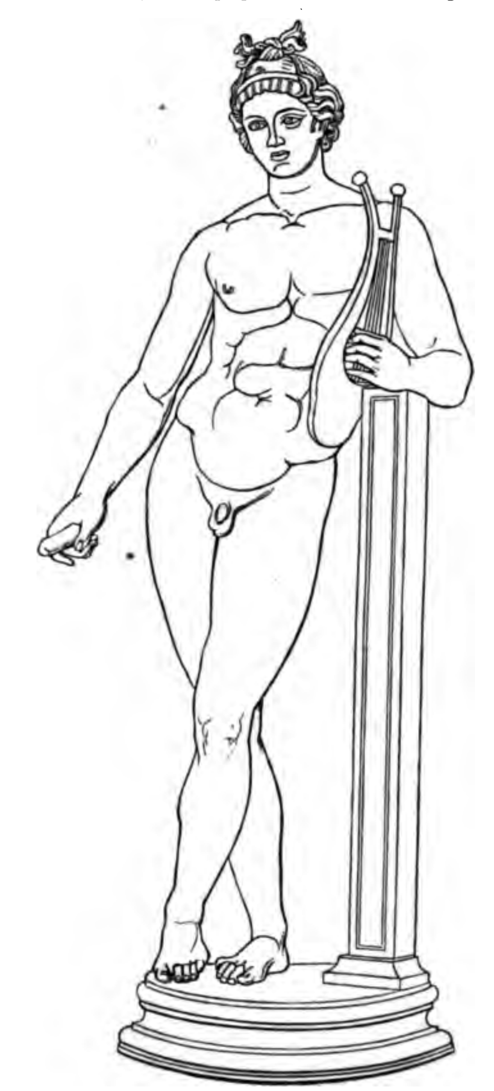
1) Stuart Antiquit. of Athens I. p. 15; Böckh C. J. I. p. 465; Müller, D. d. a. K. II. Taf. XII, 130; Heydemann, Antike Bildwerke in Athen, S. 306 n. 821.

2) Museo Bresciano tav. XLIV, Fig. 3, dazu Conze, Archäol. Anzeiger 1867. S. 108*.

3) Clarac Mus. de sculpture pl. 119, n. 47; 475, n. 907; 476D. n. 946d; 486A. n 954E; 487, n. 943, 944, 946; 492, n. 956; 494B. n. 954d; 541, n. 1136; 854A. n. 2163; pl. 1006; 1073 n. 2785abc.

ist wohl bezeichnet, aber unsere Bronze dasjenige Beispiel desselben, in dem der Zauber anmuthiger Naivetät einer strengeren Kunst am reinsten bis jetzt ausgeprägt ist.

Ein weites Feld der archäologischen Arbeit öffnet sich für uns von da in der ästhetischen Entwickelung des Ideals und der Materie des Apollo citharoedus, ebenso wie in dem historischen Nachweise auf bestimmte Cultusgegenstände, auf die Verehrung des panionischen, delischen, milesischen Apollo gegenüber dem delphischen im langen



Schleppgewande. Wir wollen dies nur andeuten, nicht weiter ausführen[1]).

Doch höre ich endlich vom Standpunkt der Lokalforschung römischer Denkmäler am Rhein fragen, wie kommt ein solcher musischer Apollo, ein solcher Patroos Panionios etwa hier in diese Militairanlagen des Gränzlandes? Nun, ein Blick in die Indices bei Brambach (C. I. Rhenanar.) erweist uns, wie reichlich der Cultus des Apollo am Nieder- und Oberrhein vertreten war, allein, dann mit Jupiter, Sol, Luna, Fortuna (n. 55), mit Aesculap (n. 1747), mit Mercur (n. 1567), mit einer Dea Sirona, ganz abgesehen von jenen, die der Beiname als ursprünglich keltische Gottheit erweist, wie der Apollo Grannus, selbst ein Apollo Pythius ist uns bekannt (aus der Neckargegend n. 1590); bei Nennig lernen wir einen vicus Apollinensis kennen mit dem Genius collegii juventutis, was für seine Auffassung sehr bezeichnend ist (Brambach n. 1138. Wilmans p. 2273). Die speciell musische Beziehung aber lernen wir kennen aus der Dedikationsschrift einer ehernen Basis von Zahlbach bei Mainz: Apollini Melpomenen, v. s. l. l. m. (Brambach Append. n. 34). In Mainz liegt ja auch der vere Apollineus, der schöne griechische Knabe Hipponikos begraben. Und im Speyrer Museum befindet sich unter den Sarkophagreliefs aus dem Dorfe Birnbach ein höchst interessantes, spätrömisches mit dem Urtheil des Marsyas, auf dem Apollo mit Hercules und Minerva Marsyas und drei weiblichen Gottheiten, darunter Venus, gegenübertritt.

So möge denn fortan der leierspielende Apollo auch als schönes Zeugniss römischer, die griechische Kunstwelt und freie Idealität in sich fortführende und den Germanen überliefernde Gesittung am Rhein das Museum zu Speyer schmücken!

Heidelberg, August 1877. Stark.

---

4. Antikes Freskomedaillon.

(Hierzu Tafel II.[2])

Erst geraume Zeit nach seiner Auffindung ist vor Kurzem ein Stück römischen Wandgemäldes in seltener Erhaltung aus der Verbor-

---

1) Immer sind die Paragraphen bei Müller, D. d. a. K. n. 359—363 dafür noch das Reichhaltigste; auch Gädechens in seinem fleissigen Artikel über Apollo in Pauly, Realencyclopädie I. 2. S. 1287 ff. giebt dafür keine schärfere Scheidung.

2) Der übergedruckte Massstab beträgt viermal 5 Ctm.

genheit hervorgetreten. Dasselbe würde, ganz abgesehen von seinem allgemeineren Werthe, noch von ganz besonderer localer Bedeutung sein, wenn die Nachrichten über seine Auffindung ganz klar und gewiss wären.

Soviel glaube ich als wahr annehmen zu dürfen, dass derjenige, welcher das Bildchen vor mir besass, dasselbe vor etwa zwanzig Jahren von einem Bauer in der Eifel gekauft hat. Dieser Bauer soll es in Fliessem gefunden haben, das heisst also wohl, in der bekannten Villa von Fliessem, in welcher damals[1]) schon längst Ausgrabungen stattgefunden hatten. Ob aber das Bildchen erst nach jenem Ankaufe oder bei jenem »Bauer« in seine jetzige Medaillonform gebracht worden ist, oder ob dasselbe schon als umrahmtes Medaillonbild in die Hand desselben gekommen[2]), darüber konnte ich bisher keine bestimmte Nachricht erhalten.

Am wahrscheinlichsten ist es mir, dass es erst nach dem Ankaufe in den strickförmigen Rahmen gefasst worden ist, und ich hoffe darüber auch noch äussere Gewissheit zu bekommen.

Für jetzt aber darf die Frage aufgestellt werden, ob die Fassung als Medaillon unbedingt und unter allen Umständen für modern erklärt werden muss. Ich glaube diese Frage für Form und Material[3]) der Fassung bejahen zu dürfen. Gleichwohl will ich nicht verschweigen, was von dem zur Vergewisserung Gelesenen und Verglichenen wenigstens in etwa für antiken Ursprung der jetzigen Gestalt zu sprechen schien.

Was von den Nachrichten, dass man zu Pompeji (Fresko-) Bildtafeln an eisernen Haken aufgehängt gefunden habe, zu halten sei, weiss ich nicht zu beurtheilen[4]), bei unserm Bildchen ist der Eisendraht, welcher zum Zwecke des Aufhängens eingelassen ist, sehr modernen Ursprungs. Von der Auffindung umrahmter[5]) Freskomedaillons habe ich keinerlei Nachricht gefunden.

Es ist gewiss, dass schon im Alterthume Bilder aus den Wänden herausgeschnitten und in andere Wände wieder eingesetzt, resp. ein-

---

1) S. schon Jahrb. H. I. S. 42.

2) Damit würde die Richtigkeit der Fundort-Angabe zum mindesten zweifelhaft.

3) Der strickförmige Rahmen besteht aus Gyps, die Rückwand aus einem grünlich-grauen mit Holztheilchen durchsetzten Cement.

4) Man lese darüber O. Donner bei Helbig, Wandgemälde S. LXVIII.

5) d. h. mit wirklichen, nicht gemalten Rahmen versehener.

geputzt wurden[1]). Dass unser Bildchen in solcher Weise bereits im Alterthume Medaillonform erhalten habe und als Medaillon in eine Wand eingesetzt worden sei, ist gar nicht unmöglich; ja es spricht dafür nicht nur die ungewöhnlich gute Erhaltung gegenüber den sämmtlichen übrigen römischen Wandmalereien der Trierer Gegend[2]), ja, ich darf wohl sagen, fast sämmtlicher römischer Wandmalereien[3]), sondern namentlich auch der Umstand, dass die schwarze Farbe des Hintergrundes hie und da die Bildfläche verlässt und auch den Seitenrand gefärbt hat, ohne dass sich hier irgend welche Spuren von späterer Anmalung resp. Ergänzung des Hintergrundes fänden. Zudem ist das Vorkommen von medaillonförmigen Bildchen in einfach grundirten Wandflächen gar nichts Ungewöhnliches[4]), und da ist es denn eine gegebene Sache, dass man diesen Medaillons auch Rahmen, freilich gemalte Rahmen, die zugleich die Ansatzfugen verdeckten, gab. Zwei solcher Wandmedaillons stellen (unter vielen anderen Beispielen) nicht nur auch Brustbilder, und zwar mit Attributen versehene Brustbilder dar, sondern haben zugleich eine Umrahmung, für welche die Abbildung[5]) es zum Mindesten zweifelhaft lässt, ob sie strickförmig ist, oder ob sie aus kreisförmig gebogenem Perlstabe besteht. Ein anderes, zudem ovales Medaillon mit weiblichem Brustbilde zeigt dagegen unzweifelhaft strickförmige Umrahmung; der Strick erscheint als aus zwei verschiedenfarbigen Fäden gedreht[6]). Während es nun aber bei den erwähnten Medaillons wenigstens möglich, zum Theil sogar wahrscheinlich ist, dass sie von vorne herein für Medaillonform gedacht sind, ist dies für unser Bildchen zum Mindesten unwahrscheinlich. Denn nicht nur macht dasselbe im Allgemeinen schon den Eindruck, als bilde es nur den Theil eines ehemals vollständigen Bildes, sondern das Gebilde über

1) S. O. Donner a. a. O. S. LXV, wo derselbe die zugehörigen Stellen aus Plinius und Vitruv bespricht; ebenda. S. LXXI.

2) v. Wilmowsky schreibt hierüber: „Ich hoffte, als ich — vor ungefähr 20 (jetzt 30) Jahren — zum Zwecke meiner kleinen Studien die hiesigen Sammlungen antiker Ueberreste durchwanderte, auch die römische Malerei der Heimath einigermassen vertreten zu sehen —, ich fand aber nichts." D. röm. Villa zu Nennig S. 8.

3) Abgesehen von den unter ganz ausserordentlichen Umständen erhaltenen Malereien aus Pompeji und Vereinzeltem in Rom.

4) Um zahlreiche Beispiele zu finden, durchblättere man nur Zahn's oder Ternite's Sammlung, oder die Pitture d'Ercolano.

5) Pitture d'Ercol. III. p. 263.

6) Ebendas. V. p. 85.

der linken Schulter des Mädchens ist in der Verstümmelung, worin es sich darstellt, unklar, räthselhaft, ja, wie wir später sehen werden, geradezu irre führend. Wenn ein Brustbild des Mars den oberen Theil einer Lanze, das einer Venus Köpfchen und Flügelchen des Amor neben sich hat[1]), so dient das zur Verdeutlichung des Bildes; das unsere aber wird durch jenes Gebilde nicht verdeutlicht.

Wenn daher unser Bildchen als Medaillon in einer antiken Wand eingesetzt war, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass dasselbe früher eine andere Wand schmückte, wo es noch als vollständige Figur sich präsentirte, und dass es später aus derselben herausgeschnitten und in die neue Wand übertragen worden ist. Zur Gewissheit freilich ist weder das eine noch das andere zu bringen. Jedoch will ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, von dem ich nicht weiss, ob er nicht grosse Beweiskraft hat; er würde sie bestimmt haben, wenn der Fliessemer Ursprung des Bildchens über jeden Zweifel erhaben wäre. Wo sind nämlich die anderen Malereien von Fliessem[2]), wo die anderen Malereien des ganzen Bezirks geblieben? Wie zerfallen und unbedeutend[3]) sind die Malereien zu Nennig gewesen? In welchem Zustande kommen die Ueberreste von Wandmalereien in Trier, welches im Alterthume so reich daran war[4]), zum Vorschein? Ist es ein blosser Zufall, der unser Bildchen so ausserordentlich schützte? oder war dasselbe vielleicht der Erhaltung fähiger als das Uebrige, weil es technisch, wenn auch vielleicht nicht künstlerisch besser ausgeführt war? Um diese Frage zu beantworten, wären sorgfältige Vergleichungen nöthig, welche anzustellen ich weder vermag noch wage.

Was aber überhaupt die Technik des Bildchens angeht, womit die Werthschätzung desselben als eines Werkes der Kunst enge verbunden ist, so darf von vorneherein nicht ausser Acht gelassen werden, dass schon zu des Plinius Zeit die Malerei, und zwar auch die Wandmalerei, für eine sinkende Kunst (ars moriens) galt[5]), und dass diese Kunst, abgesehen von den aufathmenden Schwankungen der nächst-

1) Zahn II Tafel 95.

2) In Fliessem befindet sich, soweit ich mich entsinne, kaum irgend ein Rest von Wandmalerei mehr.

3) Von wirklich Bedeutendem und zugleich Wohlerhaltenem daselbst habe ich nie gehört.

4) cf. Auson. Id. VI.

5) Der Ausdruck wird übrigens mehr auf Composition als auf Technik bezogen.

folgenden Jahrhunderte, von welchen sie unmöglich unberührt bleiben konnte, bei den Römern mehr und mehr zum Handwerksmässigen, zur flüchtigen Tüncherei herabsank. Man würde aber sehr irre gehen, wenn man nun den Wandverzierer des dritten oder vierten Jahrhunderts in Gedanken mit demselben Weissquaste bewaffnet sähe, der unseren Küchen in wenigen Minuten ein neues Gewand gibt, oder der es so trefflich verstand die alten Wandgemälde des Mittelalters zu überschmieren. Da war denn doch ein unendlich grösserer Rest von Kunsttradition bewahrt geblieben und herrschte, soweit und so lange ein Römer den Boden seiner Provinzen trat[1]).

In technischer Hinsicht kannte man im Alterthume überhaupt drei Arten von Malerei: die enkaustische Malerei, die Tempera-Malerei und die Fresko-Malerei[2]).

Von der enkaustischen Malerei unterscheidet Plinius, der sich hier einer ausserordentlichen Kürze befleissigt, drei Arten, welche wahrscheinlich folgende sind: 1) Man malte auf Holztafeln mit gefärbtem Wachse, und zwar so, dass das Wachs entweder in geschmolzenem Zustande mit dem Pinsel aufgetragen oder mit dem spatelförmigen Cestrum (Glühstab) vertheilt und verrieben wurde. 2) In ganz ähnlicher Weise wie auf die Holztafeln wurde das gefärbte Wachs auf Elfenbeintafeln aufgetragen, wenn nicht eine von den beiden Ansichten derer die richtige ist, welche glauben, die enkaustische Elfenbein-Malerei habe darin bestanden, dass man mit dem Glühstabe schwarze Figuren in die Tafeln einbrannte, oder aber darin, dass man mit dem Grabstichel vertiefte Figuren einschnitt und die Vertiefungen mit gefärbtem Wachs ausfüllte. 3) Vornehmlich an Schiffswänden wurde farbiges Wachs in geschmolzenem Zustande mit dem Pinsel gröblich aufgetragen und nachher noch durch genähertes Kohlenfeuer gewissermassen eingebrannt.

Die Tempera-Malerei geschah auf trockenem Grunde mit kalten Farben. Diese Malerei setzte demnach ein Bindemittel für die Farben voraus, mochte dieses nun in Leim oder Eiweiss oder einem

1) Von den Wandgemälden der Städte Pompeji und Herkulanum abgesehen, ist von alldem freilich nur äusserst wenig mehr übrig, und dieses Wenige meist in einem sehr verwitterten Zustande.

2) Dem einen oder anderen Leser wird diese Uebersicht willkommen sein, und um seinetwillen werden die Uebrigen die Digression gestatten. Ausführliches über die antike Wandmalerei gibt namentlich die Abhandlung von O. Donner in: Helbig, Wandmalereien S. I ff.

trocknenden Oele oder dergl. bestehen; die Alten gebrauchten vorzugsweise, wo nicht ausschliesslich, das Eiweiss als Bindemittel.

Die dritte Art endlich, die Fresko-Malerei, geschah, wie auch jetzt noch, auf nassem Grunde und bedurfte beim Auftragen der Farben der Anwendung eines Bindemittels nicht; die trocken gewordenen Farben hafteten auf dem ebenfalls trocken gewordenen Grunde nicht nur durch Adhäsion, sondern zugleich auch durch den Einfluss des Kalkes, welcher in gelöster Form die Farbenschicht durchdringt und dieselbe nach und nach mit einer schützenden Decke von kohlensaurem Kalk überzieht[1]). Bei der Freskomalerei bildet demgemäss die Vorbereitung des Grundes nicht den unwichtigsten Theil des Werkes.

Bei der Wandausschmückung an römischen Gebäuden kam nun vorzugsweise die zuletzt genannte Art der Malerei zur Anwendung; ja O. Donner[2]) will auf Grund eingehender Untersuchungen und Forschungen und je nach Möglichkeit auch praktischer Versuche der Temperamalerei auf diesem Gebiete nur eine ganz untergeordnete und mehr aushelfende[3]), der enkaustischen Malerei absolut keine Stelle einräumen; Andere hingegen, wie namentlich v. Wilmowsky, welcher viele Jahre hindurch den verschiedenartigsten Ueberresten von dieser Art in dem Trierer Bezirk die sorgfältigste Aufmerksamkeit geschenkt hat, wollen bei manchen antiken Wandmalereien enkaustische Natur[4]) unzweifelhaft erkannt haben.

1) Die Farben der Fresken schillern — und so auch die unseres Bildchens —, wenn sie von der Sonne beschienen werden, in den Regenbogenfarben, was als Folge jenes Ueberzuges angesehen wird; ob mit Recht, wage ich zu bezweifeln; dass der kohlensaure Kalk nicht die einzige Ursache des Schillerns sein kann, beweist z. B. unsere Tafel II, welche ebenso schillert wie das Original.

2) a. a. O. im Anfange.

3) Demgegenüber schreibt z. B. v. Wilmowsky im Jahresb. d. Ges. f. n. Forschungen in Trier 1865—68, S. 59: „Von antiken eigentlichen Fresken habe ich bis jetzt in Trier nur ein einziges Bruchstück gefunden. In diesem war die decorative Malerei, gekräuselte Bänder vorstellend, in den Stuckbewurf tief eingedrungen. Bei einem anderen einfarbigen Bruchstücke sah ich die Farbe in die Kreideunterlage zwar eingezogen, allein die Farbe war nicht polirt, man sah alle Pinselstriche; sie war sehr dick aufgetragen, und nur unvollkommen, sehr wässerig von der Unterlage eingesaugt. Dagegen fand ich Fragmente, deren Färbung ohne weisse Unterlage, unmittelbar auf den abgeschliffenen Verputz gebracht und doch nicht im mindesten eingedrungen war. Hier musste der Grund trocken und das Bindemittel temperaartig sein. Ich unterscheide daher in unserer antiken Stadt drei verschiedene Arten der Wandfärbung."

4) S. unten S. 49 Anm. 3; ausserdem Wilmowsky: „Die röm. Villa zu Nennig"

Für unser Bildchen ist die Frage irrelevant, da dasselbe a fresco in allen seinen Theilen gemalt ist; selbst für den schwarzen Grund, der wenigstens hie und da unter den übrigen Farben sich durchzieht, ist dies für gewiss anzunehmen, obschon er sich etwas fettig anzufühlen scheint; eine Art Politur hat derselbe freilich erfahren.

In der Vorbereitung des Grundes verfuhren die alten Freskomaler nicht ganz so, wie die modernen. Ein besonders wichtiger Unterschied besteht darin, dass bei jenen der Grund nicht so schnell trocknete und sie in Folge davon einerseits viel langsamer und minutiöser malen und andrerseits grössere Parthien des Gemäldes gleichzeitig vorbereiten konnten, während jetzt die Fresken aus viel zahlreicheren, kleineren, immer mehr oder weniger deutlich gegeneinander abgegränzten Abschnitten [1]) zusammengesetzt sind.

Nach Plinius legten die Alten übereinander zunächst drei Lagen immer feiner werdenden Sandmörtels und auf diese noch zwei, nach Vitruv sogar drei Lagen Marmormörtel, welcher ebenfalls nach obenhin immer feiner wurde. Alle Lagen wurden mit Schlaghölzern festgeschlagen und hierdurch sowie durch die gröberen Quarz- resp. Marmor-Stückchen, welche sich in dem Mörtel befanden, zu einer festen, nichtreissenden Kruste gestaltet. Die oberen Mörtellagen mussten noch feucht sein, wenn die nassen Farben aufgetragen wurden.

So sorgfältig, wie Plinius und Vitruv berichten, verfuhr die Praxis freilich nicht immer; ja es wurde oft recht flüchtig gearbeitet, und gleichwohl bleibt es bewundernswerth, welch vollkommene Erhaltung dieser verschiedenartige römische Bewurf — die Vorarbeit für die Malereien — selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen bis auf unsere Tage allenthalben bewahrt hat. Das freilich ist nur unter den günstigsten Verhältnissen möglich gewesen, dass die Gemälde selbst [2])

S. 12: „Die Farbe sass dünn, wie Papier auf dem Grunde, war nicht eingedrungen wie bei Fresken, nahm beim Reiben immer einen matten Glanz an, und schien darum nicht ganz erstorbene Wachstheile zu enthalten, weshalb ich die Behandlung als enkaustisch bezeichnete."

1) Ansatzfugen sind bei den antiken Fresken natürlich auch bemerkbar, und sie schliessen sich gewöhnlich den Contouren an; wenn bei unserm Bildchen keine solche vorhanden sind, so findet das in der Kleinheit desselben ausreichende Erklärung.

2) Hier ist nicht die Rede von dem farbigen, bald matten bald hellpo-

erhalten wurden und nicht unmittelbar oder doch bald nach der Aufdeckung abfielen, — ein für sich schon deutlicher Beweis, dass die Farben nicht in den unterliegenden Bewurfgrund des Freskobildes eindringen[1]).

Bei unserem Bildchen nun scheint der Bewurf, soweit eine Untersuchung desselben ohne Gefahr der Verletzung des Bildchens selbst angestellt werden konnte, in folgender Weise hergerichtet zu sein.

Soweit der Seitenrand, d. h. der Querschnitt des Bewurfes nicht durch den Rahmen verdeckt ist, habe ich denselben von der aufgestrichenen Farbe befreit und glaube nun folgende Lagen von einander scheiden zu können. Zunächst über dem Rahmenrande erscheint noch ungefähr $^{3}/_{4}$ Ctm. dick eine Lage von feinem Sandmörtel, von welchem die Kalktheilchen ziemlich mürbe geworden zu sein scheinen; die Sandtheile sind rundlich und meist grauschwarzer Färbung; von Ziegelbruchstücken oder Gefässscherbentheilchen bemerke ich keine Spur. Ueber dieser Sandmörtelschichte liegt eine Schicht Mörtels von viel hellerer Farbe; sie ist durchsetzt mit kleinen durch-

---

lirten Verputze, wovon trefflich erhaltene Stücke gar nicht selten sind, sondern von den eigentlichen Wandgemälden.

1) Vgl. hierzu oben S. 45 Anm. 2 und unten S. 49 Anm. 3; s. demgegenüber namentlich auch O. Donner a. a. O. S. XXXIV Anm. — Ein sehr deutlicher Beweis, wie wenig bei Fresken die Farben sich mit dem Bewurfe in Eins verbinden, ist in diesem Sommer zu Frankfurt a. M. geliefert worden, wo ein Italiener, Namens Zanchi aus Brescia, das berühmte Frescobild des Herrn Director Philipp Veit im Städel'schen Institut von der Wand abgelöst hat. Das zum Theil geheim gehaltene Verfahren besteht, wie ich höre, im Allgemeinen darin, dass auf das Bild Papier dick aufgeleimt wird; dieser Ueberzug wird später wieder abgelöst, und zwar so, dass das abgeprägte Bild dabei mit Leinewand unterfangen und gewissermassen zu einem Staffeleibild umgeschaffen wird, welches nachher wieder auf eine andere Wand aufgezogen werden kann. Zeichnung und Farbe sollen freilich auf der alten Wand noch erkennbar sein, aber im Wesentlichen muss die Farbendecke doch abgeblättert sein. Wie mir Herr Director Veit versichert, ist die Ablösung dieses Freskogemäldes von dem Bewurfe zu seiner Zufriedenheit gelungen. Nach den Erfahrungen desselben Meisters verhalten sich die Farben bezüglich des Eindringens in den Bewurf verschieden, während nämlich gewisse Farben, namentlich Eisenoxyd, in den Bewurf eindringen, bleiben andere, wie namentlich Schmalte, Kobalt u. a., auf der Bewurffläche.

scheinend weissen Steinchen (es sind wohl ohne Zweifel Marmorstückchen)[1]); diese sind in Folge des Festschlagens fast mauerartig geordnet, und haben im Querschnitt eine Länge von etwa 1½, eine Höhe von etwa 1 Millimeter; die ganze Schicht hat eine Dicke von ca. 3 Millimeter. Auf diese Schicht folgt endlich diejenige, welche der Malerei unmittelbar zur Grundlage dient; sie ist etwa 1½ Millimeter dick; ihre Färbung ist theils weiss, theils graulichweiss; von kleinen gröberen Theilchen ist sie nicht frei; man erkennt solche an vielen Stellen der Bildfläche, wo die schwarze Grundfarbe besonders dünn aufgetragen ist, ganz deutlich.

Die Technik im Bewurfe entspricht also im Ganzen den Vorschriften der Alten[2]) und ebenso der Technik, welche an den pompejanischen Wandgemälden sich gezeigt hat[3]); ebenso stimmt sie im Allgemeinen zu dem, was v. Wilmowsky bei den Wandmalereien der ältesten römischen Baureste zu Trier beobachtet hat[4]); weit entfernt ist sie von der späteren, zu Trier in den höher gelegenen Bauschichten vorkommenden Technik, so sehr diese auch den modernen Bewurf an Festigkeit, Glätte und Dauerhaftigkeit übertreffen mag. Die Technik des Bewurfes spricht demnach unser Bildchen einer noch immer guten Zeit zu[5]), welche die Zeit der Antonine wohl jedenfalls nicht überschreitet.

Die Malerei selbst widerspricht der Annahme einer so frühen Zeit nicht. Sie hat weder das Trockene, Steife der spätesten Zeit, noch das gränzenlos Nachlässige und Flüchtige, welches die dürftigen Reste von Ornamenten etc. aus der nachantoninischen Zeit des Zerfalles zeigen. Vielmehr beweisen alle Theile des Bildchens eine sichere Künstlerhand, die auch mit geringen Mitteln viel zu leisten vermag. Aus dem Ganzen aber blickt uns, wenn wir es in dem richtigen Halbdunkel betrachten, die ganze lebensvolle Anmuth und Grazie der antiken Welt entgegen. Aber ein Betrachten in der richtigen Beleuchtung und nicht beim grellen Lichte des Tages ist dazu unerläss-

---

1) Ich konnte ohne Gefahr für die Bildfläche kein solches Stückchen ausbrechen.

2) S. oben S. 46.

3) S. O. Donner a. a. O.; an vielen Stellen.

4) S. von Wilmowsky, die röm. Villa zu Nennig S. 19.

5) Man vgl. dem gegenüber Jahrb. IV, S. 135 f.

lich, wie es denn für die alte Wandmalerei ein Punkt ist, der gar nicht genug hervorgehoben werden kann, dass diese Malereien bestimmt waren für Gemächer, welche bei Tage nur durch die Thüren (die kleinen Fenster hoch an der Decke kommen wenig in Betracht) ein durch die vorspringenden Hallendecken noch mehr gebrochenes seitliches Licht empfingen, bei Abend und Nacht aber durch ein gewiss nicht sehr starkes und unsicheres Lampen- oder Fackellicht erhellt waren[1]). Nur die eigene Anschauung kann zeigen, welch zauberhaften Einfluss eine solche Beleuchtung ausübt; dass dieser Einfluss im Voraus in Rechnung gezogen wurde, kann nicht bezweifelt werden.

Was die angewendeten Farben angeht, so beschränken sich dieselben auf sehr wenige[2]): Der Hintergrund des Bildchens ist glänzend schwarz; die Farbe (wie bei allen Gemälden der Alten ist sie wohl durch Verbrennung gebildet, mag es nun Kienruss oder Lampenruss oder Elfenbeinschwarz etc. sein) ist dünn aufgetragen, so dass der Untergrund zum Theil durchschimmert: von Pinselstrichen ist nichts zu bemerken, wohl aber erkennt man auch mit unbewaffnetem Auge zahlreiche kreuz und querlaufende feine Linien, welche wohl beim Poliren entstanden sind; die Farbe schluckt aufgetupftes Wasser sehr begierig ein, und so ist an eine Behandlung des Hintergrundes mit Wachs wohl nicht zu denken[3]). — An einzelnen Stellen erstreckt sich das Schwarz ganz unzweifelhaft unter die Farben des eigentlichen Bildchens; an anderen scheint es die Farbengränze nicht zu überschreiten, hie und da sogar dieselbe nicht zu erreichen. Es wird daher in der Absicht des Künstlers gelegen haben, die Malereien bei der

---

1) Ein Aehnliches gilt von den Gemälden englischer Meister, soweit diese Gemälde (namentlich auch Portraits) für die Salons der englischen Fürsten und Grossen bestimmt waren; dort wurden sie fast nur bei Lampenlicht gesehen, und das wussten die Künstler wohl und richteten sich darnach.

2) Vorzüglich aus diesem Grunde wurde eine photolithographische Abbildung einer Farbentafel vorgezogen. Die Tafel ist frei von jeder Retouchirung.

3) Vgl. dagegen Jahresber. der Ges. f. n. Forsch. in Trier 1865—68, wo v. Wilmowsky bezüglich ähnlicher Gründe schreibt: „Bei den Versuchen, die ich selbst mit matt gewordenen Fragmenten anstellte, fand ich, dass diese ihren Glanz erst dann wiedererhielten, wenn ich sie bis zu ihrer Erwärmung rieb. Diese Erscheinung erklärte ich mir dadurch, dass die Wärme die noch nicht ganz erstorbenen Wachstheile wiederbelebe und auf die Oberfläche ziehe, und bezeichnete sie daher als enkaustischer Art."

Grundirung auszusparen, was ihm dann nicht überall gleich gut gelang; an einzelnen Stellen scheint sogar nachträglich mit schwarzer Farbe nachgeholfen zu sein, wobei dann auch wieder hie und da die Gränze überschritten wurde[1]). In der alten Wandmalerei waren beide Verfahren üblich; bald malte man auf den durchgehenden Grund, bald sparte man die Figuren aus; für beides hat Pompeji Beispiele in Fülle geliefert[2]). Das Aussparen setzt natürlich ein vorheriges Einzeichnen der Contouren voraus; während man bei vielen Wandmalereien diese Contouren als leicht in den feuchten Grund eingedrückte Linien erkennt, ist von solchen Linien bei unserem Bildchen nichts zu entdecken.

Das Weiss (es wird wohl fein zerriebener Gyps oder Kreide (?) sein[3]) ist sehr dick aufgetragen (impastirt)[4]), besonders da, wo es die hellsten Lichter bilden soll; die Farbe muss, als sie aufgetragen wurde, fast breiartig gewesen sein; wo sie sich allzusehr häufte, ist sie nachträglich flach zusammengedrückt worden, wie besonders bei einigen Gewandfalten deutlich zu sehen ist. — Das Gewand ist schattirt mit einem sehr leichten und zudem sehr dünn aufgetragenen Grau.

Das lebhafte Braunroth, welches hie und da zum Blutrothen sich steigert, mag zum Theile aus gebranntem Ocker bestehen; zum Theil aber besteht es, wie das Mikroscop es wohl zu voller Gewissheit zeigt, aus fein geriebenen Scherben von terra sigillata; die einzelnen Theile stellen sich wie kleine Scherbchen dar.

Das Fleischroth, welches zur Darstellung der hellbeleuchteten Theile des Gesichtes und des Halses angewendet ist[5]), ist zum Theil noch durch weisse Lichter erhöht.

---

1) Das Alles ist bei einiger Aufmerksamkeit mit unbewaffnetem Auge deutlich zu erkennen.

2) Man vgl. hierüber O. Donner a. a. O. S. LXXI; deutlich erkennbar ist das Durchgehen des Grundes bei den pompeianischen Resten von Wandmalerei, welche sich in der Sammlung des Vereins v. Alterthumsfr. befinden.

3) Die einzelnen Farbtheilchen sind unter dem Mikroskop durchscheinend.

4) Solch starkes Auftragen der Farben war bei den Alten sehr gebräuchlich; s. z. B. v. Wilmowsky, Jahresb. der Ges. f. n. Forsch. in Trier 1865—1868, S. 59. Die Technik unseres Kopfes stimmt mit der pompejanischen auch darin überein, dass hier wie dort die weiblichen Gesichter durch stark aufgesetzte weisse Lichter characterisirt sind.

5) Die dunkleren Theile erscheinen braunroth.

Ein grünliches Grau[1]) zeigt das Innere der Vergitterung; in diese verschieden dick aufgetragene Farbe sind zahlreiche sehr kleine Stückchen terra sigillata gleichsam eingesprengt.

Damit sind aber auch sämmtliche zur Anwendung gebrachte Farben bereits erschöpft. Es bleibt bezüglich derselben nur noch zu bemerken, dass sie im Gegensatze zu dem polirten Hintergrunde matt und glanzlos[2]) erscheinen, dass sie alle (das Braunroth am stärksten) aufgetupftes Wasser schnell einschlucken, und dass Pinselstriche bei dem Gewande, am Halse und am Haarschmuck am deutlichsten wahrnehmbar sind.

Ich gehe zu der Frage nach dem Gegenstande der Darstellung über.

Der frühere Besitzer bezeichnete das Bildwerk als »Muse«, und der nämlichen Bezeichnung bediente sich auch kürzlich Herr Professor aus'm Weerth in einem Privatbriefe an mich, nachdem ich demselben eine flüchtige Bleistiftskizze zugeschickt hatte als Begleitung zu einer kurzen Nachricht, welche noch unter den Miscellen des LX. Heftes Platz finden sollte, aber zu spät einging.

Als ich das Bildchen zum erstenmal zu Gesicht bekam, wollte mir die Bezeichnung »Muse« schon gleich nicht recht gefallen aus Gründen, welche zum Theil im Folgenden ersichtlich werden. Ich bin jedoch später, als das Bildchen in meinen Besitz gekommen war, dieser Auslegung nachgegangen und habe, soweit es Zeit und Gelegenheit erlaubten, Vergleichungen angestellt.

Warum also soll das junge Mädchen eine Muse bedeuten?

Der Gesammt-Habitus spricht dafür: das bekränzte Haupt, der faltige Mantel, welcher die Schultern bedeckt und den Hals nicht tief entblösst sein lässt, der ernste, sinnende Blick und die feierliche Haltung, — das Alles ist charakteristisch für Musenbilder. Es genügt, nur einzelne von den erhaltenen unbezweifelten Musenbildern heranzuziehen, und zwar seien sie genommen aus den Wandgemälden der Städte, welche im J. 79 vom Vesuv verschüttet wurden. Unter diesen Wandgemälden finden sich etwa 40 Darstellungen, welche als »Musen« bezeichnet werden; darunter ist 4—5 mal Kalliope (von Klio nicht scharf geschieden), 3 mal Euterpe, 3 mal Erato, 4 mal Terpsichore

---

1) Ueber ein leichthelles Grau s. unter dem Weiss.

2) Einzelne Stellen sind mehr zufällig glänzend geworden, vielleicht erst nach der Auffindung des Bildchens.

9 mal Melpomene, 10 mal Thalia, 2 mal Polyhymnia und 5 mal Urania[1]). Manches Einzelne findet sich hier, was an unser Bildchen erinnert: da begegnen uns u. A. Kalliope (oder Klio) und Terpsichore lorberbekränzt[2]); Polyhymnia trägt ein weisses Haarband und ist in einen weissen Mantel gehüllt[3]); hinter und neben mehreren Musen befinden sich Scrinia (Kapseln), welche theils Schriftrollen enthalten[4]), theils Masken tragen[5]). Ein solches Scrinium könnte ja allenfalls das Gebilde, welches wir über der linken Schulter des Mädchens erblicken, bedeuten sollen, und wir hätten dann etwa eine sehr jugendliche Kalliope oder Klio vor uns.

Betrachten wir aber jenes Gebilde, ohne von dem Gedanken an eine Muse befangen zu sein! Das Gitterwerk könnte doch auch ein Fenster bedeuten. An und für sich wohl; aber ehe wir uns entscheiden, wollen wir uns zuerst fragen, ob wir in dem Falle den Gedanken an ein Musenbild nicht aufkommen lassen dürfen. Da das Fenster ein Attribut natürlich nicht sein kann, so wäre dadurch wohl die Muse in das Innere eines Gemaches gebannt; und da wäre es — vorausgesetzt, dass das Bildchen aus Fliessem stammt — nicht gerade undenkbar, dass derjenige, welcher in jener Villa und in jenem Gemache sein otium literatum zu halten liebte, die Muse bei sich im Gemache weilend dachte und dies durch Darstellung des Fensters neben ihrem Bilde hat andeuten lassen. Ja selbst die wohlberechtigte Annahme, dass die Villa zu Fliessem wenigstens vorzugsweise Jagdvilla war, steht dem nicht entgegen. Ich erinnere nur an jenes allerliebste Briefchen, in welchem Plinius der Jüngere dem Tacitus meldet[1]), wie er drei prächtige Eber eingefangen habe; er erzählt da, wie er seiner Studien nicht vergessend mit Schreibtafel und Griffel bei den Netzen gesessen habe, um, wenn auch vielleicht mit leeren Händen, doch wenigstens mit vollen Wachstafeln nach Hause zu kommen; er sagt weiter, wie die Waldeinsamkeit und selbst die Stille, welche bei der Jagd nöthig sei, recht anregend für das Denken sei, so dass offenbar Minerva nicht weniger gerne als Diana die Waldgebirge durchstreife.

1) Helbig Wandgemälde Nro. 858—892 b.
2) Helbig a. a. O. Nro. 859 u. 869.
3) Helbig Nro. 888.
4) Helbig Nro. 859.
5) Helbig Nro. 874 b.
6) Plinius ep. I 6.

Denkt man hierbei an die waldigen Schluchten mit ihrem Reichthum an Schwarzwild und gar an das Dianendenkmal zu Bollendorf oder lieber an die zahlreichen Dianendenkmäler, welche Fliessem's Nähe umgaben, man sollte meinen, ein solches Briefchen, wenn auch nicht eben das des Plinius, könne von dorther datiren. Aber zurück — eine Muse zu Fliessem und in der Fliessemer Villa hat nichts Unwahrscheinliches. Dazu ist die Annahme, das Gebilde über der linken Schulter bedeute ein Fenster, so naheliegend, dass der Unbefangene auf den ersten Blick sogar kaum an etwas anderes denken kann, wenn er nicht etwa sofort in das Gebiet der Vermuthungen sich begeben will, gleich als müsse er das Zunächstliegende verwerfen.

Dass die Alten Gitterfenster gekannt haben, ist nicht zu bezweifeln; denn nicht nur ist bei den alten Schriftstellern die Rede von fenestrae clathratae, von transennae u. s. w., sondern es finden sich auch Gitterfenster in Wandgemälden dargestellt und zwar sowohl mit senkrechter[1]) als auch mit schräger[2]) Vergitterung; meistens jedoch erscheinen die Fenster als ungetheilte und unverschlossene Oeffnungen[3]). Ueberall aber befinden sich die dargestellten Fensteröffnungen an ebenfalls dargestellten Häusern u. dgl. angebracht, und nirgendwo habe ich ein Beispiel dafür gefunden, dass man in abgekürzter Weise das Innere eines Hauses angedeutet hätte durch Darstellung eines vereinzelten Fensters auf einfarbig grundirter Bewurffläche, wie in der alten Kunst wohl ein Säulenstumpf für die Andeutung eines Tempels, ein Zweig für die eines Waldes, ein Helm für eine ganze Rüstung u. s. w. genügte[4]). Darum scheint die Annahme einer Gitterfenster-Darstellung ebensowohl wie die eines Scriniums, welches regelmässig ganz anders geformt erscheint, unzulässig zu sein.

Dagegen ist namentlich auch in den Wandgemälden das Gitterwerk durchaus charakteristisch für die Darstellung von Körben[5]). So

---

1) Zahn II Taf. 64. Drei Fenster mit senkrechter (quadratischer) Vergitterung an einem Hause.

2) Zahn, II Taf. 90. Oberlicht an einer Thüre mit schräger Vergitterung.

3) z. B. Zahn III Taf. 58; III Taf. 95.

4) Nach Helbig Untersuchungen S. 341, Anm. malte man im Hintergrunde — es wird also ein Hintergrund vorausgesetzt — einen Vorhang, wenn man etwas als im Hause geschehend erscheinen lassen wollte.

5) Man vergleiche u. A. nur Zahn II Taf. 82; Ternite H. 2 Taf. V. und namentlich auch (um des Ganzen willen) Zahn II Taf. 48, wo Ceres mit

sonderbar auch beim Anblicke unseres jetzt medaillonförmigen Bildchens die Erklärung des Gitters für einen Theil eines Korbes erscheinen muss, besonders da eine eigentliche Korbgestalt hier gar nicht zu erkennen ist, so hatte ich mich doch schon für diese Annahme entschieden, als mich ein glücklicher Blick in des Grafen Caylus Sammelwerk ein kleines Reliefbild finden liess, welches für mich jeden Zweifel hob; und ich glaube, dass der beigedruckte Holzschnitt, welcher auf einer flüchtigen Durchzeichnung beruht, aber namentlich bezüglich des fraglichen Gegenstandes dem Caylus'schen Kupfer genau entspricht, hinreichen wird, um die meisten Leser in diesem Punkte mit mir einer Meinung werden zu lassen. Wir erblicken auf dem (hier nur in seinen oberen Theilen wiedergegebenen) Bruchstücke einer geschnitzten Elfenbeintafel, welche zu Rom gefunden wurde[1]), einen scharf charakteri-



sirten Pan mit Halskette; in der Rechten trägt er einen Stab, auf die linke Schulter aber ist ein Gebilde aufgestützt, welches durch die linke Hand gehalten wird und dem fraglichen in seinen Formen durch-

---

Fackel und Fruchtkorb, das Haupt mit einem Kranze von Aehren und von Blattwerk (welches auch an Zacken oder Strahlen erinnert) umkränzt, dargestellt ist.

1) Caylus, Récueil d'Ant. Tom. V. Pl. LXXXIV, fig. II. Dazu: „trouvé depuis peu de temps (der 5. Band erschien 1762) à Rome dans le palais des Césars (selon qu'il m'a été écrit) .....“ — hier als Satyr bezeichnet.

aus entspricht, gleich als habe das eine von beiden dem andern als Vorlage gedient; bei dem Pan aber wird dasselbe durch die Früchte, welche über dem oberen Rande sichtbar sind, ganz unzweifelhaft als Korb bestimmt [1]).

Und so stellte denn unser Bildchen ein bekränztes Mädchen dar, welches auf seiner linken Schulter einen Korb trägt.

Das Gewand des Mädchens besteht, soweit es sichtbar ist, in einem faltigen weissen Mantel, welcher über dem linken Arme und überhaupt, wo der Stoff einfach und glatt am Körper anliegt, durchsichtig zu sein scheint; auf der linken Schulter ist er schärfer zusammengerafft, als auf der rechten. Um den Hals trägt es ein einfaches Band [2]), welches auf dem Bildchen braunroth gemalt ist, aber nach zahlreichen Analogieen [3]) doch wohl ein goldenes Halsband resp. Halskette darstellen soll. Indem das Band nach vorne in entschiedenem Winkel herabhängt, so trug dasselbe jedenfalls ein Schmuckstück, aber wohl nicht eine goldene Bulla [4]), sondern, wofür auch undeutliche Umrisse sprechen, eine grosse Perle. Ganz deutlich erkennbar sind die beiden grossen weissen Perlen, welche das Ohrgehänge bilden [5]). Das Haar, welches in der nämlichen rothbraunen Farbe erscheint wie das Halsband und wie die Schattirung des Gesichtes und Halses, lässt die Stirne, in deren Mitte es scheitelartig getheilt ist, niedrig werden; es ist von einer weissen Binde durchzogen, welche hinter den Ohren reichere Verschlingungen bildet, über der rechten Stirnhälfte aber fast schleierartig sich gestaltet [5]). Nach hinten ist das Haar in herabhängende Flechten gebunden, von welchen rechts und links vom Halse je zwei sichtbar sind. Die Flechten sind entweder auch mit einem weissen Bande durchzogen, oder, was eher wahrscheinlich, die weissen schräg geordneten Tupfen sollen die Lichter auf den glänzenden Flechten andeuten. Man

---

1) Vgl. die beiden Pane mit Fruchtkörben auf den Köpfen im capitol. Museum u. A.

2) Das Band ist keineswegs nur der Gewandesrand.

3) Vgl. z. B. Zahn III Taf. 15 u. 40.

4) Eine solche findet sich z. B. bei Zahn III Taf. 15 u. 40.

5) Bei der sehr dunkeln Färbung des Haarschmuckes auf der rechten Seite kann man zweifeln, ob die Binde hier auch ähnlich wie auf der linken Seite ringelartig verschlungen ist, oder ob sie nicht vielmehr hier wie ein kurzer Schleier seitwärts herabhängt.

sieht, wie gesagt, vier Flechten, aber nicht nur die Vertheilung derselben, sondern auch vorherrschender Gebrauch [1]) machen es wahrscheinlich, dass in der Vorstellung des Künstlers sechs Flechten da waren [2]), von denen also zwei durch den Hals verdeckt sind. Den eigenthümlichsten Theil des Kopfputzes bildet das Diadem — ein solches scheint beim ersten Anblicke vorhanden — von zwölf gebogenen Zacken. Ich dachte anfangs an die corona radiata resp. striata, aber namentlich nach Vergleichung mit einem pompejanischen Wandgemälde [4]), auf welchem ich einen nicht anzuzweifelnden Kranz ebenfalls der Strahlenkrone sehr ähnlich fand, zweifle ich auch hier nicht daran, dass die Zacken einen Kranz andeuten sollen. Von allem gebräuchlichen Laubwerke scheint mir das Lorberblatt hier am ersten annehmbar zu sein, und man findet dasselbe auch sehr häufig in ganz ähnlicher Weise dargestellt [5]). Nächst dem Lorberblatte wäre am ersten an kurzes Schilf zu denken [6]); möglich ist es auch, dass der Kranz aus Olivenzweigen oder aus den Blättern von Getreidefrucht (?) bestehend gedacht ist; das Wahrscheinlichste aber bleibt mir die Annahme eines Lorberkranzes.

Aus all dem Bisherigen scheint sich nun mit Gewissheit zu ergeben, dass unser Bildchen nicht eine Muse darstellt, und fast mit ebensoviel Gewissheit, dass die Dargestellte in die Klasse jener Mädchenfiguren gehört, welche auf den Wandgemälden in Pompeji so häufig wiederkehren und aus dem Gebiete des Cultus genommen sind. Charakteristisch für dieselben ist [7]) die vollständige Bekleidung, der Lor-

1) S. Nitsch, Zustand der Römer S. 324.

2) Vgl. z. B. Zahn III Taf. 8, wo aber eine andere Vertheilung der Flechten.

3) An symbolische Bedeutung der Zwölfzahl dürfte wohl nicht zu denken sein.

4) Abgebildet bei Zahn I Taf. 2. — Zudem haben namentlich auch auf den Vasenbildern (vgl. Gerhard, Vasenb. in zahlreichen Beispielen) die Kränze sehr oft grosse Aehnlichkeit mit der Strahlenkrone; diese letztere kommt in den pomp. Wandgemälden sehr häufig bei der Artemis (vgl. Helbig unter diesem Namen) vor.

5) Vgl. unter vielem Anderen die Wandgemälde bei Zahn II Taff. 21, 52, 60, 78; bei Taf. 48 schwanke ich zwischen Annahme von Lorberblättern, Olivenblättern und Blättern von Halmfrucht, auch etwa von Schilfblättern.

6) Man vergleiche hierzu namentlich Pitture d'Ercol. I pg. 119 u. 123; dort finden sich höchst ähnliche Kränze, von denen der auf pg. 119 für einen Schilfkranz (das Mädchen für eine Najade), der auf pg. 123 für Blätter von Halmfrucht erklärt wird.

7) S. Helbig, Wandgem. S. 425 f.

berkranz, der ernste keusche Gesichtsausdruck, daneben häufig der umhüllende Mantel, der Schleier u. s. w., und namentlich die Gegenstände, welche sie in den Händen oder auf dem Kopfe oder auf der Schulter tragen, Gegenstände, welche bei den Cultushandlungen im Gebrauche waren, als Körbe, Krüge, Guirlanden u. s. w. Von derartigen Darstellungen will ich nur einige wenige bei Helbig [1]) beschriebene erwähnen. Unter Nro. 1811 ist beschrieben die Darstellung eines solchen Mädchens, welches über der linken Schulter ein mit Laub umflochtenes alabastron-(büchsen-)förmiges Geräth trägt; Nro. 1813 stützt einen Korb auf das Haupt, die linke Hand hält einen Krug; Nro. 1817 trägt über der linken Schulter ein köcherförmiges Geräth u. s. w.

Indem nun aber der erwähnte Pan [2]) seinen Korb ganz in derselben Weise trägt, wie das Mädchen, und die Darstellung des Korbes bei ihm eine ganz überraschend ähnliche ist, so darf uns das auch wohl noch als weiterer Fingerzeig gelten, und es möchte nicht zu kühn sein, wenn wir dem Mädchen ebenfalls einen Platz in der Umgebung des Dionysos anweisen, ja wenn wir die Vermuthung wagen, dass beide Darstellungen auf eine wenigstens verwandte Quelle zurückweisen. Der ernste Gesichtsausdruck des Mädchens stellt dasselbe freilich weit ab von den ausgelassen fortstürmenden Mänaden und macht es unnahbar für die rücksichtslosen Satyrn. Aber hoher Ernst ist ja auch dem bacchischen Kreise und Dienste nicht fern, und diesem Ernste trägt das Mädchen seiner Hoheit bewusst den Weihekorb. Uebrigens begegnen wir auch anderen Gestalten, und zwar ebenfalls Wandgemälden, die ihm zum Geleite dienen können; da sehen wir z. B. ein bekränztes Mädchen aus dem bacchischen Kreise [3]): auf der Linken, über welche grauliche Tänien herabhängen, trägt es einen Korb, in welchem Laub und ein rothes Tuch liegt; ein anderes [4]) stützt einen Korb mit Opfergegenständen auf das Haupt; ein drittes [5]) trägt auf der Linken einen Korb, in der Rechten einen Zweig.

Diese letzte Gestalt führt auf eine weitere Frage, auf die Ergänzung des Medaillonbildchens, und sie gibt auch eine freilich nicht gesicherte, aber doch immerhin mögliche Lösung an die Hand. Der in

1) Helbig, Wandgemälde S. 425 f.
2) S. oben S. 54.
3) Helbig, Wandgemälde Nr. 467.
4) Ebend. Nr. 486.
5) Ebend. Nr. 569.

der Rechten gehaltene Gegenstand mag nun ein Zweig, oder ein Krug, oder vielleicht auch ein Thyrsusstab gewesen sein, im Allgemeinen dürfte die Gestalt der untenstehend dargestellten, welche ich der Haltung des Pans[1]) gemäss im Anschluss an die soeben beschriebene[2]) ergänzt habe[3]), ähnlich gewesen sein.



Sollte nun aber Einer diese Mädchenfigur dem bacchischen Dienste doch für fremd erachten, so bliebe für ihn, ohne dass er sich weit zu entfernen brauchte, die Umgebung der fruchtspendenden Ceres[4]) übrig; ja es möchte vielleicht hie und da Einer eine allegorische Figur darin vermuthen, und wer zu dieser Seite neigt, dem will ich die liebliche Darstellung des Frühlings[5]) zur Vergleichung[6]) empfehlen, wo dieser unter dem Bilde eines lorberbekränzten Mädchens erscheint, welches

1) Vgl. Panisken als Opferdiener. s. K. O. Müller, Handb. der Arch. d. K. 3. Aufl. S. 614; s. auch oben S. 27 Anm. 1.

2) Helbig a. a. O. Nr. 569.

3) Herr Prof. Mohr in Köln hatte die grosse Freundlichkeit, die Vorlage zum Holzschnitte kunstgemäss zu berichtigen.

4) Ich erinnere daran, dass man in ihrem Dienste weisse Gewänder trug.

5) Abgebildet bei Zahn II Taf. 21.

6) Man vergleiche übrigens auch Darstellungen der Göttin Ceres selbst, z. B. bei Zahn II Taf. 48.

auf der rechten Hand einen Korb, mit der Linken die Füsse eines Lämmchens hält, das um des Mädchens Hals liegt.

Wenn aber zwischen diesen und vielleicht noch anderen Erklärungsweisen ein Schwanken möglich bleiben sollte, und der Fingerzeig, welchen der erwähnte Panisk gegeben, doch irre geführt hätte, so bleibt das Bildchen eine Bestätigung dafür, wie die Wandmalerei die sonst bestimmteren Gestalten ergriff und sie der frei gestaltenden und umgestaltenden Phantasie überliess [1]. Carl Bone.

---

5. Epigraphische Mittheilungen aus Cleve.

(S. Heft LIII, LIV p. 229.)

II. Die Inschriften des Clever Alterthumscabinets.

Hierzu Taf. IV.

Vorbemerkung.

Das im Rathhause zu Cleve befindliche städtische Alterthumscabinet wurde im Jahre 1865 in Folge einer Anregung der Königlichen Regierung begründet. Die zur Unterhaltung desselben erforderlichen Geldmittel wurden stets bereitwillig von der Stadtverordnetenversammlung bewilligt; zur ersten Einrichtung leistete einen erheblichen Beitrag der damals in Cleve wohnhafte jetzige Reichstagsabgeordnete Professor von Cuny. Die Verwaltung des Cabinets wird bewirkt durch eine von den Stadtverordneten eingesetzten Commission, deren Vorsitzender der Bürgermeister ist. Besonders lebhaften Antheil nahmen an der Begründung und Förderung des Cabinets Herr Caplan Dr. Scholten und Herr Gymnasiallehrer Dr. Rothert. Als der letztere schon im Jahre 1866 als Oberlehrer an die Realschule in Düsseldorf überging, trat der Unterzeichnete an seiner Stelle in die Commission ein und gehörte derselben von 1866 bis 1871 an. Infolge einer Reihe von glücklichen Funden vermehrte sich gerade in dieser Zeit der Bestand des Cabinets an römischen Alterthümern der verschiedensten Art sehr stark; insbesondere wuchs die Zahl der Denkmäler mit Inschriften rasch an.

Schon zur Zeit meines Abganges von Cleve (1871) hatte ich die Absicht, eine Sammlung dieser Inschriften in diesen Jahrbüchern zu veröffentlichen, und dabei zugleich mitzutheilen, was mir über die Art

---

1) Dieses Freskobildchen ist inzwischen in das Provinzial-Museum in Trier gelangt. D. Red.

der Auffindung bekannt geworden und was ich zur Erklärung beizutragen in der Lage bin. Ich hatte daher die nöthigen Abschriften und Notizen schon damals gesammelt und mehrfache spätere Reisen nach Cleve boten Gelegenheit, die Originale auf's Neue zu vergleichen. Einige in den letzten Jahren erst in das Cabinet aufgenommene Ziegelinschriften habe ich in das nachstehende Verzeichniss nicht aufgenommen, da ich sie nicht selbst gesehen habe; dagegen hoffe ich die bis 1871 erworbenen inschriftlichen Denkmäler vollständig gegeben zu haben, auch die erst 1872 in das Cabinet gelangten, aber schon zur Zeit meiner Anwesenheit in Cleve aufgefundenen Rindern'schen Inschriften sind mitbehandelt worden. Auf die bereits in Heft XLIX p. 72 dieser Jahrbücher besprochenen Düffelwarder Inschriften ist nur verwiesen worden.

Auch die übrigen Inschriften sind bereits sämmtlich publicirt. Denn einerseits ist über die meisten derselben von mir gleich nach der Erwerbung in den Clever Lokalblättern berichtet worden. Andererseits sind dieselben neuerdings auch sämmtlich aufgenommen in einem von dem Herrn Gymnasiallehrer Dr. Mestwerth, welcher gegenwärtig als Sekretär der Alterthumscommission fungirt, herausgegebenen Katalog: „Verzeichniss und kurze Beschreibung der Sammlung von Alterthumsgegenständen im Rathhaus der Stadt Cleve." Cleve 1877.

Indessen gestatteten bei beiden Publikationen schon die typographischen Hülfsmittel der Clever Druckereien eine ganz correkte Wiedergabe der Inschriften nicht; auch haben sich manche Lese- oder Druckfehler eingeschlichen.

Es schien mir im Allgemeinen nicht von Interesse zu sein, diese lokalen Publikationen und etwaige abweichende Lesarten derselben in allen einzelnen Fällen zu citiren; nur bei den meist schwer lesbaren Ziegelstempeln habe ich auf das Mestwerth'sche Verzeichniss Bezug nehmen zu müssen geglaubt, da hier die Abweichungen der Lesart zum Theil derart sind, dass über die Identität der Inschriften Zweifel entstehen könnten.

No. 1—4. Steininschriften von der Kirche zu Rindern.

In den Jahren 1870—72 wurde in dem etwa 3 Kilometer von Cleve entfernt liegenden Dorfe Rindern, dem Arenacum des Tacitus, die alte in romanischem Stile erbaute Kirche niedergerissen und durch

eine grössere, die bisherige umschliessende, neue Kirche ersetzt. Wie sich im Voraus erwarten liess, stiess man beim Auswerfen der Fundamente überall auf Reste römischer Bauwerke, doch waren genauere Forschungen über die Natur und Ausdehnung derselben dadurch sehr erschwert, dass die Umgebung der Kirche bis in die neueste Zeit als Kirchhof benutzt worden war. So fand sich z. B. auf der Nordseite der alten Kirche in einer Tiefe von 1,50 Meter ein aus sehr festem Gussmauerwerk hergestellter Flur, der in regelmässigen Abständen mit 10 Reihen von kleinen Pfeilerchen bedeckt war, welche aus je 4 quadratischen Ziegelplatten von zusammen 20 ctm. Höhe gebildet waren. Die unterste, etwas grössere Platte war stets mit einem Kreisstempel versehen, die oberen dagegen hatten keinen Stempel. Diese Ziegel waren sämmtlich von Russ geschwärzt und der Raum zwischen den Pfeilerchen war mit Fragmenten von Ziegelplatten und bemaltem Stuck ausgefüllt. Die Breite dieses Flur's betrug von Osten nach Westen 6,58 m., die Länge muss beträchtlich grösser gewesen sein, da bei Auswerfen von Fundamenten im Innern der Kirche die Fortsetzung desselben Flurs aufgefunden wurde.

Offenbar haben wir hier die unter dem Namen suspensura bekannte Construction des Fussbodens vor uns, wie sie vorzugsweise bei Baderäumen allgemein üblich war; der auf Hunderten von Pfeilerchen ruhende eigentliche Fussboden war jedenfalls durch den Druck der Bautrümmer und der Erde eingebrochen und zerstört, während die massiven Substructionen sich ganz unverletzt erhalten hatten.

Nach Norden hin schloss sich an diesen Raum ein aus verschiedenen Lagen von Gussmauerwerk gebildetes Gewölbe an, welches auf einer ausserordentlich festen aus Ziegelplatten hergestellten Bodenfläche ruhte, die 40 ctm. höher als der Pfeilerflur lag. Die lichte Höhe dieses mit eingeschwemmtem Lehm erfüllten Canals betrug 35 ctm., die Breite 1,49 m.; in der Länge wurde derselbe bis auf 2,28 m. verfolgt, erstreckte sich jedoch nach Norden hin noch weiter unter dem Kirchhof hin.

Noch anderweitige Baureste schlossen sich in der Gegend der jetzigen nach Norden vorspringenden Taufcapelle, insbesondere im Nordwesten derselben an, doch liess sich über die Natur derselben ohne Aufgrabung eines grösseren Theiles des Kirchhofes Nichts feststellen.

Wie im Norden und im Innern der alten Kirche kamen auch auf der Südseite derselben bedeutende Reste von Ziegel- und Tuffsteinbauten zum Vorschein; in den letzteren fanden sich Blöcke von sehr bedeutenden Dimensionen.

Die vorgefundenen Baureste rührten jedenfalls wohl von einem römischen Bade her, da die Ausdehnung des heizbaren Raumes über die Dimension eines Zimmers in einem Privathause weit hinausging. Genaueres über den Plan der ganzen Anlage hat sich leider nicht feststellen lassen, indessen sind folgende sichere Ergebnisse dieser Ausgrabungen jedenfalls bemerkenswerth: 1. Die römischen Baureste standen durchaus nicht in organischem Zusammenhange mit den Fundamenten der alten Kirche, die jene in ganz zufälliger Weise durchschnitten. 2. Die römischen Baureste rührten nicht etwa von einem Tempel, sondern von einem Profanbau her. So alt daher einzelne Theile der Kirche gewesen sein mögen, ein direkter Zusammenhang derselben mit Bauwerken oder Einrichtungen der römischen Niederlassung ist nicht anzunehmen. Vielmehr ist allem Anschein nach das alte Arenacum vollständig zerstört und verschüttet gewesen, als auf der Stelle desselben eine christliche Kirche entstand. Ein im Innern der Kirche unter dem Bauschutt gefundenes fränkisches Spitzglas, welches sich im Clever Cabinet befindet, mag wohl vom Bau der christlichen Kirche herrühren die übrigens auch im Laufe der Zeit so grosse Veränderungen erlitten hatte, dass vielleicht nur noch der runde Chorabschluss von dem ersten Bau herrührte.

Steine mit Inschriften haben sich in den die Kirche umgebenden Bauresten nicht gefunden, wohl aber beim Abbruch der Kirche in der nördlichen Mauer des Chors. Dieselben waren verwandt zur Herstellung eines flachen Thürbogens, der von einer späteren Restauration herrühren muss, da die Kehlung der Steine gothischen Charakter hatte. Auch stand auf einem (in Rindern aufbewahrten) Steine dieses Bogens eine Inschrift in Minuskeln: in den jaer . . . . (die Jahreszahl selbst ist leider ganz verwittert). Die Steine sind sämmtlich Tuffsteine; sie waren zur Herstellung des Thürbogens zugehauen worden und sind daher bedeutend verstümmelt. Die Schriftflächen waren bei der Einmauerung nach Innen gekehrt und sind, so weit sie überhaupt vorhanden, vortrefflich erhalten.

Im Jahre 1872 sind diese Steine durch Schenkung des Herrn Pfarrer Look in Rindern in das Clever Cabinet gekommen.

1. Fragment[1]) mit Resten von bildlichen Darstellungen auf der linken Seitenfläche (Korb und Aehren). Buchstabenhöhe 5,5 ctm.

---

1) Herr Conservator Pleyte in Leyden, der mehrfach die Fundstelle besuchte, wurde zuerst auf die Buchstabenreste dieses Steines, der unter anderen

VA
(

Die erste Zeile enthält fast vollständig die Buchstaben VA, in der zweiten geht der Bruch gerade durch einen Buchstaben, der nach links einen Bogen bildet. (S. Taf. IV Fig. 1.)[1]).

2. Fragment von 30 ctm. Breite und 35 ctm. Höhe. Dasselbe zeigt oben Reste von Ornamenten und 3 Zeilen einer ebenfalls durchschnittlich 5,5 ctm. hohen Schrift. Die ursprünglichen Seitenflächen scheinen nach keiner Seite erhalten zu sein.

EAE
DAVER
/STI

Zeile 3 ist im Anfang ein deutlicher Rest eines V erhalten. (S. Taf. IV Fig. 2.)

3. Fragment von 46 ctm. Breite und 29 ctm. Höhe. Auf der unversehrten linken Seitenfläche ist der untere Theil eines schiefliegenden Stabes mit kugelförmigem Knaufe erhalten. Die Schrift ist nach unten hin vollständig; unter der letzten Zeile finden sich die Spuren einer abgehauenen vorspringenden Leiste. Buchstabenhöhe 5,5 ctm. oder wenig geringer.

ET · SVIS · V · S · L
IMP · N̄ · IIII̅ · COS

Zeile 1 fehlt die obere Hälfte der Buchstaben 4—9 in Folge des Bruches, ebenso in Zeile 2 ein kleiner Theil des schliessenden S. (S. Taf. IV Fig. 3.)

4. Fragment von 51 ctm. Höhe und 20—27 ctm. Breite. Die rechte Kante scheint nahezu die ursprüngliche zu sein; es hat den Anschein als seien nur die alten Ornamente abgehauen und an Stelle derselben neuere Kehlungen hergestellt worden. Buchstabenhöhe abgesehen von einzelnen grösseren Buchstaben in der ersten Zeile 6 ctm., nach unten hin allmählich abnehmend bis zu 4,3 ctm. Die Schriftfläche zeigt oben zunächst die Reste von abgehauenen vorspringenden Ornamenten, sodann folgende fünf Zeilen.

---

vom Abbruch herrührenden Steinen dalag, aufmerksam. Es steht daher nicht fest, ob dieser Stein ebenfalls am Thürbogen oder anderswo eingemauert war.

1) Auf der Zeichnung wurde der halbe Bogen des G unter A vergessen. D. R.

'ER·CVST
VM·
VSIVSTVS
XXX.V.V.
:·ET SVIS

Zeile 1 beginnt mit dem Reste eines V. Der Punkt nach dem R ist mit dem folgenden C verwachsen, jedoch noch deutlich erkennbar. Zeile 2 ist der erste Strich des V nicht mehr vollständig erhalten, Zeile 3 von dem schliessenden S ein Theil abgehauen. Zeile 5 sind vor dem ET noch ein Punkt und Spuren des jedenfalls vorhergehenden Buchstaben E erkennbar. (S. Taf. IV Fig. 4.)

Bei der Erklärung dieser Fragmente wird man am Besten ausgehen von dem umfangreichsten, dem Vierten. Offenbar bildet dasselbe einen Theil einer Weihinschrift und haben wir nach den feststehenden Formen solcher Inschriften an der Spitze den Namen einer Gottheit zu vermuthen, von dem noch erkennbar ist VER · CVST. Jedenfalls nun bezieht sich No. 2 auf dieselbe Gottheit und erweitert unsere Kenntniss des Namens derselben dahin, dass wir dieselbe als eine DEA... DAVER · CVSTI erkennen. Für die weitere Erklärung ist von grösster Bedeutung eine runde kupferne Basis, die bei Hemmen in der niederländischen Provinz Gelderland gefunden ist und nach Janssen lautet (C. I. R. No. 67):

DEAE VAGDAVER · CVSTI · SIMPLI
CIVS · SVPER · DEC · ALAE · VOCONTIOR
EXERCITVVS · BRITANNICI ·

In dieser Inschrift hat man bisher in dem Worte Custi einen Theil des Namens des weihenden Decurio vermuthet (cf. Henzen in der Orelli'schen Sammlung zu 5918, Brambach im Index nominum); aus den Rindern'schen Inschriften, insbesondere aus No. 4 ergibt sich jedoch mit Sicherheit, dass dieses Wort zum Namen der Gottheit gehört und können wir als vielleicht abgekürzte Dativform dieses Namens somit feststellen: Deae Vagdaver Custi.

Es beginnt derselbe also mit der Silbe VA und da diese sich auf dem Fragment No. 1 findet, so liegt es nahe No. 1 und 2 zu combiniren. Ich habe durch Nebeneinanderlegen der Steine mich überzeugt,

dass in Material und Dicke der Steinplatten, wie in Form und Grösse der Buchstaben kein Unterschied zwischen beiden Fragmenten besteht; allerdings ist die Farbe des Steines bei No. 1 grau, bei No. 2 gelb, was sich jedoch durch die stärkere Verwitterung von No. 1 erklärt. Die Bruchflächen der beiden Steine passen nicht aufeinander, es weist ja aber auch das Fehlen des Buchstabens G auf eine Lücke hin. Der Buchstabenrest in der zweiten Zeile von No. 1 erklärt sich bei unserer Annahme als zu dem C von CVSTI gehörig und der Umstand, dass auch hier zwischen den Resten des C und des V eine Lücke von etwa Buchstabenbreite anzunehmen sein würde, erhebt die Vermuthung der Zusammengehörigkeit von No. 1 und 2 nahezu zur Gewissheit. Somit würden wir auch aus den Rindern'schen Inschriften dieselbe Namensform nachweisen können, die sich aus der Hemmen'schen Kupferbasis ergibt; nur für den einen Buchstaben G fehlt in den Rindern'schen Fragmenten der urkundliche Beweis.

Noch eine andere niederrheinische Inschrift, eine auf dem Monter- oder Calcarberg gefundene Platte aus dünnem geschlagenen Kupfer bietet eine ähnliche Namensform dar (C. I. R. 191):

AKE · VOR
IVKIVS · QVI
VAGE · VERCV
VO · SO

Herr Conservator Pleyte in Leyden hat die Güte gehabt, diese von Janssen und Brambach gegebene Lesung noch einmal mit dem Original zu vergleichen; derselbe bestätigt die Correktheit derselben, insbesondere auch rücksichtlich des Punktes in der dritten Zeile nach dem Worte VAGE. Trotz der somit nicht unerheblichen Abweichung in Buchstaben und Wortabtheilung glaube ich, dass die Platte vom Monterberg sich auf dieselbe Gottheit beziehen soll wie die nur wenige Meilen davon zu Tage gekommenen Inschriften von Rindern und Hemmen. Vermuthlich verstand der Verfertiger der Monterberger Platte den Namen der Gottheit nicht genau und theilte daher falsch ab. Zu der Schreibung Vagever statt Vagdaver mag wohl eine Abweichung in der Aussprache mit Veranlassung gegeben haben.

Uebrigens weist die ganze Inschrift auf eine im Schriftwesen wenig geübte Hand hin; die Stellung des Götternamens ist ebenso ungewöhnlich wie die Abkürzung des Votum solvit libens merito durch VO · SOL ·

L · M · Vielleicht ist daher auch mit ALE VOR dieselbe Ala Vocontiorum gemeint, die auf der Kupferbasis von Hemmen genannt wird.

Zuverlässiges Material zu näherer Feststellung des Namens der Göttin gewinnen wir also aus dieser Inschrift nicht. Insbesondere bleibt zweifelhaft die Nominativform. Vagdaver ist vermuthlich Abkürzung von Vagdaverae, so dass also der Nominativ Vagdavera lauten würde, wie sich z. B. C. I. R. 1541 FORTVN · E · GENIO LOCI findet. Auffallen muss allerdings, dass sich die gleiche Abkürzung in den Inschriften von Hemmen, Monterberg und Rindern No. 4 (vermuthlich auch No. 2) wiederholt und beachtenswerth erscheint daher die Vermuthung des Herrn Conservator Pleyte, welcher nach brieflicher Mittheilung einen einzigen Namen Vagdavercusti annimmt. Indessen scheint mir doch die Ueberlieferung gegen die Annahme eines Wortes zu sprechen. Janssen giebt einen Punkt nach R in No. 67 an und ich glaube, wie oben bemerkt, in dem Rindern'schen Fragment No. 4 einen allerdings mit dem C verwachsenen Punkt bestimmt wahrzunehmen. Endlich spricht auch die in No. 1 und 2 so deutlich hervortretende Mittelstellung von Custi für die Selbständigkeit dieses Wortes.

Zweifelhaft bleibt jedoch ob Custi Dativform von einem Nominativ Custis oder Abkürzung von Custiae ist. Da die Form Custi sich in No. 2 an einer Stelle findet, wo für die vollere Namensform der Platz zu Gebote stand, da ferner auch in No. 4 die Raumverhältnisse auf die Form Custi hinweisen und dieselbe Form sich auch in der Hemmenschen Inschrift findet, so scheint mir eine Nominativform Custis wahrscheinlicher zu sein und würde der Name also vermuthlich Vagdavera Custis lauten.

Was für eine Gottheit war nun diese Vagdavera Custis? Dieselbe ist weder als keltische noch als germanische Gottheit nachzuweisen; doch bietet die germanische Mythologie wenigstens ähnliche Namen. In den angelsächsischen Geschlechtsregistern, die Grimm im Anhang zur 1. Auflage der Deutschen Mythologie behandelt hat, findet sich nämlich in der Tafel von Deira als Sohn Vôdens angegeben: Vägdäg, Weagdegus, Vegdegus oder Wegdam, womit der auf der Tafel von Kent an gleicher Stelle vorkommende Vecta nach Grimm's Ausführungen identisch ist (l. l. p. XXIII). Ebenso heisst nach nordischen Stammtafeln ein Sohn Odhins Wegdegg (Simrock, Deutsche Mythol. p. 168 3. Aufl.). In beiden Quellen ist der Enkel resp. Urenkel dieses Vägdäg oder Wegdegg: Svaefdäg resp. Swipdagr, der aus dem eddi-

schen Fiölswinnsmal bekannt ist als ein Doppelgänger von Freyr. So erscheint der Name Vägdäg mitten unter unzweifelhaften Götternamen und wird man um so eher ihn ebenfalls zu diesen rechnen dürfen. Bedeutet aber Swipdagr „Tagbeschleuniger" (**Simrock**, die Edda p. 441), so würde Vägdäg der „Tagbeweger" sein. Das weist auf einen Sonnengott hin und der eddische Vater Swipdagr's Solbiart „der sonnenglänzende" scheint daher nur dem Namen nach von dem genealogischen Grossvater Vägdäg verschieden zu sein. So wird also auch dieser in das Gebiet der Vervielfältigungen **Freyr's** gehören. Es liegt daher nahe, bei dem mit Vägdäg allem Anschein nach so nahe verwandten weiblichen Namen Vagdavera [1]) an eine der Freyja verwandte Göttin zu denken.

Dieser Vermuthung scheint der zweite Namen Custis keineswegs ungünstig zu sein. Ist derselbe nämlich aus einem germanischen Idiom abzuleiten, so wird er mit kiesen, küren stammverwandt sein. In dem zeitlich und örtlich unsern niederrheinischen Inschriften nächstliegenden Literaturwerke germanischer Zunge, dem Heliand, kommt z. B. ein Substantivum cust in der Bedeutung „Wahl" vor. Wir würden also Custis als „Kürerin, Wählerin" deuten dürfen. Gerade Freyja aber ist die eigentliche Todtenwählerin des nordischen Mythus und die Walküren, in deren Namen derselbe Stamm wiederkehrt, stehen in nächster Beziehung zu ihr. So könnte also die Vagdavera Custis eine der zahlreichen Doppelgängerinnen der Freya sein. Wenn auf der Seitenfläche von No. 1 ausser einem nach unten sich verjüngenden Korbe, welchen ich für den Calathos, den heiligen Korb der Ceres, halte, Kornähren dargestellt sind, so liegt darin kein Hinderniss für die versuchte Deutung der Vagdavera Custis, da Freya sowohl wie andere mit ihr zusammenhängende Göttinnen als ursprüngliche Erdgöttinnen die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigen; es lag daher für römische Soldaten sehr nahe, dieser germanischen Gottheit die Attribute der Ceres-Demeter beizulegen, die ja ebenfalls die Beziehung zum Todtenreiche mit der zur Fruchtbarkeit des Bodens vereinigt.

Kehren wir nunmehr zur Erklärung des Fragmentes No. 4, von dem wir ausgingen, zurück, so ist bezüglich der ersten Zeile zu be-

---

1) Was das lautliche Verhältniss von Vägdäg und Vagdavera betrifft, so verkenne ich die Schwierigkeiten desselben keineswegs, indessen ist ein Wechsel von g und v wenigstens nicht ohne Analogie auf germanischem Sprachgebiete; cf. **Grimm**, Deutsche Grammatik 2. Aufl. I 218. II 184.

merken, dass durch das Zuhauen der Kante sehr wohl ein vielleicht ebenso wie VS in kleinerem Maassstabe hergestelltes I verloren gegangen sein kann, wie ja auch in Zeile 3 die Hälfte des S weggefallen ist. Diese erste Zeile ist also wohl zu restituiren: Vagdaver. Custi. Zeile 2 enthielt vermuthlich das Wort SACRVM; denkbar wäre auch TEMPLVM, doch würde dies zu viel Raum einnehmen. Auch SACRVM würde, wenn man die Buchstaben zählt, schon weiter nach links greifen als die Symmetrie gestattet, indessen sind die Buchstaben der zweiten Zeile etwas kleiner als die der ersten. Die dritte Zeile bietet uns die Endung des Nomens und das Cognomen Iustus. In dem Zeile 4 disponiblen Raum würde man sich etwa MIL·LEG denken können, während Zeile 5 unzweifelhaft zu ergänzen ist durch PRO SE. Nach unten hin ist der Stein abgehauen; es folgte vermuthlich noch das übliche V·S·L·M, vielleicht auch noch eine Datirung. Die ganze Inschrift würde also vermuthungsweise so zu ergänzen sein:

VagdaVER ·CVSTi
sacrVM
//////// VSIVSTVS
mil. leg. $\overline{XXX}$·$\overline{V}$·$\overline{V}$·
pro se · ET · SVIS·
v. s. l. m.

Wie aus dem Legionsnamen ersichtlich, kann die Inschrift nicht vor Trajan entstanden sein, sie ist aber auch mit Rücksicht auf den Schriftcharakter schwerlich einer späteren Zeit zuzuweisen.

Noch gar nicht berücksichtigt ist bisher No. 3. Es bildet dieses Fragment offenbar den Schluss einer Weihinschrift. Z. 1 wird am Schlusse noch ein M gestanden haben, dagegen fehlt auf der linken Seite Nichts, ebenso ist nach unten hin die Inschrift vollständig. In der zweiten Zeile ist das $\overline{N}$ Abkürzung von Nostro; dieselbe Abkürzung findet sich sehr häufig nach Augusto (Orelli-Henzen 894, 963, 1023, 2705), Caesare (ib. 32) oder Domino (ib. 929, 941). Allerdings ist eine solche Datirung, bei welcher weder der Name des Herrschers noch der des zweiten Consuls angegeben wird, für die Nachwelt von zweifelhaftem Werthe. Im vorliegenden Falle vermuthet Herr Prof. Bücheler, der mir seine Ansicht über diesen Punkt brieflich mitzutheilen die Güte

hatte, dass das vierte Consulat des Trajan, welches in das Jahr 101 fällt, gemeint sei, da für eine frühere Zeit eine solche schmeichlerische Bezeichnung des Jahres nicht nachzuweisen sei und für eine spätere der Schriftcharakter nicht passe. Ich halte diese Annahme um so mehr für zutreffend, da die Inschrift mit No. 4 in jeder Hinsicht so genau überereinstimmt, dass man eine ziemlich gleichzeitige Entstehung vermuthen muss. Nun fällt allerdings das vierte Consulat des Nerva (98 p. Chr.) nur 3 Jahre früher, indessen müsste dann No. 3 von einem andern Truppentheile herrühren wie No. 4, was wenig wahrscheinlich ist. An eine spätere Zeit zu denken ist um so weniger möglich, da Hadrianus nur 3 Mal Consul gewesen ist, und erst 145 wieder ein 4. Consulat eines Imperators, nämlich des Antoninus Pius, vorkommt.

Sehr schwierig ist die Frage, ob Fragment No. 3 den Schluss der Inschrift bildet, deren Anfang uns No. 1 und 2 erhalten haben, oder ob es zu einer andern Inschrift gehört. Material und Dicke der Steine, Schriftcharakter und muthmassliche Zeilenlänge sprechen für die Zusammengehörigkeit von No. 1, 2 und 3; indessen ist nicht abzusehen, wie die bildliche Darstellung auf der Seitenfläche von No. 3, ein in eine Kugel auslaufender schiefliegender Stab, mit derjenigen auf No. 1 in Zusammenhang stehen konnte. Da indessen, wie sich aus einer Vergleichung von No. 4 ergibt, vermuthlich 3 Zeilen ausgefallen sein würden, so dass zwischen den erhaltenen Fragmenten eine Lücke von etwa 22 ctm. anzunehmen wäre, so erscheint es nicht unmöglich, dass die bildliche Darstellung auf der langgestreckten Seitenfläche in 2 Abschnitte zerfiel[1]). Der Stab mit Knauf ist vielleicht der untere Theil eines Scepters, welches ebenso gut wie der Calathos zu den Attributen der Demeter-Persephone gehört (Conze, Heroen und Göttergestalten Taf. LIII u. LIV). Weist der Korb mit Aehren auf die fruchtspendende Erdgöttin hin, so das Scepter auf die Gebieterin im Reiche der Todten; nach der oben vorgeschlagenen Erklärung der Dea Vagdavera Custis konnte auch dieses letztere Symbol sehr leicht auf sie übertragen werden, und zwar um so eher, da die Südgermanen sich vermuthlich ihre Walhalla nicht im Himmel, sondern im Innern eines hohlen Götterberges dachten (Simrock, Myth. p. 319), so dass

1) Auf der Taf. IV sind No. 1, 2 u. 3 im Ganzen in eine Stellung gebracht, die der vermutheten Zusammengehörigkeit derselben entsprechen würde, indessen müsste der Abstand von No. 3 ein erheblich grösserer sein.

die Aehnlichkeit einer die Freya vertretenden Göttin mit jenen antiken Erd- und Todtengöttinnen für sie um so klarer hervortreten mochte.

No. 5 u. 6. Steine mit Inschriften unbekannten Fundortes.

Als bei Gelegenheit der päpstlichen Secundizfeier im April 1869 der Speicher des Clever Rathhauses nach Illuminationsvorrichtungen durchsucht wurde, kam ein grosser Korb mit römischen Alterthümern zum Vorschein. Derselbe enthielt ausser 5 Aschenurnen, 13 Kannen, 4 sonstigen Thongefässen sowie verschiedenen Scherben von Glas und Thon 2 Tuffsteine mit Inschriften. Leider hat sich über die Herkunft dieser Alterthümer Nichts ermitteln lassen. Weder der damalige Bürgermeister König noch dessen Amtsvorgänger Ondereyk, (später in Crefeld), der bereits seit 1828 in der städtischen Verwaltung thätig war, vermochten über dieselben irgend welche Auskunft zu geben.

No. 5. Der erste dieser Steine hat die Form eines unregelmässigen Fünfecks und ist nach allen Seiten abgebrochen. Die Dicke der Platte beträgt 5 ctm., die Höhe 28, die grösste Breite etwa 30. Die Schrift ist sehr wohl erhalten, die Buchstaben sind 4,5 und in der letzten Zeile 5,5 ctm. hoch.

EQ
AFRORV
CRESCEN
V·S·L·

Die Ala Afrorum kommt auch auf einem Steine von Dodewaard in der benachbarten Provinz Gelderland (Brambach 66) und vielleicht auch auf einem Kölner Steine vor (Br. 317).

No. 6. Das zweite Fragment ist ebenfalls in sehr unregelmässiger Weise zugehauen, so dass nach keiner Seite hin die ursprüngliche Kante erhalten ist. Es ist etwa 8 ctm. dick, 13 hoch, 20 breit; der weiche Tuffstein ist an der Kante sehr stark abgerieben. Die Buchstabenhöhe beträgt 2 ctm.

PRO·SALVI
TATE·APOLL
INC ET

Die Inschrift ist etwa so zu ergänzen:

PRO · SALVTe et
incolumiTATE · APOLLini.
et genio LOCi ET

No. 7—15. Ziegelinschriften von Rindern.

Beim Auswerfen der Fundamente für die neue Kirche kamen eine Anzahl Ziegelinschriften zu Tage und wurden ebenfalls durch Schenkung des Herrn Pastor Look dem Clever Cabinet überwiesen, welches 2 Stempel von derselben Fundstelle bereits früher enthielt (No. 9 u. 14).

7. Auf einer quadratischen Ziegelplatte von etwa 30 ctm. Breite fand sich folgende Inschrift, die vor dem Backen des Steins in etwa 2 mm. tiefen und ebenso breiten Schriftzügen eingetragen ist, wie dies in ähnlicher Weise auch auf mehreren in Holland gefundenen Ziegeln der Fall ist (cf. C. I. R. 110—114).

IVLLIAI

Mestwerth, Verzeichniss unter der No. Bb I 6, gibt irrthümlich als letzten Buchstaben L an. (S. Taf. IV Fig. 5.)

Die Höhe der Buchstaben beträgt 8—9 ctm., die Breite der Inschrift ist der des Steines gleich. Die Verdoppelung des L findet sich in ähnlichen Namen auch in der bei Finthen (Mainz) gefundenen Inschrift No. 959.

L · IVLLONiVS · IVLLINVS ·

Dagegen ist die allerdings auch sonst in der Kaiserzeit noch hier und da auftauchende archaische Genetivform auf AI, so viel ich weiss, auf auf rheinischen Inschriften noch nicht nachgewiesen.

8. Kreisförmiger Stempel eines Ziegels:

VEEXGERF (Vexillatio exercitus Germaniae inferioris.)

cf. C. I. R. 128 m 8: ex tegula prope Noviomagum reperta, exstat in museo Leidensi, in circulo:

VEEXGERF

(Mestwerth, Verz. Bb I 11: LXGERFVE)

9. Schon 1823 waren zwei Ziegel mit ganz ähnlichen Kreisstempeln bei der Rindern'schen Kirche aufgefunden worden: C. I. R. 165 b. Wie ich schon Jahrb. XLIX p. 92 bemerkte, ist der eine derselben (vermuthlich No. 2) in das Clever Cabinet gekommen und hat die Inschrift:

VEXEXGE (Verz. Bb I 2.)

10. VEX▮XGE (Verz. Bb I 10.)

Der nicht erkennbare Buchstabe in der Mitte war jedenfalls ein E, so dass der Stempel mit No. 9 übereinstimmt; cf. die Lesart Schneider's, C. I. R. 165 b 1:

VEX XGE,

die von einem ganz gleichen Ziegel herrühren wird.

11. XXIXEXGEbI (Verz. Bb I 9.)

Vielleicht ist dieser etwas schwer lesbare, ebenfalls kreisförmige Stempel zu deuten: VEX EX GERI d. h. Vexillatio exercitus Germaniae inferioris = 128 m 6 γ. (Holledoorn, nur etwa 2 Stunden von Rindern.)

12. Ziegelbruchstück mit dem Stempel:

LXGPFD (Verz. Bb I 25.)

d. h. Legio X gemina pia fidelis. Ziegel der X. Legion sind am Niederrhein sehr häufig gefunden worden, insbesondere auch 1869 bei dem nur 20 Minuten entfernten Dorfe Düffelword, worüber ich Jahrb. XLIX p. 73 u. 91 berichtete. Wie dort angeführt, ist für das Jahr 70 die Anwesenheit der X. Legion in Rindern (Arenacum) bei Tacit. hist. V 19 bezeugt. Noch nicht auf Ziegeln beobachtet ist die Bezeichnung von Fidelis durch FD, doch finden wir dieselbe auch auf einer Steininschrift aus Brohl, C. I. R. 651: = LEG X G·P·FD·

13. LEGXXIRII (Verz. Bb I 7.)

Wenn auch das R nicht völlig deutlich ist, so scheint mir dieser Stempel doch identisch mit No. 1503 b 2: LEG XXI R II (Hofheim, Nassau). Ziegel der XXI. Rapax sind allerdings bisher nur ganz vereinzelt am Niederrhein gefunden worden, (cf. 223 g 1 u. 2, Xanten). Indessen ist ihr Aufenthalt im unteren Germanien sowohl durch Tac. Ann. I 31, wie durch Inschriften bezeugt (cf. 196 u. 210 Xanten). Da diese Legion nach Borghesi's Vermuthung (cf. Bramb. praef. XIII) unter Domitian unterging, so muss der Ziegel aus dem 1. Jahrh. stammen.

14 und 15. 2 quadratische Ziegelplatten mit der Inschrift

LĪM (Legio prima Minervia; Verz. Bb I 1 4 Druckfehler LTM)

Der eine derselben wurde schon 1850 in Rindern gefunden (165a), der zweite ganz gleichartige bei den jetzigen Erdarbeiten.

No. 16—19. Ziegelinschriften von anderweitigen Fundorten.

16. Kreisstempel.

LEGXXXVV (Legio tricesima Vlpia victrix; Verz. Bb I 1.) Xanten (cf. 223 i.)

17. EX G//// (Verz. Bb I 3.)

Auf der rechten Seite abgebrochen, vermuthlich zu ergänzen EXercitus Germaniae inferioris cf. 128 l; 139 f; 223 n.

18. und 19. LXGPI (Legio X gemina pia fidelis; (Verz. Bb I 24.) Düffelward, cf. Jahrb. XLIX p. 73.

20. Von Herrn Gastwirth Ingenlath wurde 1869 südlich der Stadt Xanten an der Hees eine römische Wasserleitung aufgedeckt, die aus 16 ctm. weiten und 46 ctm. langen ineinandergeschobenen Thonröhren bestand. Jede dieser Röhren trägt 1 oder 2 Mal den Stempel: LEG Ī M PF· Ein Exemplar mit doppeltem Stempel kam durch Geschenk des Hrn. Ingenlath in das Clever Cabinet. (Verz. Bb I 26.)

21. Fragment eines Ziegels mit einem Stempel, der eine Verschlingung mehrerer Buchstaben (möglicherweise R B F) darstellt. Herkunft und Bedeutung unbekannt. (Verz. Bb I 17.)

No. 22 u. 23. Lampen mit Inschriften.

22. VITF

Das Exemplar stammt her aus der 1869 mit dem Clever Cabinet vereinigten Antiquitäten-Sammlung des Zahnarztes Lehmann-Josephsohn. Fundort unbekannt.

23. FORTIS
I

Zusammen mit den oben besprochenen Steininschriften No. 5 u. 6 auf dem Clever Rathhausspeicher 1869 gefunden[1]).

1) Ein Krug mit Inschrift. 1869 wurde am Pirenberg in der Nähe von Calcar bei Erbreiterung eines Hohlwegs eine wohlerhaltene 21,2 ctm. hohe Terracottastatue eines Kindes in langem Gewande, welches die eine Hand auf den Mund legt, gefunden. Die Statue stellt ohne Zweifel den ägyptischen Horus-Harpocrates dar und ist wohl das erste Zeugniss für den Cultus dieser Gottheit in den Rheinlanden. Zugleich mit dieser Statuette wurden 3 grosse einhenklige weisse Thonkrüge gefunden, wie sie sich regelmässig in den römischen Grabstätten finden. Von diesen ist eine dadurch ausgezeichnet, dass sich folgender Graffito auf der Wölbung in der Nähe des Halses befindet:

AQVI

Die Terracotte befindet sich im Clever Cabinet; auch der Krug war für dasselbe bestimmt, blieb jedoch in Calcar zurück und scheint dort verloren gegangen zu sein.

No. 24—50. Stempel auf Gefässen aus terra sigillata.

24. Flache Schüssel, gefunden bei Calcar, mit dem Stempel
OFICVIRIL (Fröhner, inscr. t. coct. 2156).
Auf der Unterseite des Fusses findet sich folgender kreisförmiger Graffito:
TVIIRVkkIGIINIAkIS
d. h. T. Verulli Genialis. (cf. Jahrb. XLIX, p. 84.)

25. Schüssel von unbekannter Herkunft: BASSIC (Bassio? Fröhn. 290).

26. Schüssel, Fundort unbekannt:
TARI · TIB
(cf. Fröhner 908, Fiedler-Houben 54).

27 a. Unterschüssel IOCCO F (ähnlich Fr. 1210, 1211).
b. Obertasse CORISO · FECI (cf. Fr. 807. 808). Fundort Xanten.

28. Schaale aus Frasselt am Reichswalde bei Cleve I ASVRI (cf. Fr.: LASVRI).

29. Schaale, Fundort unbekannt EkkENIVS (Fr. 1336).

30. Runder Napf, Fundort unbek. OF BASSI (Fr. 288).

31. Flache Schüssel, Fundort unbek. OFAQVITA/I (cf. Fr. 136).

32. Scherbe, gefunden bei dem Hofe Op gen Born (Burginatium) bei Calcar. OF · SEVERI ·
Auf der Rückseite ein Graffitto: ᔑ

33—35. Scherben unbekannter Herkunft:

33. MAMELLI · M (cf. Fr. 1435, Fiedler-Houben p. 54).

34. NIM (ähnlich Fr. 703: NIMO).

35. CORI[c] (cf. oben No. 27b).

36. OVIDI · M (cf. Fr. 1748).

37—39. Schüsseln unbekannter Herkunft:

37. PAIVRIN (Fr. 341).

38. CVIA2F (Fr. 884).

39. SILVINIM (Fr. 1929).

40—46. Die Jahrbücher XLIX, p. 75 angeführten Stempel aus Düffelward.

47. Napf aus der Lehmann'schen Sammlung: ALBI.

48. Flache Schüssel aus feinem schwarzen Thon aus der Lehmann'schen Sammlung: DENIO.

49. Boden einer Tasse, Herkunft unkekannt: SIVIF (Verz. 31).

50. Fragment einer Schaale von unbekannter Herkunft: DE M·VE (De manu Veri?)

No. 51. Aschenurne mit Stempel.

Aschenurne aus feinem schwarzen Thon, gefunden 1866 bei Moyland.

DAXMA (Daxii manu).

No. 52. Gemme mit Inschrift.

Ein schöner brauner Glassfluss, darstellend Leda mit dem Schwan in bekannter Stellung, zeigt auf dem freibleibenden Abschnitt unter der Figur in ausserordentlich feinen, aber deutlich erkennbaren, eingeritzten Buchstaben die Inschrift:

LIXVCS

d. h. Lixucus scalpsit.

Eine ähnliche lateinische Gemmeninschrift ist mir nicht bekannt, doch liegt nicht der mindeste Grund vor, an der Echtheit der erst bei genauer Untersuchung in die Augen fallenden Inschrift zu zweifeln. Die Gemme kam durch Geschenk in den Besitz des Cabinets, nachdem sie lange als Spielzeug durch die Hände von Kindern gegangen war. Der Fundort liess sich nicht ermitteln.

No. 53. Bleitafel mit Inschrift.

In der Nähe von Moyland befinden sich zu beiden Seiten der grossen von Xanten nach Nymwegen sich hinziehenden Römerstrasse eine Menge von Grabhügeln, von denen viele bereits in früherer Zeit von holländischen Forschern aufgedeckt sind, nicht wenige aber noch unberührt zu sein scheinen. Eine Anzahl der letzteren wurde im Frühjahr 1866 von den Herrn Dr. Rothert, Dr. Scholten und anderen Mitgliedern der Clever Alterthumscommission aufgegraben. Die wichtigsten Fundstücke waren folgende:

1. Eine flache runde Bronceschüssel mit niedrigem Rande, 40 ctm. im Durchmesser, auf der innere Seite stark versilbert. Abgesehen von einigen vertieften Kreisen und vorspringenden Wulsten auf der Rückseite fehlt jeder ornamentale Schmuck. Mit dieser Bronceplatte zusammen wurde eine Glasurne, Ueberreste von dünnen Messingbeschlägen und eine Schnalle von Horn gefunden. Sämmtliche Gegenstände lagen auf der Seite des betreffenden Hügels und sind jetzt im Clever Cabinet.

2. In einem zweiten Grabhügel fand sich ausser einer grossen Menge von Kohlen eine Aschenurne von feinem schwarzen Thon (s. o. No. 51) nebst den Fragmenten einer der oben beschriebenen ähnlichen flachen runden Schüssel, die zum Theil durch Rost zerstört war.

3. In einem Grabe, von dem der Hügel durch die Cultur fast vollständig verschwunden war, zertrümmerte bereits der erste Spatenstich eine Urne und ein kunstvolles Glasgefäss. Die Scherben des letzteren werden im Clever Cabinet aufbewahrt und lassen erkennen, dass dasselbe die Gestalt eines langgestreckten nach den Enden konisch sich verengenden Fasses hatte; in der Mitte ist eine Ausflussöffnung aufgesetzt, feine Reifen von milchweissem Glase ziehen sich um das ganze Gefäss herum.

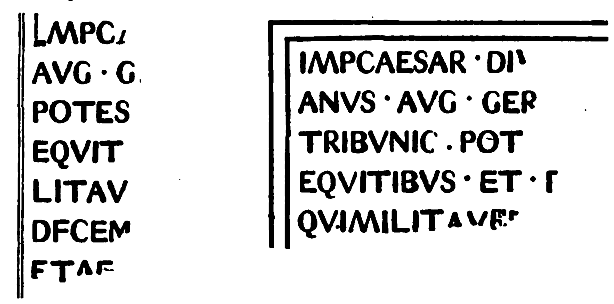
Bei tieferem Graben fand sich in demselben Grabe eine quadratische Bleitafel mit rundem Ausschnitt. Der die Ausgrabung leitende Dr. Scholten, welcher über dieselbe mir nähere Mittheilungen zu machen die Güte hatte, liess sofort sorgfältig weiter suchen, doch fand sich nur noch eine Glasscherbe von der Grösse und Gestalt eines Uhrglases.

Die Bleitafel stimmt in der Form genau mit dem von Fiedler Jahrb. XLVII und XLVIII p. 157 abgebildeten und später von Rumpf Jahrb. L und LI p. 153 so sorgfältig erklärten Xantener Exemplar überein, doch ist dieselbe erheblich grösser, nämlich 5,5 ctm. lang und breit, während der ausgeschnittene Kreis einen Durchmesser von 3,2 ctm. hat. Die vier Ecken sind durch imitirte Nagelköpfe geziert. Auf der Unterseite scheinen schwarze Stellen auf eine Löthmasse hinzudeuten, mittelst welcher das Glas in der Bleifassung befestigt gewesen sein wird. Leider ist an einer Stelle ein Stück herausgebrochen und sind die Fragmente nicht vollständig erhalten, doch habe ich seiner Zeit die in diese Lücke fallenden 4 Buchstaben noch mit voller Sicherheit erkennen können. Die den Kreisausschnitt umgebende Inschrift, von welcher Brambach C. I. R. 2031 bereits einen Theil auf Grund einer von mir herrührenden mündlichen Mittheilung aufgenommen hatte, ist folgende:

CΛPE PIGNVS ΛMORIS ΛʟBΛNVS FECITES

Die ersten 3 Worte enthalten einen Theil eines Hexameters; sie kommen mehrfach bei Ovid vor und scheinen eine gebräuchliche Formel gewesen zu sein. Auch die Lesung des folgenden Wortes ΛʟBΛNVS ist vollkommen sicher, dagegen verursacht das weiter folgende Schwie-

Dasselbe ist bereits im Jahre 1868 in diesen Jahrbüchern abgedruckt, jedoch auf Grund eines Berichtes in einem Clever Lokalblatte, welches nicht über die typographischen Hülfsmittel zu genauer Wiedergabe der Inschriften verfügte. Ich lasse daher dasselbe in berichtigter Form noch einmal folgen:



Es wird sich schwerlich entscheiden lassen, ob das Fragment auf Domitian oder Trajan zu beziehen ist; anderweitige Vermuthungen scheinen mir mit Rücksicht auf den Kaisertitel und Schriftcharakter nicht in Frage zu kommen.

Sangerhausen den 8. Sept. 1877. Albert Fulda.

---

6. Inschriftliches.

In den Herrn Jacob Meurin eigenthümlichen Tuffsteingruben bei Kretz im Brohlthale wurde ein Votivstein gefunden, dessen Inschrift in ihrem interessanteren Theile freilich so zerstört ist, dass an die Lesung der ersten Zeilen nicht gedacht werden kann.

Die Form der ara ist die übliche: über der Inschrift ein gegliederter Sims, ähnlich der Basis, die gleichfalls Gliederung zeigt; auf den Ecken des ersteren ruhen Voluten. Die Gesammthöhe beträgt 0,67 m., die Seiten der Inschriftfläche 0,35:0,39 m. Die Zahl der auf derselben ursprünglich vorhandenen Zeilen lässt sich bei dem erwähnten Zerstörungszustand, zu dem der poröse Conglomeratstein besonders beitrug, nur mehr annähernd bestimmen; es waren sieben oder acht. Was noch zu lesen ist, gibt die folgende Abschrift:

MALA I I
TVS IMMAGINIF
PRO SVRIO QVINTO
(FRATRE · V · S · L · M ·

Die drittletzte Zeile gibt das Ende des Namens des Immaginifer, der den Stein für seinen Bruder Surius Quintus errichtet hat. Der Name ist auffallend, man würde Quintus Surius erwarten: allein ganz ähnlich findet man bei Brambach (C. I. Rh. 1035) auf einem zu Kästrich gefundenen Steine einen Surius Felix[1]). Die Inschrift 678 bei Bramb. gibt einen imaginifer cohortis Asturum, der Stein stammt aus der Nähe von Andernach, man fühlt sich versucht in der viertletzten Zeile an ala zu denken. Die Buchstaben sind leicht und ziemlich flüchtig eingehauen, die Punkte zwischen den einzelnen Worten sind nicht stets sicher erkennbar, jedoch in den beiden letzten Zeilen sind die Zwischenräume genau beobachtet. Der Stein ist dem Provinzialmuseum zu Bonn von dem Besitzer zum Geschenk übergeben worden.

Den Bemühungen des Herrn Prof. aus'm Weerth ist es gelungen von einem Stein, der in dem 28. Hefte dieser Jahrbücher S. 109 nur nach einer Abschrift von demselben veröffentlicht werden konnte und danach bei Brambach No. 709 wiedergegeben ist, bis jetzt aber verschollen war, einen Gypsabguss zu beschaffen, wonach die Lesung sich etwas anders stellt.

Diese kleine ara, die zusammen mit der von Otto Jahn erörterten Dianen-Statuette in Bertrich gefunden wurde, befindet sich jetzt im Besitze des Fürsten von Hohenzollern in Sigmaringen, die Schrift ist ausserordentlich flüchtig, so dass L mit schrägem Querstrich, E und C kaum zu unterscheiden.

DEVERCANE
ETMEDVNE
LTACCPTVS
V·S·L·M

Ein Zwischenraum in der ersten Zeile findet sich nicht, so dass diese sonst unbekannte Göttin vielleicht Devercana heisst, obschon auch die frühere Lesung de Vercane möglich, sogar wahrscheinlicher ist. Der Name des votirenden wird Lucius T-Acc(e)ptus zu lesen sein.

Dr. Adolf Bauer.

---

1) Vgl. Br. 1403 M. Surianus Fidelis, für die Stellung d. Namen vgl. die röm. Denksteine d. grossherz. Antiquar. zu Mannheim v. F. Haug No. 85.

7. Rhein-Hessens kirchliche Baudenkmale des Mittelalters[1]).

(Hierzu Taf. VI u. f.)

Die mittelalterlichen Bau-Denkmale Rhein-Hessens, obwohl bis jetzt viel zu wenig bekannt und nicht dem heutigen Stande der Kunstwissenschaft entsprechend behandelt, bieten in ihrer Gesammtheit einen ebenso merkwürdigen als anziehenden Beitrag zur Geschichte der Baukunst auf deutschem Boden.

Der Pulsader des geschichtlichen Lebens wie des angeregtesten Verkehrs, dem Rheine so nahe gerückt hat das Kunstleben auch hier bereits in den frühesten Anfängen der Kulturentwickelung seine Wurzeln geschlagen. Aus den Zeiten des beginnenden Mittelalters sind Baudenkmale zwar nachweislich nicht auf uns gekommen, allein Skulpturfragmente, wie jenes in der Kirche zu Ober-Ingelheim jüngst aufgefundene Relief mit geflügelten Pferden, der ebenso alterthümliche, wie seltsam verzierte Thürsturz an der alten Kirchengründung zu Pfaffenhofen (Sauer-Schwabenheim) und Ingelstadt, einzelne Reste an dem Kirchthurm zu Ober-Olm, sowie mehrere auf dem Ibener Hof gefundene Stücke müssen aber doch als Beweise gelten, dass auf dem Gebiete der bildenden Künste in sehr früher Zeit Versuche von nicht zu verkennender Bedeutung gemacht wurden.

Was Karl der Grosse zu Ingelheim in seiner Palastanlage schuf, blieb gänzlich vereinzelt und trägt zudem die sichtbaren Spuren, dass die Gegend in jenen Tagen über geschulte Handwerkskräfte, wie über Künstler in höherem Sinne nicht zu verfügen hatte. Neben den allerwärts zusammengerafften Materialien, die ebensowohl inländischen Römerbauten entnommen, als aus weiter Ferne von den ravennatischen und anderen Prachtbauten mit unsäglicher Kräfteverschwendung herbeigeschleppt wurden, tritt der gänzliche Mangel an handwerklicher Schulung in der Bauführung nur um so störender entgegen. Wir werden in der Annahme kaum fehl gehen, dass in dem ganzen ländlichen Gebiete Rhein-Hessens bis tief in das 12. Jahrhundert die kirchlichen Gebäude durchweg Holzbauten von geringen Grösseverhältnissen und sehr bescheidener Ausführung waren. Die Sitze der kleineren und grösseren

1) Nachstehende Zeilen können und wollen keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Ihrer Entstehung nach waren sie als flüchtige Anleitung einer Gesellschaft von Kunstfreunden gewidmet und sollen an dieser Stelle nur auf ein noch wenig beschriebenes Architekturgebiet aufmerksam machen, das demnächst eingehend zu behandeln in der Absicht des Verfassers liegt.

Gewalthaber waren vorwiegend durch Wasserlauf, Wälle und Gräben befestigt, während die Wohnburgen mit ihrem Fachwerkbau an sich kaum Anspruch auf nachhaltigen Schutz und monumentale Ausführung hatten. Erst in die Zeit der Hohenstaufen fällt die Errichtung mächtiger Castelle, wie die Reichsveste von Schwabsburg mit ihrem heute noch gegen 23 Meter hohen Bergfrid aus mächtigen Buckelquadern und die nicht viel jüngern Reste der Burg von Odernheim.

In dieselbe Zeit und kaum höher hinauf reichen die verschiedenen auf uns gekommenen kirchlichen Bauten der Romanischen Kunstweise. Wie wohl Mainz in seinem Dom eines der hervorragendsten Baudenkmale der ganzen Periode besitzt und innerhalb der Stadt gewiss damals noch eine Anzahl stattlicher Bauten sich befanden, so scheint doch ein entscheidender Einfluss von Mainz auf die Architektur seines ländlichen Kreises nicht ausgegangen zu sein; wenigstens lassen sich Spuren derselben für uns nicht mehr nachweisen. Anders in Worms, wo im Anschluss an den um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts vollführten Dombau innerhalb der Stadt die Kirchen von St. Martin, St. Paul, Magnus, Andreas und die Synagoge, so wie manches Andere zu Stande gekommen und auch auf die Bauthätigkeit des Umkreises einen belebenden Einfluss geübt hat. Noch sind die Thurmbauten zu Hochheim und zu Dalsheim hierfür Zeuge; ganz besondere Beachtung verdienen aber jene eigenartigen, mit kuppelförmigem Steinhelm geschlossenen Thürme zu Guntersblum, Alsheim und Dittelsheim, welche mit jenen von St. Paul zu Worms eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Bereiche romanischer Thurmarchitektur bilden. Ganz von der Wormser Schule abhängig ist die geräumige dreischiffige Pfeilerbasilika zu Bechtheim, so wie das jüngst einem Neubau zu lieb abgebrochene Kirchlein zu Wies-Oppenheim. Grössere Kirchenbauten aus romanischer Zeit sind in Rhein-Hessen überhaupt selten; in Nieder-Ingelheim sind von der Kirche des Kaisersaales nur Chor und Thürme erhalten; in Bingen weist die Krypta der dortigen Pfarrkirche noch auf eine ehedem ausgedehnte, opulente Kirchenanlage; Pfaffen-Schwabenheim gehört mit den Resten seiner glänzenden Chorarchitektur der Gruppe Gelnhausen-Seligenstadt an und fällt in seiner Entstehung sicher gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, während die unlängst nachgewiesenen Reste der grossen auf dem Petersberg bei Odernheim gelegenen Kirche gleichen Namens aus der Zeit der Gründung in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen. Hier fand sich unter dem Querschiff angelegt eine auf 12 Säulen ruhende Krypta, welche nebst Bingen und einem sehr kleinen tonnengewölbten Raume unter dem Chor der Bechtheimer

Kirche die einzigen Beispiele von Krypta-Anlagen in der Provinz sein dürften. Reste von romanischen Thurmbauten sind dagegen an nicht wenigen Orten erhalten. Sie erheben sich meist auf viereckiger Grundfläche und sind von äusserster Schlichtheit der Anlage wie der Durchführung, kaum dass die Stockwerktheilung durch ein derbes Gesims oder durch Rundbogenfries ausgezeichnet ist. Enge Schlitze in den unteren Geschossen und nach oben erweiterte Schallöffnungen mit Zwischensäulen und weit ausladendem Kämpfer beleben die Flächen. Beispiele derart sind zu Bretzenheim, Engelstadt, Flonheim, Frei-Laubersheim, Gaulsheim, Nierstein, Nieder-Olm, Ober-Olm, Ober-Ingelheim, Osthofen, Planig, Siefersheim, Spiesheim, Wonsheim u. a. m. Eine merkwürdige Ausnahmestellung nimmt der Thurm zu Nieder-Ingelheim ein, der nach seiner reichgegliederten Fensterarchitektur und dem Wimpergeschluss mit rautenförmigen Helmflächen der Andernach-Cölnischen Schule angehört und seine engen Beziehungen zu der niederrheinischen Bauschule in dem daran verwandten Tuffstein des Brohlthales noch besonders kund gibt. Ein für ländliche Verhältnisse characteristischer Bau ist das romanische Kirchlein zu Wendelsheim, wo der Thurm über der Vierung aufgesetzt ist und nach Osten eine halbkreisförmige Apsis mit flach geneigtem Steindach sich anlehnt, eine Anordnung, welche in gothischer Zeit in Wöllstein sich findet und sowohl am Rhein (Asmannshausen) wie namentlich in der bayerischen Pfalz (Roth u. a. m.) auch später noch gern Nachahmung gefunden hat.

Wie lange übrigens die romanischen Traditionen in Rhein-Hessen fortgepflegt wurden, erhellt einerseits aus der Zeitstellung des Westchores am Mainzer Dom, wie dem Bau der Heiligen Geistkirche zu Mainz, anderseits aus der Bauzeit der beiden Thürme der Catharinenkirche zu Oppenheim, Bauten, welche sämmtlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Stande kamen, wo anderwärts die von Westen her vordringende Gothik auf deutschem Boden bereits Fuss gefasst hatte. Waren die Gewohnheiten der alten Schule an den Hauptverkehrsorten noch so tief gewurzelt, so muss dies noch viel mehr von den ländlichen Kreisen angenommen werden, die der Natur der Sache nach den von den grossen Mittelpunkten gegebenen Anregungen in der Regel erst langsam folgen.

Um so merkwürdiger ist daher das gänzlich unvermittelte Auftauchen der Gothik innerhalb eines kleinen Burgbaues, der in der einsamen Stille eines reizenden Waldthales gelegen ist, die Burgkapelle zu Iben [1]).

1) Siehe unser Winckelmann-Progr. v. J. 1869. Die Burgkapelle zu Iben von F. Peters. D. Red.

Von dem Hauche der ersten Jugendblüthe umwoben zeigt sich in dem zierlichen Bau das zur Höhe nunmehr entwickelte Architecturprinzip des Mittelalters in seiner vollen Ausgestaltung. Keine Spur von tastenden Versuchen, wie sie an den s. g. Uebergangsbauten vorkommen, ist hier zu entdecken. Klar erfunden ist der Bau mit selbstbewusster Sicherheit in Bemeisterung der Formen und in vollendeter Kenntniss der Technik zu Ende geführt. Als Grundzug herrscht die rationelle Durchführung des Gewölbebaues vor; im Einzelnen ist der Spitzbogen mit voller Consequenz durchgeführt. Hinsichtlich der struktiven wie formalen Durchbildung steht das Gebäude völlig als Ausnahme innerhalb seines ganzen natürlichen Verwandtschaftskreises da. Nur die französische Bauschule bietet Anknüpfungspunkte. Offenbar ist dorten der Ursprung zu dem Plane des Ibener Baues zu suchen. Mag nun durch die weit verzweigten Beziehungen des mächtigen Dynastengeschlechtes der Wildgrafen, welchen die Burg Iben zustand, ein Künstler der französischen Schule herangezogen worden sein, oder ein fahrender deutscher Schüler seine auf der hohen Schule zu Paris gewonnenen Kenntnisse daran erprobt haben: immerhin ist nur durch einen unmittelbar aus dem Herzen der französischen Bauschule übertragenen Einfluss die Eigenart dieses Kleinods gothischer Baukunst zu erklären. Die Zeitstellung lässt sich gerade wegen des Mangels an verknüpfenden Hinweisen nur annähernd bestimmen; die Mitte des 13. Jahrhunderts dürfte indess sicher dafür festzuhalten sein und ein Vergleich mit dem Ostchor der Catharinenkirche zu Oppenheim (1262) und den ersten gothischen Kapellen an der Nordseite des Mainzer Domes (1279) diese Annahme rechtfertigen.

Zusammenhanglos mit der vorausgegangenen Richtung unseres Kreises bleibt diese erste Erscheinung der Gothik für die nächste Folge vereinzelt. Die grösseren Mittelpunkte bieten wohl Belege genug, dass in Mainz, Oppenhein an der Catharinenkirche sowohl, wie an der bald nach der Mitte des 13. Jahrh. erbauten Klosterkirche Marienkron daselbst, weniger in Worms die neue Richtung an Boden gewonnen; allein in den ländlichen Kreisen lassen sich kaum Beispiele frühgothischer Kunstübung nachweisen. Erst die späte Blüthe der Gothik sollte sich für die Bedürfnisse unseres Landkreises fruchtbar erweisen. Zwar kommen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. einige Bauten vor, wie der Chor der Stiftskirche zu Alzey, die Johanniterkirche zu Osthofen, die Franziskanerkirche zu Oppenheim und der zierliche Chorbau zu Schornsheim; allein erst das 15. Jahrh. erwies sich wie allerwärts so auch in Rhein-

Hessen von einer bewundernswerthen Fruchtbarkeit an Kirchenbauten. Ein hervorragendes Beispiel derselben ist die Kirche zum heiligen Blute in Armsheim. Als Hallenkirche theilt sie mit einer Anzahl rheinhessischer Kirchen die Eigenthümlichkeit, dass die Scheidebogen zwischen den Schiffen verhältnissmässig tief ansetzen und Schildwände von beträchtlicher Höhe tragen. Hier wie zu Bechtolsheim, Herrnsheim, St. Johann, Partenheim, Odernheim u. a. m. ist das Mittelschiff wenig über die Seitenschiffe erhöht und entbehrt eigener Lichteinlässe in den Hochwänden, eine Anordnung, welche bei mässigen Raumverhältnissen als durchaus practisch sich erweist. Durch die örtlichen Verhältnisse und durch Rücksichten einer verständigen Sparsamkeit geleitet, ist die Verwendung von Hausteinen im Ganzen bei den rheinhessischen Bauten nur auf das erforderliche Maass in den constructiven Gliedern beschränkt; das Mauerwerk besteht aus Bruchmaterial der Gegend und ist auf Verputz berechnet. In der Führung der Bauten zeigt sich selbst bis zu den bescheidensten Fällen herab ein trefflich geschultes Handwerk, das in Sicherheit und Sauberkeit, sowie in vollendetem Verständniss der schulmässigen Gliederungen den besten Arbeiten der Zeit ebenbürtig ist.

Hierher gehört der Chor der katholischen Kirche zu Alsheim, die Ruine der Bellerkirche bei Wonsheim, der Chor zu Dienheim, die schöne Kirche zu Gabsheim mit ihrem stattlichen Thurme, die Pfarrkirche zu Gau-Algesheim, die malerische Kirchenruine zu Hangen-Wahlheim bei Alsheim, Himmelskron zu Hochheim, die aus verschiedenen Bauzeiten stammende Kirche zu Ober-Ingelheim, eine der malerischsten Baugruppen, der Chor zu Planig, die Kirche zu Ober-Olm und der alte Chor zu Nieder-Olm, die beiden Kirchen zu Udenheim und Undenheim und noch manche kleinere Bauten oder Reste von solchen.

Da die zahlreichen Bauten des 15. Jahrhunderts ein so einheitliches Formgepräge tragen, so ist der Schluss gewiss berechtigt, ihr Entstehen auf gewisse Mittelpunkte zurückzuführen. Mainz und Frankfurt dürften hier gleichmässig in Betracht kommen. In Mainz herrschte in der Hütte des Domes durch das ganze 15. Jahrhundert noch reges Leben; Johann Weckerlin, dessen Grabstätte im Dom bezeichnet ist, war um 1436 noch der Vertreter eines alten Steinmetzen-Geschlechtes. Um 1440 war Peter Esseler aus Alzey Werkmeister des Domes. Er gehörte einer weit verzweigten Familie von Steinmetzen an, die unter der schwankenden Bezeichnung Oelser, Oeller, Eseler, Esseler aus Alzey stammend eine hochbedeutende Thätigkeit entfalteten. 1459 war

Nicolaus Elser Domwerkmeister zn Mainz; er übernahm diese Stelle, nachdem er von seinem Sohne Nicolaus begleitet am Bau der St. Georgskirche zu Nördlingen, sodann in Augsburg, Dinkelsbühl und zu Rothenburg a. T. thätig gewesen war. Im Jahre 1509 begegnen wir nochmals einem jüngeren Nicolaus Elser am Mainzer Dom und mit ihm wird Meister Lorenz von Mainz und Hans Gleser genannt. Gerade in Armsheim traten wie am Westchore zur Catharinenkirche zu Oppenheim verwandtschaftliche Erscheinungen mit der Frankfurter Schule, z. B. in der reichen Ausbildung der Gewölbe zu Tage. Dass thatsächlich Beziehungen zwischen den beiden Städten Mainz und Frankfurt und ihren Kreisen bestanden, ergibt sich daraus, dass am Frankfurter Dombau die Meister Hans von Ingelheim (1480—91) und Niclas Quecke von Mainz (1494) beschäftigt waren, während umgekehrt 1497 die Steinmetzarbeit an dem glänzenden Chorbau zu Odernheim an Meister Arnold, Bürger zu Frankfurt, verdingt wird. Der Kreis des von diesen Mittelpunkten beeinflussten Architecturgebietes umfasst indess nicht nur Rhein-Hessen, sondern begreift auch den Rheingau, dessen hervorragendste Denkmale aus gothischer Zeit, wie der Thurmbau zu Ellfeld und die Kiedricher Baugruppe die unverkennbarsten Spuren ihrer Abhängigkeit von den genannten Mittelpunkten an sich tragen.

Was als junges Reis aus fremdem Boden in der Kapelle zu Iben herüber gepflanzt wurde in unser sonniges Gau, hat, trotzdem es wurzellos im rheinischen Lande zu stehen schien, sich als fruchtbringend für die Zukunft erwiesen. Wenn auch nirgends unmittelbar nachgeahmt, senkten sich doch die Grundsätze der Gothik tief in das Volksleben ein und wurden so sehr Gemeingut aller Kreise, dass wohl niemals eine Stylrichtung in so eminentem Sinne volksthümlich geworden und gerade wie die Spätgothik dem Bedürfniss unseres Volkes in so zweckentsprechender, einheitlicher und wahrhaft monumentaler Weise gedient hat.

Mainz. Friedrich Schneider.

---

8. Altchristliches Coemeterium bei S. Matthias in Trier.

Bekanntlich ist das Coemeterium S. Eucharii, nord- und ostwärts der S. Matthiaskirche bei Trier, diesseits der Alpen die reichste Fundgrube altchristlicher Grabschriften [1]). Die in den 40er Jahren dort einge-

1) Man vgl. Jahrb. V, 329, VII, 80 und besonders XII, 60 ff.

leiteten Ausgrabungen wurden damals, in Folge eingetretener Opposition der Bewohner, welche für ihren Kirchhof fürchteten, leider sehr bald aufgegeben und harren noch immer der Wiederaufnahme. Unterdessen hat uns der nämliche Boden einen andern reichen Schatz geschenkt. Bei den Eisenbahnbauten dieses Jahres wurde, dicht hinter dem Garten des Hrn. Job von Nell, ein Grabfeld blossgelegt, das ca. 30 sehr wohl erhaltene Steinsärge aufwies: die meisten dieser Särge waren, als ich zu Anfang September die Stätte besichtigte, eröffnet, etwa 10 noch verschlossen. Die Särge, zum Theil strigilirt, waren meist von Osten nach Westen gestellt, sehr gross, schön gearbeitet, mit sattelförmigem zum Theil ausgeschweiftem Deckel: der kleinste Sarg (lang 1,11 m., Innenraum 0,91 zu 0,35 Tiefe) trug einen grossen rothen Sandstein (Maasse: 1,08 Länge, 0,57 H.) mit der Inschrift:

HARIVLFVS PROTECTOR
DOMESIT·GVS EILIVS HAN
HAVALDI REGALIS GENTI
SBVRGVNDIONVM QVI
VICXIT ANNOS XX ET MEN
SIS NOVE ET DIES NOVE
? REVI(N)LO A V V NCV LV
IPSIVS FECIT

Ich besitze von der jetzt im Provinzialmuseum zu Trier befindlichen Inschrift nur eine flüchtig genommene Abschrift und publicire sie nach einer von dem Director des Prov.-Museums Hrn. Dr. Hettner mit dankenswerther Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellten Abschrift. Die zwei letzten kleiner gehauenen Zeilen sind theilweise zerstört; der Rest ist trefflich erhalten und gibt uns die höchst interessante Grabschrift eines jungen Prinzen aus dem Burgundischen Königshause. Hariulfs Vater hiess vermuthlich Hathavald (Todesmuthiger), in der Inschrift ist wol N für T in Zeile 2 verschrieben; ebenso in derselben Zeile E für F in FILIVS, wie öfter in Trier. Der Titel Protector domesticus (durch zweimaliges Versehen des Steinmetzen steht domesitigus) ist bereits auf einer andern christlichen Inschrift Triers nachgewiesen, nämlich auf dem Lersch III, No. 60; Steiner No. 6; Le Blant No. 252 herausgegebenen Epitaph des Fl. Gabso. Vgl. über denselben Cod. Justin. XII, 17; Cod. Theodos. VI, 24. Not. Dignit. ed. Böcking II, 300. 396 f. und Corrip. de laudib. Justini minor.

III, 157 f. Procop. Hist. arc. c. 24. ed. Bonn p. 1367. Kaiser Jovinian war nach Ammian. Marcell. XXI, 16, 20 ehedem protector domesticus, ebenso Valentinians Vater Gratianus (ib. XXX, 7, 2). Inschriftlich kommt die dignitas dann vor Muratori 701. Orelli 3537. Weist der Name des Gabso auf nicht römischen, vielleicht alanischen Ursprung hin, so haben wir hier einen zweiten Fall, wo ein protector domesticus aus nichtrömischer Völkerschaft genommen wird. Das Alter der Inschrift mit Bestimmtheit anzugeben wird schwer sein. Weder sie selbst noch irgend ein anderes der mir bekannten Denkmäler des in Rede stehenden Coemeterium giebt eine Jahreszahl; alles aber spricht dafür, dass sie in die letzten Jahre der Römerherrschaft, etwa in die Mitte oder zweite Hälfte des 5. Jahrh. fällt. Sie könnte selbst dem 6. Jahrh. angehören, wüssten wir ob der Titel protector domesticus auf den fränkischen Hof überging.

Zu der angegebenen Zeitbestimmung stimmt vollkommen eine Vergleichung unseres Coemeteriums mit dem grossen merkwürdigen Grabfeld, welches seit dem Jahre 1873 bei Julia Concordia im Venezianischen ausgegraben wird. Vgl. Bertolini, Archiv. Veneto VI. VII. Bull. dell' Instituto di corrisp. arch. 1873, 58 ff.; 1874, 18 ff. de Rossi Bull. 1874, 133. Eine der daselbst ausgegrabenen Inschriften nennt auch einen Flavius Fandicil(u)s Protector de numero Armigerorum (Arch. Venet. VII, 288). Bertolini setzt das Coemeterium von Julia Concordia durchaus vor den Einfall der Hunnen 452; indessen hat de Rossi a. a. O. gute Gründe dafür angeführt, dass wenigstens ein Theil desselben nach 452 fällt.

Kein positives Anzeichen spricht für das christliche Bekenntniss Harulfs; ebenso fehlt jede Beziehung auf einen heidnischen Cult. Wenn ich das Grabfeld, aus welchem die Inschrift herrührt, als ein altchristliches bezeichnete, so ist dies zunächst eine auf die allgemeine Erscheinung desselben begründete Vermuthung: aber eine Vermuthung, die, denke ich, durch nachfolgende Ausgrabungen bestätigt werden wird und die wiederum in der Vergleichung mit Julia Concordia an Wahrscheinlichkeit gewinnt [1]).

F. X. Kraus.

1) Herr Dr. Hettner macht darauf aufmerksam, dass die zu Anfang 1877 gefundene Inschrift:

EYTICIANVS IN PACE FEDELIS

(mit Monogramm Christi und Tauben) von der nämlichen Fundstätte herrührt, womit denn allerdings der christliche Charakter des Coemeterium erwiesen wäre.

9. Der kölner Steinmetz Albert Schallo.

In die Geschichte der mittelalterlichen Architektur ist ein kölner Steinmetz eingeführt worden, umkleidet, was seine Lebensstellung betrifft, mit so glänzenden äusseren Verhältnissen, dass er vor allen anderen als ein Beispiel erscheinen sollte, welch hohes Ansehen sein Berufsfach damals genoss. Wir meinen den »Albertus, auch Albero Schallo«, welchen A. Fahne's Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Baumeister des kölner Domes und der bei diesem Werke thätig gewesenen Künstler [1]), in solcher Weise auftreten liessen.

»Man sieht«, heisst es daselbst, »an diesem Manne, welcher 1240 zuerst in den Schreinen vorkommt, ganz besonders, dass das Handwerk der Lapiciden im Mittelalter hochgeehrt war. Albert, obgleich ausübender Steinmetz, war zugleich in Staatsangelegenheiten, zu denen er vielfach gezogen wurde, thätig; er war mit Dynasten-Familien verwandt und selbst Stammvater des adeligen Geschlechtes Schall von Bell, welches bis in die neueste Zeit ruhmvoll fortgeblüht hat. Die Schreine enthalten eine Menge Urkunden, welche seinen Reichthum verkünden. Unter andern besass er das grosse steinerne Eckhaus des Mauritius, neben dem Bär und gegenüber dem Hause des Pelegrim Niger [2]), Stifters der adeligen Familie von Schwarz. Dieses Haus, welches er durch Ankauf des nebenliegenden Hauses des Waldmann, genannt Heilgeist, bedeutend erweiterte, war Albert's Ansiedel [3]).«

1) Köln, 1843 u. in 2. Ausg. Düsseldorf, 1849. S. 26—29. Die Mittheilungen gründen sich auf die früher im Archiv des Königl. Landgerichts, jetzt im Stadtarchiv zu Köln beruhenden Schreinsbücher.

2) Dieser bewohnte das grosse Haus auf der Hochstrasse, südliche Ecke der Budengasse, welches späterhin der Wohnsitz Arnold's von Brauweiler, eines der vortrefflichsten Bürgermeister von Köln, geworden.

3) Fahne (S. 27, Anm. 93) behauptet, dass der Ausdruck Ansiedel nur bei adeligen Familien gebraucht werde und mit dem später üblichen Worte Rittersitz gleichbedeutend sei. Aber eben die Schreinsurkunden beweiseu die Unrichtigkeit dieser Behauptung:

1272. Col. Camp. »Elyas duppengyzore« verkauft zwei in der Glockengasse gelegene Häuser »que fuerunt Ansedel ipsius Elye.«

1285. Col. Lat. pl. »Ex morte Henrici pistoris . . . domus que fuit Ansedil Henrici predicti.«

1304. Petri: Wetschatz. »Iohannes Butscho sartor et Agnes vxor sua . . . domum eorum in via lapidea que est eorum aynsedel.«

1306. Petr. Caec. »de domo que fuit Ansedel Iohannis dicti Wise carnificis.«

1332. Mart. Fund. s. Noitb. »domus que fuit Anesedil Volquini carnificis.«

. . . »Albert starb gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Er war dreimal verheirathet. Seine erste Frau hiess Beatrix. Die zweite hiess Duregin. Während dieser Ehe fielen die Zwistigkeiten zwischen der Stadt Köln und dem Erzbischof Engelbert vor, welche 1284 durch einen Vertrag beseitigt wurden. In diesem Vertrage musste sich die Stadt zu einer Busse von 2000 Mark verstehen. Als Bürgen stellte sie unter Andern auch unsern Albert Schallo.« . . . »Duregin starb 1284. Die dritte Frau Albert's hiess Christine. Sie war aus dem Dynasten-Geschlechte derer von Houlte und Erbin der Herrschaft dieses Namens.« Ja, in den Zusätzen zur zweiten Ausgabe[1]) wird er zum Schwager Wichbold's, des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln, gestammtafelt. Gleiches wiederholt sich in desselben Verfassers Geschichte der Kölnischen Geschlechter (I. S. 167), wo ihm, in immer steigender Kühnheit der Combinationen, nachträglich ein »Albero, † vor 1220, Steinmetzmeister, Erbauer der Apostelkirche in Köln« als Vater vorgesetzt wird.

Von allen diesen Ehren kann indessen dem wirklichen Steinmetzmeister Albert wohl niemals auch nur das geringste geträumt haben. Er ist, wie wir gerne annehmen wollen, ein recht tüchtiger Steinmetz, im Uebrigen aber ein schlichter Bürgersmann gewesen und wird durch irgend eine Zufälligkeit zu dem Beinamen »Schallo« gekommen sein, den weder sein Vater, noch seine Geschwister, noch seine Kinder mit ihm geführt haben. Ich finde sogar eine Schreinsurkunde[2]), wo »Scallo« als Taufname angewandt scheint. Ueberhaupt aber liesse sich durch zahlreiche Beispiele nachweisen, wie gewagt es sein würde, bei jedem Namen, den auch adelige Geschlechter geführt haben, sofort an ein Glied derselben denken zu wollen[3]).

Das vornehme Beiwerk, womit die Diplomatischen Beiträge ihren Helden im Vorstehenden ausgeschmückt haben, konnte um so weniger verfehlen, Glauben zu finden und von manchen Schriftstellern als ein interessanter Beitrag zur Kunst- und Culturgeschichte des Mittelalters beachtet zu werden, als der Verfasser am Schlusse des Vorwortes die Zuverlässigkeit seiner Forschungen nachdrücklich betonen zu wollen

1) S. 100. Auch in Nr. 95 des Kölner Domblattes, Jahrg. 1844.

2) Bezirk Weyerstrasse: Piscinae, 1330. »Notum sit quod Hermannus pistor tradidit et remisit Scalloni et Katerine liberis suis . . .«

3) 1330. Weyerstr. Pisc. »Gerardus Schederich faber.«
1387. Airsb. Witzg. »Henricus de Judeo pistor sancti Georgii.«
1448. Nid. A dom. ad port. »Woulter Gryn kannegiesser.«

scheint. So führt denn z. B. mein verewigter Freund und ehemaliger Lehrer Kreuser[1]) den »Schall von Bell« als ein Beispiel an, »dass sich auch die Abkömmlinge gerade der edelsten Geschlechter der Baukunst zuwandten.« Ennen[2]) wurde verleitet, ihn mit dem adeligen Namen »Albero von Schall, 1240—1290« unter die besonders nennenswerthen kölner Steinmetzen zu reihen. Auch der Verfasser der gegenwärtigen Besprechung nahm die Mittheilungen der Diplomatischen Beiträge in gutem Glauben in sein 1850 erschienenes Werk über die kölnischen Künstler[3]) auf und muss sich daher um so entschiedener berufen fühlen, gestützt auf seine späterhin selbstständig vorgenommene Untersuchung in den Schreinsbüchern, ein Trugbild zu beseitigen, zu dessen Hinzeichnung es der Verschmelzung von nicht weniger als vier verschiedenen Personen in eine bedurft hat.

Der Steinmetz Albert genannt Schallo war keineswegs ein Sohn Albero's des angeblichen Erbauers der Apostelkirche[4]), von dem übrigens niemand weiss, dass er auch Schallo geheissen hat — sondern Gobelin war sein Vater, der den Beinamen Lifgelt oder Leyfgelt führte (vielleicht weil er dem Gelde allzusehr zugeneigt war) und im Jahre 1278 bereits verstorben war. Eine Stelle im Buche Columbae Berlici 1278 post (festum) Agnetis lautet: »Transitus qui vadit ad domum quondam dicti Lifgelt.« Albert's Mutter, welche ihren Mann überlebte, hiess Aleid. Vier Kinder aus dieser Ehe sind genannt, eine Tochter Aleid und drei Söhne: Cunemann, Albert und Gerard; letzterer wurde Carmeliter-Mönch. Albert tritt zuerst im Jahre 1285 in dem eben bezogenen Schreinsbuche auf:

»Notum quod ex morte Aleidis filie Gobelini dicti Leifgelt deuoluta est Aleidi matri sue vna quarta pars domus et aree ante et retro subtus et supra prout iacet in Randolphgazze[5]) contiguate angulo sito

1) Der christliche Kirchenbau. 2. Aufl. Bd. I, S. 488.

2) Geschichte der Stadt Köln. Bd. III, S. 1031.

3) Nachrichten v. d. Leben u. d. Werken kölnischer Künstler, S. 399—401.

4) »Testudo ejus ecclesiae absoluta fuerat anno 1219 per Alberonem laicum.« Alte Nachricht bei Gelenius, Vita S. Engelberti, p. 114. Hier ist also nur vom Schliessen der Gewölbe in der Apostelkirche die Rede.

5) Die Randolphsgasse ist die jetzige Elstergasse, gegenüber dem Hauptportale der Minoritenkirche. 1315 crast. Pantaleonis liest man: »domus sita in Drusianengassen (jetzt Drusugasse) in ordone Randolfgassen.« Die Dipl. Beitr. S. 30, Anm. 108, erklären die weit entfernt am Neumarkt gelegene Olivengasse für die platea Randolphi.

super Randolphgazze versus Troie plateam[1]), qui est mansio Nicolai lapicide[2]) . . .«

»Notum quod Albertus dictus Scallo emit sibi erga Aleidim matrem suam predictam prescriptam quartam partem domus et aree predicte . . . Actum sabbato post Nicolai (Anno m°.cc°.lxxxv°.)«

Zur völligen Klarstellung der persönlichen Verhältnisse des Steinmetzen Albert Schallo lasse ich noch die nachstehenden Beurkundungen, alle aus demselben Schreinsbuche und dem Jahre 1292, hier folgen:

»Notum quod ex morte Gobelini dicti Leyfgelt deuoluta est pueris suis Cunemanno cum vxore sua Katerina et Alberto dicto Schallo cuilibet quarta pars vnius aree site prope malmanspuzze[3]) in platea Randolphi prope angulum versus latam plateam. . . Actum Anno dominj m°.cc°. nonagesimo secundo in festo pentekostes.«

»Item notum quod Cunemannus et Katerina predicti tradiderunt et remiserunt Alberto dicto Schallo fratri dicti Cunemanni predicto. suam quartam partem aree predicte et transitus. et mater eorum Aleydis vsufructum totius aree predicte. . . Actum ut supra.«

»Notum quod Iohannes Cauwertin pistor et vxor sua Margareta acquisiuerunt sibi erga Albertum Schallonem lapicidam predictum tres quartas partes de illa parte aree prescripte in vico Randolphi retro

---

1) Seltene Benennung der Breitenstrasse nach dem dort gelegenen grossen Hause Troja, das in unseren Tagen den Gasthofnamen »Kaiserlicher Hof« führte und gegenwärtig seine Grund- und Gartenfläche zu einer Menge neuer Häuserbauten hergegeben hat.

2) Von diesem Steinmetz Nicolaus berichten die Dipl. Beitr. S. 31—32, Nr. 8, er sei ein Sohn des Dachdeckers Hugo, eines sehr vermögenden kölner Bürgers, gewesen. Dagegen liest man in dem Schreinsbuche, worauf verwiesen ist, 1263: »Notum quod Nycholao lapicide deuoluta est ex morte parentum suorum Andree et Gertrudis . . .« Er sowohl als seine Frau Aleid lebten noch 1290; er hatte letztere als Wittwe und Mutter von vier Kindern geheirathet. Eine Verhandlung von 1264 bezieht sich auf diese Vorkinder und ist von Fahne ganz missdeutet worden.

3) Der »Malmanspuzze« heisst später »Alemansputze«, z. B. 1347: »domus et area sita apud alemansputze prope domum domini Lufredi de Troya«, und noch 1797 schrieb der Schreinsschreiber »in der Gassen am allemannspütze«. Es war ein öffentlicher Brunnen, der zu jedermanns oder allermanns Benutzung diente. Die ältere Benennung wird mit dem noch jetzt im Plattkölnischen erhaltenen Worte »mallichmann« zusammentreffen, das ebenfalls gleichbedeutend mit jedermann ist.

angulum. in qua parte ipse Iohannes nunc edificauit domum. . . Actum nonagesimo secundo in ascensione domini.«

»Item (notum) quod Albertus dictus Schallo lapicida in figura Judicij comparens dede sich geweldighen in aream sitam contigue domibus que sunt sancti spiritus que fuerunt H. dicti Wrabel[1]) versus latam plateam, quia census hereditarius sex solidi sibi debitus non dabantur et fuit hoc quod dicitur anwoire sibi per sentenciam confirmatum. Deinde Nicolaus dictus Pricke[2]) sequebatur ad Judicium et defendere dictam aream volebat. Tunc fuit utrique dies assignata coram judicibus. ad quam diem Albertus dictus Schallo comparuit et Nicolaus non comparuit. Vnde dedit sentencia scabinorum Nicolaum cecidisse, et mandauerunt Judices et Scabini ipsum Albertum debere scribi in dictam aream quocumque voluerit diuertendam. Gerardus Ouerstolz filius G. comitis fuit tempore aduocatus. Scabini qui testificabantur R. Grin. Th. Gir. et Gobelinus Parfuse. et Th. de Schonecke. Actum anno domini ut supra in vigilia Marie Magdalene«[3]).

»Notum quod ex morte Gobelini dicti Leyfgelt et uxoris sue deuoluta est fratri Gerardo filio eius de ordine sancte Marie de monte carmelo. vna pueripars aree site in vico Randolphi apud malmanspuzze retro angulum supra quam aream Johannes pistor sanctorum apostolorum nunc edificauit . . .«

»Item notum quod dictus frater Gerardus tradidit et remisit fratri suo Abeloni (sic) Schalloni suam pueripartem predictam . . .«

Letzterer, diesmal auffallender Weise Abelo genannt, überträgt dann im folgenden Notum dem Johann Cauwertin auch dieses, demselben noch fehlende, Viertel der Baustelle.

Noch manche Schreinsstellen erwähnen des Steinmetzen Albert Schallo mit Angabe seines Standes, darunter 1288 und 1312 Columbae: Litis et Lupi, 1298, 1300, 1311 und 1336 Columbae: Berlici, 1300 Brigidae: A coquina archiepiscopi, 1319, 1328, 1332 und 1334 Petri: Caeciliae. Während eines Zeitraumes von etwa zwölf Jahren wird Agnes, seine Frau, ihm zur Seite genannt, z. B. Col. Berl. 1300:

»Item notum quod Albertus dictus Schallo lapicida et vxor eius

---

1) Henricus dictus Wrabel carpentarius kommt 1262 und 1280 im Buche Columbae: Lata platea mit Elyzabet seiner Frau vor.

2) Nicolaus genannt Pricke, auch Pricka, war Steinmetz.

3) Diese Urkunde ist auch in rechtswissenschaftlicher Hinsicht von Interesse. Näheres über derartige Verhandlungen in Clasen's Schreinspraxis, S. 13 u. ff.

Agnes acquisiuerunt sibi erga Cristianum de cymiterio beate Margarete duas domos sub vno tecto iacentes in vico qui dicitur Dailputze . . .«

Auch zwei Kinder aus ihrer Ehe lernt man kennen: »Franco filius Alberti dicti Scallin lapicide et Agnetis eius vxoris« und »Nesa filia Alberti lapicide«. Ersterer trat, gleich seinem Oheim Gerard, als Mönch in's Carmeliterkloster zu Köln (Col., Lit. et Lupi 1312). Albert bewohnte das Haus seines Vaters, das an die dem Johann Cauwertin abgetretene und von diesem bebaute Grundfläche stiess. Noch lange nach seinem Tode hielt man daselbst die Erinnerung an ihn fest. So liest man in einem Rentbuche des St. Agatha-Klosters zu Köln [1]):

»Eodem tempore recipimus iij. marcas cum ix. solidis denariorum de domo sita iuxta puteum dictum vulgariter maylmansputze que fuit magistri Alberti Schalle lapiscide (sic) quam possidet Johannes disternich rasor pannorum et sui heredes. Datum Anno Millesimo cccl.«

Gänzlich verschieden von dem Steinmetzen Albert Schallo und imgleichen unter sich verschieden sind folgende drei Persönlichkeiten mit demselben Namen, die durch vornehme Abstammung und Familienverbindung, so wie durch reichen Güterbesitz zu den bedeutendsten Männern ihrer Zeit in Köln gehörten. Zu ihnen werden wir denn auch die Damen Beatrix, Durginis und das Edelfräulein Christina von Holte sich gesellen sehen, die mit unserem Steinmetzmeister hingegen niemals in zärtlichen Verhältnissen gestanden haben.

I. Albero Schallin oder Schalle I., mit Durechin oder Durginis vermählt, kommt schon 1228 und 1231 Martini: Fundatio s. Noitburgis vor, zu welcher Zeit zwei seiner Töchter bereits in der Ehe lebten. »Albero Schalle et uxor eius Durecha« — »Gerardus de Widde et uxor eius Sophia filia Alberonis Schallin et Durechin« — »Johannes filius Lufredi et uxor eius Richmudis filia Alberonis Schallin et Durechin.« Auch ist er wohl derselbe, von welchem man 1231 Brigidae, Plat. molend. liest: »Margareta uxor Luperti Schallin contradidit et remisit filio suo Alberoni . . .«

II. Albero, auch Albert, Schallin, Schalle oder Scallo II., des Vorigen Sohn, ebenfalls mit einer Durechin verheirathet, welche die Tochter Arnold's genannt Ungevuch war [2]). Man liest Scabin. Generalis (Frag-

1) Stadtarchiv, XIX. 69. Es rührt aus Wallraf's Nachlass her. Die betreffende Stelle befindet sich fol. 1b.

2) Dies bezeugt eine Urkunde in Airsbach: Porta Pantal. 1254: »Arnoldus dictus Vngewuch. Gertrud relicta Giselberti soror Arnoldi. Pueri eius Gerardus, Durechin et maritus eius Albertus Schallo.«

ment) 1246: »Albero Schalle et uxor eius Durechin contradiderunt et remiserunt filio suo Alberoni et uxori sue Durechin . . .« 1273 in Julio mense kauft er mit ihr von Hupert de Sconeweder den Rittersitz Troja auf der Breitenstrasse. (Col. Lat. plat.) Er überlebte Durechin[1]) und vermählte sich in zweiter Ehe mit Christina, einem Edelfräulein von Holte. 1285 Columbae, Cleric. porta: »Durginis quondam uxor Alberti dicti Scallo.« — »Albertus dictus Scallo et Cristina nunc uxor sua.« Ebenda 1284: Albertus dictus Scallo et uxor sua Cristina nobilis filia domini de Holte.« Die zweite Gemahlin überlebte ihn. Col., Lit. et Lupi, 1312: »Domina Cristina de Hulte (sic) relicta quondam Alberti dicti Scallin«, und schon früher 1305: »Ex morte Alberti dicti Scallin deuolute sunt Megtildi filie eius et Stephino marito eius militi . . . Stephinus et Megtildis tradiderunt et remiserunt Cristine matri ipsius Megtildis . . .«. 1307 findet man in Scab. General. (Fragment): »Methildis et Cristina filie quondam Alberti dicti Schalle et Cristine vxoris sue . . . Methildis cum domino Stephano de Ailshouen militi marito suo . . . Cristina cum Wilhelmo dicto Birklin marito suo . . .«

III. Albero oder Albert Schallo III., mit Beatrix verheirathet, war ein Glied der mächtigen Hausgenossenschaft zu Köln. 1240 Niderich Carta fol. 18: »Albero Scallo et uxor eius Beatrix.« 1272 und 1282 Col., Berlici: »Albertus dictus Schallo de Metis et uxor sua Beatrix.« Er starb vor seiner Frau, wie man aus dem Buche Albani, Desup. mur. 1287 erfährt: »Paza (d. i. Beatrix) relicta Alberti Schallonis dicti husgenosen.« Col. Berl. 1279 ist auch die Abstammung der Frau Beatrix beurkundet: »Jacobus monachus de Sancto Martino in Colonia, filius Henrici dicti de Vilke renunciauit ad manus Johannis fratris sui et sororis sue Beatricis et mariti sui Alberti dicti Scallo . . .«

So also lassen die Schreinsbücher es nicht an bestimmten Merkmalen mangeln, um die hier vorgeführten vier verschiedenen Personen auseinander halten zu können. Befremdend aber muss noch besonders der Umstand erscheinen, dass die Diplomatischen Beiträge von den oben aus Columbae, Berlici 1292 mitgetheilten Urkunden die eine vom Tage in vigilia Marie Magdalene sogar im Abdruck bringen[2]), während sie die übrigen, die die klarsten Aufschlüsse über den wahren Stein-

1) Zu ihren Kindern gehörte »Petrus monachus sibergensis filius Alberonis Scallin et Durechin.« Laur. General. (Fragment) 1264. Ausserdem sind 1299 (Laur. Lib. III) Henricus, Johannes und Dureginis als solche genannt.

2) S. 82. Freilich mit unrichtiger Angabe des Schreinsbuches und mehreren sonstigen Entstellungen.

metzen Albert Schallo ertheilen und denselben von allem Prunke des staatsmännischen Wirkens, der Dynasten-Verwandtschaft, der Stammvaterschaft eines ruhmvollen adeligen Geschlechtes, der Verschwägerung mit einem Kurfürsten, u. s. w. entkleiden, obwohl dasselbe Buch und dasselbe Jahr sie offen legt, unbeachtet liessen.

J. J. Merlo.

---

10. Die antiken Denkmäler der Kölner Privatsammlungen.

(Hierzu ein Holzschnitt.)

I.

Das immer fühlbarer werdende Bedürfniss nach wissenschaftlichen Beschreibungen des vorhandenen Denkmälervorrathes veranlasste den Vorstand unseres Vereins, mich mit einer Untersuchung der Kölner Privatsammlungen zu betrauen, von deren Reichhaltigkeit man in weiteren Kreisen noch gar nicht genügend unterrichtet zu sein scheint. Und doch dürften Privatsammlungen wie die der Herren Disch, Herstatt, Raderschadt und Wolff, besonders was antike Münzen, Broncen und Gläser betrifft, so leicht in keiner andern Stadt wieder gefunden werden. Der reiche Stoff derselben gebot hier eine Beschränkung um so mehr, als ich eine verhältnissmässig nur kurze Zeit dem Besuche dieser Sammlungen widmen konnte. Ich habe es daher vorgezogen, anstatt einer flüchtigen Betrachtung des Ganzen, woraus die Wissenschaft nur wenig Gewinn ziehen würde, eine gründliche Untersuchung eines Theiles vorzunehmen und mich zunächst auf die Lampen, Terracotten und Thongefässe, welche im Besitze der Herren Wolff, Herstatt und Raderschadt sind, beschränkt. Den liebenswürdigen Besitzern, welche mir mit ausserordentlicher Zuvorkommenheit bei meiner Arbeit entgegentraten, gebührt der ganz besondere Dank für das Zustandekommen derselben.

Kreuznach. Dr. Hans Dütschke.

I. Lampen.

a) Sammlung des Herrn Ed. Herstatt, zum Theil die frühere Sammlung »Merlo«, deren Stücke meist in Neuss gefunden worden sind, umfassend.

(No. 1—110.)

1. O. H.: Ein Panther (n. r.) hat die Vordertatzen auf eine mit Früchten (Weintrauben?) gefüllte Vase gelegt; das geöffnete Maul scheint darauf hinzudeuten, dass er von den Früchten fressen will. Die Lampe ist auch dadurch merkwürdig, dass sie gar kein Einguss-loch hat; sie scheint also nicht für den Gebrauch bestimmt gewesen zu sein.

Jedenfalls identisch mit der von Düntzer (B. Jahrb. XXXV, 44, 2) als »Löwe, dessen Vordertatzen auf einem Gefässe ruhen« bezeichnete Darstellung einer Lampe der Merlo'schen Sammlung. — Panther nach Weintrauben langend finden sich häufig als Begleiter einer besonders oft widerholten Satyrstatue, z. B. im Palazzo Pitti zu Florenz (vgl. meine Antiken Bildwerke in Oberitalien II, No. 31, und Passeri, Luc. f. II, XXXIX u. XLII.); über die Bakchische Natur des Panthers vgl. Preller, Griech. Myth. S. 560, Anm. 6.

2. und 3. Ohne bildliche Darstellung. Auf der Rückseite der Stempel FORTIS.

Ueber diesen besonders im Rheingebiet häufigen aber auch bei Lampen italischer Herkunft nicht seltenen Stempel vgl. B. J. XLIII, S. 223.

4. Ein nackter Mann (n. r.) fasst mit beiden Händen einen Baum (?), an dem oben Zweige, unten Wurzeln (?) dargestellt zu sein scheinen. Sehr undeutliche Vorstellung.

Man vgl. die Lampe des Lateranensischen Museums (bei Benndorf und Schoene Ant. Bildw, No. 640) mit folgender Darstellung: »eine nackte Figur, vermuthlich Herakles n. l. ausschreitend, den r. Arm und Ellenbogen gekrümmt erhebend, mit der L. einen Baum erfassend. Sehr undeutlich, vermuthlich identisch mit Passeri, Lucernae III, 93 Herakles und die Hydra.«

5. Ohne bildliche Darstellung. Rücks.: AGILIS.

Vgl. Fröhner, Inscr. terrae coct. vas. 38—40.

6. Ein auf der Erde sitzender, geflügelter Erot (n. r.) sucht mit beiden Händen einen aus seinem Schoosse entspringenden Hasen (?) festzuhalten.

Stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl. Düntzer, a. a. O. 43, 7. Ein ganz ähnliches Lampenrelief der Sammlung Aldenkirchen in Köln beschreibt Düntzer ebendas. p. 52, 4: »ein Amor mit einem Thiere (Hasen?) im Schoosse«. So wenig an der erotischen Natur des Hasen zu zweifeln ist (vgl. Preller, Griech. Myth. I, 573; O. Jahn, Vasens. 41, 505; Bernouilli, Aphrodite 25, 122, 124; Conze, Heroen- und Göttergest. T. XLV; O. Jahn, Arch. Beitr. 175, Anm. 17), so erscheint doch wieder das Motiv eines Eroten mit Hasen, der entweder todt mit den Händen emporgehalten wird (so besonders bei Sarkophagdarstellungen der Eroten als Jahreszeiten) oder lebend zu den Füssen des Eroten an Früchten nagt, grade auf sepulcralen Denkmälern (vgl. Benndorf u. Schöne,

Bildw. des Lat. M. 28. 128, 198, p. 242, No. 26., 481), sehr oft, ohne dass dabei an eine erotische Beziehung zu denken wäre. In der Broncensammlung der Uffizien von Florenz befindet sich die sitzende Statuette eines geflügelten Eroten, der mit der L. auf seinem Knie einen Hasen (oder Kaninchen?) festhält und ihm mit der R. eine Weintraube zum Fressen reicht. Hase allein auf Thonlampen erwähnt bei Benndorf u. Schöne, a. a. O. 620, 626, 633, Passeri, a. a. O. II, 18, 19, Düntzer a. a. O. S. 52, 11 u. 12 u. sonst. Vgl. auch N. 59.

7. Neben dem Oelloche zwei Masken mit weit geöffnetem Munde. Rcks.: unleserlicher Stempel.

Vgl. Passeri a. a. O. II, 53—57.

8. O. H. Maske des Zeus Ammon e. f. mit rund geschnittenem Vollbart; die Ohren sind durch die Hörner vorgesteckt. Zu beiden Seiten des Kopfes je ein Eingussloch, ausserdem ein kleineres in der Tülle und vor derselben, wohl um mit einer Nadel den Docht vorschieben zu können. Rücks.: FORTIS. Gefunden in Köln bei der Alten Burg.

Ueber die Bedeutung des Ammonkopfes als Apotropeion in ornamentaler Verwendung s. Overbeck, Kunstmyth. Zeus p. 291 f.; vgl. Passeri, a. a. O. I, 32.

9. Komödienfigur. Ein scheinbar nackter, vielleicht mit eng anliegender Kleidung angethaner Mann (e. pr.) n. l. mit grosser Adlernase, zurückgesträubtem Haar, dickem Bauche und übertrieben langem Gliede hält in der vorgestreckten L. einen undeutlichen Gegenstand (Zweig? Pfeil?) und in der zurückgehaltenen R. einen ganz gleichen, ebensolchen.

Die Lampe stammt aus der Merlo'schen Sammlung. Düntzer, a. a. O. S. 44. 3 wollte in der einen Hand des Mannes einen Donnerkeil, in der andern eine Peitsche erblicken, was entschieden unrichtig ist. — Aehnlich ist die parodistische Hermesfigur auf dem Vasenbilde bei Winckelmann, Mon. ined. No. 190.

10. Am Henkel der Lampe als Griff für den Daumen ein dreikantiges Blatt mit einer ankerförmigen Verzierung darauf. Rücks.: FORTIS und darunter ein Lorbeerkranz mit flatternden Bändern als Fabrikzeichen, wie es auch auf Lampen italischer Herkunft wiederkehrt, z. B. im Museum von Turin verbunden mit dem Namen LEGIDI.

Ueber ähnliche Fabrikzeichen vgl. Kamp, a. a. O. S. 9b.

11. Ein Wettfahrer (n. l.) auf einer Biga, in der vorgestreckten R. Kranz und Palmzweig, in der L. die Zügel haltend, deren Enden mit einer Schlinge um seinen Leib gelegt sind. Bekleidet ist er mit kurzer, kurzärmliger Tunica. Gute Arbeit. Besonders lebendig sind die Pferde behandelt. — Am Henkel als Griff für den Daumen ein dreieckiges Blatt mit einem ankerartigen Pflanzenornament. Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 44, 4 aus der Merlo'schen Sammlung.

Wettfahrer sind oft auf Lampen dargestellt, sogar mit allen Einzelheiten der Rennbahn, wie z. B. bei Passeri, a. a. O. III, XXVI.

12. Ein (n. r.) schreitender Hahn hält mit der l. Kralle einen Palmzweig. Ringsherum läuft ein eierstabähnliches Ornament.

Stammt nach Düntzer, der aber in dem Palmzweig eine »Schweiffeder« sehen wollte, a. a. O. S. 446 aus der Merlo'schen Sammlung. Ausführlich dargestellte Hahnenkämpfe sind besonders auf Grabdenkmälern nicht selten; vgl. Benndorf u. Schöne Bildwerke des Lat. Mus. 189 und Zoega, Bassir. II, p. 194; auf Lampenreliefs konnte nur eine abgekürzte Darstellung des Vorgangs Platz finden, wie hier und auf einer Lampe der Antichità di Ercol., VIII, 10, wo der Hahn durch den Palmzweig als Sieger bezeichnet ist. Ueber Hahnenkämpfe vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. XVIII.

13. Lampe aus weisslichem Thon in Form eines Kaninchens, welches an dem wie ein Füllhorn gebildeten Dochtloche lecken zu wollen scheint. Der emporgebogene Schwanz des Thieres dient als Halter der Lampe. Pupillen angegeben. Das rauhe Fell ist durch eingedrückte Punkte bezeichnet.

Ein gleiches Exemplar befindet sich im Bonner Vereinsmuseum und eine entsprechende Abbildung bei Fiedler, Denkm. v. Castra Vetera, XXIX, 2. Eine Broncelampe von derselben Form im Museo Civico von Bologna, aus der Sammlung Palagi in Mailand. Verwandt in der Idee ist auch die in der Amalthea, III, 272 ff. Taf. VI abgebildete Broncelampe mit dem vor dem Oelloche sitzenden durstigen Silen.

14. Zwei Reiter, je einen runden genabelten Schild haltend, jagen einander um das Oelloch herum nach. Der eine trägt eine Lanze, der andere (ohne Lanze) sieht sich wie verfolgt um. Am Rande auf der einen Seite ein flügelartiger Ansatz, vielleicht zum bequemeren Griff für den Zeigefinger. Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 44, 1 aus der Merlo'schen Sammlung.

15. Rücks.: FORTIS. Darunter ein Kranz mit flatternden Bändern.

Vgl. zu No. 10.

16. Am Henkel eine Palmette zum bequemeren Griff für den Daumen. Rücks.: VITAL[is.

Vgl. Fröhner, a. a. O. 2171—79. Nach der Kölner Lampe in Fussform mit der punktirten Inschrift VITALIS (bei Kamp, a. a. O. 124 b) scheint dieser Name ein altchristlicher zu sein, vgl. B. Jahrb. XLIX, 157 f. und zu No. 77.

17. Um das Eingussloch herum legt sich ein Kranz von aufrecht stehenden Blättern.

Vgl. Passeri, a. a. O. III zu Tab. XLIII.

18. Lampe von ganz kleiner Form, wohl nur ein Spielzeug für kleine Kinder. — Auf der Oberfläche ein Palmzweig.

Vgl. zu No. 41.

19. Ein Gorgoneion mit herausgestreckter Zunge; um dasselbe schlingt sich ein Kranz von Oelblättern und Oelblüthen, nach denen vier Vögel picken.

Ueber das Gorgoneion als Apotropeion vgl. O. Jahn, Lauersforter Phalerae, 19 ff.; als solches ist es besonders auf Grabdenkmälern häufig. Wahrscheinlich hatte auch die Lampe sepulcralen Zweck. Nicht weniger selten sind auf Grabsteinen die nach Früchten und Blättern pickenden Vögel.

20. Kleine Lampe von hellem Thon. Zwischen den zwei Eingusslöchern ein männlicher Kopf mit langem Bart und von idealem Typus.

21. Ein Adler hält in den Krallen den Blitz, im Schnabel einen Palmenzweig.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 44, 8 (»Legionsadler«) aus der Merlo'schen Sammlung. Vgl. Passeri, a. a. O. I, XXV ff.

22. Panskopf (?). Ueber der Stirn bemerkt man die Ansätze zu Hörnern und unter dem Kinn zwei bartartige Zipfel. Gute Arbeit. — Rücks.: STROBILI
F

Ueber diese Inschrift, die übrigens auch bei Lampen italischer Herkunft gewöhnlich ist, vgl. Fröhner a. a. O. 2029 f. welcher (p. XXII) F als »fabrica« auffasst. Aber auch FEC erscheint einmal hinter einem Genetiv; s. Fröhner, 1580. Aehnliche Darstellung auf den Lampen bei Passeri, a. a. O. II, XXXVII, XLVI und LVII.

23. Kleine Lampe. — Rücks.:

FORTIS
[illegible]

24. Rücks.: VENNI (etwas unleserlich) (= VENIVI?).

Bei Fröhner, a. a. O. 2086 findet sich der Stempel VIINIVI, der wohl mit dem obigen identisch ist.

25. Lampe von eigenthümlicher Form (l. 0,156, br. 0,06), insofern sich der runde Hauptkörper des Geräthes allmählich zu der etwas nach oben gebogenen Spitze verlängert. Am Rande der letzteren ein ganz feines, höchstens für eine Nadel, aber nicht für einen Docht zugängliches Loch, durch welches der Zweck des Geräthes als Lampe sehr in Frage gestellt wird. Henkel seitwärts an der oberen Rundung. In

der Mitte derselben das Eingussloch innerhalb eines mit Eierstab ornamentirten Kreises. Darunter ist in einer ziemlich rohen Technik, wie es scheint, noch in den weichen Thon modellirt, auf natürlichem Boden stehend ein bärtiger alter Mann, mit Hosen, kurzer gegürteter Tunica und Kapuze (n. r.), der die Arme n. r. erhebt, in gebückter Haltung dargestellt.- Sehr undeutliche Vorstellung.

Drei Lampen von gleicher Form im Museo Nazionale in Neapel, sowie ebenda zwei andere in der Sammlung S. Angelo, auf deren einer ein Pfau dargestellt ist (also christliche Lampen?).

26. Missbrand. Drei zu einem Klumpen zusammengeklebte, beim Brennen verdorbene Lampen, die demnach das Vorhandensein einer einheimischen Industrie beweisen. Hierüber vgl. auch Kamp, a. a. O. 8.

27. Grosser Polymyxos mit sieben Dochtlöchern. — Rücks.:



Der Stempel ist vielleicht zu lesen als:

Caius. IMius.

Vgl. Fröhner, a. a. O. 1193 IMIVS ET CAIVS.

28. Bekannte Gruppe des nackten Herakles (n. r.), welcher das l. Knie auf den Rücken der zusammengesunkenen kerynitischen Hirschkuh (oder vielmehr des Hirsches — vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. 224 ff. —) setzt und mit den Händen in ihre Hörner greift. — Rücks.: Hufeisen als Fabrikstempel. Vgl. zu No. 10. Stammt aus der Merlo'schen Sammlung (B. Jahrbb. 211, 108).

Die Darstellung ist eine der beliebtesten im Alterthume gewesen und findet sich in ganz ähnlicher Weise z. B. auf Sarkophagreliefs mit Heraklesarbeiten. Dass sie auch als Brunnendekoration benutzt ward, beweist die Pompejanische Bronce in Palermo, (Mon. d. Inst. IV, Ton. VI.) Ebenso erscheint sie auf einer Lampe bei Passeri a. a. O. III, XCIV und einer schönen schwarzen Lampe des Turiner Museums. Nach Friederichs, Berlins ant. Bildw. I, 23 wäre das Original ein Werk der attischen Schule.

29. Auf einem Lehnstuhl mit gedrechselten Beinen sitzt Fortuna, bekleidet mit langer Tunica; ein ihren Unterkörper bedeckendes Gewand ist mit dem einen Ende um ihren r. Arm geschlungen. Mit der R. stützt sie ein Ruder auf eine Kugel. In der L. hält sie ein Füllhorn. Rücks.: AVF · FRON. Rohe Arbeit aus später Zeit.

Sitzende Fortuna auf der Lampe bei Passeri, a. a. O. II, LXVI. — Das AVF wollte Kamp, a. a. O. S. 5, 45 mit aufficina gleich officina erklären, während Merlo (B. Jahrbb. LII, 105) wohl richtiger darin einen Namen wie AVFronius oder AVFidius erblickte. Dafür spricht ausserdem das Vorkommen

des Stempels AVF allein (Fröhner, a. a. O. 224) ohne Namen des Fabrikanten. Die gleiche Inschrift AVF FRON bei Fröhner, a. a. O. 225 »ex agro Tunetano in museo Lugdunensi«.

30. Auf einem Sessel mit Thierfüssen sitzt die mit Tunica bekleidete Fortuna, in der L. ein Füllhorn, mit der R. einen Kranz über einen kleinen Altar(?) haltend. R. neben ihr schwebt ein Ruder auf einem Stern, der wohl für die Speichen eines bei der Prägung verunglückten Rades zu halten ist. Am Rande der Lampe ein Kranz aus Oelzweigen.

Ueber das Symbol des Rades bei der Fortuna vgl. Preller, R. Myth. 560. und zu No. 29. Die Lampe stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 43, 6 wahrscheinlich aus der Merlo'schen Sammlung.

31. Grosser Trimyxos, l. 0,20, Durchm. der oberen Rundung 0,11. Abgebildet B. Jahrb. IV Taf. VI u. wiederholt von O. Jahn, Darstellungen des Handels u. Handelsverkehrs in den Ber. d. S. Ges. d. W. 1861, Taf. IX, 3.

Die auf kreisrunder Fläche in der Mitte der Lampe befindliche Darstellung wird von einem breiten, auf der Oberfläche mit einfachen Spiralen ornamentirten Rahmen umschlossen. Auf einem Schemel mit graden Beinen sitzt ein schon bejahrter Bildhauer (n. r.) über einem Gewandstück, dessen eines Ende über den Sitz herabhängt, während das andere auf der l. Seite vorgenommen und den Unterleib verhüllend über den l. Schenkel zurückgeworfen ist. Dichtes krauses Haar und langer Vollbart. In dem Profil wie der ganzen Gesichtsbildung liegt etwas offenbar beabsichtigt banausisches. In der R. hält er einen Meissel und ist im Begriff, mit einem Hammer, den die L. hält, daraufzuschlagen. Der Meissel ist angesetzt auf die Nasengegend einer kolossalen, vor dem Bildhauer auf zwei Stützen gestellten, weiblichen tragischen Maske, die er zu vollenden im Begriffe ist. Die Maske hat weit geöffneten Mund, ein über der Stirn aufsteigendes Haardiadem, wie es in Hadrianischer Zeit Mode war (z. B. bei Büsten der Matidia), von welchem lange, steife Locken zur Seite herabgehen. Augensterne sind ausgehöhlt. Am Hinterkopf ist das Haar in parallele Reihen gelegt, aber nur roh angedeutet. Die ganze Darstellung erhebt sich über besonders angedeuteten, natürlichen Boden. — Die drei Dochttüllen befinden sich am Ende dreier nebeneinander laufender Arme, von denen der mittlere die andern überragt, und welche auf ihrer Oberfläche durch eingeritzte Linien mit der Darstellung je eines stilisirten Palmenzweiges ornamentirt sind.

Ueber die wechselnden Besitzer der ursprünglich aus Italien (Tusculum?)

stammenden Lampe vgl. Urlichs in den B. Jahrbb. IV 189, woselbst auch der auffällige Umstand, dass der Bildhauer den Hammer mit der Linken führt, besprochen wird. Vgl. zu No. 65. Gleiche Exemplare, die also wohl aus derselben Form stammen, von denen jedoch zwei modern zu sein scheinen, hat Wieseler, in den B. Jahrbb. XLI, 55 ff. nachgewiesen. Die Arbeit des Reliefs ist nicht besonders fein, aber interessant durch den dargestellten Gegenstand. Zu den von Urlichs a. a. O. (vgl. O. Jahn a. a. O.) angeführten Parallelen lässt sich noch hinzufügen ein Relieffragment des Palazzo Riccardi in Florenz (Dütschke, Ant. Bildw. in Oberit. II, 109).

32. Auf einem durch drei Linien angedeuteten Postamente steht die Gestalt der Athena, Körper von vorn, Gesicht in's Profil (n. 1) gekehrt; bekleidet ist sie mit einem, an der r. Seite offenen, feingefälteten langen, doppelt gegürteten Chiton mit kurzen Aermeln und der die Brust bedeckenden Aigis mit Gorgoneion. Unter dem runden, flach anliegenden Helme (mit Helmbusch) kömmt das lange Haar hervor. Die R. ist seitwärts ausgestreckt, die erhobene L. hält den Speer, an welchen der auf dem Boden stehende runde Schild angelehnt ist. In der Mitte des Schildes nochmals eine Aigis mit Gorgoneion und Schlangenbesatz.

Die interessante Lampe, welche nach Düntzer a. a. O. aus der Merlo'schen Sammlung stammt, wird in den Jahrbüchern publicirt werden.

33. Grosse Lampe, aus einem Grabfund von Puzzuoli stammend. — Artemis, bekleidet mit kurzem, gegürtetem Chiton, der unter die Brust herabgeglitten ist, hat, in der R. einen Speer, in der L. eine Fackel, den l. Fuss auf den von vier springenden Hirschen (in der Mitte zwei Hirschkühe) gezogenen Wagen gesetzt. Die Thiere sind um Hals und Leib gegürtet. Artemis trägt auf dem Rücken einen Köcher mit Pfeilen. Die Lage des dahinter flatternden Gewandes ist nicht klar. Das wellige Haar der Göttin ist zurückgestrichen und hinten in einen Knoten gebunden.

Vgl. Passeri, a. a. O. T. XCII. — Auch auf dem Fries von Phigalia erscheint Artemis neben Apollon auf einem Hirschgespann.

34. Sitzende weibliche Figur, deren Füsse auf einem Schemel ruhen. Ein, wie es scheint, mit dem einen Ende auf der l. Schulter aufliegendes Gewandstück ist von zwei Seiten so um den Unterkörper geschlungen, dass dieser vorn bedeckt ist, während die herabhängende L. die Enden des Gewandes zusammenhält (oder hält sie den am Boden stehenden Schild?). Die erhobene R. hält den Speer. Auf dem Kopfe ein Helm mit Bügel.

Wahrscheinlich eine Figur der Roma, da an Athena wegen Entblössung

des Oberkörpers nicht zu denken ist. Das Relief ist sehr abgestumpft. Stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl. B. Jahrbb., LII, 109.

35. Zwei Oelzweige(?) mit Knospen; ein gleicher Zweig schlingt sich kranzartig um den Rand.

Vgl. No. 17.

36. Schöner weiblicher Kopf mit vollem Gesicht von griechischem Typus und welligem, in der Mitte gescheiteltem Haar. Sanfter Blick. -- Rcks.: TELMFC

Die Inschrift vielleicht = Telemachus fecit. Düntzer's Lesung: TELNFE (= T. Elenius fecit) ist unrichtig. Vgl. auch Kamp a. a. O. 115. Die Lampe stammt aus der Merlo'schen Sammlung.

37. R. von einem Baume steht Leda (von vorn, l. Standbein) mit karrikaturartig gesträubtem Haar, mit der R. das ihren Unterkörper hinten schützende Gewand erhebend, mit der L. den andern Zipfel des Gewandes fassend. Von r. tritt der Schwan heran. Rohe Arbeit.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 43, 4 aus der Merlo'schen Sammlung. Der dargestellte Gegenstand ist auf Lampen nicht häufig, vgl. jedoch Arch. Zeit. 1864, 264*, 7.

38. Trimyxos, gebildet durch den Oberkörper einer, vermuthlich weiblichen, jugendlichen Figur, an der jedoch Brüste nicht zu erkennen sind. Dieselbe ist bekleidet mit einem Gewande, das über den Schultern latzartig durch ein Band(?) mit dem Rückenstücke zusammengehalten wird; durch das lockige, aber nicht lange Haar geht ein Band; der Hals ist mit einer Kette (vorn ein rundes Schloss) geschmückt. Lächelnder Gesichtsausdruck mit portraithaften Zügen. In der R. hält die Figur eine Weintraube, in der L. einen Vogel.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 43, 8 der die Figur für eine Ceres hielt, aus der Merlo'schen Sammlung. Wird in den Jahrbüchern publicirt werden.

39. Neujahrslampe. In der mittleren Rundung befindet sich das Reliefbild eines Esels mit Halskette, von welcher noch ein kurzes Band herabhängt. Im Umkreise in fünf oblongen Stempelflächen die Inschriften:

ANNO NOVO FAVST
FELIX TIBI · —
Rcks.: EVCARPF

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 43 aus der Merlo'schen Sammlung und wurde in Dormagen gefunden. Die Abweichungen von der von Fiedler in den

Jahrbüchern (XXII, S. 37) bekannt gemachten Lampe aus Xanten beschränken sich auf nebensächliches, z. B. ist dort das Eingussloch nur über dem Esel. Ueber den Töpferstempel Fröhner, a. a. O. 1055—1060.

40. Grosse Lampe mit ursprünglich schöner, jetzt sehr abgestumpfter Reliefdarstellung. Eine wohl weibliche Figur schreitet in schöner Bewegung nach vorn aus. Der kurze Chiton ist unter die l. Brust herabgesunken; den Rücken bedeckt ein Gewand, dessen eines Ende über den erhobenen r. Arm geworfen ist, während das andere von der gesenkten L. gehalten wird.

41. Ganz kleine Lampe, vielleicht ein Kinderspielzeug, oder aus einem Kindergrab. Rcks.: Δ.

Vgl. zu No. 10. Die Lampe stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl. B. Jahrbb. LII, 109, m. Aehnliche Lampen wurden 1872 in Bonn ausgegraben (vgl. B. Jahrbb. LII, 183, 22), jetzt in der Vereinssammlung.

42. Rcks.: STROBILI

Vgl. Fröhner, a. a. O. 2024—2030a und zu No. 22.

43. Der bekränzte Dionysos, bekleidet mit einem Gewande, welches, mit dem einen Ende auf der l. Schulter aufliegend, an der r. Hüfte nach vorn genommen ist und, den Unterkörper bedeckend, mit dem entgegengesetzten Ende über den l. Unterarm geworfen ist, lehnt sich mit dem l. Unterarm an eine nicht sichtbare, (vom Gewande verborgene?) Säule; das l. Bein ist übergeschlagen. In der L. hält er den Dithyrsos (?), in der gesenkten R. wahrscheinlich eine Weintraube (oder einen Kantharos?) zu der ein r. neben dem Gotte stehender und nach ihm zurückschauender Panther sich wendet. Flüchtige Arbeit. — Rcks.: ΚЄΛϹЄΙ

Sehr ähnlich, nur ohne Panther, die Figur des Gottes auf einer Pompejanischen Lampe (abgebildet bei Leitzelt, Abbildungen der Gemälde und Alterthümer von Herculanum, Augsb. 1799, Bd. 8—9 Taf. XXIX, No. 5). Ueber das Motiv des lässig dastehenden Dionysos mit dem Panther vgl. O. Jahn, B. Jahrbb. XXXIII 230; ausser den dort angeführten Denkmälern ist auch ein Relief des Theaters von Fiesole zu vergleichen, abgebildet Arch. Zeit. XXXIV, Taf. X, 15.

44. Das Relief ist sehr abgestumpft; es scheint einen bärtigen, gehörnten Panskopf darzustellen.

Vgl. Passeri, a. a. O. II, XLVI f. und LIV.

45. Zwei gegeneinander herabstürzende Delphine.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 7 wahrscheinlich aus der Merlo'schen Sammlung. Dasselbe Motiv bei Passeri, a. a. O. I, XLV.

46. Obscoene Darstellung. Unnatürlicher coitus.

47. Obscoen. Ein vierfüssiges, n. r. springendes Thier mit

weiblichem Gesicht und emporgeschwungenem Schweife; am Bauche, auf dem Kopfe und dem Schwanzende je ein Phallus dargestellt. Darunter die Inschrift in flüchtig eingeritzten Buchstaben:

LASCⅡBA
IA

Am Rande die Inschrift:

HAVE. MACENA. VILLIS·HAVE.

Die Lampe ist in der Spieser-Gasse gefunden, nahe bei St. Gereon. Düntzer, a. a. O. 42 dachte bei der Inschrift an die Begrüssung einer »villa lasciva« und verglich damit Catulls »salax taberna«; aber »villis« ist ganz deutlich (= vilis), und demnach kann unter MACENA nur der Name einer »feilen« Dirne verstanden werden. — In dem IA sieht Düntzer den Töpferstempel, aber IVcundus wäre dann linksläufig zu lesen, womit wieder die Neigung der Buchstaben nicht stimmen würde. Den Stempel IA, welcher dem obigen am nächsten kommen würde, verzeichnet auch Fröhner, a. a. O. 1157.

48. Geflügelter und gehörnter weiblicher Greif (n. r.), welcher die l. Vordertatze auf ein Rad mit acht Speichen legt. — Rcks.: LCVROF·

So las auch Merlo, aus dessen Sammlung die Lampe stammt, (B. J. LII 105, 9) gegen Kamp, a. a. O. 52. — Der Greif ist ein Symbol des dahinraffenden Todes, das Rad bedeutet den wechselnden Lebenslauf, in den das »Todesgeschick« hemmend eingreift. Vgl. v. Sacken, Ueber einige neue Funde im Grabfelde bei Hallstadt, S. 5. Anm. 1. So findet sich der Greif mit dem Rade auch als Symbol der Nemesis (z. B. auf dem Florentiner Grabstein der Elpis) besonders auf Grabdenkmälern. Vgl. L. Stephani, Compte Rendu 1864, 113. Greif mit Rad auf dem Griff einer Broncelampe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, No. 719. Vgl. auch unten No. 59. — Die Inschrift ist vielleicht zu lesen als Luci CVRi OFficina. Vgl. Fröhner, a. a. O. 887.

49. Lampe von hellem Thon. Ein n. r. springender Pegasus.

50. Eine geflügelte, mit langem, aermellosem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag bekleidete Nike schwebt oder schreitet n. l. dahin; der Kopf ist etwas abgestumpft. Mit der R. hält sie einen grossen runden Schild, die eingebogene L. (Oberarm mit Armband geschmückt) scheint nichts zu halten. Die Gewandbehandlung weist auf ein gutes, griechisches Vorbild zurück.

Aehnliche Darstellungen bei Passeri, a. a. O. I, VI.

51. Rcks. in erhabener Schrift: ALBINVS

Vgl. Fröhner, a. a. O. 58—62.

52. Rcks.: ꟻ d. i. N

53. Ein nackter Jüngling (n. r.) scheint über der l. Schulter eine Keule zu tragen (oder ist er geflügelt?). In den herabhängenden Händen hält er je einen unkenntlichen Gegenstand. Sehr undeutliche und rohe Darstellung. Rcks.: unleserlicher Stempel.

54. Ein geflügelter, lachender Erot, (Mund geöffnet) reitet auf einem Delphin (n. l.) und schwingt in der R. einen Dreizack. — Rcks.: C·TAM[pi?

Vgl. Passeri, a. a. O. T, XLVI. Eroten als Wettfahrer auf einer von Delphinen gezogenen Biga auf einem Pompejanischen Friese Arch. Zeit. XXXI, 3, 1. Derselbe Stempel No. 93.

55. Lampe von schöner Form. In feinem Relief und sehr gut in die Rundung hineinkomponirt ein Rebzweig mit Früchten, auf dessen Ende ein nach einer Traube langender Affe (n. r.) sitzt.

Eine Lampe mit gleicher Darstellung in der Bonner Vereinssammlung und eine entsprechende Abbildung bei Fiedler, Denkm. v. Castra Vet. Tab. VII 2. Der Affe kömmt öfter auf antiken Bildwerken vor, auf einem etruskischen Räuchergefässe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, 689, auf einer Lampe bei Passeri, a. a. O. III, XX, an einem römischen Glasgefässe in der Sammlung Disch in Köln. B. Jahrbb. XLI, 142 f. u. s. w. Ueber die Benutzung und Abrichtung der Affen im Alterthume und ihre Darstellung in Kunstwerken vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. 434 ff. und Dictionn. d. ant. »Bestiae«, S. 698.

56. Das Relief dieser auf der Alten Burg in Köln gefundenen Lampe ist sehr abgestumpft: ein Triton (n. r.) mit grossen Ruderflossen und hoch sich ringelndem (gespaltenem?) Fischschwanze, die L. n. r. ausstreckend.

Vgl. Passeri, a. a. O. T. XLIII.

57. O. H. Ein geflügelter Erot reitet mit hochgezogenem l. Beine auf einem Delphine (n. r.) und bläst dabei auf einer Flöte.

Vgl. zu No. 54. Aehnliche Darstellung auf einer Berliner Broncelampe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, 740.

58. Rcks.: ALBINVS.

Vgl. zu No. 51.

59. In sehr scharf ausgeprägtem Relief schreitet ein Greif n. l. dahin. — Rcks.: In oblongem Reliefstempel die Inschrift: LVCI

Vgl. Fröhner. 1365—70. Die Lampe ist wohl identisch mit derjenigen, deren Relief von Düntzer, a. a. O. 44, 3 unter »geflügelter Löwe« verzeichnet ist; danach stammte sie aus der Merlo'schen Sammlung. Ueber das Symbol des Greifen vgl. zu No. 48.

60. Lampe von frischer, dunkelrother Färbung. Kopf der Asia

mit der übergezogenen Haut eines Elephantenkopfes, woran der emporstehende Rüssel, die Zähne und die grossen Ohren sichtbar sind. Rcks.: zwei Fusssohlen.

Ein Broncekörfchen der Asia von derselben Bildung befindet sich in der »Sala dei Bronzi« in den Uffizien zu Florenz. Ebenso, nur noch mit Hinzufügung astronomischer Symbole soll nach Winckelmann, Versuch einer Allegorie für die Kunst, Cap. 3. Anm. 8 (Werke, II, 526 f.) auch »Atlas« dargestellt sein. Der Kopf wird sonst (so noch im Dictionnaire des antiquités I, p. 128) für »Africa« erklärt. Dass aber in der That »Asia« und nicht »Africa« gemeint ist, geht mit Sicherheit aus dem Pompejanischen Wandgemälde der »Casa di Meleagro« (abgebildet bei Monaco, Les Mon. du Musée Nat. de Naples Pl. 10) hervor, welches die drei Erdtheile, und zwar neben der in der Mitte sitzenden »Europa« r. eine Negerin (»Africa«) und l. eine mit den Exuvien des Elephanten bekleidete Gestalt (»Asia«) darstellt. Vgl. über dieses Bild Helbig, Wandgemälde No. 1113. — Fusssohlen und Füsse pflegt man auf antiken Bildwerken als Symbol der christlichen »Pilgerschaft« zu deuten.

61. Zweige mit Früchten (Granaten?), nach denen Vögel picken. Feine Prägung.

62. Lampe von schöner Form. Ein auf einer Kugel stehender Adler (von vorn), welcher einen Palmzweig im Schnabel hält. — Rcks.: OF BVRR Die Darstellung wiederholt sich in etwas grösserer Form auf einer andern Lampe.

Vgl. No. 21 und Passeri, a. a. O. I, XXVI f. und III, LIX f.

63. Ein n. l. springender Eber, unter dem natürlich nicht etwa der Erymanthische zu verstehen ist, wie noch Passeri, a. a. O. zu III, XCV behauptete. — Rcks.: CROTI>, sehr undeutlich.

Zu der Inschrift vgl. Fröhner, a. a. O. 875: O · CROCI

64. O. H. Ein n. l. dahinsprengender Reiter, bekleidet mit kurzem Chiton und flatternder Chlamys; der Kopf ist durch einen Visirhelm mit Bügel geschützt; an der L. trägt er einen runden Schild, in der R. die Lanze, mit welcher er nach unten zustösst. Das Pferd scheint eben unter ihm zusammensinken zu wollen. Sehr lebendige Arbeit.

Dieselbe Lampe bei Fiedler, a. a. O. VIII, 4.

65. O. H. Ein mit faltiger aber eng geschnürter Tunica bekleideter Gladiator (n. l., l. Standbein) stützt den Schild auf das r. Knie auf, während er in der L. ein gebognes Messer hält. Seine sonstige Rüstung besteht in Beinschienen und grossem Helm mit Busch, also wahrscheinlich ein »Secutor«.

Vgl. Passeri, III, VI und zu No. 66. Dass der Gladiator das Messer in der L. und nicht in der R. hielt, ist ein Versehen, das bei Werken, die me-

chanisch aus einer Form reproducirt werden, öfters vorkömmt, z. B. auch bei dem Bildhauer No. 31.

66. Ein mit gegürtetem Schurze (»subligaculum«) bekleideter Gladiator, dessen l. Arm wie die Füsse bis über die Knöchel mit Riemen umwickelt sind, fällt mit dem kurzen Schwerte in der L. n. r. aus; auf seiner l. Schulter bemerkt man einen emporstehenden Stachel, wahrscheinlich den »galerus«. Demnach wird man in dem Gladiator wohl einen »Retiarius« oder »Laquearius« zu erkennen haben, welcher nach Abwerfung seines Netzes (und nach Verlust seiner »fuscina«) auf seinen Gegner, einen »secutor«, eindringt, so wie Kalendio auf dem Mosaik der Villa Albani (bei Winckelmann, Monum. Ined. 197) dargestellt ist. — Rcks.: C·CORVAS

Vgl. Guhl und Koner, das Leben der Griech. u. Röm. 734 f. und Friedländer im Rhein. Mus. X, 582 ff. — Ein sehr ähnlicher Stempel auf einer Lampe der Sammlung Merlo mit gleicher Darstellung (vgl. Düntzer, a. a. O. 44, 2) bei Kamp, a. a. O. 32: CCORVM vielleicht gleich C. CORV. M[anu. (Vgl. B. Jahrbb., XLIX, 157). Vgl. auch No. 103.

67. Ein behelmter, mit kurzer Tunica und eng anliegendem Panzer bekleideter Gladiator (»Secutor«) hält in der L. den gebogenen, viereckigen Schild, während er mit dem Schwert in der R. einen Angriff n. r. macht.

Vgl. zu No. 65 und 66.

68. O. H. Athena (n. r.) in kühner, angreifender Stellung, bekleidet mit langem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag, schleudert mit zurückgebeugtem Oberkörper die Lanze n. r.; an der L. hält sie den kleinen runden Schild, auf dem Haupte ein grosser Helm mit langem Busch. — Rcks.: das Fabrikzeichen I

Stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl. B. Jahrbb., LII, 109 n. Ueber die Athena in angreifender Stellung hat gehandelt Bernouilli, Ueber die Minerven-Statuen, 19 f. — Vgl. zu No. 10 und 76.

69. O. H. In sehr guter Prägung ist ein n. r. schreitender und den Kopf n. vorn zurückwendender Stier dargestellt. Die Lampe stammt aus Mainz.

70. Kleine Lampe von sonderbarer Form, deren oberer Theil wie ein in der Mitte vorstehender und dort mit Henkel versehener Deckel gebildet ist; auf diesem sind in regelmässigen Abständen 3 erhabene Medaillons mit menschlichen Köpfen, zwischen denen drei Widderköpfe nebst eingeritzten Palmzweigen sich befinden, angebracht. — Rcks. sehr undeutlich: EVCARP.

Vgl. Fröhner, 1055—60. Kamp, 41, a.

71. Nach r. hin springender Hirsch. Vor der Tülle ein feines Nadelloch, zum Vorziehen des Dochtes.

72. Weiblicher Portraitkopf (Brustbild) n. l. mit welligem, zurückgestrichenem Haar. Das Eingussloch ist etwas ungeschickt zwischen Kinn und Brust angebracht.

Eine ähnliche Darstellung auf einer Lampe der Bonner Vereinssammlung.

73. Die ganze Oberfläche der kleinen rothen Lampe nimmt ein Kopf des Pluton oder Zeus mit reich fliessendem Lockenhaar und lockigem Vollbart in vortrefflich ausgeführtem Relief ein. Der etwas trübe Blick lässt eher an Pluton als an Zeus denken. Eingussloch über der Stirn in den Haaren. — Rcks.: CAHTO F

Die Lampe stammt aus Dormagen und befand sich in der Merlo'schen Sammlung (Kamp, a. a. O. 25.). Merlo (B. Jahrbb., LII, 105 f.) hält an der angegebenen Lesung fest. Die Lampe ist abgebildet bei Fiedler, a. a. O. XVIII und wird in den B. Jahrbüchern neu publicirt und besprochen werden.

74. Die Oberfläche bildet das Flachrelief eines schönen Hermeskopfes mit ziemlich langem Haar von fast weiblichem Aussehen mit lockigem Haar und geflügeltem Petasos. Nase etwas eingedrückt. Eingussloch über der Stirn. Dochtloch am Halse. An eine organische Umgestaltung des Kopfes zur Lampenform hat der Verfertiger nicht gedacht; der Kopf hat vielmehr die Gestalt der römischen Büstenform behalten, und der Henkel setzt in der Mitte des Petasos an.

Vgl. Passeri, a. a. O. T, CI ff.

75. Die Oberfläche bildet das Flachrelief eines Medusenkopfes. Aus dem welligen, zurückgestrichenen Haar, aus welchem Flügel hervorwachsen, kommen auf beiden Seiten ineinandergeringelte Schlangen hervor, welche das Gesicht und das unter dem Kinne scheibenförmig hervorspringende Dochtloch umrahmen. Sich schliessende Augen mit leise schmerzlichem Gesichtsausdruck. — Rcks.: CMRCLF, wol = C. MaRCelLus Fecit.

Vgl. Fröhner, a. a. O. 145 7 ff. und Passeri, a. a. O. T. LXVI und C, wo nicht Hermes, sondern gleichfalls Medusa zu erkennen ist.

76. O. H. In scharfer Prägung ein n. r. schreitendes Schaf. — Rcks.: I

Wahrscheinlich eine christliche Lampe, von schöner Form. Vgl. zu No. 10 und B. Jahrbb. LII, 109 n. Aus derselben Fabrik stammen vermuthlich die Lampen No. 68, 117 und 135.

77. O. H. Lampe in Fussform mit zierlicher Sandale. Auf dem

Rande der ziemlich dicken Sohle ist ein feines Ornament von Kreisen eingeprägt. Das Eingussloch befindet sich an dem Knöcheldurchschnitt des Fusses, das Dochtloch in der grossen Zehe.

Der Fuss oder die Fusssohle gilt als ein »altchristliches Symbol glücklich zurückgelegter Erdenpilgerschaft« (vgl. B. Jahrbb. XLIX, 157 f.), wenngleich dasselbe auf heidnischen Gebrauch zurückgeht. Die Weihung von Füssen war als Symbol einer glücklich vollbrachten Reise im Alterthume nicht ungewöhnlich. Vgl. O. Jahn, Ber. d. s. Ges. d. W. 1855, p. 103. Solche Füsse findet man abgebildet z. B. bei Passeri, a. a. O. II, LXXIII; vgl. Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, 1332 f.

78. Altchristliche Lampe von etwas plumper Form. In der Mitte zwischen zwei Eingusslöchern das Monogramm ☧ in schraffirten Buchstaben und am Rande ein durch die nach der Tülle zu sich verlängernde Mitte sowie den Henkel unterbrochener Ring, dessen Ornament aus nebeneinanderliegenden Kreisen und Dreiecken besteht.

Der Stil dieser Verzierung stimmt genau mit der Art überein, wie auf Schmucksachen aus fränkischen Gräbern der feine Golddraht auf die Platten gelöthet ist; vgl. Lindenschmit, Alterth. Heft 12, Taf. VIII, 5 u. 14 und Schaaffhausen in den B. Jahrbb. XLIV, 142 f. zu Taf. V, 20. Eine Wiederholung derselben Lampe aber von etwas anderem Thon ist gleichfalls in der Sammlung vorhanden, ebenso im Museum von Mainz, in der Bonner Vereinssammlung und an andern Orten.

79. N. r. hin springender Hase. — Rcks.: zwei Fusssohlen mit fast unleserlicher Inschrift:

VIM (?)
VNA (?)

Wohl christliche Lampe; vgl. zu No. 77.

80. Christliche Lampe, aus der Merlo'schen Sammlung. In einem oblongen Felde die Inschrift:

BEATRAQIL
LITAS

Rcks.: OFMIT

Ueber die Inschrift dieser Grablampe vgl. Düntzer in B. Jahrbb. XXXV, 42 f., Kamp, a. a. O. 19, welcher noch ein gleiches Exemplar mit dem Stempel MART erwähnt, und über den Stempel OFficina MIT . . . . Fröhner, a. a. O. 1593.

81. Christliche Lampe. Ein Pfau (n. r.) mit einem Zweige in der Kralle.

82. O. H. Christliche Lampe. Ein n. r. kriechender Skorpion,

dessen Kopf durch das Eingussloch abgeschnitten wird. Am Rande vor der Tülle ein feines Nadelloch zum Vorschieben des Dochtes.

Die Form der Lampe gleicht der unter No. 68 beschriebenen.

83. Zu beiden Seiten des Eingussloches ein nach unten zuschiessender Delphin. Rcks.: ↑ als Fabrikzeichen.

Vgl. zu No. 10 u. 45.

84. O. H. Ein n. r. fahrendes Schiff mit Segel und zehn Rudern.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 1 aus der Merlo'schen Sammlung. Wahrscheinlich eine christliche Lampe, obgleich das Symbol des Schiffes als ein Bild für das glückliche Einlaufen in den Hafen der Ruhe auch auf antikheidnischen Bildwerken nicht selten ist; vgl. No. 123. O. Jahn, Arch. Zeit. 1861, p. 155 Anm. 7 und Dütschke, Ant. Bildw. I, 37.

85. O. H. In schönem Relief ein n. r. dahinspringender Hirsch, der von einem zottigen, kleinen Bären mit kurzem Schwanze (n. r.) angefallen wird. Der Rand ist mit der bekannten eierstabähnlichen Einfassung verziert.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 4 aus der Merlo'schen Sammlung.

86. O. H. Altar mit Opferflamme, zu dessen beiden Seiten je eine Cypresse dargestellt ist. Der Altar selbst scheint mit einer (eingeritzten) Guirlande bekränzt zu sein.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 2 aus der Merlo'schen Sammlung. Die gleiche Darstellung auf einer Lampe des Bonner Vereinsmuseums. Vgl. Passeri, a. a. O. III, LX.

87. Lampe von hübscher Form. Rcks.: ΓΛ

88. Kleine Lampe. — Rcks. in zwei concentrischen Kreisen und unterhalb eines Punktes der Stempel ATIMETI

Vgl. Fröhner, a. a. O. 206 und B. Jahrbb. LII, 108. Fundort wahrscheinlich Köln.

89. Kleine Lampe. — Rcks.:

ATTLVS
F

Attilius fecit wie bei No. 138.; vgl. Fröhner, a. a. O. 205 f.

90. Sechs lanzettförmige gerippte Blätter, welche steif regelmässig vom Eingussloche abstehen. — Rcks. zwei nackte Fusssohlen, also wohl christliche Lampe.

Vgl. zu No. 77.

91. O. H. Zwei zum Kranze zusammengebundene Eichenzweige mit Eicheln.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 3 aus der Merlo'schen Sammlung.

92. Magere Hyäne(?) n. r. schreitend. — Rcks. ein unleserlicher Stempel.

93. Ein sich zum Sprunge anschickender Löwe (n. r.).

94. Rcks.: C · TAM[pi?

Vgl. No. 54.

95. Ein Löwe (n. r.) stürzt sich auf ein unter ihm zusammenbrechendes Thier (Zebra?).

96. Muschel, mit dem Schloss nach unten; über derselben das Eingussloch. — Rcks.:

ROMANE
SIS

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 48, 3 aus der Merlo'schen Sammlung. Vgl. Kamp, 95.

97. Um das Eingussloch herum ist ein Oelzweig(?) dargestellt.

98. Kleine Lampe, welche am Rande die Inschrift AVEETVALE trägt. — Rcks.: OF · MIT

Zu dem Fabrikstempel vgl. Fröhner, 1593; über den Scheidegruss auf der Vorderseite, welcher die Lampe als Todtenlampe charakterisirt, vgl. Kamp, 17.

99. Rcks.: SATVRNI

Vgl. Fröhner, 1885 ff.; Kamp, 202.

100. Lampe von kleiner Form. Zweimal an dem Rande der Vorderseite und dreimal auf der Rückseite wiederholt sich die Inschrift:

RVSTIC

Vgl. Fröhner, 1827.

101. O. H. Links ein Bündel von drei Rüben, rechts davon eine Schotenfrucht. Dazischen das Eingussloch.

102. O. H. Ein nackter, ungeflügelter Erot reitet auf einem Delphin (n. r.) und bläst auf einem Muschelhorn.

Vgl. zu No. 54.

103. Aufrechtstehendes Füllhorn mit runden Früchten, dessen Spitze in einen Thierkopf (Eselskopf?) ausgeht. Das Eingussloch seitwärts. Rcks.: C · CORVAS, also wie bei No. 66, welcher Lampe die vorliegende auch in der Form gleicht.

104. Zwischen drei Eingusslöchern in sehr abgestumpftem Relief eine komische Maske mit geöffnetem Munde. — Rcks.: EVCARPI

Ueber den sehr häufig vorkommenden Stempel vgl. Fröhner, 1055 ff. und Kamp, 41.

105. Lampe in Form eines Ochsenkopfes, dessen Schnauze mit vier Riemen geschnürt ist. Der Mund bildet das Dochtloch, das Eingussloch befindet sich zwischen den Hörnern.

Dieselbe Lampenform kehrt mehrmals in der Sammlung des Museo Nazionale in Neapel wieder.

106. Die untere Hälfte der Lampe ist nur zum Theil erhalten, ebenso das Dochtloch. Neben dem Eingussloche zwei kreuzweis geschnürte, mit Früchten gefüllte Füllhörner, deren Ende, wie bei einem Rhyton, in einen Bockskopf mit Bart ausgeht.

107. Bronzelampe in Schiffsform. Gefunden in Zülpich. Herzförmiges Eingussloch. Am übergebogenen flachen Henkel befindet sich an der Spitze eine weibliche tragische Maske mit steifen Locken, hoher Haarfrisur und Diadem; unter dem Kinn ragt als Abschluss eine Palmette vor.

Von ähnlicher Form eine Lampe im Mus. Borb. VI, Tav. XLVII, i. — Ueber die Maske als Henkelschluss bei antiken Geräthen vgl. Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, S. 5.

108. Bronzene Hängelampe in Fischform, zugleich zum Hinstellen eingerichtet. Soll in Meckenheim bei Bonn in einem Grabe gefunden sein. (L. 0,24 H. 0,08.) Die emporgehobene Schwanzflosse des Fisches dient als Eingussloch, das Kopfende als Dochtloch. Zum Aufhängen der Lampe war die zweitheilige Kette bestimmt, welche mittelst eines Ringes an einem tellerartigen Knopfe befestigt ist.

109 u. 110. Zwei bronzene s. g. Mithraslampen mit Halbmond am Griffe.

Aehnliche aus Trier stammende Lampe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, 726.

Ausserdem in der Sammlung befindlich mehrere Bronzelampen von zierlicher Form, sowie mehrere thönerne ohne bildlichen Schmuck und Stempel, unter denen sich besonders zwei, einander in der Form ähnliche auszeichnen; sie sind mit einem weiten, fast die ganze obere Fläche einnehmenden Eingussloch und einem horizontalen Henkel versehen. Beide Lampen tragen noch die Spuren schwarzer Färbung und sind mit einem das Eingussloch umgebenden rothen Streifen versehen. Gefunden sind sie in Köln in der Spiesergasse. Lampen von derselben Form befinden sich auch im Turiner Museum, italienischen Fundortes.

b) Sammlung des Hrn. Hermann Wolff. Die meist in Köln gefundenen Lampen stammen theils aus dem Grundstücke des Hrn. Wolff in der Spiesergasse, theils aus der Rosengasse.

(No. 111—160.)

111. Ein geflügelter n. l. eilender Erot tritt mit dem l. Fuss auf den am Boden liegenden, mit Pfeilen gefüllten Köcher. (Trägt er den Bogen auf der r. Schulter?)

112. Christliche Lampe. Taube mit Oelzweig. — Rcks.: ><

113. Lampe von schöner Erhaltung. Zwischen zwei Eingusslöchern eine (wohl komische) Maske mit hohem Haarputz und aufgerissenem Munde. — Rcks.: PHOETASPI



Vgl. Fröhner, 339.

114. Ein n. l. springender Löwe mit geschwungenem Schweif. Schöne Arbeit.

Vgl. Passeri, a. a. O. III, XV, 2.

115. Ein auf das r. Knie gesunkener Gladiator stützt den l. Ellenbogen auf das l. Knie des vorgestreckten Beines und den Kopf auf die l. Hand. Er trägt eine gegürtete kurze Tunica (die wie eine Exomis aussieht) und hat die Unterarme mit Riemen umwickelt.

116. Ein von vorn gebildeter Adler mit Blitz oder Donnerkeil in den Krallen wendet den Kopf n. r. Sehr abgestumpft. — Rcks.:

HOSCEI

Der Stempel vielleicht als Manu OSCEI zu lesen. — Vgl. Passeri, a. a. O. III, LVIII ff. und T. XXVII.

117. Schön erhaltene Lampe. Komische Maske mit weit geöffnetem Munde. Pupillen angegeben. — Rcks.:

I
S·P E D

Die Buchstaben, welche vielleicht als Sexti PEDiaei zu lesen sind, stehen nicht in einer Reihe, sind also wohl durch bewegliche Typen hervorgebracht (vgl. Kamp, a. a. O. S. 9, 3). Das I der ersten Zeile ist Fabrikzeichen (vgl. B. Jahrbb. LII, 109, m) und findet sich auch auf den gleichfalls schön gearbeiteten Lampen No. 68, 76 u. 91, sowie bei 135.

118. In zwei Exemplaren vorhanden. Ein mit kurzer Aermeltunica bekleideter, sitzender Gladiator (e. pr. n. r.) hält in der R. ein Schwert und hat die L. an's Kinn erhoben. Seine Füsse und Unterarme sind mit Riemen umschnürt. Auf dem Haupte trägt er einen runden Helm mit Rand und Federn (?) auf dem Bügel. R. vor dem Gladiator steht der viereckige, gebogene Schild. — Rcks.: M·

Vgl. 115.

119. Ara, dem Puteal Libonis nachgebildet, wie es sich beson-

ders auf Münzen der Gens Aemilia und Scribonia zeigt. Der Altar hat oben und unten einen Ablauf. R. und l. ist je eine Lyra mit Hörnern befestigt, dazwischen eine Guirlande aufgehängt. Auf dem Altar steht eine brennende Lampe mit Fuss (n. r.). Gut erhalten.

Ueber das Puteal Libonis vgl. bes. Benndorf u. Schoene, Die Bildw. des Later. Mus., zu No. 440*.

120. Geflochtener runder Henkelkorb, aus welchem zwei Fische hervorsehen und aus welchem auf beiden Seiten je ein todter Vogel herauszuhängen scheint. — Rcks.: zwei nackte Fusssohlen. Christliche Lampe.

Je drei todte Fische zu beiden Seiten eines Dreizacks aufgehängt auf einer Lampe bei Passeri, a. a. O. T. XLIV.

121. In sehr flachem Relief und etwas abgestumpft ist ein nackter, geflügelter Erot (n. r.) dargestellt, welcher in etwas gebückter Stellung mit der R. eine Amphora trägt (um sie auszugiessen?), während er die L. (weinend?) vor die Augen hält.

Verwandt scheint die Darstellung einer Lampe bei Passeri (a. a. O. T. XXXVIII), wo vor einer mit Binden geschmückten Grabamphora der nackte Eros mit der umgekehrten Fackel dahinschreitet, auf die Vase zurückweisend; über ihm befindet sich in einem kleinen Medaillon ein Januskopf. (Ist die Lampe aber überhaupt antik?)

122. Christliche Lampe. Kreuz mit Haken an dem einen Arm. — Rcks.: Palmzweig eingeritzt.

123. Ein n. r. hin fahrendes Schiff mit Mast und aufgerefftem Segel. Aus der Schiffswand ragen drei Ruder und ein viertes über den Schiffsrand in's Wasser. Als Bugbild ein Vogelkopf.

Vgl. zu No. 84.

124. In flachem Relief, etwas abgestumpft, ist eine grosse tragische Maske mit weit geöffnetem Munde als Oelloch dargestellt. Als Einfassung des ganzen Kopfes dient ein Lorbeerkranz. Darunter VALE, also jedenfalls eine Grablampe. Gute Arbeit. Die Lampe wurde in der Spiesergasse gefunden.

Ueber den dekorativen Gebrauch der Maske die hier dem Zwecke des Geräthes ganz entsprechend angebracht ist, vgl. Friederichs, Berl. ant. Bildw. II, S. 5.

125. Der jugendliche Herakles (e f.) ist auf die Kniee gesunken, und im Begriff, mit beiden Händen die r. und l. an ihn herangekrochenen Schlangen, auf welche er zugleich seine Kniee gesetzt hat, zu erwürgen.

126. Sehr undeutlicher (weiblicher?) Profilkopf n. l.

127. Weibliche Profilbüste (n. l.), mit einem Stück des Gewandes an der Brust. Das gestrählte Haar ist über ein Band geschlagen und hinten in einen Knoten geschlungen. Scheint Portrait zu sein.

128. Biga mit schlecht gebildeten Pferden (n. r.). Der Lenker auf dem Wagen, welcher mit der R. die Zügel hält, holt heftig mit der Peitsche aus, die er in der L. hält. — Rcks.: C......

Ueber die Verwechselung der beiden Hände, die sich auf Bildwerken, welche aus einer Stempelform hervorgegangen sind, öfter findet, vgl. zu No. 81. Ebenso reicht auf einer Lampe bei Passeri, a. a. O. T. XXXVII die Braut dem Bräutigam die l. anstatt der r. Hand.

129. Vor einer bärtigen Herme mit Armansätzen sitzt auf einem künstlich gebildeten Sitze ein geflügelter Erot n. l., dessen Unterkörper mit einem Gewande bedeckt ist, die L. gegen die Herme erhebend.

130. Sehr grosse Lampe, gefunden in Andernach. Ein n. l. springender Löwe, hinter welchem ein Lorbeerbaum angebracht ist. Als Ornament finden sich am Rande einzelne Blätter in regelmässigen Abständen.

131. Rcks.: STROBIL

Vgl. zu No. 42.

132. Komische Maske mit aufgesperrtem Munde. Pupillen angegeben. Rcks.: FORTIS.

Vgl. zu No. 2.

133. Rcks.: STROBILI.

Vgl. zu No. 42.

134. Die Lampe, von der die Deckfläche losgelöst, zeigt, dass sie in zwei Theilen geformt worden ist. — Rcks.: ATIMETI.

Vgl. zu No. 88.

135. Kleine Lampe (in zwei Exemplaren vorhanden). — Rcks.:

FORTIS
I

Vgl. zu No. 2 und über das Fabrikzeichen I zu No. 76.

136. Komische Maske mit langen Locken und weit aufgerissenem Munde.

137. Rcks.: STROBILI

Vgl. zu No. 42 (131 u. 133).

138. Kleine Lampe. — Rcks.:

ATTILIVS
F

Vgl. zu No. 89.

139. Kleine Lampe. — Rcks.: COMVNI

Vgl. Fröhner, a. a. O. 790. Der Name kömmt auch bei Lampen italischer Herkunft vor.

140. Kleine Lampe. — Rcks:

CARTO
F

Vgl. zu No. 73.

141. Jugendlich männlicher Kopf mit bekleidetem Bruststück über einem Halbmonde, der auf einer kreuzweis (mit Zodiacus?) gegürteten Himmelskugel ruht.

142. Rcks.: STROBILI

Vgl. zu No. 42.

143. Rcks.: FORTIS.

Vgl. zu No. 2.

144. Lampe in Schuhform mit sehr grossem Eingussloche, mit ganz feinen Pünktchen besetzt. — Rücks.: In zwei concentrischen Kreisen E.

Vgl. zu No. 77.

145. Darstellung aus der Arena. Ein wildes Thier (n. r.) mit langem Kuhschwanze (Zebra?) wird von einem kleineren Thier (mit langem Schwanze) angefallen, dessen geflecktes Fell durch Punkte bezeichnet ist (Leopard?). Von der Lampe ist eine Wiederholung vorhanden.

Vgl. Passeri, a. a. O.

146. N. l. springende Hündin (Wölfin?) — Rücks.: zwei nackte Fusssohlen mit unleserlicher Inschrift, ähnlich der bei No. 79. Wohl christlich.

147. N. l. rennender Mann mit kurzen Hosen, die um die Hüften festgegürtet sind. Der r. Arm ist vorgestreckt, die L. scheint einen kleinen viereckigen Schild zu halten. Wohl ein Gladiator.

148. N. l. springender Pegasos, von guter Zeichnung, aber abgestumpft. — Rücks.: T.

149. Komische Maske mit geöffnetem Munde. — Rücks.:

EVCARPI

Vgl. zu No. 104.

150. N. r. springendes Windspiel.

151. Ein über Wellen n. r. fahrendes Schiff, in welchem ein Mann (n. l.) sitzt. Sehr undeutliche Darstellung.

152. Weibliche Idealfigur (e. f.), mit langem Chiton und einem auf dem Kopfe aufliegenden Obergewande, welches unter dem r. Arm vorgenommen und von vorn über die l. Schulter zurückgeworfen ist. Kopfschmuck vorhanden. Die gesenkte L. hält einen undeutlichen Gegenstand, die R. ein Skeptron.

153. Lampe deren Oberfläche in Gestalt einer Kröte gebildet ist. — Rücks.: ⩆. Eine kleinere Widerholung des Exemplares vorhanden.

Derselbe Typus kehrt auch bei italienischen Lampen wieder, z. B. in der Sammlung des Turiner Museums eine Lampe in Gestalt einer braun und weiss gefleckten Kröte mit schwarzen Augen.

154. Lampe in Gestalt einer komischen Maske mit geschlossenem Munde.

155. Obscoene Darstellung. Mann und Frau in unnatürlichem Coitus.

156. Geflügelter Erot (n. l.) hinter einem Netze, von schlechter Arbeit. Rücks.: Ithyphallos und darüber in kleinen Buchstaben STAT worin man einen obscoenen Ausdruck hat sehen wollen. Die Lampe stammt aus der Sammlung Merlo.

Vgl. B. J. LII, S. 109. — Ist die Inschrift nicht obscoen, so lässt sich etwa an STATVTVS (vgl. Fröhner, a. a. O. 2023) denken.

157. Drei nackte Männer tragen mit hocherhobenen Händen in gebückter Stellung einen langen undeutlichen Gegenstand.

158. Obscoen. Coitus von zwei ungeflügelten Eroten.

159. Kleine Lampe mit vier Phallen.

160. Auf der oberen Seite ein Kränzchen von Oelzweigen.

II. Terracotten und Thonreliefs.

a) Sammlung des Herrn Ed. Herstatt.

(No. 161—169.)

161. Victoria. H. 1,25. Gefunden in Bingerbrück im Jahre 1874. — Ueber einer auf eine Basis gestellten Kugel schwebt die ungeflügelte Victoria, das r. Bein vor das l. setzend, in der L. einen Palmzweig haltend, mit der R. einen Kranz erhebend. Bekleidet ist sie mit langem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag. Die Enden des ziemlich eng anliegenden Gewandes flattern streng symmetrisch aber doch kühn geschwungen zu beiden Seiten des Körpers. Das wellige, mit Diadem geschmückte Haar ist zurückgestrichen und hinten in einen Knoten zusammengebunden.

162. Sitzende Frau mit Kind. H. 0,23. Aus der Sammlung Droste-Hülshoff, aber wahrscheinlich aus Italien stammend. Der angesetzte Kopf scheint antik und zugehörig zu sein.

Auf einem, wie es scheint, natürlichen Sitze, hat eine hohe Frauengestalt von mütterlichen Formen Platz genommen. Ein auf den Schultern aufliegendes Gewand ist vorn über dem Schoosse zusammengeschlagen. In ihrem l. Arme ruht ein nackter Knabe, an der l. Brust der Frau saugend, während diese mit der R. die L. des Knaben hält. Ihr welliges Haar scheint mit einem Diadem geschmückt zu sein und ist hinten in einen Knoten zusammengebunden. Das Gesicht neigt sich lächelnd auf den Knaben herab. Farbspuren vorhanden. Die Terracotta ist hohl und hinten, wie gewöhnlich, mit einem grösseren Loche versehn.

Das Diadem der Figur reicht nicht aus, in ihr eine bestimmte mythologische Persönlichkeit zu erkennen. Die »Stephane« ist ein ganz gewöhnlicher Schmuck der Frauen und besonders bei den nach Zierlichkeit der äusseren Erscheinung strebenden Terracotten häufig. So findet sie sich auch bei der gleichfalls genrehaft aufzufassenden Figur No. 171.

163. Frau mit Kind. H. 1,195. Stammt aus der Sammlung des Prinzen Emil Wittgenstein, gefunden in Canossa.

Auf einem künstlichen Sitze mit Fussbank sitzt eine Frau in ziemlich steifer Haltung, bekleidet mit langem, an den Armen zugenesteltem Chiton, der unter die l. Brust herabgeglitten ist. Ob ein Obergewand auf dem Hinterkopfe aufliegt und etwa über dem Schoosse zusammengenommen ist, lässt sich nicht erkennen. Auf dem l. Knie der Frau sitzt eine nackter Knabe, den diese mit der l. Hand festhält. Ihre R. greift nach der l. Brust, an welcher der Knabe saugt, während die L. des Knaben an die Hand der Mutter greift. Das Ganze ist von steifen Formen.

Eine Wiederholung der hohlen und hinten mit einem Loche versehenen Gruppe im Museo Nazionale von Neapel, Obergeschoss, 6. Saal No. 6511. Vgl. zu No. 162.

164. Weibliche Figur. H. 0,17. Gefunden in Köln.

Eine Frau, bekleidet mit langem, kurzärmeligem Untergewande und einem über der r. Schulter befestigten Mantel, nach dessen Saum die R. greift, hält mit der herabhängenden L. einen Henkelkorb. Das wellige, in der Mitte gescheitelte Haar ist nach hinten zurückgestrichen. Ueber den Scheitel scheint sich ein Zopf hinzuziehen.

165. Sitzende weibliche Figur. Sehr abgestumpft.

Auf einem Stuhl mit hoher Rücklehne sitzt eine mit langem Gewande bekleidete Figur, auf ihrem Schoosse einen nicht ganz deutlichen Gegenstand (Thier?) haltend, während die Hände auf den Knieen ruhen. Der Kopf (mit Diadem?) ist etwas nach vorn übergeneigt.

Vgl. hierüber zu 171.

Ein Hahn (166) und ein gelagerter Hund (167) mit einem runden Loch im Boden, beide von Terracotta haben wohl als Kinderspielzeug gedient und stammen vielleicht aus Gräbern.

Denselben Zweck hatten wahrscheinlich auch zwei kleine thönerne Henkelkrüge (168, 169) von zierlicher Form, bei denen sich unter der Ausgussstelle ein weiblicher Reliefkopf mit lockigem Haar befindet.

b) Sammlung des Herrn H. Wolff.

(No. 170—174.)

170. Erotische Gruppe. H. 0,15. Aus der Sammlung Minutoli. Mit vielen Farbspuren, besonders rosa. Die Gruppe ist hohl und hat hinten ein Loch.

Auf künstlichem Sitze haben sich etwas an einanderdrängend r. ein Mädchen, l. ein Jüngling Platz genommen; ersteres ist bekleidet mit langem, gegürteten Chiton und einem den Schooss bedeckenden Obergewande. Der Chiton des Jünglings ist ungegürtet, auch seinen Unterkörper bedeckt ein Gewandstück. Er fasst mit der R. an die r. Brust der Jungfrau. Beide tragen eine »corona sutilis«.

171. Frau mit Schwan (?). Aus der Sammlung Minutoli.

Eine sitzende, mit Schuhen, langem, unter der Brust gegürtetem Chiton und einem auf dem Kopfe aufliegenden bezipfelten Gewande, welches über dem Schoosse in malerischer Weise hingebreitet liegt, bekleidete Frau fasst mit der R. nach dem Saume des Obergewandes und hält in der L. dicht am Busen einen kleinen Schwan (?). Das wellige mit einem Diadem geschmückte Haar ist zurückgestrichen, auf jeder Seite des Gesichtes hängt eine Locke herab. Der Mangel eines Sitzes lässt vermuthen, dass ein solcher früher von anderem Stoffe vorhanden war. Die Figur ist von schöner Erfindung.

An eine mythologische Beziehung ist hier natürlich nicht zu denken. Nichts ist bei Terracotten gewöhnlicher als eine Darstellung aus dem Alltagsleben. Ueber die Beschäftigung der Frauen mit Gänsen, Schwänen, Enten u. s. w. vgl. L. Stephani im Compte Rendu de la Commission Impériale 1863 p. 51 ff. und p. 157.

172. Weiblicher Portraitkopf, gefunden am Ferculum in Köln. H. 0,16. Gsl. 0,065. — Das Haar ist in der Mitte gescheitelt. Regelmässige Züge. Der Kopf ist hohl.

173, 174. Zwei hohle Figuren in Hochrelief, jedoch ohne Hintergrund, wahrscheinlich zur Dekoration einer Wand. Cementartiger, etwas dunkler Thon. Gefunden am Ferculum in Köln.

173. H. 0,22. — Eine mit langem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag bekleidete, weibliche Figur, deren Obergewand auf dem Hinterkopfe aufliegt, trägt mit der L. über der Schulter ein Körbchen, mit der R. dicht am Busen ein kleines Ferkel. Schöner Faltenwurf des Gewandes.

174. H. 0,21. — Eine wie No. 173 gekleidete Jungfrau erhebt mit der R. über der Schulter eine Schüssel mit Opferkuchen (?), in der L. hält sie ein kleines Ferkel dicht am Busen. Auf ihrem Kopfe scheint sich ein Modius zu befinden.

Aehnliche Relieffiguren ohne Hintergrund finden sich öfter, z. B. im Museo Nazionale in Neapel (Sammlung St. Angelo) Aktaion, von zwei Hunden zerrissen neben Artemis, in archaischem Stile. Zu vergleichen sind auch die gleichfalls ohne Hintergrund gearbeiteten Bronzereliefs der Tänzerinnen aus Industria (im Turiner Museum).

c) In der Sammlung des Herrn Raderschadt:

175. Kleine Terracottafigur einer Jungfrau (H. 0,18). L. Standbein; bekleidet ist sie mit langem Untergewande und einem über dem lockigen Haar aufliegenden Obergewande, welches über den r. Arm vorgeworfen und über die l. Schulter zurückgeschlagen ist. Der herabhängende l. Arm liegt eng am Körper an, desgleichen das ganze Gewand. Schuhwerk nicht angegeben, aber ebensowenig Zehen bemerkbar. Das Gesicht hat einen lächelnden Ausdruck. Der Kopf neigt sich leicht gegen die l. Schulter. Im Rücken der Figur ein Loch.

III. Gefässe aus Thon und terra sigillata mit bildlichen Darstellungen.

(No. 176—185.)

a) Sammlung des Herrn Ed. Herstatt:

176. Flache Thonflasche zum Anhängen von dreieckiger Grundfläche, welche so geformt ist, dass sie sich bequem an die menschliche Hüfte anschmiegt. Die Flasche wurde also wohl an der Seite

Seite getragen. (H. 0,21, Br. 0,18; stammt aus der Sammlung Droste-Hülshoff in Münster.) Der enge Hals schliesst den Gedanken an wirklichen Gebrauch aus, also wohl nur eine Beigabe für einen Todten. Unter dem Halse in flachem Relief ein springender Eber.

Eine ganz ebenso geformte Flasche befindet sich unter den Pompejanischen Alterthümern des Museo Nazionale in Neapel (No. 5825).

177. Grosse, runde Schale mit Fuss aus feiner terra sigillata, gefunden 1867 in der Ursulagartenstrasse in Köln. Durchm. 0,30. Im Innern sind zwischen zwei concentrischen Kreisen feine Striche (wie Zweige) eingeritzt, und in der Mitte ziemlich roh die Umrisse einer geballten Faust mit einem Theil des Unterarmes.

178. Runde Schale aus terra sigillata, welche nach dem Urtheile von Franks aus Namur sein soll, gefunden zu Köln an der Eintrachtsstrasse. H. 0,09, Durchm. 0,18.

Die Darstellung der Aussenseite unterhalb des bei diesen Gefässen fast regelmässig wiederkehrenden eierstabähnlichen Ornamentstreifens besteht aus einer regelmässig sich wiederholenden Scene: ein bärtiger mit Schurz bekleideter Mann, dessen Hände auf dem Rücken gefesselt sind, wird von einem springenden, mit zwei Gurten versehenen Löwen verfolgt. Am Boden liegen Palmzweige. Der Stempel mit dem Namen des Töpfers ist unleserlich.

Bei den mit Gurten versehenen Löwen hat man an die Spiele der Arena zu denken, während die Palmenzweige auf christliche Märtyrer hinweisen.

179. Runde Schale aus terra sigillata, welche nach dem Urtheile von Franks aus Xanten sein soll, von gleicher Form, in Bingerbrück gefunden; H. 0,09, Durchm. 0,19. Das Relief der Aussenseite ist etwas flacher als bei No. 178. Zwischen Ranken und Blättern werden Hirsche von Hunden verfolgt. Darüber der bekannte Ornamentstreifen.

180. Aehnliche Schale aus terra sigillata, gefunden bei Andernach. H. 0,09. Durchm. 0,17.

Das Relief der Aussenseite unterhalb des eierstabähnlichen Ornamentstreifens ist in zwei übereinanderlaufenden Reihen aus einer sich wiederholenden Scene zusammengesetzt: Männer, welche, wie es scheint bekleidet sind und mit einem Thyrsos (?) in den Händen einander nachlaufen. Erotisch?

181. Runde Schale aus terra sigillata, wahrscheinlich in Mainz gefunden; H. 0,09, Durchm. 0,18. Unter dem bekannten Ornamentstreifen der Aussenseite befindet sich in flachgedrücktem Relief und acht Mal sich wiederholend die von zwei concentrischen Kreisen ein-

gerahmte Figur eines springenden Hippokampen oder Meerlöwen; zwischen den Kreisen je eine stilisirte Palme als Ornament.

182. Schale für Eier. Thon. Durchm. 0,22. Soll aus Cumae stammen.

Die Schale hat ungefähr die Form einer Patera in der Mitte mit einem runden, ausgehöhlten Knopfe zum Anfassen von unten. Das Innere der Schale ist für 12 kleine Eier (vielleicht Kiebitzeier) ausgehöhlt und dem entsprechend auch am Rande zwölf Mal ausgeschweift. Dieser selbst ist mit Köpfen (zum Theil Doppelköpfen) im Profil und auf dem höchsten Punkte der Randerhebnng mit je einem Maskenkopfe geschmückt.

Ausserdem in der Sammlung vorhanden mehrere flache Schalen aus terra sigillata, deren Rand mit Lotosblättern in flachem Relief verziert ist. Exemplare derselben Gattungen auch in den Sammlungen der Herren Raderschadt und Wolff. Zwei Schalen des letzteren führen den Stempel FRONTVNATVS und · · · · · SSI · II; auf einer dritten sind die Buchstaben I//IΛΥ\\ (= Issialii?) eingekratzt.

b) Bei Herrn H. Wolff:

183. Schöne Schale von terra sigillata wie No. 176—181, gefunden am Ferculum in Köln, ornamentirt mit zwei Reihen von Kreisen, in und zwischen denen sich Kreuze befinden. Dazwischen auch der Stempel: ΛTIΛI [Atia fecit?]

Vgl. No. 184.

184. Sehr interessante Form einer ähnlichen Schale, jedoch nur bis zu dem eierstabähnlichen Streifen reichend, am Ferculum zu Köln gefunden. Die Verzierung besteht in einem aus Bogen und Zickzacklinien, Punkten und Strichen zusammengesetzten Ornament. Dazwischen der Stempel: ΛTIΛF.

Vgl. No. 183. Ausserdem befindet sich in der Sammlung eine kleine flache, runde zweihenklige Thonflasche mit sehr undeutlicher Reliefdarstellung: eine menschliche Gestalt, die Hände ausbreitend. Wahrscheinlich christlich[1]).

185. Grosse, zahlreiche Fragmente von grossen runden Schalen aus terra sigillata von der Art wie No. 176—181. Unter den Reliefbruchstücken derselben finden sich Eroten zwischen Bäumen und gelagerten Thieren, Medaillons mit Thieren (Hasen), Kämpfergruppen und obscoene Darstellungen.

Die Form und Verzierung dieser in den Rheinlanden überaus

1) Die Nr. 183 u. 184 wie die christl. Ampulla sind inzwischen in das Bonner Provinzialmuseum gelangt. Die Red.

häufigen Schalen scheinen typisch zu sein. Die theilweise Rohheit der Ornamente beweist jedoch nicht ihre Entstehung in späterer Kaiserzeit. Gefässe von ganz derselben Arbeit und Form befinden sich auch unter der Sammlung Pompejanischer Alterthümer des Museo Nazionale in Neapel. Exemplare feineren Geschmackes, auch ohne den über dem gewöhnlichen Ornamentstreifen sich erhebenden glatten Rand (vgl. B. J. LX, p. 147) sind abgebildet bei Monaco, Les Monuments du Musée National de Naples Pl. 113—115; bei den in roherem Geschmack ornamentirten notirte ich mir als Verzierungen: Männer von Thieren verfolgt, laufende Thiere und concentrische Kreise mit verschiedenen Darstellungen zwischen Pflanzenornamenten, also ganz entsprechend den Gefässen deutschen Fundortes (vgl. z. B. die Abbildungen in der Monatschr. f. rh. westf. Geschichtsf. von Pick, II, zu S. 177 und den Mittheilungen No. 4 des Vereins f. hess. Gesch. und Landeskunde 1873); auch solche mit Inschriften BIBE, AMA u. s. w. finden sich unter den Pompejanischen Stücken, dagegen fehlt es meines Wissens darunter an den flachen Schalen mit Lotosblättern auf dem Rande.

IV. Irdene Gefässe ohne bildliche Darstellungen, aber mit Inschriften.

(No. 186—224.)

a) in der Sammlung des Herrn Ed. Herstatt:

186—189. Kleine, in Köln gefundene Schalen mit verschiedenen Töpferstempeln:

186. MACVATVS

187. CIAMAT · F Vgl. Fröhner, a. a. O. 701.

188. OF ICEMVSL (?)

189. OF · SARRVT Vgl. Fröhner, a. a. O. 1876.

b) In der Sammlung des Herrn H. Wolff:

190. Glatte runde Schale aus terra sigillata, gefunden in der Spiesergasse in Köln. Im Innern eine kegelförmige Erhöhung mit dem Stempel:

ETERNALIS · FECIT

191—204. Fragmente von Schalen aus rother Erde mit Töpferstempeln:

191. Q. ROTAMA (?)

192. IDIOCIIVICFC Ich lese: Diogenis fecit. Ueber fecit nach dem Genetiv vgl. Fröhner, a. a. O. 1580 und 1009.

193. BASSI Vgl. Fröhner, 284 ff.

194. SCOTTI . M Vgl. Fröhner, 1894 ff. — Auf der Rückseite steht eingekratzt FRONTO

195. C · RIC

196. INSIDOI (?)

197. A]RMANVS

198. MAIA2FƆ (sic!), wobei 2 und Ɔ offenbar verkehrt (also mit beweglichen Typen) eingesetzt ist.

199. IUUENIS

200. MARCIANV

201. ORDILO · F

202. AWITIIDO

203. SECV

204. A/ENTINVS

204. Schöner Teller aus terra sigillata mit dem sehr unleserlichen Stempel N(?) IOAHVI (?).

205. Fragment einer Schale aus Porphyrerde mit dem Stempel:

AVDIIO / OVIIDV (?)

206—209. Fragmente von Thongefässen mit Stempeln.

206. OWVAS

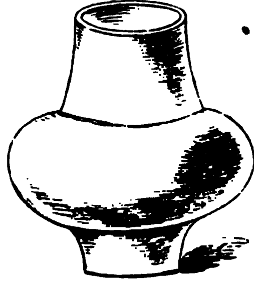
207. GERM

208. VANI

209. OFRVHA

210. Kleine runde Schale mit dem Stempel GAV RA

211. Fragment einer grossen runden Schale von Porphyrerde mit dem Stempel DIVIRIO.



212—223. Dunkelbraune Gefässe von dünnem Thon, deren Grundform die nebenstehende Skizze veranschaulichen mag, mit theils gelb, theils weiss aufgemalten Inschriften, von derselben Art wie die im Bonner Provinzialmuseum befindlichen, aus der Sammlung des Herrn Herstatt erworbenen.

212. VITA .·.

213. LVDE :

214. AMAME ·

215. AMOTE·

216. AMMA (sic !)

217. VIVAS

218. SITIO

Ein ähnliches Gefäss mit gleicher Aufschrift in der Sammlung des Herrn Raderschadt.

219. ŸŸŸ ME

220. AIVSŸ.·· (?)

221. DISCE

222. AVETE ⁝ mit Reliefranken von weisser Farbe.

223. Unter sechs rundlichen Eindrücken VIVAS: In den Eindrücken je drei gelbe, grosse Beeren an Stielen.

c) In der Sammlung des Herrn Raderschadt:

224. Kleine, runde Schale (Durchm. 0,085) aus glänzender terra sigillata. Im Innern der Stempel: AQVII

Sachregister.

---

11. Römische Villa bei Raversbeuren auf dem Hunsrücken.

(Hierzu Taf. V.)

Für die Geschichte der vorrömischen Zeit dürfte unter den linksrheinischen Landschaften kaum eine von grösserer Bedeutung sein als die mit dem Namen Hunsrücken bezeichnete Hochebene zwischen Nahe, Mosel und Rhein, insammt des südwestlich anstossenden Idargebirges und des Hochwaldes bis zur Saar. Es war der erste Distrikt der hier durch die Nahe von der Germania superior abgegrenzten Germania inferior[1]). Die grosse Anzahl der in diesem Distrikt befindlichen Schutzwehren; die noch grössere sich von Strecke zu Strecke anreihenden

---

1) E. Böcking, Jahrb. VII, S. 72 der Anmerkungen zu Ausonius Mosella hat bereits die Nahe als Grenze zwischen Ober- und Nieder-Germanien und Mainz als die Hauptstadt der erstgenannten, Cöln der letztgenannten Provinz angenommen.

Gruppen von Grabhügeln[1]; die mannigfach aufgefundenen Steinwaffen[2]) — weisen auf eine ebenso grosse Dichtigkeit der Bevölkerung als auf ihren entschieden germanischen Ursprung hin. Ob jene Schutzwehren mit ihrem Schlüsselpunkt der Mattenburg (Rheinfels) nur den Einheimischen oder in Zeiten der Gefahr auch den vom rechten Rheinufer flüchtenden Mattiaken diente; ob die Bewohner der Hochebene alle Autochthonen oder zum Theil rechtsrheinische Eingewanderte waren, diese Fragen lassen weitere Untersuchungen wünschenswerth und im Voraus erfolgreich erscheinen, ändern aber weder Charakter noch Bedeutung des Landstrichs und seiner eigenthümlichen Grabfunde von Gold, Kupfer, Bronce, Email und Thongefässen. In einer diese Grabfunde erweiternden besonderen Mittheilung, werde ich auf ihre Eigenart und die damit zusammenhängenden Controversen zurückkommen.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass die römische Verwaltung in früher Zeit, wahrscheinlich gleich nach der Invasion sich dieser wichtigen Hochebene bemächtigte und dieselbe mit einem Strassennetz belegte. Bis jetzt kennen wir hauptsächlich nur die von Trier zum Rhein über Simmern gehende von Ausonius beschriebene Militärstrasse und wissen, dass dieselbe sich am Ausgangspunkte wie an ihrem Endpunkte in mehrere Arme theilte; aber zu diesem Strassenzuge werden sich noch mannigfache Seitenarme auffinden lassen Spuren von zwei Traversen, welche von der Mosel und zwar von Enkirch und Briedel zu derselben führen, glaube ich weitrer Nachforschung empfehlen zu dürfen.

Unweit der erstern dieser Traversen, welche sich bei Kirchberg von der grossen Strasse abzweigte[3]) lag die im Jahre 1867 durch zufällige antiquarische Funde des Landmanns J o h a n n R e i s aus Briedel

1) Jahrb. XVIII, S. 28 ff.

2) Eine Anzahl derselben aus Dorsheim, Sponheim u. s. w. besitzt das Provinzialmuseum in Bonn.

3) Bei Dill soll diese Traverse noch Römerstrasse heissen. Der vorerwähnte J o h a n n R e i s aus Briedel behauptet, zwischen den Briedeler Wacken sei die Strasse gepflastert und laufe in der Richtung von Haan nach Enkirch; zu beiden Seiten befänden sich in der Gemarkung Kirmessbrunnen 30—50 Tumuli. Vor Raversbeuren fand man in den Wiesen römische Bautrümmer und Ziegel; ebenso stiess man im Orte selbst bei Hausbauten auf altes Strassenpflaster, desgleichen in den Wiesen vor dem Orte; auf ein drittes Stück alter Strasse westlich der röm. Villa. Es erscheint mir, soweit die eingezogenen Erkundigungen reichen, wahrscheinlich, dass diese Stücke zu ein und derselben Strasse gehören, welche von Raversbeuren kommend, unsre Villa passirte und in die von Kirchberg über Dill nach Enkirch führende Linie einlief.

und seines Sohnes Constantin zu Tag getretene, dann in Folge der Bemühungen unseres Mitgliedes, des damaligen Landrathes von Zell, Herrn Knebel theilweise aufgedeckte und im Auftrage der K. Regierung zu Coblenz im Sommer 1875 von mir vollständig blosgelegte römische Villa, die man nach dem etwa 20 Minuten davon entfernten Orte kurzweg: »Römische Villa von Raversbeuren« nennen kann.

Die durch Schuttaufhäufung erhöhte, im Banne Briedel [1]) belegene Baustelle heisst im Volksmunde »der Leishübel« [2]) und bildet eine sanfte Thalsenkung von Süden nach Norden, welche im weiteren Umkreis durch das aufsteigende Bergterrain vor Winden vollständig geschützt und nur nach Westen offen liegt. Dorthin schweift der Blick zu einer bewaldeten von einem Bache durchflossenen und im Hintergrunde von den Moselbergen abgeschlossenen Schlucht. Nordöstlich schaut man auf der Höhe die drei Briedeler Wacken, Felsblöcke, welche den Eindruck aufeinandergethürmter germanischer Opfersteine erzeugen und vielleicht auch solche gewesen sein mögen [3]). Die klimatisch geschützte Lage im romantischen Waldgehege einer nicht ärmlichen, wenn auch ebenso wenig üppigem Luxus angehörigen römischen Villa war zu ihrer Zeit keine einsame. Römische Gebäudetrümmer in den Wiesen vor Raversbeuren wie an mehreren Stellen kurzer Entfernung vom Leishügel, Spuren römischen Bergbaues in Altlay [4]) und die grosse Menge der Tumuli in den Wäldern [5]) lassen sowohl auf die Dichtigkeit wie auf den Wohlstand der ehemaligen Bevölkerung einen berechtigten Schluss ziehen.

---

1) Briedel liegt 2 Stunden abwärts und nordöstlich an der Mosel.

2) Leishübel, d. h. Leishügel, ein durch Stein- und Scherben-Schutt gebildeter Aufwurf.

3) Nach Mittheilungen von Ortsangehörigen wurde ein eisernes Schwert unter den Felsblöcken gefunden. Eine Mahnung zur Vorsicht, Naturgebilde für Werke von Menschenhand anzusehen, erzeugt das durch seine Phantasien wahrhaft erschreckende Buch von Voulot, ABC d'une Science nouvelle. Les Vosges avant l'histoire. 1874.

4) Zehn Minuten von Altlay geht ein mannshoher Gang in den Berg, in dessen Decke sich in Abständen von circa 70 Meter senkrechte Luftschachte befinden. In diesem Stollen fand man auch eine Aschenurne. So wurde mir berichtet.

5) Einige hundert Schritte nordöstlich der Villa wurde vor vielen Jahren ein Tumulus, wahrscheinlich der des Besitzers derselben durch Bürgermeister Perger geöffnet und darin zwei Glasflaschen — eine viereckige und eine kleinere doppeltgehenkelte runde — und eine Lampe gefunden. Erstere kamen als Geschenk der K. Regierung zu Coblenz in das Provinzialmuseum zu Bonn. Im

Betrachtet man nun das römische Bauwerk wie es sich in seinem abwechselnd 0,50 bis 3 m. über der Fundamentsohle erhaltenen Mauer-Linien darstellt, so gewährt es im Grundriss gleich den Villen von Allenz und Manderscheid ein gebrochenes Viereck, hier von 26,3 und 41,6 m. Ausdehnung, mit einem grössern in der ganzen Breite des Gebäudes nördlich vorgelegten Hof. Wo dessen vorderer Abschluss sich an die Seitenmauern 1—1 anlehnte, liess sich mit Zuverlässigkeit nicht bestimmen, weil das dort wenig tief fundamentirte Mauerwerk in dem sich herabsenkenden Ackerlande ausgebrochen war. Auf einer durch die Mauern 2—2 gebildeten Rampe, von kaum mehr als 1 Meter Steigung bei 9 Meter Länge, welche allerdings auch ein überdecktes Vestibulum gewesen sein kann[1]), tritt man in einen an beiden Enden nach vorne ausladenden grössern Raum (3—3)[2]), der nach Vitruv's Vorschrift[3]) das Peristyl gewesen sein mag. Säulenreste haben sich freilich darin nicht vorgefunden und würden bei einer Breite von 2,5 auch lediglich auf der äussern Mauer stehend gedacht werden können, wodurch das Peristyl sich gleichsam zur offenen Loge gestaltete, was allerdings nicht ohne Analogien bei andern römischen Villen der Rheinlande ist. Reste von fein abgeschliffenem rothen Wandverputz mit grünen, weiss abgetönten Leisten, lassen keinen Zweifel über die seinem Zwecke angemessene Dekoration dieses Raumes. Aus demselben tritt man in das Atrium, einen innern quadraten Hof (4) von 11,4 m. im Gevierte, um welchen sich die sämmtlichen übrigen Wohnräume gruppiren. Beginnen wir mit den eigentlichen Wirthschaftsgelassen, so führt uns aus der östlichen Ecke des Atriums eine Treppe (6) in eine Reihe unter dem Peristyl belegener Souterrains, welche sich deutlich als Küche und Keller charakterisiren. Schwärzung der als Rauchabzug dienenden, unsern Kellerlöchern entsprechenden Maueröffnung (a), aufgefundene Töpfe, theilweise noch mit Getreideresten, Knochen u. dgl. gefüllt lassen den Raum 7 als die eigentliche Küche ansehen, während die drei anstossen-

---

Wald-Distrikt Schopp zwischen Pünderich und Briedel befinden sich etwa 10 Hügel, von denen ein grosser die Grenzmark beider Orte theilt. Ferner befinden sich Grabhügel auf der Kleisener Höhe (eine Glasurne daraus erhielt Apotheker Göres in Zell); im Enkircher Wald (Distrikt Zehnseifen); im Scheidwald u. s. w.

1) Eine ähnliche Rampe hat die Villa zu Nennig.

2) Die auf unsrer Tafel im Raume 3—3 eingezeichneten 2 Trennungswände befinden sich lediglich im Souterrain und nicht im darüber liegenden Peristyl.

3) Vitruv erklärt VI, 6 – alles gelte vom Landhaus, was er vom Stadthaus gesagt, mit dem Unterschiede, dass gleich nach dem Eingange die Peristyle anzulegen seien und dann erst die Atrien folgten. Vgl. Jahrb. XXXVI, S. 56.

den durch Thüren unter einander verbundenen Souterrains, welche bis zum nordwestlichen nicht mehr unterkellerten Eckpavillon 5 reichen, als Keller (3—3) gelten können. Wie Vitruv (VI, 6, 2) für den Weinkeller verlangt, haben sie die Kellerlöcher — es sind derselben vier im Plan ersichtlich — in der Nordwand.

Da in den lediglich zum Sommeraufenthalt dienenden Villen gewöhnlich nur die Schlafzimmer mit Heizungsvorrichtungen versehen sind, so werden wir auch die einzigen mit Hypocausten zur Fussboden- und Wand-Heizung versehenen Räume 9 und 13 als die eigentlichen Schlafzimmer der Besitzer der Villa zu betrachten haben, mit denen sich die Zimmer 9, 10—12 u. 14 als zugehörig zu einer gemeinsamen Gruppe vereinigen. Das Zimmer 8 sehen wir als Vor- und Ankleidezimmer an, aus welchem man in das wärmste der durch die erhaltenen Reste der Fussboden- und Wandheizungsvorrichtungen als solches gekennzeichneten Schlafgemächer (9) gelangt. Aus diesem scheint das nebenan liegende Gemach (10), wie ein am Ostende gefundener Canal andeutet, die überschüssige warme Luft zu einer mässigeren Erwärmung des Fussbodens erhalten zu haben; jedenfalls erinnert die in diesem Raume befindliche charakteristische die Betträume abgrenzende Mauerschranke, im Anschluss an die ähnlichen Einrichtungen in Pompeji, sofort an ein Schlafzimmer für 2 Betten. Das Zimmer 13 besitzt keine Wandheizung; die Erwärmung ist auf die Fussbodenheizung beschränkt, wie die in unsrer Zeichnung angedeuteten über dem Hypocaustium liegenden Ziegelplatten, im Gegensatz zu den in Raum 9 ausserdem eingezeichneten Wandheizungsziegeln erkennen lassen. Von den kleinen Räumen 11 und 12 aus wurden die cubiculae geheizt: das Praefurnium für 9 war in der Mauer zu 9 deutlich erkennbar, im Raume 11 jedoch zerstört. Die Thüre, welche wir aus dem Raume 14 zum Praefurnium 11 wahrnehmen, führt zu der berechtigten Annahme, dass hier die mit der Heizung und Bedienung betrauten Sclaven sich aufhielten. Um die Communication zu diesem Raume zu gewinnen, vereinigen wir die Gelasse 14, 15, 16, 17 und 18 abermals zu einer dem gemeinsamen Zwecke dienenden Gruppe. Wir gelangen dazu, indem wir uns aus dem Atrium in den mit einem Ausbau versehenen grossen Raum 18 begeben. Derselbe war gepflastert und kann demnach nicht als Wohnraum, sondern lediglich als Schuppen, oder gar in Ermangelung bisher aufgefundener ausserhalb der Villa belegener Ställe als der Aufenthalt für das Vieh angesehen werden, wozu besonders die Prüfung des eigenthümlichen Ausbaues bei 18a führte, der bei einer Tiefe von 6,9 m. und einer Länge von 9,8 m. sich sehr wohl für die Aufstellung

von 4—5 Pferden oder Rindvieh eignet[1]). Die Räume 16, 17 und 15, in welche wir theilweise durch wohlerhaltene Thüren eintreten, enthielten noch mannigfaltige Gegenstände, welche auf ihre ehemalige Verwendung hinwiesen. So fand man im Raume 15 ein grosses aufsteigendes Bleirohr, das auf den Ausfluss grösserer Wassermassen hindeutete; ebenso im Raume 17 Topfscherben von so grossen und rohen Gefässen wie sie für den Stallgebrauch zu denken am Nächsten liegt.

Während, wie häufig, die Ostseite der Villen durch gerade Mauern abgeschlossen der Nacht gehören, sind die Raumanlagen der Westseite dem Tagesleben gewidmet und durch vor- und ausspringende Theile des Grundrisses charakterisirt. An das Atrium schliessen sich hier eine Reihe grösserer und kleinerer Räume an, von denen wir die beiden mit 19 bezeichneten als Alae auffassen können, und wenn zwischen diesen das nach dem Canon des römischen Hauses im Raume 18 zu suchende Tablinum wegen der bereits anderweitigen Bestimmung dieses Raumes fehlt, so dürfen wir dasselbe vielleicht im Raume 21 vermuthen. Von diesem aus, oder vielleicht durch den Raum 20 als Corridor (fauces) gelangen wir in diejenige Gruppe von Zimmern, welche wegen der bevorzugten Lage zur schönen Aussicht als die Wohnräume uns entgegentreten. Das grösste darunter, ein Ecksaal von 5 m. im Geviert (5), war mit einer vorspringenden auf 3 starken Pfeilern (5a) ruhenden Veranda versehen und sowohl in Hinblick dieser Auszeichnung, wie derjenigen besonders schöner Dekoration mit blauer Zimmerdecke und hellrothen Wänden wahrscheinlich das Sommer-Triclinium des Hauses. Einige der angrenzenden Zimmer und kleinen Cabinette (22—26) lassen nach Feststellung der grossen Tiefe ihrer Fundamentirung möglicherweise die Annahme einer ehemaligen Fussbodenheizung zu; Spuren derselben waren freilich bei der ungewöhnlichen Zerstörung des Baues nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

Kaum fehlen einer römischen Villa jemals die Einrichtungen der im damaligen Leben zum allgemeinen Bedürfniss gehörenden Bäder. Ein ausserhalb des Haupthauses dafür bestimmter Bau hat sich nicht vorgefunden und so sind wir darauf hingewiesen, den nach der Lage und nach Analogien[2]) hierfür geeigneten südwestlichen Eckflügel als Hausbad anzusehen. In den Räumen 27—31 haben sich freilich keinerlei Reste irgendwelcher innerer Einrichtung für Bäder mehr vorgefunden, wie überhaupt die Villa zu Raversbeuren einen mir noch

1) Wenn Vitruv VI, 6, 2 sagt: Die Breite der Stallungen sollte nicht weniger als 10', nicht mehr als 15' betragen, die Länge für jedes Gespann 7' gewähren, so passt die erstgenannte Breite genau zum Ausbau 18a.

1) Dieselbe Lage zeigen die Badeeinrichtungen der römischen »Villa in Stahl« welche das nächste Jahrbuch bringen wird.

nicht vorgekommenen Grad von Verwüstung und Ausraubung darbot. Dass derselbe durch einen kriegerischen Ueberfall herbeigeführt wurde, darauf weisen eine Anzahl — besonders in der culina gefundener — menschlichen Gerippe hin. Dieser Zustand des Gebäudes behinderte auch jede weitere Feststellung der innern Einrichtungen: ob das Atrium eingedeckt, mit Säulen umstellt, oder ganz offen belassen war, woher die Wasserleitung kam, deren Bleirohr wir im Raume 15 begegneten, wissen wir nicht.

Das Mauerwerk besteht in den Fundamenten aus Wacken, im weiteren Aufbau aus Thonschiefer, hat in den Aussenmauern eine Stärke von 3 Fuss, in den Hofmauern eine solche von 2 Fuss. Hausteine wurden gar nicht vorgefunden, wahrscheinlich weil man dieselben im Verlaufe der Zeit sämmtlich entwendete. Die Eindeckung mit Pfannen und Schieferplatten auf einer durch starke eiserne Nägel damit befestigten Unterlage von Holz war in vielen Resten erkennbar; ebenso die Verwendung von Fensterglas durch vorgefundene Scherben. Ueber die Beschaffenheit der Wand-Dekoration liess sich nicht mehr als das zu den Räumen 3 und 5 Gesagte bestimmen. Die Fussböden fehlten ganz, nur konnte man in den Wänden der Keller und der culina (3 und 7) die Lagerlöcher für die Balken wahrnehmen, welche den Fussboden des darüber befindlichen Peristyls trugen. Die Abwägung der Sohle der verschiedenen Räume ergab ferner keine wesentlichen Unterschiede der Höhenlage derselben.

Unter den wenigen kleinern Funden sind ein glatter Ring und ein kleiner Löffel von Silber mit einer Rosettenverzierung und langem spitzen Stil, ein spiralförmig gewundener Arm-Ring von blauem Glas[1]), einige Kupfermünzen von den Kaisern Maximian und Maximin, Reste von Glas- und Terra-Sigillata-Gefässen ohne Stempel[2]) zu erwähnen.

Nachdem die Grundrisse mehrerer mir noch vorliegender römischer Villen in den nächsten Heften der Jahrbücher ihre Veröffentlichung gefunden haben werden, hoffe ich durch deren Zusammenstellung und Vergleichung zu einem allgemeinen Resultate bezüglich des Canons zu gelangen, nach welchem die römischen Villen diesseits der Alpen, abweichend von den italischen, angelegt wurden[3]).

E. aus'm Weerth.

1) Befinden sich in der Sammlung unseres Vereins.

2) Durch Hrn. Pastor Schorn soll eine grosse Münze Hadrian's (Medaillon) und mehreres Andere in der Villa Gefundene in die Trierer Sammlung gekommen sein.

3) Bei Vervielfältigung des Grundrisses wurde gegen meinen Willen der Name des K. Kreisbaumeisters von Nehus weggelassen, von welchem die Aufnahme des Baues herrührt.

II. Litteratur.

1. Die römischen Denksteine des grossherzoglichen Antiquariums in Mannheim von Prof. Ferd. Haug. Wissensch. Beigabe zu den Programmen des Gymnasiums Mannheim für die Schuljahre 1875/77. Konstanz. Druck v. Stadler. 71 S. Quart mit einer photographischen Tafel.

Der Verfasser behandelt in der vorliegenden Arbeit den Theil der Sammlungen des Antiquarium, der mit der Stiftung der pfälzischen Akademie in's Leben trat: die römischen Inschriften und Skulpturen. Haug gibt eine Geschichte der Sammlung, die aus verschiedenen Funden, meist am Rhein gemachten, zusammengesetzt ist, von denen unter Max Joseph ein Theil nach München wandern musste. Bisher existirte nur der höchst mangelhafte Katalog von Gräff, welchen der Verfasser ersetzen will. Wir können ein solches Unternehmen und die Art in welcher dasselbe ausgeführt wurde, nur mit derselben Freude begrüssen, wie dies jüngst von dem Kritiker des literar. Centralblattes geschah und der Hoffnung Raum geben, dass diesem Beispiele noch andere Sammlungen folgen mögen. Der Verfasser folgt in der Anordnung der einmal üblichen Nummerirung des Antiquarium, und erleichtert so den Gebrauch an Ort und Stelle. Ein Verzeichniss der benützten Schriften geht dem Kataloge, der für klassisch Gebildete berechnet ist, voraus, es ermöglicht dem mit der Litteratur minder Vertrauten, sich genauer zu unterrichten.

Der Katalog enthält 97 Nummern, bei jeder ist soweit dies möglich die Provenienz genau angegeben, dann ist der Text der Inschrift, so weit er sicher lesbar ist, mitgetheilt und daran wird ausser einer Lesung der Inschrift noch einiges exegetische geknüpft; den Schluss gibt ein ausführliches Verzeichniss der Litteratur über das betreffende Monument. Das

Mitgetheilte ist gerade genügend und lässt, ohne weitschweifig zu sein, keinen Punkt im Unklaren. Die Kritik ist durchaus besonnen. Besonders erwünscht ist der reichhaltige Index; er zerfällt in 7 Hauptgruppen, deren Gegenstände die Personennamen, Geographie und Topographie, Religionswesen, Staatswesen und Municipalverfassung, Militärwesen, Grabmäler und endlich Grammatik und Ortographie sind. Das erste, zweite, dritte und sechste Register zerfallen wieder in Unterabtheilungen. Voran geht denselben ein Verzeichniss der Fundorte beziehungsweise des ersten Aufbewahrungsortes. Die beigegebene photographische Tafel enthält die Abbildung des unter No. 37 besprochenen Votivaltars für Juppiter optimus maximus, der auf drei Seiten bildliche Darstellungen trägt, während ein Eichenkranz auf der vierten die Inschrift umfasst, unter welchem ein Adler abgebildet ist. In den Catalog mit aufgenommen ist unter No. 60 auch ein nicht römischer Stein, weil er mit den beschriebenen Monumenten zusammensteht. Für Solche, die an Ort und Stelle denselben benutzen, mag dies erwünscht sein. Der Herr Verfasser gebraucht die Bezeichnungen rechts und links immer von dem Monument aus, so dass er bei Beschreibung bildlicher Darstellungen von der allgemein üblichen Bezeichnung abzuweichen genöthigt ist. Der unter No. 1 nach Preller citirte Vers der Anthologie kann wohl nicht als genügendes Argument betrachtet werden, dass Luna gerade immer mit dem Zweigespann dargestellt werde, ein solcher Rückschluss aus der litterarischen Ueberlieferung auf die Kunstübung ist bei der Behandlung von Monumenten, die unter dem lebendigen Eindrucke griechisch-römischen Lebens entstanden sind, höchst verhängnissvoll, um viel weniger daher zulässig bei diesen verblassten Abbildern in den römischen Provinzen. Dies, was uns bei der interessanten Lektüre von Haug's Katalog entgegentrat; derselbe reiht sich würdig an sein Vorbild, den Becker'schen der römischen Inschriften und Steinskulpturen des Museums der Stadt Mainz an.

Dr. Adolf Bauer.

---

2. Kunst u. Alterthum in Unter-Elsass. Beschreibende Statistik, im Auftrage des Kaiserl. Oberpräsidiums von Elsass-Lothringen herausgegeben von Dr. Franz Xaver Kraus, Professor an der Kaiserl. Universität Strassburg. Mit zahlreichen Illustrationen. Strassburg. C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung, Friedrich Bull 1876. (Als 1. Bd. einer ganz Elsass-Lothringen behandelnden Kunststatistik in 2 Abtheilungen 1876 u. 1877 ausgegeben.) XXIV u. 704 S. gr. 8.

Die in Preussen seit länger als 25 Jahren geplante Inventarisirung der Kunstdenkmäler wollte immer nicht recht in Gang kommen, und man kam damit nicht über mancherlei Versuche hinaus. Ein von dem Generalconservator v. Quast zu diesem Behufe entworfenes, mehrfach vorgelegtes, begutachtetes und endlich von dem Unterrichts-Ministerium genehmigtes, erschöpfend detaillirtes doppeltes Frageformular wurde zunächst probeweise in den Regierungsbezirken Königsberg und Münster durch die Landrathsämter an alle Ortsvorstände und Geistlichen zur Beantwortung vertheilt, zu welcher leider Wenige rechte Neigung bezeigten und noch Wenigere mindestens so viel Sachkunde besassen, als zum richtigen Verständnisse der vorgelegten Fragen unbedingt erforderlich war. Der Erfolg bestand in einem grossen, ungeordneten Material, welches der damalige Kunstdecernent im Ministerium, Geh.-Rath Kugler brieflich gegen den Ref. mit Recht eine wüste Masse nannte, deren blosser Anblick schon Schrecken erregte, und deren versuchte Bearbeitung zu einem zwar belobigend anerkannten, aber dem Beauftragten selbst völlig ungenügenden Resultate führte, welches glücklicherweise in den Acten begraben liegen geblieben zu sein scheint. Der eingeschlagene, rein büreaukratische Weg führte trotz der langwierigen Vorarbeiten zu keiner sicheren Grundlage für das angestrebte Werk. Viel Erspriesslicheres wurde dagegen auf Privatwegen von einzelnen sachkundigen, für die vaterländische Kunst begeisterten, zu den grössesten Opfern bereitwilligen Männern geleistet. Was haben Puttrich für Sachsen, Kugler für Pommern, Lübke für Westfalen, aus'm Weerth für die Rheinprovinz, Adler für die Marken, Mithoff für Hannover gethan! Als eigentlicher Begründer einer deutsch-mittelalterlichen Kunststatistik ist sodann Lotz zu nennen, der in seiner vortrefflichen Kunst-Topographie Deutschlands für diese neue Wissenschaft zuerst feste Principien aufgestellt und mit bewundernswerthem Bienenfleiss durchgeführt hat. Noch schärfer gefasst und mit durchsichtiger Klarheit ausgeführt erscheinen diese Principien in den von ihm und v. Dehn-Rotfelser mit Benutzung amtlicher Aufzeichnungen bearbeiteten Baudenkmälern im Regierungsbezirk Cassel, einem in anspruchslosem Gewande erschienenen, geradezu mustergiltigen Werke, welches von dem Verein für hess. Geschichte und Landescultur im Auftrage des h. Unterrichtsministeriums 1870 herausgegeben und zugleich amtlich mit dem viel verheissenden Titel »Inventarium der Baudenkmäler im Königreich Preussen. Provinz Hessen-Nassau. Reg.-Bez. Cassel« versehen wurde. Unter der Aegide desselben hohen Verwaltungsbeamten, welcher als Königl. Administrator in Kurhessen die Herausgabe der dortigen Baudenkmäler wirksam gefördert hatte, des inzwischen an die Spitze der Verwaltung des

neuen Reichslandes berufenen Herrn Oberpräsidenten von Möller Exc., ist nun auch der erste, das Unter-Elsass umfassende Band der auf 3 Bände berechneten Denkmäler-Statistik von Elsass-Lothringen an das Licht getreten. Der Bearbeiter desselben, Hr. Prof. F. X. Kraus zu Strassburg, durfte über reichere materielle Mittel verfügen als die Herren v. Dehn-Rotfelser u. Lotz, und demzufolge ist die äussere Ausstattung des Werkes mit 177 eingedruckten, meist Original-Holzschnitten, 3 photographischen Tafeln und 3 Karten und Plänen, auch in Druck und Papier eine glänzende zu nennen. Ueber die zur Zusammenbringung des Materials von ihm eingeschlagenen sehr zweckmässigen Mittel und Wege legt Hr. Kraus in der Vorrede Rechenschaft ab, wobei auch er darüber zu klagen hat, »dass die amtlichen Erhebungen bei den Kreisdirectionen« nur in wenigen Fällen ein brauchbares Material ergaben, während ihm einzelne Beamte und Privatpersonen die liebenswürdigste Unterstützung gewährten. Dem ihm ertheilten hohen Auftrage gemäss begreift seine Arbeit nicht bloss die Kunstdenkmäler aus dem M.-A. und der Renaissance bis ins 18. Jahrh., sondern auch die gallischen, römischen und germanischen Antiquitäten, welche letzteren indess mit Recht kürzer behandelt sind, als die ersteren. Im allgemeinen ist das von Lotz gewählte Schema adoptirt: Alphabetische Anordnung nach den Ortsnamen, deren verschiedene Benennungen und Schreibweisen mit Angabe der urkundlichen Jahreszahlen jedesmal in höchst dankenswerther Weise in Parenthese hinzugefügt sind; erschöpfende Uebersicht der betr. Litteratur (eine Glanzpartie des Buches); dann die vorchristlichen Alterthümer; die Befestigungen; die Kirchen mit ihren Denkmälern; öffentliche Profangebäude; Privathäuser etc. etc. Auch die von Lotz unseres Erachtens mit Recht ausgeschlossenen öffentlichen und Privatsammlungen, die zum Theil ausserelsässische historische und Kunstdenkmäler enthalten und für die Monumental-Statistik viel zu sehr dem Wechsel unterworfen sind, haben vielleicht nur aus besonderen localen und persönlichen Gründen Berücksichtigung gefunden. Auch in der Ausführung des Einzelnen ist mehrfach das Maass überschritten, da es doch wohl nicht gerathen erscheint förmliche umfangreiche Monographien einzuschalten, wie unter anderen an sich vortrefflichen Excursen z. B. über die Heidenmauer von Odilienberg (mit einem meisterlichen Beitrage des Hrn. v. Cohausen S. 226—228) S. 219—230, und über die Befestigungen von Strassburg (ein schätzenswerther Beitrag des Hrn. Premier-Lieutenants v. Poellnitz) S. 305—336, namentlich der Abschnitt über das Münster zu Strassburg (S. 341—504 und S. 685—704) zu einem Buche für sich angewachsen und auch in einer besonderen Aus-

gabe[1]) erschienen ist. Anderweitig ist wiederum besonders bei den Profanbauten die gegebene, sich fast auf eine blosse Aufzählung beschränkende Auskunft eine zu dürftige, welche Ungleichmässigkeit der Verf. selbst anerkennt und mit der »um der praktischen Zwecke des Buches willen auferlegten Eile« entschuldigt. Doch hiervon wird man einer, was den geschichtlichen Theil betrifft, so bedeutenden Arbeit gegenüber gern absehen, wenn nur die Baubeschreibungen nicht gar manches zu wünschen übrig liessen. Selbst mit Hilfe der beigegebenen, im Druck z. Th. (z. B. S. 46—69) übel vertheilten Holzschnitte, mit denen der Text zuweilen im Widerspruche steht, kann sich der Leser nicht immer zurecht finden, und erfährt erst aus den Nachträgen und Berichtigungen (S. 648—684), dass sowohl im

1) Das Münster von Strassburg. Aus Kunst u. Alterthum in Elsass-Lothringen, von F. X. Kraus. Strassb. Buchdruckerei von R. Schultz & Comp. 1877. Mit 2 Photogr. u. 43 Holzschn. 188 S. gr. 8 u. auf dem Umschlage 1 Ansicht der Westfront des Münsters. — Der Inhalt zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Litteratur (Bücher und Abhandlungen in Zeitschriften bis 1876; selbständige Abbildungen u. Pläne; Modelle u. Photographien) S. 5—13. 2. Regesten zur Gesch. des Münsters (aus Urkunden, Chroniken etc., umfassend die Zeit vom 4. Jahrh. bis auf unsere Tage: eine treffliche, allerdings fast die Hälfte des Buches (S. 13—93) einnehmende, mit kritischen Bemerkungen des Verf. begleitete Zusammenstellung des mühsamsten Fleisses, um die sich Hr. Stud. jur. v. Meyer bei der Durchforschung der Strassb. Archivalien besonderes Verdienst erworben hat. 3. Die Baubeschreibung (S. 93—117), die keinen selbständigen Werth beansprucht, sondern hauptsächlich auf die leider in Zeitschriften zerstreute, und darum den wenigsten Lesern präsente, ausgezeichnete Adler'sche Analyse des Münsters Bezug nimmt. Die Illustrationen dieses Abschnittes bringen bedauerlicherweise keine Abbildung von dem System des Schiffes, woran es, wie schon Adler früher beklagt hat, also noch immer fehlt. Weder der, für die Ausführung im Holzschnitt zu fein gezeichnete Querschnitt (Fig. 144), noch die perspectivische Ansicht des Innern (Fig. 145) können den Aufriss einer Travee ersetzen. 4. Die Glasmalereien. S. 117—121. 5. Die (ehemaligen) Wandmalereien. S. 121 f. 6. Die Sculpturen. S. 122—143. 7. Das Mobiliar etc. S. 143—159. 8. Das Frauenhaus mit dem Museum im Erdgeschosse u. den im dritten Stock bewahrten alten Bauzeichnungen, besonders der Westfaçade. S. 160—168 u. Fig. 152—156. 9. Beilagen über die handschriftlichen Quellen der Münstergeschichte, über Meister Erwin und seine Familie, Auszüge aus handschr. Beschreibungen des Münsters aus dem 17. u. 18. Jahrh., und einige Nachträge. S. 169—188. — Den Gebrauch dieses für sich paginirten Sonderabdrucks erschwert der Umstand, dass die häufig im Texte vorkommenden Zurückweisungen nach den Seitenzahlen des Hauptwerkes citirt sind, also nicht aufgefunden werden können.

Text als in den Zeichnungen (vgl. z. B. S. 194 mit S. 676) Versehen vorkommen. Die technische Sprache des Buches ist nicht immer correct. Die von dem Verf. sogenannte Doppelkapelle von St. Peter und Paul in Neuweiler (S. 173) z. B. soll bestehen aus zwei übereinander liegenden dreischiffigen kleinen Basiliken. Dies ist unmöglich, denn ein basilikaler Bau hat stets niedrige Seitenschiffe, und wenn der untere Bau (es ist eine mit dem Oberstocke gleich geplante, ebenerdige Krypta mit drei gleich hohen Schiffen) basilikal wäre, könnte es der obere Bau (der mit niederen Seitenschiffen versehen ist) nicht ebenfalls sein. — Bei gothischen Kirchen sollte man den polygonen Chorschluss niemals Apsis nennen; eine Apsis bildet stets eine besondere halbrunde oder halbpolygone Vorlage unter einem besonderen kegelförmigen oder Walmdach. Der von dem Verf. beliebte Ausdruck: der (zuweilen steht das) Chor ist im (oder aus dem) $^5/_8$ geschlossen, ist ebenso undeutsch, als ohne nähere Erklärung unverständlich: es ist ein Chorschluss aus 5 Seiten des Achtecks gemeint. — S. 259 ist die schwere Plinthe (an den Säulencapitälen) wohl nur Druckfehler für Platte u. S. 204 Z. 6 v. u. Tannengewölbe für Tonnengewölbe; ebenso ist das unverständliche Wort Dachhaus (S. 261 Z. 5 v. u.) vermuthlich verdruckt statt Dachsims; S. 649 Z. 8 v. u. gleichsam statt gleichfalls. Was aber unter »Frieshausfaçade« S. 674 Z. 11 v. u. zu verstehen sein mag, können wir nicht enträthseln, und dass sich über der Kirche von Scherweiler (S. 681) ein Beinhaus befinden soll, scheint doch sehr unwahrscheinlich. Fig. 57 u. 58 sind die Unterschriften verstellt und unter Fig. 88 muss es statt Pfeiler Säule heissen. —

Diese kleinen Ausstellungen, können dem bleibenden Werthe, den das schöne Werk für die Kunstgeschichte des Elsass hat, keinen wesentlichen Eintrag thun; manche bisher noch kaum genannte, interessante Bauwerke (z. B. die Kirchen zu Domfessel, Hohatzenheim, Mutzig etc.) lernen wir in Beschreibungen und Abbildungen hier zum ersten Male kennen, und über andere bisher nur ungenügend gekannte erhalten wir hier befriedigende Auskunft.

Dr. Heinrich Otte.

---

3. Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck herausgegeben von Theodor Prüfer, Architekt. Berlin 1876 und 77. Im Selbstverlag des Archivs. Anhaltstrasse 13.

Mit der Wiederaufnahme des Cölner Dombaues erwachte in den Vierziger Jahren bei uns der Sinn und das Verständniss für die mittelalterliche Baukunst; und weil die Männer, von denen die Anregungen hierzu ausgingen, Männer der Wissenschaft waren, so ging Hand in Hand damit auch die allmählige Gestaltung der Kunstgeschichte des Mittelalters,

die in Verfolg dieser Bestrebungen nach der kurzen Zeit von wenigen Decennien nunmehr in die Reihe der wissenschaftlichen Disciplinen gleichberechtigt eingetreten ist. Für eine so neue Wissenschaft bedurfte es vor Allem des fortdauernden Zusammentragens der Bausteine. In erster Reihe konnten dieselben nur in periodischen Zeitschriften gesammelt werden und so entstanden neben dem Domblatte und vorübergehenden Erscheinungen, wie Kinkel's Taschenbuch vom Rhein 1847 und Laurenz Lersch' Niederrheinisches Jahrbuch 1843 und 44 besonders das Organ für christliche Kunst, ein Blatt, welches in den 23 Jahren seines Bestehens von 1851—73 durch die agitatorische Mitwirkung von August Beichensperger, Kreuser und Andern, besonders aber durch seine Verbreitung im Kreise der Pfarrgeistlichkeit mächtig anregte, indessen weder einem tiefern und umfassenden wissenschaftlichen Standpunkte genügen, noch in Folge seiner einseitig katholischen Auffassung das allgemeine Bedürfniss befriedigen konnte. Während das Organ den Vorzug behielt, auf die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart massgebend einzuwirken und dadurch die kirchlichen Kunstgewerbe neu zu beleben, ja zu schaffen, entsprach mehr dem Anspruch gründlicher wissenschaftlicher Verarbeitung des Stoffes eine neue Zeitschrift, welche zwei anerkannte Gelehrte, denen sowohl die eminenteste wissenslhaftliche Beherrschung des Materials wie die objective Behandlung desselben zur Seite stand, Ferdinand von Quast und Heinrich Otte im Jahre 1856 bei T. O. Weigel erscheinen liessen: »die Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst«, von der es nur zu sehr zu bedauern war, dass dem Verleger nicht die Ausdauer beiwohnte sie länger als 2 Jahre erscheinen zu lassen, nachdem in diesem kurzen Zeitraum die hinreichende Abonnentenzahl für einen zu hohen Preis sich noch nicht gefunden hatte. Auch das »christliche Kunstblatt von Grüneisen, Schnaase und Schnorr von Carolsfeld» hat als Organ der protestantischen Interessen eine allgemeine Bedeutung und Verbreitung nicht erlangt. Da nun ausserdem auch keine der in Deutschland sonst erscheinenden Kunstzeitschriften lediglich die kirchliche Baukunst und zwar in steter Rücksicht der praktischen Bedürfnisse der Gegenwart behandelt, so trat das »Archiv von Th. Prüfer« im richtigen Zeitpunkte an die Oeffentlichkeit, um eine allgemein empfundene Lücke auszufüllen. Jetzt, nachdem das Blatt beinahe 2 Jahre erschienen ist und man seine Leistungen mehr im Ganzen überschaut, kann man sagen, dass es mit grosser Uebersicht des Erscheinenden, mit gesundem klaren Urtheil, mit Frische der Anschauung geleitet und mit der grossen Anzahl von Abbildungen ausgestattet ist, welche für ein, die stete Veranschaulichung des Vorgetragenen verlangendes Fach ebenso unentbehrlich als in den meisten Fällen wegen ihrer zu grossen

Kosten unerschwinglich sind. Es kommt desshalb der neuen Zeitschrift vor Allem zu Gute, dass der Herausgeber, selbst Architekt und Zeichner, die grössere Zahl der Abbildungen persönlich zu liefern vermag.

Der Standpunkt des Verfassers wird durch sein sinnreiches Motto: »Im Alten das Neue« bestimmt ausgesprochen. Er will aber nicht Neues, auf den Grundlagen des Alten organisch Gestaltetes lediglich in seiner Zeitschrift darbieten, sondern hat um praktisch in's Leben einzugreifen, mit der Redaction ein Bureau verbunden, welches den Abonnenten des Archiv's eine jede Anfrage um Auskunft in Kirchenbau- und Kirchenausschmückungs-Angelegenheiten kostenfrei nebst Nachweis der betreffenden Bezugsquellen beantwortet. In Anerkennung dieses grossen Vortheils, des reichen Inhalts, und der Beigabe von 38 Bildtafeln im I. Jahrgang muss der Jahrespreis von 12 Mark als mässig bezeichnet und für das grössere Publikum, besonders unserer Pfarrgeistlichkeit, auch nach dieser Richtung hin das »Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck« warm und dringend empfohlen werden. Möchte es ein Hausbuch aller Pfarrhäuser werden, damit unsere Kirchen durch entwickeltere Einsicht ihrer Geistlichen vor Verschleuderung und Geringachtung ihrer letzten Reste alter Denkmäler, wie vor Verunstaltungen bei sogenannten Wiederherstellungen fernerhin mehr geschützt sind. E. aus'm Weerth.

---

4. Archäologisches Wörterbuch zur Erklärung der in den Schriften über christl. Kunstalterthümer vorkommenden Kunstausdrücke. Deutsch, Lateinisch, Französisch und Englisch von Heinrich Otte. 2. Aufl. m. 285 Holzschnitten. Leipzig T. O. Weigel 1877.

Die erste Auflage dieses unentbehrlichen Hülfsbuchs ist so bekannt, dass es Eulen nach Athen tragen hiesse, wollte man für dessen Bekanntmachung und Lob Worte verlieren. Unseren Lesern gegenüber halten wir uns nur verpflichtet darauf aufmerksam zu machen, dass die 2. Auflage des belehrenden Nachschlagewerkes erschienen ist und im Umfange des Textes und nach der Zahl der Holzschnitte sich gegen die erste Auflage fast verdoppelt hat. Dieses Anwachsen bezeugt nicht nur die erfreulichen Fortschritte der aus ihrer ersten Jugend heranwachsenden Wissenschaft der christlichen Archäologie, sondern zugleich die Sorgfalt, die Belesenheit und den Bienenfleiss des Herausgebers, dem diesmal Otto Fischer als Mitarbeiter zugesellt erscheint. Die Theilung des Wörterbuches in 4 parallele Abtheilungen nach den vier aufgenommenen Sprachen können wir gegenüber gegentheiligen Auffasaungen nur loben, da der bald in der einen bald in der andern Sprache auf unbekannte Ausdrücke stossende Leser vor einem einheitlichen Register sehr oft rathlos stehen würde. W.

III. Miscellen.

1. Inschriftliches. a) Herr Dr. Kessel hat in seiner interessanten Abhandlung über die Aachener Wasserleitung Jahrb. 60, S. 25 sehr wohl daran gethan den Einfall von Dederich abzulehnen, wonach der Töpfer Iulius Martialis mit dem bekannten gleichnamigen Tribun eine Person sein soll. Man könnte aus Tacitus eine ganze Reihe berühmter Männer in rheinischen Inschriften wiederfinden: Iulius Valentinus Bramb. 613 = Tac. hist. 4, 68 ff., Priscus 599 = 2, 92, Mansuetus 405 = 3, 25, Florus 1568 = 3, 40, Flavianus 979 = 3, 79, Classicus selbst 657 = 2, 14. Die vielen Julier haben im ersten Jahrhundert nichts Besonderes, und die Cognomina stimmen zufällig überein, vielleicht nicht ohne Einfluss der bedeutendern Namensträger. Ebensowenig hätte Kessel S. 23 Fiedler Glauben schenken sollen, welcher den Aachener Candidinius Gaius mit dem Nymwegener Candidinius Sanctus (Bramb. 101) verwechselt, denn die verschiedenen Cognomina unterscheiden Beide hinlänglich. Die Datierung jener Aachener Inschrift fällt also weg.

b) Brambach gibt Nr. 591 und 630 zwei gleichlautende Inschriften

CC PF
EX GER INF und C · C · P · F
EX GER · INF

Die eine aus Hüpsch war nach einer Mittheilung meines Lehrers Quix bei Weisweiler ausgegraben, die andere auf einem Siegelring, beide im Besitz des H. v. Aussem, dessen Sammlung in Drimborn bei Aachen ich mich erinnere als Knabe unter Führung des freundlichen hochbejahrten Besitzers gesehen zu haben. Sollten nicht beide identisch sein?

c) In der Jülicher Inschrift bei Bramb. 601 MATRONIS | RVMÆ HABVS | SACR | L · VITELILIVS | CONSORS EXPC | LEG · VI · VICTR hatten Steiner 1225 und Lersch C. M. 1, 23 falsch consors exploratorum verbunden. Diesen Fehler verbesserte Bücheler Jahrb. 25,

142: er bemerkte, dass Consors der Beiname des Vitellius ist. Aber einen andern Fehler hat sowohl er als Brambach ind. p. 386 übrig gelassen. Bei den Legionen gab es keine Exploratores, sie waren in Numeri geordnet. Die Ligatur ist von Turck in seiner Abschrift von Gerhards Chronik Jahrb. 53 und 54 S. 251 sehr richtig aufgelöst, aber nicht erklärt worden. Er liest EX POL., wofür die Inschrift von Lambaesis (Henzen, p. 519) eine Bestätigung. Poliones et custodes armorum werden Dig. 50, 6, 6 zusammengestellt (s. Forcellini). Vitellius war also Waffenputzer der Legion gewesen. Urlichs.

2. Bonn. Bei den Erdarbeiten zu dem Neubau neben dem Hause Coblenzerstrasse No. 46 wurden verschiedene römische Gräber aufgedeckt und mehrere Glas- und Thongefässe zu Tage gefördert, unter anderm auch eine ornamentirte Lampe, welche auf dem Deckel eine Kuh mit saugendem Kalb in schwacher Reliefdarstellung zeigt. Bei der gegenüberliegenden Baustelle vor No. 69 war die Ausbeute eine grössere. Hier wurden ausser den immer vorkommenden Urnen u. s. w. zwei Aschenkisten, eine aus Tuff die andere aus Kalkstein, sowie der obere Theil eines gut erhaltenen Grabsteins von Jurakalk gefunden; dieser Stein gehört zu den am Rhein häufig vorkommenden. auf welchen der Verstorbene in liegender Stellung im heiteren Genusse eines Mahls dargestellt ist. Im Museum rheinischer Alterthümer befindet sich eine ähnliche Darstellung, welche in Heft XI. auf Taf. 6 abgebildet ist. Drei andere aus dem Wallraf-Richartz-Museum in Cöln haben Heft XXXVI in Urlichs ihren Erklärer gefunden und sind daselbst Taf. 1 dargestellt. Auch die Vereinssammlung besitzt ein Bruchstück eines weiteren. das beim Bau der Braun'schen Restauration am Münsterplatz zum Vorschein kam. Der jetzt gefundene Stein zeichnet sich vor allen übrigen durch eine durchaus saubere und geschmackvolle Arbeit, sowie durch eine sehr gute Erhaltung aus. (Nur die Nase ist abgebrochen sowie der halbe Kopf des am Fussende des Lagers stehenden Sklaven.) Doppelt ist es desshalb zu bedauern. dass der untere die Inschrift enthaltende Theil abgebrochen ist. und auch trotz eifrigem Nachsuchen auf der Fundstelle nicht aufgefunden wurde. Indem ich die Erklärung der Darstellung übergehe und nur auf die oben angegebenen Hefte verweise, möchte ich den Leser nur auf den Umstand hinweisen. dass wir auf diesen Denkmälern die Anwendung der bei uns gefundenen Terra sigillata- und Glasgefässe veranschaulicht finden. Wie auf dem benachbarten Grundstucke (Heft LVIII. S. 205.) konnten auch hier Brandstellen zur Leichenverbrennung nachgewiesen werden. Ein Grosserz von Trajan lag angeblich in der Nähe des Grabsteines. Der Stein kam in das Provinzial-Museum.

v. Vleuten.

3. Aus den Sitzungsberichten der Niederrh. Gesellschaft zu Bonn. Sitzung vom 11. Dezember 1876:

Prof. Schaaffhausen legt zwei Steinbeile aus der Gegend von Vlotho vor, die er von Herrn D'Oench daselbst erhalten hat. Das eine mit verwitterter Oberfläche ist aus Granit, das andere, vortrefflich erhalten, aus schwarzem Kieselschiefer. Das letztere ward von der Tochter eines Bauern erworben, der den Donnerkeil vor 50 Jahren gefunden und als mit wunderbaren Kräften versehen sorgfältig aufbewahrt hatte, auch einmal, wie man an einer abgeschabten Stelle sieht, einem Kranken davon eingegeben hatte. Sodann zeigte er ein ihm von Herrn Würst übergebenes Jadeïtbeil, welches in Montabaur gefunden ist. Er bespricht hierbei das reichhaltige Werk von H. Fischer, Nephrit und Jadeït, Stuttgart 1875. Die so allgemein verbreitete Verehrung jener Steine ist wohl nicht allein, wie Rau vermuthet, in der grünen Farbe derselben begründet, die uns im Frühling die Verjüngung der Natur bezeichnet, sondern wohl mehr in ihrer ungemeinen Zähigkeit und Härte, die sie den Edelsteinen nahe stellt. Fischer berichtet, dass, als man einen Nephritblock mit dem Dampfhammer zerschlagen wollte, der eiserne Ambos entzwei ging, der Nephrit aber ganz blieb. Die Namen Nephrit, Lapis nephriticus, und Jadeït, Lapis ischiadicus, sind erst seit der Entdeckung Amerikas in Gebrauch. Im Alterthum nannte man den Stein grünen Jaspis. Die älteste Nachricht seines Gebrauchs als Amulett ist die von Galen, dass der Aegypterkönig Nechepso um 670 v. Chr. ihn gegen Magenleiden getragen habe. Albertus Magnus nennt ihn auch als Mittel gegen die Pest. Fischer fand noch in einer alten Klosterapotheke zu Salem im Badenschen den Lapis nephriticus praeparatus zum innern Gebrauche. Die in Westeuropa gefundenen Nephrit- und Jadeïtbeile sehen meist so ungebraucht aus, dass man schon daraus schliessen muss, sie hätten eine symbolische Bedeutung gehabt. In unserer Gegend werden sie meist mit römischen Alterthümern gefunden. Vielleicht sind sie der beim Schwören und Opfern gebrauchte Lapis sacer. Als sicherer Fundort des Nephrit ist nur Ost- und Nordasien bekannt, sowie Neu-Seeland, wo er anstehend und als Geschiebe vorkommt. Der Block von Schwemsal bei Leipzig und kleine bei Potsdam gefundene Stücke von Nephrit müssen dahin verschleppt sein. Während in Mexiko verzierte Idole aus Nephrit gefunden werden, so ist doch ein natürliches Vorkommen desselben in diesem Lande nicht bekannt. Auch hat Pumpelly die vollkommene Uebereinstimmung des von den Chinesen verehrten Fei-tsin mit dem Chalchihuitl der Mexikaner behauptet. Es sprechen demnach diese Nephrit-Idole, wie so vieles andere, für den Ursprung der mexikanischen Cultur

aus Asien. Gänzlich unbekannt ist die Herkunft der Nephrite der Schweizer Pfahlbauten, sie gleichen merkwürdiger Weise am meisten den neuseeländischen. Das kleine Beil von Montabaur ist olivengrün mit dunkelspinatgrünen und einigen gelbweissen Flecken, unter der Lupe erscheinen zahlreiche kleine glänzende Flitterchen. Es ritzt Glas und durchschneidet einen eisernen Drahtstift. Mohr fand das absolute Gewicht 173,67 gr., das specifische 3,387, Lauffs jenes 173,74, dieses 3,388. Das Mineral nähert sich also dem Chloromelanit, wozu Fischer auch das Beil von Wesslingen mit 3,373 sp. Gew. rechnet, welches aber dunkler von Farbe ist. Mohr sagt, dass nach dem spec. Gewicht und dem ungemein grossen Verlust durch Schmelzen von 0,882 das Mineral als ein Gemenge von Granat und Feldspath erscheine. Damour fand Granaten eingewachsen in Chloromelanit. Bemerkenswerth ist noch, dass Fischer ein in Form und Grösse sehr ähnliches Chloromelanit-Beil aus Schwetzingen abbildet und das Museum in Jena ebenfalls ein solches von demselben Fundort besitzt. Diese beiden sind also auch in der Nähe römischer Ansiedelungen gefunden, wie die von Wehen und von Castell Orlen, Amt Wiesbaden.

Zuletzt spricht der Redner über den sonderbaren Fund eines halben Schädels vom Wallross, *Trichechus rosmarus*, der in diesem Jahre zu Cöln in der Portalsgasse, 2½ Fuss unter dem Pflaster, zum Vorschein kam. Nach dem Aussehen des Knochens konnte man ihn für fossil halten und vermuthen, dass er vielleicht mit diluvialem Sandgerölle dort aufgeschüttet worden sei. Wiewohl die Reste dieses jetzt nur im Eismeer, früher aber auch an den nordeuropäischen Küsten lebenden Thieres meist nur in Tertiärgebilden vorkommen, so sind sie doch auch zwischen quaternären Thieren, so bei Antwerpen mit Mammuth, Rhinoceros, Ochs und Pferd gefunden worden. Das ihm von Dr. Ennen mitgetheilte Schädelstück, an dem die Zähne fehlen. zeigt am hintern Abschnitte die Spur einer Säge oder eines Beils, womit dasselbe abgetrennt ist. Da nun die Wallrossjäger noch heute, wie im Bericht der Expedition von O. Torell nach Spitzbergen angegeben ist, um die Zähne zu erhalten, den Vordertheil des Schädels abhauen, so ist es überaus wahrscheinlich, dass dieses Schädelstück mit den Zähnen als Handelswaare oder als Merkwürdigkeit vor langer Zeit nach Cöln gekommen ist. Die Römer kannten, so viel wir wissen, das Wallross nicht. Für unsere Deutung, mit der die gute Erhaltung des Knochenknorpels übereinstimmt, spricht eine Stelle im Thierbuch des Albertus Magnus, wo er sagt, dass man aus dem Leder vom Wallross Riemen verfertige, welche auf dem Markte zu Cöln (!) beständig zu kaufen seien. Wie das Leder wird man im 13. Jahrhundert wohl auch

die Zähne dort verkauft haben. Brehm erzählt, dass ein Bischof von Drontheim im Jahre 1520 an den Papst Leo X. einen Wallrosskopf eingesalzen nach Rom geschickt habe. Dieser wurde in Strassburg abgebildet und von ihm gab Gessner eine Beschreibung. Seit ein Paar hundert Jahren wird das Thier an den westeuropäischen Küsten nicht mehr gesehen. Im vorigen Jahrhundert konnte die Mannschaft eines Schiffes im europäischen Eismeer noch in sieben Stunden 700 Stück erlegen, man sah ihrer 6—8000 zusammen. Wie mir Herr H. A. Meyer aus Hamburg berichtet, kommen auf den Versteigerungen in London noch zuweilen 20,000 Pfd. Wallrosszähne vor, die zuweilen noch im Oberkiefer stecken; im Mittel wiegen sie $1^1/_2$ bis 2 Pfd., die grössten aber 7 bis 8 Pfd.; der Preis ist nur $^1/_6$ bis $^1/_7$ von dem des Elfenbeins; die Substanz ist weisser als dieses und wird desshalb zur Anfertigung künstlicher Menschenzähne benutzt.

Sitzung vom 19. Februar 1877:

Prof. Schaaffhausen spricht über alterthümliche Funde, die oberhalb Coblenz am Oberwerth beim Brückenbau für die Berlin-Metzer Eisenbahn kürzlich gemacht worden sind. Auf dem östlichen Ufer der Insel fanden sich, nach dem Berichte des Herrn Doerenberger, in dem von der Lahn angeschwemmten rothbraunen Letten, in $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ M. Tiefe, welche + 5,5 über 0 des Coblenzer Brückenpegels entspricht, mehrere alte Feuerstellen mit Holzkohlenresten, groben Topfscherben, Thierknochen und fünf eigenthümlichen kahnförmig zugespitzten und mit hoher Kante versehenen Steinen aus Niedermendiger oder Mayener Basaltlava, auch zwei Bruchstücke geschliffener Steingeräthe. Diese Gegenstände sind für das Provinzial-Museum hierher gesendet worden. Die bearbeiteten Lavasteine, von denen der grösste 80 Cm. lang, 37 hoch und 14 breit ist, sind Kornquetscher, einige sind durch Reibung schon etwas ausgehöhlt, andere noch ganz flach. Sie werden im Rheinland nicht selten gefunden. Das Mainzer Museum besitzt deren nahe ein Dutzend, auch das hiesige Vereins-Museum hat bereits einen solchen Handmühlstein aus Rodenkirchen. Wie Lindenschmit mittheilt, sind sie am Oberrhein und in der Pfalz häufig und werden hier von den Bauern „Bonapart's Hüte" genannt. In der Regel findet sich dabei ein brodförmiger Reibstein aus Sandstein, denn jene Laven bilden die Unterlage der Mühle. Ausser den ganz gebliebenen Steinen fanden sich von vielen andern die Bruchstücke und man muss aus deren Häufigkeit schliessen, dass jedes Haus oder jede Hütte dieser alten Niederlassung eine solche Steinmühle hatte. Die Steine lagen auf einer 0,4 M. starken Lettenschicht. Einige Feuerstellen waren mit Quarzsteinen und

Schiefer vollständig gepflastert und waren mit Thonscherben bedeckt. Unter der Lettenschicht fand sich eine mit Knochenresten stark durchsetzte Masse. Die mürben Knochen gehören dem Ochsen und dem Schweine an. Auch fanden sich zwei Bruchstücke von Steingeräthen mit einem jener Mühlsteine in 2,5 M. Tiefe. Die oberste Anschwemmung reicht 2 bis 3 M. tief, darunter lagert eine 1 bis 2 M. starke gelbweisse Schicht, aus der man einige grosse Geweihe ausgrub, noch tiefer liegt festes Rheingeschiebe. Das eine Steinwerkzeug ist ein stark beschädigtes 11,5 Cm. grosses gut geschliffenes Feuersteinbeil, welches die eigenthümliche Erscheinung bietet, dass seine Oberfläche, nachdem es die künstliche Form erhalten, jene bekannte weisse Rinde zeigt, welche man an den rohen Feuersteinknollen gewöhnlich findet. Es ist das wohl der Anfang jener Verwitterung, die der Redner in der Sitzung vom 6. April 1865 besprach, als er im Auftrage von Fuhlrott Feuersteingeschiebe mit weisser verwitterter Rinde aus Spalten des westfälischen Kalkgebirges vorlegte. Dr. von der Marck hat schon 1853 auf diese Veränderung aufmerksam gemacht und sie aus der Wegführung eines Theils der Kieselerde und der färbenden organischen Substanz durch das Wasser erklärt. Der Redner legt einen geschlagenen Feuerstein aus der Martinshöhle vor, an dem der feine Rand und alle vorspringenden Ecken und Kanten milchweiss geworden sind, also diejenigen Stellen, welche einer chemischen Veränderung durch äussere Einflüsse am meisten ausgesetzt sind. Das zweite Geräthe ist ein kleines Bruchstück eines an den Kanten schräg abgeschliffenen Geräthes aus einem Kieselschiefer, welches an einer Ecke von zwei Löchern durchbohrt ist. Ein Werkzeug dieser Art ist bisher nicht beobachtet. Metallspuren, die sich darauf wahrnehmen liessen, waren bald durch die Angabe erklärt, dass man dasselbe bei der Auffindung als Probirstein benutzt und sowohl Gold als Bronze darauf abgerieben hatte.

Ein recht merkwürdiger Fund wurde am 9. Nov. 1876 im Rheine selbst, etwa 50 M. vom Ufer bei der Fundamentirung eines Strompfeilers für die Eisenbahnbrücke gemacht. Während man das Flussbett ausbaggerte, kam mit dem Gerölle ein goldenes aus vier $1^1/_3$ Mm. dicken Golddrähten gewundenes Armband zum Vorschein, von dem indessen nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann, wie tief es im Gerölle gelegen hat. Unwillkürlich denkt man, ohne dieser Erinnerung irgend einen Werth beizulegen, an den in den Rhein versenkten Schatz der Nibelungen, welcher Sage gewiss irgend ein wirkliches Ereigniss zu Grunde liegt. Der seltene Fund ist von der Eisenbahn-Direktion Ihrer Majestät der Kaiserin zum Geschenk gemacht und im Churfürstensaale des Cob-

lenzer Schlosses niedergelegt worden. Der Redner zeigt das wohlerhaltene Armband aus reinstem Golde vor, es passt mit einem Querdurchmesser von 56 Mm. an ein feines Handgelenk, es wiegt 26 Gr. und hat einen Goldwerth von 70 Mark. Es ist dieser Schmuck wohl gallischen Ursprungs. Die Arbeit ist, wiewohl sie ein zierliches Ansehen hat, doch roh und einfach, indem nur vier starke Golddrähte um einander gewunden sind, so dass sie einen innern Hohlraum bilden; an beiden Enden sind sie nur zusammengehämmert, und laufen in einen einfachen Draht aus, der zwei Hacken bildet, womit das Armband geschlossen werden konnte. Vielleicht bildete das eine Ende, welches abgebrochen ist, eine Oese. Die Flüsse Gallien's führten noch zu Strabo's Zeit goldreichen Sand und man rühmte den Reichthum der Tempel an goldnen Weihgeschenken, wie später Peru sie aufwies. Noch heute wird aus dem Rheine Gold gewaschen und Daubrée schätzte 1846 den Werth des jährlich zwischen Basel und Mannheim gewonnenen Goldes zu 45,000 Fr. Simrock deutet die Nibelungensage so, dass man, nachdem das Gold nur Unheil in die Welt gebracht, dem Rhein zurückgegeben habe, was aus ihm gewonnen war. Gewundene Metallringe sind für die Gallier so bezeichnend, dass sie auf mehreren alten Kunstdarstellungen derselben vorkommen. Bekanntlich erhielt der Römer Manlius, als er 358 v. Chr. in einer Schlacht einen vornehmen Gallier im Zweikampf besiegte und ihm den goldnen Halsring abnahm, den Beinamen Torquatus. Einen solchen gedrehten Halsring trägt auch die berühmte Statue des sterbenden Fechters in Rom, der von Winckelmann irrthümlich als ein Herold gedeutet war, der nach der Sitte damaliger Zeit einen Strick um den Hals trug, damit ihm beim Blasen des Horns nicht eine Ader am Halse springe. Nibby erkannte schon 1821 in diesem Bildwerke den Celten, dessen Züge Pausanias und Diodor beschreiben, er erkannte sie in der kurzen gerunzelten Stirne, der nicht griechischen Nase, dem struppigen Haar, dem Schnurrbart. Besser wie Nibby kennen wir den altgallischen Schädel, an dem zuerst Bory St. Vincent als bezeichnendes Merkmal, welches übrigens auch dem rohen germanischen Typus zukommt, den tiefen Einschnitt der Nasenwurzel und die darüber stark vorspringenden Augenbrauenwülste hervorhob. Blumenbach hat diese in auffallendem Maasse vorhandene Bildung in dem Batavus genuinus seiner Decades veröffentlicht und zahlreiche Grabfunde bestätigen dieselbe bei den Galliern und Germanen. Auch an dem sterbenden Fechter erkennt man dieselbe, der nun auch den den Galliern so eigenthümlichen gedrehten Halsring mit einer knopfförmigen Anschwellung an beiden Enden trägt, wie er unter den Bronzen unserer Sammlungen sich

so häufig findet. Doch ist mir ein Ring, der dem des Fechters genau entspräche, nicht bekannt. Auch Blumenbach hielt die Kette um den Hals des Fechters noch für einen Strick, ein Irrthum, der deshalb verzeihlich ist, weil doch wahrscheinlich das Metallgeräthe einem gewundenen Stricke nachgebildet ist, wie auch andere Metallverzierungen, z. B. die der fränkischen und allemannischen Gewandspangen die Formen eines Geflechtes oder Gewebes erkennen lassen, oder die sich kreuzenden Striche auf rohen Töpfen an den geflochtenen Korb erinnern, der ihnen vorausgegangen ist. Der sterbende Fechter wird der Schule von Pergamum zugeschrieben, von der noch andere Darstellungen der Gallier erhalten sind, so die berühmte, früher als Arria und Paetus bezeichnete Gruppe eines Galliers, der, ehe er sich selbst umbringt, erst sein Weib getödtet hat, sodann mehrere Statuen, die sich jetzt in Venedig und Neapel befinden und wahrscheinlich dem Weihgeschenke angehören, welches Attalus, König von Pergamum, nachdem er die Gallier besiegt, auf der Akropolis von Athen hat aufstellen lassen, wie Plinius erzählt. Auch das berühmte Mosaikgemälde von Pompeji, angeblich eine Schlacht Alexanders gegen die Perser, ist, nach Bergk's Deutung, die Schlacht der Griechen gegen die Celten bei Delphi. Schon der entlaubte Baum im Hintergrunde des Bildes deutet an, dass die Schlacht im Winter bei Schneegestöber stattfand, wie berichtet wird. Ein stürzender Celte hat den Torques um den Hals, der hier nicht eng den Hals umschliesst, sondern bis an die Brust herabhängt. Auch bezeichnet der Schnurrbart, den die Perser nicht trugen, die Gallier, deren Gesichter auf diesem Bilde jedoch edler und mehr griechisch gehalten sind als in jenen Werken der bildenden Kunst. Wie Bergk angiebt, sieht man auch auf einer Münze von Ariminium den Gallier mit dem Schnurrbart und ebenso auf dem Sarkophag Amendola im Kapitolinischen Museum, der einen Kampf zwischen Römern und Galliern darstellt. Halsringe mit knopfförmigen Enden finden sich in allen Museen, so in Mainz und Wiesbaden; Lindenschmit bildet sie ab: Alterthümer u. heidn. Vorzeit I. Hft. 6, Taf. 3, Hft. 8, Taf. 5, Hft. 9, Taf. 1, ferner II. Hft. 12, Taf. 4. Die gedrehten Hals- und Armringe sind entweder wirklich aus mehreren Drähten gewunden und das ist unzweifelhaft die ältere Form, die unser Armband zeigt, oder die Spirallinie ist auf dem Metalldraht nur eingeschnitten, die Drehung also nur nachgeahmt. Lindenschmit bildet einen nach Art des Armbands gedrehten Ohrring von Erz a. a. O. II. Heft 11, Taf. 3 ab. Wirklich gedreht sind auch bei Montelius, Sveriges Forntid, Atlas I. die Bronzeringe No. 227 u. 228 und II. No. 621 ein Fingerring von Gold, ein Bronzering No. 622, ein silberner Armring No. 615, ein goldener Armring No. 608; diese

beiden haben ein kunstvolles Schloss und werden dem jüngern Eisenalter Schwedens zugezählt. Bei anderen Ringen ist die Spirale durch Drehung einer viereckigen oder einer flachen Stange oder eines auf dem Querschnitte kreuzförmigen Stabes hervorgebracht. Lindenschmit erwähnt, Jahrbücher d. V. v. A. XLVI. S. 41, einen hochalterthümlichen goldnen italischen Torques der Campana'schen Sammlung mit tiefen scharfkantigen Windungen. Evans bildet in seinem Petit Album die l'âge du bronze de la grande Bretagne, 1876 nur zwei Torques ab auf Pl. XXII, der eine ist ein gedrehter flacher Bronzestab, auf dem andern ist die Spirallinie eingekerbt. Im Wiesbadener Museum sind alle mit Knöpfen schliessenden Halsringe nicht gewunden, die gewundenen schliessen mit Haken, die in einander greifen. Im Museum von St. Germain befindet sich ein gedrehter goldner Halsring, der mit Haken schliesst und die Nachbildung von drei goldnen Torques aus dem Museum von Toulouse, die aber mit Knöpfen endigen. In dem Werke von Chantre, Etudes paléonthol. dans le bassin du Rhone 1877 findet sich nur ein aus drei dicken Drähten gewundener Armring, Pl. XXXIX. Fig. 6 abgebildet, der sich mit unserm Armringe vergleichen lässt. Er stammt aus der Gussstätte von Vernaison und schliesst sich mit einer Oese und einem Haken. Es ist zweifelhaft, ob der Pl. L. Fig. 4 abgebildete Torques wirklich gedreht ist, er endigt mit zwei Haken, von denen einer zur Oese eingerollt ist. Das Motiv des Torques kommt sogar an Thonvasen von Bourget vor, vergl. Chantre, Album LXVII. Fig. 1 u. 7. Der Goldschmuck von Oberwerth ist keine Arbeit einer vorgeschrittenen Kunstepoche, er ist auf die einfachste Weise hergestellt, nur gehämmert und mit einfachen Haken schliessend. Er gehört jedenfalls der vorrömischen Zeit an und da die Anwohner der beiden Ufer des Rheines damals wohl Celten oder Gallier waren und von diesen ebensowohl die Vorliebe für Goldschmuck, zu dem die Ströme des Landes das Gold lieferten. als der ihnen eigenthümliche Gebrauch gewundener Metallringe berichtet ist, so darf der Armring von Oberwerth wohl als gallisch bezeichnet werden.

Einige Zeit nach diesem Funde wurde noch an derselben Stelle ein bronzener Armring mit eckigen Knöpfen von 8—10 Cm. Durchmesser gefunden und in der Nähe, ebenfalls im Rheine, eine Münze des Kaisers Nerva Trajanus. Diese Funde entscheiden nicht über das archäologische Alter des Armrings. Das Strombett birgt Alterthümer aus den verschiedensten Zeiten. Wären aber Münze und Armband zu gleicher Zeit in den Strom gefallen, so konnte man auch zu Trajans Zeit noch einen Schmuck tragen, der Jahrhunderte alt war.

Sitzung vom 7. Mai 1877:

Professor Schaaffhausen berichtet über einige fossile Thierreste, welche Herr Bergmeister le Hanne in einer Höhle bei Warstein in der Nähe von Brilon, wo auch die zum Theil ausgeräumte Velmeder Höhle sich befindet, in nur $1^1/_2$ F. Tiefe unter Kalksteingerölle und mulmiger Erde aufgefunden und an Herrn Geh. Rath von Dechen eingesendet hat. Die Knochenstücke von Equus und Bos scheinen Mahlzeitreste zu sein, eine Geweihspitze ist vom Rennthier, dem wohl auch die übrigen einem Cervus angehörigen Knochen zuzuschreiben sind. Das Auffinden gerade dieser Knochen in so geringer Tiefe in einer noch nicht aufgewühlten Höhle ist ein neuer Beweis für das späte Verschwinden dieses Thieres. Die Annahme von drei Perioden für die quaternäre Fauna, wie sie Lartet und Dupont für Frankreich und Belgien aufgestellt haben, wird vielfach durch die Funde in Westfalen bestätigt, wiewohl Fraas und Sandberger sich gegen eine solche Eintheilung ausgesprochen haben. Wo die Wirkung des Wassers in Höhlen und Flussmündungen nach der ersten Ablagerung der organischen Reste fortdauerte, wird in dem durchwühlten Boden der Beweis nicht mehr zu führen sein, dass zuerst das Mammuth, dann die Höhlenthiere und zuletzt das Rennthier verschwunden ist. Caesar zählt das letztere bekanntlich unter den Waldthieren Deutschlands auf, es sind aber seine Reste bisher nicht unter römischen Alterthümern gefunden worden. Einen mit menschlichen Gebeinen im Löss bei Mastricht gefundenen Wirbelknochen bestimmte der Redner bereits 1859 als dem Rennthier angehörig. Später, seit dem Jahr 1863 sind dann in Südfrankreich wie in Schwaben die bearbeiteten Rennthierknochen in Menge gefunden worden.

Sodann legt er ein zu Dorsheim an der Nahe gefundenes kleines nur 7 Cm. langes und 4,1 breites Beilchen aus der Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden vor. Es besteht aus einem nephritähnlichen Gestein, ist 72,43 Gr. schwer und hat nach der Bestimmung des Herrn Lauffs ein specifisches Gewicht von 3,403, ist also nach den Angaben von Fischer Chloromelanit. Das olivengrüne und dunkelgefleckte Beil hat auf der Oberfläche zahlreiche kleine Löcher, aus denen jedenfalls ein mineralogischer Einschluss herausgewittert ist; an einer Stelle erkennt man mit der Lupe metallisch glänzende Körnchen, die Herr Geh. Rath von Dechen für Magnetkies hält. Das Beil ist an den Seiten mit zwei Kanten angeschliffen und hat eine schief gerichtete Schneide. Ein zweites in demselben Wiesenboden gefundenes Beilchen von heller Farbe, an dem das stumpfe Ende abgebrochen ist, war etwa 6 Cm. lang, an der etwas schief gerichteten

Schneide ist es 3,9 Cm. breit, sein absolutes Gewicht beträgt nach Lauffs 58,44 Gr., das specifische ist 3,322. Auf diesem zwischen Rhein und Nahe gelegenen Gebiete sind germanische und römische Alterthümer häufig. Dies lässt sich nicht von Montabaur, dem Fundort des früher der Gesellschaft vorgelegten ganz ähnlichen kleinen Chloromelanit-Beiles sagen. Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Decan Laux kommt Montabaur im Jahre 959 unter dem Namen Hunebach vor, es heisst Humbacensis Castelli Suburbium. In diesem Jahre wurde statt der bisherigen hölzernen Kirche eine steinerne erbaut. Der Trierer Erzbischof Theodorich II., aus dem Hause Wied, 1212—1242, verstärkte um 1217 die Befestigung des Castells, um sich gegen die Grafen von Nassau zu vertheidigen und nannte dasselbe, wohl in Erinnerung an die Kreuzzüge, mons Tabor. Römische Alterthümer werden daselbst nicht gefunden, da aber der Pfahlgraben kaum zwei Stunden von dort vorbeiging, so ist eine Verschleppung derselben bis in diese Gegend von dem nahen Rheinthal her doch leicht möglich.

Hierauf spricht er über kürzlich aufgedeckte germanische Gräber in Hersel, die er nach einer gefälligen Anzeige des Herrn Bürgermeisters Klein daselbst mit Herrn Prof. Bergk am 6. März dieses Jahres besichtigt hat. Ohngefähr in der Mitte der Abdachung des alten Rheinufers, dicht neben den Häusern von Hersel wurden im Februar beim Abgraben des Sandes in einer Sandgrube sieben Reihengräber blosgelegt, die Todten lagen in freier Erde, das Gesicht gegen Osten gerichtet, nur bei zweien war der Grabraum mit platten Steinen abgegrenzt. Von Beigaben fand sich nur ein kurzes Eisenmesser, an der Seite eines Skelettes, die Scherben eines gut gebrannten am obern Rande mit Fingereindrücken verzierten Topfes scheinen mittelalterlichen Ursprungs zu sein. Wiewohl drei wohlerhaltene Schädel von mesocephaler Form keine sehr rohe Bildung verrathen, scheinen die Gräber doch viel älter zu sein. Dafür sprechen zwei marine Muscheln, die sich zwischen den Knochen in der Erde fanden, sie können nicht Einschlüsse des Rhein-Alluviums sein, sondern waren einem Todten mitgegebene Schmuckgeräthe, wie sie in prähistorischen Funden häufig vorkommen. Herr Geh.-Rath Lischke bestimmte dieselben als *Cerithium glycemeris* und *Pectunculus vulgaris*, die beide in der Nordsee leben. Im Museum zu Brüssel befindet sich aus der Höhle von Goyet ein ganzes collier de turritelles, das der Rennthierzeit zugeschrieben wird und Mortillet bildet die durchbohrte Schale eines tertiären Pectunculus aus einer Höhle bei Tayac ab. Der Troglodyte von Mentone hatte das Haupt mit Muscheln geziert. Da nur männliche Skelette und meist von kräftigem Alter sich fanden, so darf man dieselben wohl für im Kampfe Gefallene halten.

Zuletzt spricht der Redner über die Funde in der Höhle von Steeten an der Lahn, über die derselbe in der letzten October-Sitzung des naturhistorischen Vereins bereits berichtet hat. Es sind ihm später von Herrn von Cohausen in Wiesbaden auch die übrigen Thier- und Menschenreste von dieser Stelle zur Untersuchung zugestellt worden, die theils in der Höhle „Wildscheuer", theils in dem höher gelegenen „Wildhaus", theils in einer nahegelegenen Felsspalte am Kalkofen gefunden worden sind. Von dem im Innern der Wildscheuer gefundenen Greisenschädel, der mit den prähistorischen Schädeln von Engis und von Höchst in seiner schmalen langen Form mit vorspringendem Scheitelhöckern Aehnlichkeit hat, ist ein Ausguss gefertigt, der ein ungewöhnlich schmales Gehirn mit zugespitzten Hinterhauptslappen zeigt, es ist 180 Mm. lang und 128 breit, der Index also = 70,11. Von den acht menschlichen Unterkiefern, von denen nur zwei vollständig sind, gehören fünf Kindern an und zwar von 2, 6 und 8 Jahren, zwei sind zwölfjährig und doch sind die Backzähne des einen schon abgeschliffen. Ein Unterkiefer zeigt den ersten Prämolaren mit seinem Querdurchmesser schief gestellt, wie es bei der Kinnlade von la Naulette der Fall ist. Von zwei Oberarmbeinen ist eines in der Ellenbogengrube durchbohrt. An einem Mittelfussknochen der grossen Zehe vom Menschen ist die Gelenkfläche zum os cuboideum tiefer ausgehöhlt wie gewöhnlich, was für eine freiere seitliche Bewegung derselben spricht, wie sie bei wilden Völkern vorkommt. Dieses pithekoide Merkmal ist bisher an Menschenresten der Vorzeit noch nicht beobachtet. Der Greisenschädel, die Bruchstücke eines kindlichen Schädels, zwei Unterkieferstücke sind wie ein bearbeitetes Stück Mammuthzahn mit Dendriten bedeckt, es sind jedoch die ersteren im Innern der Höhle, das letztere im Schuttkegel am Eingang der Höhle gefunden. Auf dem Bergrücken über den Höhlen finden sich die Scherben roher Töpfe, ein unten ganz rundes schwarz glänzendes Gefäss, mit Strichen verziert und mit durchbohrten Stutzen zum Aufhängen versehen, ist ganz erhalten und eine Zierde des Museums in Wiesbaden. Die Thierknochen, vielfach aufgeschlagen, gehören den Gattungen Equus, Bos, Cervus, Ursus, Canis, Lutra u. a. an. In der Felsspalte unterhalb der Höhlen sind Reste von *Felix spelaea* und von *Cervus megaceros* gefunden worden. Der halbe Atlas von diesem letzteren war dem *Hippopotamus major* zugeschrieben, welcher allerdings und auffallender Weise schon in englischen Höhlen und Flussanschwemmungen, aber meist in Begleitung des älteren *Etephas antiquus* vorgekommen ist, wie auch im Rheinsand bei Mosbach. An jenem Atlas des Riesenhirsches lässt sich sogar das männliche Geschlecht erkennen, indem bei den geweihtragenden Thieren die Ge-

lenkfläche für das Hinterhaupt eine vorspringende Leiste hat, die beim Senken des mit dem Geweih beschwerten Schädels eine Ausrenkung des Kopfes verhütet. In Bezug auf das Vorkommen bearbeiteter Mammuthknochen in Höhlen wiederholt der Redner seine Ansicht, dass dieselben noch nicht mit Sicherheit das Zusammenleben von Mensch und Mammuth an solchen Orten beweisen. Die Höhlenbewohner können das im Boden gefundene Elfenbein der schon ausgestorbenen Thiere bearbeitet haben, als es noch fest war. Manche Beobachtungen sprechen dafür. Buckland erwähnt in seinen Reliqu. Diluv. London 1823. p. 180 die im Jahre 1816 bei Cannstadt gefundenen 13 Fangzähne nebst einigen Mahlzähnen vom Mammuth, die so aufeinander lagen, als seien sie künstlich in diese Anordnung gebracht. Sie sind in derselben Weise im Stuttgarter Museum aufgestellt, der längste Zahn misst ohne die Spitze 8 F. und hat 1 F. Durchmesser. Die mikroskopisch-chemische Untersuchung hat ergeben, dass sie keinen Knorpel mehr enthalten, der aber in dem Cannstadter Menschenschädel noch vorhanden ist. Eine ähnliche Anhäufung von Mammuthzähnen fand sich zu Thiede bei Braunschweig, einer ist 11 F. lang, ein anderer 14 F. 8″ und hat 1$^3/_4$ F. Durchmesser. Buckland lässt diese Ansammlung durch Diluvialfluthen geschehen, doch zeigen die Zähne keine Spur der Rollung, sind also nicht weit her geflötzt. Auch führt er p. 87 an, dass er in der Pavilandhöhle am Fussknöchel eines weiblichen Skelettes eine kleine Menge Adipocire und dabei 1 bis 4″ lange Stäbchen von Elfenbein mit Dendriten bedeckt, und bearbeitete Knochenstücke nebst einer Schneckenschale von Nerita gefunden habe. Er glaubt, die Stäbchen seien von fossilem Elfenbein gemacht, als dieses noch hart war. Weil es jetzt mürbe ist, muss eine lange Zeit vergangen sein. Auch Röthel in grosser Menge lag bei den menschlichen Gebeinen, die er für gleichzeitig oder älter als die Römerzeit hält. Auch bringt er ein Zeugniss bei, aus dem man auf ein hohes Alter der heute noch in England blühenden Industrie schliessen darf. Strabo sagt nämlich im IV. Band 6 c, dass man den Briten als Steuer Elfenbeinringe und Halsbänder, Lingurischen Stein und Glasgefässe auferlegt habe. Die Stelle lautet nach Professor Bergk: „sie zahlen bis jetzt keine schweren Zölle weder für die Ausfuhr noch für die Einfuhr. Diese sind aber elfenbeinerne Armringe und Halsketten, lingurischer Stein und Glasgefässe und andere kleine Waaren. Das Wort ψάλια heisst gewöhnlich Armring, aber auch Kinnkette des Pferdezaums, περιαυχένια heisst das, was um den Hals getragen wird, der lingurische Stein ist der Bernstein, der nach Strabo im Lande der Linguren um Genua im Ueberflusse gefunden wird, er fügt hinzu, dass Einige ihn Electrum nennen.

Kärcher übersetzt: „elfenbeinerner Zaumschmuck und Halsketten, Gefässe von Bernstein und Glas und andere dergleichen unbedeutende Waaren.“ Nach der Stellung der Worte Ausfuhr und Einfuhr im Vordersatze sind unter den im zweiten Satze angeführten Gegenständen des Handels zwischen Britannien und Gallien, die elfenbeinernen Sachen und der Bernstein wohl als die Ausfuhr aus Britannien, die Glasgefässe und andere Kurzwaaren als Einfuhr zu betrachten; dass die Briten die genannten Dinge als Tribut statt der Steuern entrichtet hätten, geht aus den Worten des Schriftstellers nicht hervor. Wenn die Briten in jener Zeit Elfenbein verarbeiteten, so muss es fossiles gewesen sein, welches in ihrem Lande wie in Gallien nicht fehlte. Noch heutzutage wird in England sibirisches Elfenbein vom Mammuth in grosser Menge verarbeitet.

Sitzung vom 4. Juni 1877:

Prof. Schaaffhausen zeigt zwei Beile aus grauem Feuerstein, das eine von Inden bei München-Gladbach lag nur 1½' tief im Wiesenboden und hat auf der Oberfläche tiefe Löcher, in deren Umgebung es von eingedrungenem Eisenoxyd braun gefärbt ist. Nach Herrn von Dechen's Ansicht waren die Löcher vorhanden, ehe das Beil geschliffen wurde, denn solche Höhlungen kommen nicht selten im Feuerstein vor. Das andere zu Vettelhoven bei Ahrweiler gefunden und ein Geschenk des Herrn Landrath von Groote, ist noch so scharf, dass man Papier damit schneiden kann und in der Mitte etwas hohl geschliffen zur bessern Befestigung an den Schaft. Es sind nur wenige Funde gemacht, die uns zeigen, wie die Handhabe der Stein- und Bronzecelte beschaffen war. In den Pfahlbauten der Schweiz fand man Steinbeile, die in ein im Winkel gebogenes Stück Hirschgeweih eingelassen und mit einer Kittmasse darin befestigt waren, an diesem sah man, dass es in einen Schaft gesteckt war. In einem englischen Torfmoore fand man ein Steinbeil noch in einem Loche des geraden Holzschaftes stecken. In dem Grabhügel von Langen-Eichstädt war an einem Feuersteinbeil noch der grösste Theil des im rechten Winkel gebogenen Schaftes erhalten. In dem Salzbergwerk von Hallein fand man einen hohlen Bronzecelt mit dem darinsteckenden Holzstiel, in dem von Reichenhall einen rechtwinklig gekrümmten Holzschaft der am vorderen Ende zur Aufnahme des Beils gespalten war, vgl. Lindenschmit, Alterth. uns. heidnisch. Vorzeit II, 8. Taf. I. Fig. 6 u. 7. Drei Beile mit Schaft, wovon zwei an denselben mit Riemen befestigt sind, wurden in ägyptischen Gräbern gefunden, vgl. Materiaux pour l'hist. de l'homme V. p. 376. Montelius bildet das aus einem englischen Torfmoor ab, und giebt die Zeichnungen einer gestielten Bronzeaxt und eines Steinbeils wieder, die sich auf schwedischen Felsen-

inschriften finden, vgl. Suède préhist. p. 20 und Congr. internat. de Stockholm 1874, 1. p. 460 u. 472. Klemm bemerkt, dass zuerst J. Banks über die Schäftung der Stein- und Bronzeklingen richtige Ansichten gehabt und bildet einen gespaltenen Holzschaft seiner Sammlung aus Hallein ab, Werkzeuge und Waffen S. 105. Fig. 186 und einen ähnlichen von Stedten aus der Sammlung zu Halle, S. 70, Fig. 127. Nach dem Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit II. S. 404 fand man bei Chumska in Böhmen 1861 einen Meissel, der noch im Schaft steckte und mit Bronzedraht umwickelt war. Herr R. de Haan theilte dem Redner Ende vorigen Jahres mit, dass bei Winterswyk ein Steinbeil im Lehm gefunden worden, welches mit einem Strick an dem gut erhaltenen 30 Cm. langen Holzschaft befestigt war. Es konnte nicht mehr ausfindig gemacht werden. Auch Cochet führt einen steinernen Streithammer mit hölzernem Stiele an und Westerhoff einen in Susing gefundenen Feuersteindolch mit Holzgriff. Die zierliche Bronzeaxt ist gewiss fremden Ursprungs. Die von Schweinfurth in Afrika gefundene und in seinen Artes africanae Taf. 18 Fig. 11 abgebildete kleine Axt, die in einem rechtwinklig gebogenen Holzschaft eingeklemmt und ein sehr weitverbreitetes, zumal auch in Abyssinien gebrauchtes Werkzeug ist, mag in alten Zeiten aus Aegypten nach Europa gekommen sein. Eine ähnliche Form der Axt findet sich auf ägyptischen Denkmalen, vgl. Rosellini, Monum. civil. 44. 45. Die Friedenstein'sche Alterthümer-Sammlung in Gotha bewahrt aus einem Grabhügel von Langel ein Bronzebeil, an dem nicht nur Reste des hölzernen Schaftes, sondern sogar der denselben in mehreren Touren umschnürende Lederriemen erhalten ist. Der von den Hrn. Samwer, Schuchard und Zangemeister verfasste und noch nicht veröffentlichte Bericht über die Aufdeckung des merkwürdigen Grabhügels vom 28. Januar 1873 wird mit den Zeichnungen, die ihm beigegeben sind, vorgelegt. Der im Jahre 1873 geöffnete Hügel hatte 30 M. im Durchmesser und war 1,89 hoch; er barg in seiner Mitte zwei Steingräber übereinander. Das unterste Grab, dessen Boden mit Kalksteinen belegt war und nebst Spuren vermoderten Holzes eine Pfeilspitze aus Feuerstein enthielt, lag 3 M. unter der Spitze des Hügels und hatte an den Seiten eine Steineinfassung. Ueber diesem lag ein Todter in umgekehrter Richtung. Die Decke dieses Grabes scheinen Holzbohlen gewesen zu sein, auf denen wieder Kalksteine lagen. Rechts neben dem Kopfe dieses Todten, der mit der rechten Schläfe auf einem Stein ruhte, lag ein steinerner Streithammer aus Grünstein und auf demselben der Bronzecelt, an dem ein Theil des hölzernen Schaftes erhalten ist, der aber wohl nicht der Länge nach sich fortgesetzt hat, wie der Bericht sagt, sondern im Winkel ge-

bogen war. Das Holz scheint Eschenholz zu sein, das umwickelnde Band wird eher als eine Sehne oder ein Darm ein Lederriemen gewesen sein. Auf der Brust des Mannes lag ein Bronzestäbchen, rechts neben dem Skelet ein Bronzedolch, ausserdem fanden sich die Bruchstücke eines gut gebrannten mit Graphit geschwärzten Thongefässes von edler Form. Im Umkreis des Hügels waren sechs Leichen in Erdgruben bestattet, darunter vier Kinder. Ausserdem lagen noch elf Leichen frei in der Erde. Alle liegen auf der rechten Seite, das Gesicht nach Osten gewendet, mit angezogenen Knieen. Bei allen fanden sich Holzreste. In der Nähe eines Todten lagen Reste von Bos, Cervus elaphus und Holzkohlen. Die Zähne waren fast an allen Schädeln abgeschliffen, dies fand sich schon bei Kindern von 7 bis 8 Jahren. Dass die Bronzen der vorrömischen Zeit angehören, beweist der Umstand, dass sie weder Zink noch Blei enthalten. Unter den 19 hier Bestatteten sind 8 Kinder und Halberwachsene, keine Frauen. Man kann wohl an ein Familiengrab denken; eine so grosse Zahl von Todten, die gewiss absichtlich in verschiedener Weise, aber doch, wie es aus der regelmässigen Anordnung zu folgen scheint, zu gleicher Zeit in demselben Hügel bestattet sind, lässt aber auch die Vermuthung aufkommen, dass hier beim Begräbniss eines Vornehmen, vielleicht Menschenopfer gebracht worden sind. Schon im Jahre 1868 wurden an demselben Orte im Thale der Notter, die in die Unstrutt fliesst, drei Grabhügel geöffnet.

Der Schädel im Hauptgrabe jenes Hügels hat starke Brauenwülste, einfache Nähte und einen Schaltknochen am hintern Winkel des Scheitelbeines.

Sitzung vom 18. Juni 1877:

Prof. Schaaffhausen zeigt den Abguss eines kostbaren, 35,3 Cm. langen, an der Schneide 13,1 breiten und in der Mitte nur 22 mm. dicken, dem Herrn C. Guntrum in Düsseldorf zugehörigen Steinbeiles vor, das aus Jadeït zu bestehen scheint, 1340 gr. schwer ist und nach der Bestimmung der Herrn Topken und Nahrath daselbst ein specifisches Gewicht von 3,347 hat. Es ist hellgrün mit weissen Flecken verschiedener Grösse, die wie Quarz aussehen. An der Schneide ist eine feine Spaltung des Gesteines bemerkbar. Es ist im Jahre 1862 vom Ackerer Königshofen bei Grimmlinghausen, 9 F. unter dem jetzigen Bette der Erft im alten Rheingerölle gefunden worden und ganz unversehrt. In dieser Gegend, die Mühlenbroich genannt wird, ziehen sich zwei Römerstrassen hin und werden römische und germanische Alterthümer häufig gefunden. Herr Koenen sagt von der Fundstelle, dass dieselbe südwestlich von Grimmlinghausen und der dieser Ortschaft entlang laufenden römischen Strasse, nörd-

lich von der Erft und südlich von einer römischen Nebenstrasse liegt, die an der Nixhütte und an Eppinghoven vorbeigeht. Ganz in der Nähe ist ein hochliegendes Terrain mit römischen Mauerresten, wo wahrscheinlich das römische Lager Novesium gelegen hat; in der tiefer liegenden Ebene, dem Mühlenbroich, soll zur Zeit der Rhein oder ein Arm desselben geflossen sein; der Finder sagt mit Bestimmtheit, dass der Kies, in dem das Beil lag, Rheinkies gewesen sei. Zur Seite der genannnten Römerstrassen liegen römische Begräbnissstätten. Herr Guntrum besitzt auch mehrere gallische Münzen, die in dieser Gegend gefunden sind. Die bekannte Zähigkeit dieser Mineralien erhält durch die Mittheilung des Besitzers ihre Bestätigung, dass ihm einmal der Stein auf das Pflaster der Strasse gefallen ist, aber nicht die mindeste Beschädigung davongetragen hat. Das feingeschliffene schöne Beil mag eine Prunkwaffe, ein religiöses Symbol oder ein Gegenstand des Aberglaubens gewesen sein.

4. Die Anthropologen-Versammlung in Constanz vom 24. bis 27. Sept. 1877.

Es waren etwa 100 Mitglieder anwesend, meist auswärtige. Dass alle Richtungen der anthropologischen Wissenschaft, die anatomische, die prähistorische, die archäologische, vertreten waren, bezeugen die Namen Desor, Ecker, Fischer, Fraas, Hoffmann, Kollmann, Lucae, Mehlis, Ranke, Schaaffhausen, Schmidt, Virchow, Wankel, Wattenbach, Wurmbrand u. a. Nachdem der Ober-Bürgermeister von Constanz, Herr Winterer, die Versammlung begrüsst hatte und mit den Worten schloss, dass die beste Förderung der prähistorischen Studien die Betheiligung des Volkes an denselben sei und man bestrebt sein müsse, dieselben wie alles Wissen zum Gemeingut Aller zu machen, leitete der Vorsitzende Virchow die Verhandlungen durch einen längeren Vortrag über die Zeit der Höhlenbewohner und die der Pfahlbauten ein, die er als durch eine Kluft von Jahrtausenden von einander getrennt ansieht. Jene sahen den Bodensee noch mit Eis und das umliegende Land mit Gletscherfindlingen bedeckt. Erst die späteren Rennthierjäger, die auch noch in Höhlen leben, kennen das Thongeschirr, aber nicht überall, in der Tayinger Höhle fehlt es. Die Rennthiermenschen waren wie die heutigen Lappen ein Fischer- und Jägervolk. Die Anthropologen gingen nach Belgien, um die Höhlen zu untersuchen, nach Ungarn wegen der Bronzen, sie kommen in die Schweiz wegen der Pfahlbauten. Wie es heute eine deutsche und eine französische Schweiz gibt, so sind schon in vorgeschichtlicher Zeit die Pfahlbauten in der Ost- und West-Schweiz verschieden. In denen des Zeller- und des Bodensees gibt es nur Stein- und Knochengeräthe, keine Bronze, kein Eisen. Statt der Feuersteinbeile des Nordens gibt es hier

solche aus Serpentin, Diorit, Granit und ähnlichen Gesteinen; die Zapfen der durchbohrten Beile beweisen, dass sie hier gefertigt sind. Auch in den baierischen Seen, in den Mooren Würtembergs sind Pfahlbauten entdeckt. Im mittleren Deutschland fehlen sie, weil die Seen fehlen. Im Norden Deutschlands gehen die Pfahlbauten bis nach Livland, aber kein Pfahlbau der nördlichen Gruppe gehört der Steinzeit an, wiewohl hier Steinbeile lange in Gebrauch blieben. In Livengräbern bei Riga sind ausgebohrte Steinzapfen mit Münzen des 12. und 13. Jahrhunderts gefunden. Eine einheitliche Pfahlbaucultur gibt es so wenig, als heute alle Wilden in gleichen Dörfern leben. Virchow macht dann auf die ungemeine Wichtigkeit der in der Thayinger Höhle bei Schaffhausen gefundenen Thierbilder auf Rennthierknochen aufmerksam und hält es, nachdem die Fälschung von zweien derselben nachgewiesen worden ist, für die Pflicht und Aufgabe der Versammlung, die Echtheit der übrigen zu prüfen, indem, diese vorausgesetzt, dann die in archäologischer wie in psychologischer Hinsicht gleich merkwürdige Thatsache vorliege, dass ein rohes Volk, welches keine andere Spur von Cultur hinterlassen, Kunstleistungen geschaffen habe, deren Entwicklung ebenso unerklärt dastehe wie ihr gänzliches Verschwinden. Er hat die Anfertigung von Photographieen der fraglichen Zeichnungen angeordnet und fordert zur Betrachtung der Originale in dem von Leiner, dem Geschäftsführer der Versammlung, so vortrefflich eingerichteten Museum im Rosgarten auf. Hierauf trug Leiner einen poetischen Gruss in formgewandter Sprache vor, der die ganze Vorzeit in Bildern vorüberführte, in denen nach süddeutscher Art auch der Humor nicht fehlte. Nun schilderte der General-Secretär Kollmann die Vereinsthätigkeit im abgelaufenen Jahre, er gedachte der Streitfragen in Betreff des Bronzealters, der kranometrischen Arbeiten, zumal der Monographie Virchow's über den Friesenschädel und seiner, sowie Ranke's Untersuchungen über die Bevölkerung Baierns. Warme Worte des Nachrufs widmete er dem Andenken des um die Gesellschaft so verdienten v. Frantzius. Der Bericht des Schatzmeisters Weissmann weist 1440 Mitglieder auf, der letztjährige Cassenbestand belief sich auf 10,723 M.

Nach Schluss der Sitzung wurde die Rosgarten-Sammlung besichtigt, deren Räume unten reiche Höhlen- und Pfahlbaufunde, auch einiges Römische und Germanische, oben mittelalterliche Merkwürdigkeiten und Naturalien enthält. Dass eines Mannes uneigennützige Thätigkeit seiner Vaterstadt eine solche Sammlung hat schaffen können, fand allgemeinste Anerkennung. Alles drängte sich zu den thayinger Funden. Die Hauptstücke sind ein grasendes Rennthier auf Knochen geritzt und ein kleiner Kopf des Moschus-

ochsen aus Knochen geschnitzt, dann noch einige undeutliche Thierzeichnungen auf Knochen und auf Braunkohle. Nachmittags um 2 Uhr wurde die Sitzung in dem etwas besser erwärmten Theater wieder eröffnet. Zunächst berichtete Fraas über die für die prähistorische Karte eingegangenen Beiträge, die sehr zahlreich sind, so dass deren Zusammenstellung und die Vorarbeiten zur Veröffentlichung demnächst in die Hand genommen werden. Wegen der grossen Menge der einzuzeichnenden Funde wird für die Karte ein Massstab von 1 : 400,000 nothwendig sein. Hierauf legt Schaaffhausen die ersten vier Bogen des im Druck befindlichen Gesammt-Katalogs der anthropologischen Sammlungen Deutschlands vor. Ein Vorwort schildert Geschichte und Zweck des Unternehmens und erläutert die dabei massgebenden Grundsätze. Den Anfang macht das Verzeichniss der bonner Universitäts-Sammlung. Als Fortschritte der Kraniologie bezeichnet er unsere bessere Kenntniss der geschlechtlichen Unterschiede im Schädelbau, die Feststellung der Merkmale niederer Entwicklung, die Berücksichtigung des Schädelgrundes und Kiefergerüstes, die unveränderlicher sind als das Schädelgewölbe. Wenn es uns gelingt, die Stammverwandtschaft der nach Zeit und Raum entferntesten Racen nachzuweisen, so hat die Kraniologie eines ihrer schwierigsten Probleme gelöst. Es lässt sich aber nachweisen, dass die Makrocephalen des Alterthums, die alten Peruaner und die Hunnen und Avaren ein und dasselbe Volk sind. Der Streit über die Horizontale des Schädels wird sofort geschlichtet sein, wenn die Thatsache allgemeine Anerkennung findet, dass jeder Schädel seine eigene Horizontale hat, die mit seinen ganzen Bildungstypus im Zusammenhange steht und ein werthvolles Merkmal desselben ist. Danach stellte Virchow die neuesten Erhebungen in Betreff der Vertheilung der hellen und dunkeln Race in Deutschland zusammen und erläuterte sie an fünf colorirten Karten.

Hierauf findet die Vorstandswahl statt. Zum Vorsitzenden für das folgende Jahr wird Schaaffhausen, als dessen Stellvertreter Virchow und Fraas, als Ort der nächsten Zusammenkunft Kiel gewählt. Kollmann bleibt auf weitere drei Jahre General-Secretär.

Am Dinstag den 25. begann die Sitzung um 9 Uhr im Stadthaussaale. Es waren ausgestellt von Dr. Gross aus Neuveville Pfahlbaufunde aus dem Bieler und Neuchateler See; von H. Frank solche von Schussenried sowie Zeichnungen der hier im Torf aufgefundenen Knüppeldämme, von H. v. Schrödter Grabalterthümer von Costarica, von H. Voigt das Modell des Burgwalls von Radduhn bei Schwedt a. d. O. Dr. Gross bespricht eingehend die wichtigsten seiner Funde, zunächst die zahlreichen Bronzen von Mörigen am Bieler, von Auvernier am Neuchateler See. Ein

Bronzeschwert ist eisenhaltig, Stücke von Armbändern sind zu Rasirmessern zugeschliffen. In die Gussformen sind die Verzierungen eingegraben, zwei Hohlmeissel und ein kleines Räuchergefäss, Trensen für ein kleines Pferd, eine Steinkugel als Form für Thonschalen, ein Nadelkissen aus Thon, Bernsteinperlen und ein goldener Ohrring sind vorhanden, ferner mehrere sehr durchscheinende Nephrite aus Pfahlbauten von Latrigen und Oeseli, die der älteren Steinzeit angehören. Desor spricht über die Nephrite, die ausser Neuseeland nur der Orient liefert. Er theilt die Ansicht nicht, dass sie durch den Handel nach Westeuropa gekommen, weil der Orient doch noch so vieles Andere für den Tauschverkehr biete und dieser sich nicht auf den Nephrit beschränkt haben würde. Es scheine vielmehr, dass die ältesten Einwanderer aus Asien ihre Kostbarkeiten mitgebracht hätten. Bei dieser Annahme ist es nur auffallend, dass bei uns die Nephritbeile nicht in den altgermanischen Gräbern, sondern meist im freien Felde gefunden werden. Virchow hat die in jenen Pfahlbauten der Bronzezeit gefundenen Schädel untersucht, sie sind dolichocephal und gehören keinenfalls einer niederen Race an; bei Sütz fand sich auch eine zur Trinkschale geformte Schädeldecke. Mit dem nun folgenden Vortrage Ecker's über prähistorische Kunst begann die Besprechung der thayinger Funde. Er tadelt das Vorgehen der züricher Antiquarischen Gesellschaft gegen Lindenschmit, der Niemanden persönlich angegriffen, der aber zur Ehre der deutschen Wissenschaft eine von Anderen nicht erkannte schamlose Fälschung aufgedeckt habe. Er legt Thierzeichnungen der Eskimos vor, wie sie solche auf Täfelchen von Treibholz einzuritzen pflegen. Sie haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den der Untersuchung vorliegenden, doch sind sie unvollkommener, zumal in den Umrissen der Thierköpfe. Er findet einen hochentwickelten Kunsttrieb bei einem ganz rohen Volke sehr auffallend, aber nicht unmöglich. Es seien aber auch in Frankreich Dinge ans Licht getreten, die man allgemein für gefälscht halte, wie den behaarten Höhlenbewohner! Er warnt davor, hier durch Abstimmung entscheiden zu wollen. Die Zukunft werde diese Sache aufklären. Dagegen erklärte Fraas, die Sache sei spruchreif, und unbegreiflich bleibe es, dass die Gegner der Echtheit dieser Darstellungen nicht an Ort und Stelle sich eingefunden, ja, bis heute die Funde nicht gesehen hätten. Er legt zwei von Wurmbrand in $^3/_4$ Stunden mit Feuerstein auf frischen und auf gekochten Knochen geritzte Bilder vom Rennthier vor, zum Beweise, dass solche Arbeit möglich sei. Der geschnitzte Kopf des Moschusochsen sei unmöglich gefälscht, denn kein Künstler in Süddeutschland habe wissen können, wie er ausgesehen habe. Messikomer versichert, dass er einige Stücke selbst aus der Höhle

genommen und dass er für die von ihm und die von Merk gefundenen die Echtheit garantiren könne. Graf Wurmbrand bemerkt noch, je härter das Material sei, in das man zeichne, desto besser zeichne man, weil man sich jeden Strich überlege. Nach seinem Versuch erkläre er, die thayinger Zeichnungen seien nicht in alte mürbe, sondern in frische harte Knochen eingeritzt. Die Zeit drängte und einige Redner kamen über diesen Gegenstand nicht mehr zu Wort. Es war desshalb etwas voreilig, wenn die Constanzer Zeitung schon in ihrem Berichte von diesem Tage sagte: „Die Verhandlung endigte mit einem vollständigen Siege der Echtheitspartei und die Rosgartensammlung ist also im Besitze eines Schatzes von dem Virchow sagte, dass er einzig dastehe.“ Es war vortrefflich eingerichtet, dass nun an demselben Nachmittage die Fahrt nach der Thayinger Höhle und nach Schaffhausen statt fand, wo ein anderer Theil der Höhlenfunde aufbewahrt wird. Alle waren zur genauen Besichtigung der Oertlichkeit und zur aufmerksamsten Beobachtung der Fundgegenstände auf das beste vorbereitet. In der Höhle gaben sich Viele ans Graben; unzweifelhaft birgt sie unter einer starken Kalksinterdecke in der schwärzlichen Culturschicht noch manches Alterthum. Merk, der Entdecker der Höhle, gab jede erwünschte Auskunft. Professor Heim hat das weidende Renn gefunden, Schenk den Kopf des bos moschatus, Merk hat den Knochen mit dem Pferde mit eigener Hand aus der Culturschicht herausgezogen. Alle diese Dinge sind mehr vor als in der Höhle und unter dem Gerölle gefunden. Die Zeichnungen auf Braunkohle lagen am mittleren Pfeiler unter dem Kalksinter. Diese ersten Funde haben Niemandem einen Vortheil gebracht. Die von Stamm gefälschten Stücke tauchten erst ein Jahr später auf. Als das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, hätte Mancher noch gern länger sein Glück als Schatzgräber versucht. Schnell wurden einige Erfrischungen in Thayingen genommen, dann ging es weiter mit dem Zuge nach Schaffhausen und zunächst ins Museum, denn jeder wollte das auf Horn geritzte Pferd sehen, sowie den aus einem Geweihstück geschnitzten Rennthierkopf und das schön verzierte Falzbein. Das Pferd gleicht merkwürdiger Weise nicht dem Bilde, das wir uns von dem Höhlenpferde machen, das fossile Pferd glich dem wilden Pferde der Steppe, das thayinger Pferd, auf hohen Beinen stehend und den kleinen Kopf mit zugespitzten Ohren vorstreckend, sieht einem englischen Rennpferde ähnlich, dessen Gestalt nur durch künstliche Züchtung zu Stande kam. Die Lupe ging von Hand zu Hand, man stritt hin und her wie um das trojanische Pferd, bis es dunkel war.

Am Mittwoch Morgen begann Fischer über die Nephrite zu reden, deren Studium für ihn eine Lebensaufgabe geworden ist; er schildert das

natürliche Vorkommen in Sibirien und in Turkestan; aber das Material der bei uns gefundenen Steinbeile stimmt mit keinem der Steine aus bekannten Brüchen überein, und es liegt der Ursprung desselben also noch im Dunkel. Ein mexicanisches Nephritstück stimmt merkwürdiger Weise mit einem aus der Schweiz auch mikroskopisch überein. Nach Beendigung geschäftlicher Angelegenheiten kamen die thayinger Funde noch einmal zur Sprache. Schaaffhausen erinnert daran, dass er bereits vor 9 Jahren seine Zweifel an dem angenommenen Alter der Funde in der Dordogne öffentlich ausgesprochen und, was neuerdings von Andern wiederholt worden sei, für einige derselben den Einfluss classischer Kunst behauptet habe, wobei er an die phönicische Cultur des Mittelmeergestades vor 3- bis 4000 Jahren gedacht habe. Später habe er aber auch die Echtheit der Lartel'schen Platte mit dem Mammuthbilde als verdächtig dargestellt. Eine treue Nachbildung der Natur könne man unter Umständen noch gelten lassen, aber wenn eine Kunstdarstellung eine gewisse Grazie zum Ausdruck bringe, so deute das auf eine verfeinerte Cultur. Was er von Zeichnungen wilder Völker gesammelt, stelle dieselben an die Seite der von unsern Kindern gemachten Kritzeleien. Halbgebildete Völker könnten in Linienornamenten schon Erstaunliches leisten, während die Nachbildung organischer Formen unvollkommen oder phantastisch und grotesk ausfalle. In Bezug auf die thayinger-Funde bekennt er, dass die aufmerksamste Betrachtung mit der Lupe ihm kein Merkmal einer neueren Fälschung ergeben habe. Auch die Wahrhaftigkeit der Finder sei ihm zweifellos, aber das schliesse die Möglichkeit eines schlau ausgeführten Betruges nicht aus. Er halte die Sache keineswegs für spruchreif, man müsse abwarten, ob weitere Funde gemacht würden. Die Echtheit dieser Arbeiten sei möglich, aber dann habe kein rohes Jägervolk sie gemacht. Mehlis führt noch an, dass die Entwicklung der bildenden Kunst nicht mit der Zeichnung beginne, sondern mit der Nachbildung der körperlichen Formen, mit der Plastik. Dr. Joos theilt mit, dass er den geschnitzten Rennthierkopf in der freudenthaler Höhle aus grosser Tiefe genommen, eben so die mit Querstrichen versehene Pfeilspitze und ein mit Rauten verziertes Knochenstück, mit welchem auffallender Weise ein zweites aus der thayinger Höhle übereinstimmt. Er bestätigt, dass wie in der thayinger so in der freudenthaler Höhle Topfscherben nur nahe der Oberfläche vorkommen. Wurmbrand sagt, das schaffhausener Pferd sei ihm verdächtig wegen der Technik und wegen der künstlerischen Auffassung. Versuche müssten entscheiden, ob vielleicht das wachsende Geweih so weich sei, so feine Ritzungen mit einem Feuerstein zu gestatten. Merk theilt mit, dass nur zwei Zoll entfernt von dem Stücke mit dem

Pferd die Stange mit drei Thieren, die aber undeutlich sind, gefunden sei. Er macht darauf aufmerksam, dass nur die gefälschten Thiere von vorn, die übrigen alle von der Seite dargestellt seien. Im Ganzen seien in der thayinger Höhle 30 Ctr. Knochen, 12,000 Feuersteinsplitter, 500 Geräthe ausgegraben worden. Virchow legt noch ein ehrendes Zeugniss für die Glaubwürdigkeit des Hrn. Merk vor, hütete sich aber mit Recht, der Statt gefundenen Verhandlung, bei der Jeder seine Ansicht offen aussprach, irgend einen Abschluss zu geben.

Nach einer Mittheilung von Orth über ausgebreitete Gletscherspuren an dem Muschelkalk der norddeutschen Ebene, der vielfach von Diluvium bedeckt ist, sprach Desor über die Schalensteine. Es sind meist Granitblöcke mit kreisrunden Vertiefungen, die haufenweise zusammenstehen und eine nicht bekannte Bedeutung haben. Troyon hat sie in der Schweiz beschrieben, Simpson in Grossbritannien, Hildebrandt in Skandinavien. Rivett-Carnac fand sie 1870 in Central-Indien und kürzlich, Journ. of the Asiat. S. of Bengal. I, 1877, in Kamaon. In Indien schreibt man sie der vorarischen Bevölkerung zu, dort finden sie sich wie in England auch auf den megalithischen Denkmalen und sind zuweilen mit Linien und Ringen verbunden. Rivett fragt, ob es eine Schrift sei. Ueberall sind sie Gegenstände des Aberglaubens, der Riesen- und Teufelssagen. Schaaffhausen erwähnt einen solchen im Museum zu Gothenburg, Malm hielt die Löcher für natürliche Auswaschungen, was sie so wenig sind wie Wirkung der Gletscher. Man hielt sie auch für Opfersteine; in den Schalen sollte das Blut der Opferthiere sich sammeln, mit dem der Priester das Volk bespritzte, aber man findet verschiedene Seiten der Blöcke damit bedeckt. Jetzt stellte Kollmann die achtjährige mikrocephale Marg. Becker aus Offenbach vor, deren Köpfchen nicht grösser ist als das ihres gesunden einjährigen Brüderchens. Krause legt hierauf den Schädel und das Gehirn eines in Hamburg gestorbenen siebenjährigen Knaben vor, der geistig ganz unentwickelt war. Wiewohl der Schädel durchaus nicht den mikrocephalen Typus zeigt, und das Hirn 900 Gr. wog, sind doch an diesem alle Affenmerkmale vorhanden, wie sie dem Schimpanse zukommen. Am Fusse stand die grosse Zehe im Winkel ab, wie beim Affen. Krause glaubt mit Rücksicht auf diesen Fall, dass die Vogt'sche Theorie doch nicht ganz zu verwerfen sei. Hiermit schloss die Sitzung. Nach rasch eingenommener Mahlzeit bestieg die Gesellschaft den stattlichen Dampfer Greif gegen 3 Uhr zu einer Fahrt über den Bodensee.

Am Donnerstag Morgen waren die Anthropologen und Prähistoriker schon um 8 Uhr zu einer Sitzung vereinigt. Zuerst machte Lucae die

Mittheilung, dass er von mehr als 200 Knaben von 2 bis 12 Jahren den Schädel und die Körpergrösse gemessen und diese Messungen jedes Jahr wiederholen werde, um über das Wachsthum des Schädels sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Bis jetzt habe nur Schaaffhausen Beobachtungen dieser Art angestellt. Schaaffhausen berichtet dann über prähistorische Funde in Rheinland und Westfalen, zunächst über die in der Höhle von Steeten an der Lahn gefundenen Menschenreste und bearbeiteten Mammuthknochen. Ein Greisenschädel mit kurzer und grader Stirn von schmaler und langer Form mit vorspringenden Scheitelhöckern stimmt mit einem bei Höchst gefundenen überein, bei dem die senile Atrophie die Scheitelbeine sogar durchlöchert hat. Also damals erreichten die Menschen auch ein hohes Alter. Die mit sich kreuzenden Linien verzierten Elfenbeinstücke, so wie ein 40 cm. langes Knochenschwert, wahrscheinlich aus Mammuthknochen, setzen voraus, dass Zahn und Knochen damals, als man sie bearbeitete, hart und fest waren, nicht mürbe wie heute, beweisen aber noch nicht die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammuth. Die fortgesetzten Arbeiten in der Martinshöhle ergaben, dass an ungestörten Stellen die groben Topfscherben nur den oberen Schichten angehören, sie fehlen, wo in 4—6 Fuss Tiefe von Menschen aufgeschlagene und dann gerollte Knochen mit Feuersteinmessern sich finden. Menschenreste unter einem 4 Fuss hohen Stalagmitkegel haben kein höheres Alter. Vom Rennthier sind nur Spuren gefunden, verwitterte Mammuthknochen kommen nur in den tiefsten Schichten vor. Ein fein polirtes Knochenstäbchen, ein Stück Harpune, ein natürliches mit Ocker gefülltes Farbentöpfchen und einige Bronzeringe werden vorgezeigt. Er spricht dann über die Funde am Oberwörth bei Coblenz, die eigenthümlichen spindelförmigen Mühlsteine und den Ihrer Majestät der Kaiserin überreichten goldenen Armring, von dem er einen Abguss vorlegt, wobei er die fortschreitende Technik in der Verfertigung der Stein- und Bronzegeräthe, so wie auch der Goldarbeit schildert. Das prachtvolle, im Bette der Erft gefundene grosse Steinbeil erregt schon in der Nachbildung Aufsehen, Desor vermuthet, dass es Fibrolith sei. Die vorgelegten Bronzecelte geben ihm Veranlassung, über ihre Verwendung als Zahlmittel zu reden, und an einen bei Stolberg in der Nähe römischer Alterthümer gefundenen Lederschuh knüpft er eine Darstellung der Geschichte der menschlichen Fussbekleidung. Kollmann schildert Langschädel aus baierischen Gräbern, in denen er die grossen blonden Germanen des Tacitus wiedererkennt, während die Skelette der Brachycephalen kleiner sind; die brünetten Leute Süddeutschlands sind wohl dieser Race beizuzählen. Aber auch mesocephale Schädel mit einem Index von 76,5, welche

Ranke der urbaierischen Bevölkerung zuweisen möchte, machen ihm den Eindruck eines besonderen Typus und nicht einer Mischform. Sie finden sich noch heute in der lebenden Bevölkerung. **Ranke** vergleicht die oberbaierische Landbevölkerung an der Südgrenze Deutschlands mit der von **Virchow** untersuchten friesischen der deutschen Nordküste. Die Friesen sind schmalnasig, leptorrhin, die Altbaiern mesorrhin. Virchow legt lettische Schädel vor; er theilt nicht die Ansicht Lissauer's, dass eine lange hier vorkommende Schädelform fränkisch sei, eine dabei sich findende Zierath ist specifisch slawisch. Graf Wurmbrand theilt hierauf mit, dass man beim Hüttenberger Eisenwerke im alten Noricum nicht nur einen römischen Gebläseofen, sondern auch zwei einfache Schmelzgruben der vorrömischen Zeit entdeckt habe, die 4' breit, 3' tief und 8'' stark mit Lehm ausgeschlagen waren. Mit Hülfe der Direction hat er Versuche angestellt, die Technik der Alten nachzuahmen. Durch Schichtung von Kohlen und Erz in ähnlich hergestellten Gruben gelang es in 26 Stunden ein reines Schmiedeeisen auszuschmelzen; durch Eintauchen des glühenden Eisens in Hornspäne und Härten in Wasser wurde auch Stahl erzeugt. Mit General Uchatius stellte Wurmbrand eine Bronze her, die der alten ähnlich ist; mit ihr wurden nach alten Mustern Schwerter und Lanzenspitzen gegossen, die er vorzeigt. An den Gussnäthen bleibt die Verzierung aus, wo sie sich findet, muss sie mit eisernen Werkzeugen nachgravirt sein. Das Eisen muss länger bekannt sein als die Bronze, weil es leichter ist, ein einziges an Ort und Selle vorkommendes Metall auszuschmelzen, als deren zwei zu vermischen, von denen eins bei uns nicht vorkommt. In Etrurien lagen Kupfer und Zinn für eine frühe Entwicklung der Bronze-Industrie nahe zusammen. Zu manchen Geräthen wurde die Bronze geschmiedet. Virchow spricht über Pfahlbauten in Ostpreussen, die hier einer neuern, der slawolettischen Zeit angehören. Zuweilen findet man im Grunde eines Burgwalles wirkliche Pfahlbauten. Dann schildert er Livengräber bei Mitau; die Grabfunde aus Bronze und Eisen haben denselben Typus wie im preussischen Samlande, sie gehen bis ins 8. Jahrhundert zurück. Es finden sich kufische Münzen, aber auch eine aus dem 16. Jahrhundert. Die Kaurismuschel kommt als Halsschmuck vor; auch in den reichen Schmucksachen, den Ketten und mit Bronzefäden durchwirkten Geweben macht sich orientalischer Einfluss bemerklich. Die Annahme griechischen Verkehrs an diesen Küsten ist nicht mehr haltbar. Auf zwei Tafeln waren mancherlei Knochengeräthe, durchbohrte Zähne und dergleichen ausgelegt, die von einer alten Niederlassung herrührten, 120 dort gefundene Unterkiefer bezeugen, dass sie dem Biberfange oblag. Fraas beschreibt hierauf den schussenrieder Pfahlbau,

der ein aus horizontal übereinandergelegten Flössen bestehender Knüppelbau ist, der auf dem Torfe liegt; es sind über 600 Quadratmeter ausgegraben. Auf den Pfählen liegt ein dünner Lehmschlag, darüber Kies, Kohlen, verbrannte Thier- und Menschenknochen, und ringsumher sind Töpfchen und kleine Geschirre gestellt mit Himbeeren, Weizen und Haselnüssen. Es liegen drei bis fünf Knüppellagen übereinander; die Knochen sind von Hausthieren, nur einer vom Wisent. Es fehlen die Speisereste einer sesshaften Bevölkerung. Diese Anlagen sind keine Wohnstätten, sondern Cultusstätten. Fraas hat dieselben Dinge auf sieben Gipfeln der schwäbischen Alb und auf dem Hohenstaufen entdeckt, und an solche Gipfel knüpfen sich Hexensagen wie an den Brocken. Auf Antrag Lucae's wird dann noch Dr. H. Schliemann wegen seiner Verdienste um die Archäologie zum Ehrenmitgliede der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ernannt, und hierauf schliesst der Vorsitzende mit einem Dank an das Localcomité wie an die Städte Constanz, Ueberlingen und Schaffhausen die Versammlung. Nachmittags fuhren etwa 20 Mitglieder noch über Romanshorn und Frauenfeld nach Niederwyl, wo Messikomer mit seinen Leuten einen Pfahlbau blosslegte. In Frauenfeld wurde die kleine, aber bemerkenswerthe Sammlung prähistorischer und römischer Alterthümer besehen, die letztern kommen meist von Eschenz. Der Pfahlbau, der in einem abgelassenen Torfried zum Vorschein kam, ist wie der bei Schussenried ein Knüppelbau. Der Spaten schneidet diese Hölzer, die zuweilen in acht Lagen übereinander liegen, wie Butter. Alle suchten in dem schwarzen Moder und waren glücklich, wohl erhaltene Pflanzenblätter, Haselnüsse, Pflanzensamen, Topfscherben oder Feuersteinmesser zu finden. Die Dämmerung und die Kälte trieben zum Aufbruch. Die Wagen brachten die Gesellschaft nach Frauenfeld zurück, wo die Vereine der Stadt dieselbe in zuvorkommender und glänzender Weise bewirtheten. Die letzte Stunde flog rasch dahin. Ernste Reden und herzliche Abschiedsworte wurden gewechselt. Dann eilten Alle, von dem Erlebten aufs vielseitigste angeregt und befriedigt, mit dem letzten Zuge nach Ost oder West der Heimath zu. Schaaffhausen.

5. Das Grabhügelfeld bei Eisenberg[1]). Im Allgemeinen ist in Deutschland wohl keine Gegend so reich an Erinnerungen der Vergangenheit, wie das Rheinthal, und hier besonders wieder die Gegenden, welche die natürlichen Verbindungsstrassen zwischen dem Osten und dem Westen, der alten Germania Magna und der Gallia Transalpina, bilden. Die Landschaft zwischen Hundsrück im Norden und dem Vogesenpass bei Zabern liefert einen eben solchen Reichthum an

1) Vgl. Misc. 23 im vorigen Jahrbuch.

Funden aus Römer- und Frankenzeit, wie aus vorgeschichtlicher Periode. Wohl eines der grossartigsten Grabfelder aus ältester Periode erstreckt sich vom südlichen Fusse des von der Sage umwehten Donnersberges, dem heiligen Sitze Donar's, längs der Eis = Isa (= Eisenbach?) an der uralten Gallierstrasse, die einst von Worms = Borletomagus nach Metz = Divodurum führte. Die westliche Fortsetzung bilden die Grabhügelgruppen am Enkenbach, Alsenborn, an der Jägersburg und besonders am Rodenbach, wo die Riesengräber den prachtvollsten germanischen Goldschmuck entdecken liessen, den Deutschland bis jetzt kennt. Südlich der Eis, im Stumpfwalde, aus dem die umliegenden neun Gemeinden ihren Holz- und Streubedarf beziehen, liegen die mächtigen Tumuli in Gruppen beieinander. Ueber eine Stunde Weges, in der Breite die Hälfte, dehnt sich auf erhabenen Plateaux das Leichenfeld aus, das die Todten der Vorzeit unter Steingemüllen und Sandmassen birgt. Eine alte Strasse, die von Wattenheim nach Ramsen (= Ramesum, scil. nemus) durch den Hochwald führt, theilt das Gräberfeld in zwei Gruppen, eine östliche und eine westliche. Zwischen den Hügeln der östlichen Gruppe liegen gewaltige Schlackenhaufen, welche Reste eines primitiven Eisenschmelzprocesses bergen, wie er auch in der Schweiz und im Jura in der Vorzeit üblich war. Die Grabhügel müssen älter oder jünger sein, als die Schlackenhaufen, die gewöhnlich 400 Wagenladungen Eisenmaterial enthalten. Nach den bisherigen Funden sind die östlichen Grabhügel älter als die Eisenschlackenhaufen. Ein mit vieler Mühe im Ostfelde ausgegrabener Tumulus ergab unter einer dicken Steinlage von Bruchsandsteinen die Reste des Leichnams, liegend in der Richtung von West nach Ost. Es waren noch erhalten die Fingerknochen und Theile vom Rückgrath so wie vom Becken, aber nur dadurch, dass Bronze-Objecte ihr Metall der Knochensubstanz imprägnirten. Von Bronzen fanden sich zwei starke Armringe, ein Halsring mit eigenartiger Schleife, ein Theil eines Brustpanzers und, das seltenste, ein Ledergürtel in Fragmenten, gestickt mit Bronzeperlen. Ausserdem ergab der Hügel starke Reste einer rohen Urne. Der Hügel hatte 40 Meter Umfang, 13 Meter Durchmesser, 1½ Meter Höhe. Ein zweiter, noch gewaltigerer mit Steinmüllung ergab ein ähnliches Resultat; die grössten der Art haben an 100 Meter Umfang und bilden ein wahres Felsenmeer bei einer Höhe von etwa 4 Meter; sie werden noch heisse Arbeit kosten. Die westliche Gruppe besteht aus Sandsteinanhäufungen, die runde Hügel von 40 bis 60 Meter Durchmesser bilden. Ein zuerst untersuchter ergab nichts als ein gebogenes Eisenschwert von ½ Meter Länge mit bronzenem Griffbeschlag. Vielleicht ein Kenotaphion zur Erinnerung an einen fern Gestorbenen? Ein zweiter ent-

hält nach Westen zwei viereckige Plattensetzungen. In der ersten lag eine hübsche verzierte Urne von 18 Centimeter Höhe, daneben eine Fibel aus Bronze, mit Koralle und echter Perle geziert. In der zweiten befand sich eine rohere Urne und dabei ein gebogener Knöchelring aus Bronze. Nach Norden lagen Scherbenreste und Kohlen — vom Leichenmahle?

Die von der königlichen Regierung der Pfalz genehmigte und unterstützte fernere Untersuchung des Gräberfeldes, die vorzugsweise in den Monat August fallen wird, darf die Aufmerksamkeit der deutschen Forscher auf sich lenken. Die beiden Arten der Gräber unterscheiden sich — wie es scheint — durch Bestattung und Beigaben, Gefässe und Grabbau zu sehr, als dass wir sie einer Periode zuschreiben könnten. Die eine, die östlichere Gruppe, stimmt in ihren Funden mit denen aus der Saargegend überein, die andere, westlichere, mit denen vom Taunus, dem Hundsrück, dem Hagenauer Forst. Ob die zwei Arten von Gräbern zwei verschiedene Völker repräsentiren? — Die Zukunft wird diese für die Ethnologie wichtige Frage lösen. Köln. Zeitung. M.

6. Emmerich. Zwischen der Chaussée und Eisenbahn von Emmerich nach Rees auf der mit Flur II, No. 388/259 catastrirten Parcelle des Kaufm. Büdding wurden 2' unter der Erdoberfläche interessante germanische Urnen mit Asche und Knochenresten und 2 gedrehten Bronze-Ringen gefunden. W.

7. Münzfund in Hillscheid. Um Mitte Februar d. J. fand man in dem 5 Kilometer von hier entfernten Dorfe Hillscheid auf einem Terain in der Nähe des Waldes, beim Auswerfen eines Loches, das zum Pflanzen eines Baumes bestimmt war, 1 Fuss tief, einen zuckerhutartig geformten, sehr hart gebrannten braunen irdenen Topf von 23 cm Höhe, in welchem sich 330 Stück durchgehends gut erhaltener Silbermünzen des 12.—13. Jahrhunderts befanden. Es waren sämmtlich Denare und Sterlinge, von folgenden Fürsten geschlagen: Dietrich der Zweite, Graf zu Wied, Erzbischof von Trier, 1212—1242, 67 Stück; Heinrich der Erste, von Molenark Erzbischof von Cöln 1225—1235, 70 Stück; Bertram 1180—1211 und Conrad 1211—1224, Bischöfe von Metz, 31 Stück; König Johann von England 1199—1216, 3 Stück, und König Heinrich II. von England, 1154—1189, oder König Heinrich III. von England, 1216—1272, 156 Stück; im Ganzen 327 Stück. Die Münzen (Sterlinge) der beiden letzten Könige lassen sich schwer von einander sondern, da diejenigen aus der ersten Regierungszeit König Heinrich III. die Bezeichnung Rex III. nicht tragen und die Münzen Heinrich II. ganz gleich gebildet sind. Als Münzprägestätten auf diesen engl. Münzen finden sich: London, Winchester, York, Oxford, Norfolk, Durham, Canterbury, Dublin u. a. mit verschiedenen Münz-

meistern angegeben. Im Anfang August d. J. wurden an derselben Stelle, lose im Boden zerstreut nochmals 20 Stücke dergleichen und zwar 10 Stück engl., 3 Stück kölner, 7 Stück trierer aufgefunden. Da die beiden engl. Münzen in der damaligen Zeit ein hier beliebtes Zahlungsmittel waren, berechtigt die Annahme einer grossen Handelsverbindung, welche die hiesige Umgegend derzeit mit dem Auslande unterhielt.

Die beiden Funde sind käuflich in meinen Besitz übergegangen.

Ehrenbreitstein. C. J. Schwickerath.

8. Hirzenach. Zur Geschichte der Frühgothik am Mittelrhein ist die Kirche zu Hirzenach am Rhein (unterhalb St. Goar, linkes Ufer) von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Leider liegen bis jetzt zutreffende Anhaltspunkte über die Zeit ihrer Erbauung und namentlich des in erster Linie hier in Frage kommenden Chores nicht vor; denn die von Lotz mitgetheilte Jahreszahl 1110 wird von demselben mit vollem Recht bezüglich des jetzigen Baues in Frage gestellt. Soviel ist jedoch gewiss, dass der Chorbau als einer der interessantesten Beiträge zur Entwickelung der Gothik betrachtet werden muss. Was dem Bau besonderen Werth verleiht ist die Eigenart seiner Architektur; nicht wie z. B. die Burgkapelle zu Iben [1]) steht derselbe fremd und zusammenhanglos in seinem Architekturgebiete, sondern er schliesst sich in einer gerade bei den frühgothischen Denkmalen seltenen Weise den Bauten der vorausgehenden Richtung an; er trägt in nicht zu verkennender Weise den Stempel der kölnisch-romanischen Schule an sich. Es zeigt sich dies ebensowohl in der Anordnung der Innenarchitektur, wo unter den Fensterbänken Doppelnischen mit gedrungenen Rundsäulen die Wandfläche beleben, wie auch in der eigenthümlichen Kapitellform, die hochgezogen, in noch befangener Weise an dem Knospenkapitell der letzten romanischen Entwickelung festhält; endlich beweist das häufige Unterbinden der Rundstäbe durch Wulste die tiefgewurzelten Anschauungen der älteren Richtung. Redtenbacher, Beiträge Taf. 18 weist auf die Eigenart der Hirzenacher Chorfenster hin und theilt mit mir die Anschauung, dass darin ein Anlehnen an den Rheinischen Uebergangsstyl zu erkennen sei. Im Einzelnen ist die Ausführung des Stabwerks in den Fenstern sehr eigenartig, indem die Säulchen der Mittelpfosten aus einzelnen freigearbeiteten Stücken bestehen, die mit dem Pfosten durch Bindersteine mit Ringprofilen verbunden sind. Im Innern ist dagegen der Rundstab ebenso wie an den Gewänden und der Masswerkfüllung mit der Profilirung im Zusammenhang. Die Streben am Aeussern sind von

1) Siehe S. 82.

höchster Schlichtheit. Da Aufnahmen hier nicht zur Seite stehen, so mögen sonstige Eigenheiten besser unerörtert bleiben. Wichtig dagegen wäre eine eingehende Untersuchung und Aufnahme des ganzen Baues. Die neuerdings vorgenommene Uebertünchung liess eine Prüfung der structiven Eigenthümlichkeiten nicht zu, weswegen ich mich auf diese Hinweise beschränke.

Jedenfalls beweist der Bau, dass die Gothik ausser den westlichen Wegen auch auf der grossen Strasse entlang des Rheines ihren Weg nach Mitteldeutschland gefunden hat. Beachtenswerth ist indess, dass die über Köln kommende Gothik dorten eine entschieden lokale Färbung trägt, während die auf der westlichen Strasse entstandenen Denkmale, wie gerade das schon genannte Iben, ganz entschieden und unvermittelt die Richtung der französischen Schule in Erfindung wie in Ausbildung der Einzelheiten an sich tragen. Der Meister des Hirzenacher Baues hat die gothischen Formen, wo immer er zuerst ihnen mag begegnet sein, in sich aufgenommen und dieselben mit seinen älteren Schulgewohnheiten so verschmolzen, dass er über den jüngeren Errungenschaften seine heimischen Ueberlieferungen nicht auf die Seite gestellt hat. Hirzenach ist kölnisch-rheinische Frühgothik, deutsch in dem Sinne, dass das Metall des neuen westlichen Werthes erst umgeschmolzen ward, ehe es an die rheinische Völkerstrasse gebracht wurde. In dieser Hinsicht verdient Hirzenach besondere Beachtung und eine wohlverdiente Stelle in der Geschichte der rheinischen Architektur des Mittelalters.

Mainz. Friedrich Schneider.

9. Kirn. Durch die freundliche Mittheilung des Herrn Prof. Freudenberg, welchem von der Hand des Herrn Dr. Butry über die Aufdeckung einer römischen Gräberstätte bei Kirn a. d. Nahe im Laufe des Mai d. J. ein kurzer Bericht zugegangen war, veranlasst, habe ich den Kirner Gräberfund in Begleitung des Herrn Dr. Butry bei dem Besitzer desselben, Herrn Wilhelm Simon, mir angesehen und auch die Gräberstätte besucht. Dieselbe liegt 1 Kilometer von Kirn entfernt nach dem Hellberg zu links von der Chaussée in dem sog. Präsenzacker. Die Gräber befinden sich in einer Tiefe von 7—10 Fuss, die sich durch das allmähliche Herabrutschen der Erde von dem Berge, an dessen Fuss die Stätte liegt, in diesem Grade gebildet hat. Es sind im Ganzen jetzt 6 sog. Todtenkisten aus grauem Sandstein von verschiedener Grösse, ähnlich den bei Oberhausen entdeckten und von Prof. Freudenberg in den Bonner Jahrbb. XXIII, 183 beschriebenen, ausgegraben worden. Dieselben haben theils Quadratform, theils die Form eines kurzen Rechtecks. Alle sind mit Deckeln aus demselben Steine versehen; einer derselben ist dachförmig

gestaltet. In allen diesen Steinkisten lagen nur Knochenreste von verbrannten Menschenleichen. Solche viereckige Steinbehälter sind auch in den von mir beschriebenen Römergräbern bei Kreuznach ausgegraben worden; doch enthielten diese ausser den Knochen noch andere Gegenstände (Bonner Jahrbb. XXI, 14 u. 15). Weiter wurden in der Kirner Gräberstätte römische Urnen von grauer geschlämmter Erde mit Kranzverzierung, Urnen sowohl von Erwachsenen wie von kleinen und ganz kleinen Kindern und natürlich auch ein- und zweihenkelige weitbauchige Krüge von gebrannter Erde mit kleinem Boden und kleiner Halsöffnung (sog. Thränenkrüge), wie sie so häufig als Umstellung von Urnen vorkommen, gefunden. Diese Krüge haben sicherlich ursprünglich den Wein und die Milch enthalten, die bei den Beerdigungen verbraucht wurden, indem ja die glühende Asche mit Wein gelöscht und die gesammelten verkohlten Gebeine wieder mit Wein und Milch besprengt und dann getrocknet wurden. Die Krüge mussten natürlich als den Manen der Verstorbenen geweiht mit beigesetzt werden. Die in der Kirner Gräberstätte gefundenen Krüge haben alle eine weissgelbe oder weissrothe Farbe (»Fleischfarben« sagte Herr Dr. Butry), während die Urnen alle von mehr oder weniger dunkelgrauer Farbe sind. Auch ein zur Verhinderung des leichten Ausgleitens aus der Hand in der Mitte etwas eingebauchtes Oelgefäss von grauer Erde sowie ein anderes ähnliches, aber nicht ausgebauchtes Gefäss, das, wie Herr Dr. Butry und Herr Simon meinten, sich jetzt noch fett anfühlt, liegen vollständig erhalten vor. Bekanntlich wurde bei Verbrennung von Speisen auch Oel in die Flamme gegossen. Ebenso hat Herr Simon noch ganz gebliebene Becher von grauer Erde und ein Trink- oder Salbengefäss von terra sigillata mit dem Fabrikantennamen auf dem Boden, den ich jedoch nicht lesen konnte, gerettet. Ein Gefäss von hellblau-grauer Erde, das einen schmalen Boden hat, aber nach oben stark ausgebaucht ist und eine weite Oeffnung zeigt, trägt inwendig auf dem Boden die eingeprägte Inschrift HELIO(fficina). Ein Teller von terra sigillata, der am Rande ein Stück verloren hat, hat den Fabrikantennamen PATRICIM (= Patrici manu). Ferner bewahrt Herr Simon noch eine kugelrunde Bulla von gebackener Erde mit einem Loche in der Mitte zum Anhängen derselben. Sodann wurde der untere Theil eines kleinen länglichen Salbengefässes von Glas und der Rest eines andern Salbenfläschchens von Glas, der mit dem Reste eines Bronzegefässes zusammengeschmolzen war, gefunden. Ohne Zweifel waren ursprünglich wohlriechende Essenzen in denselben, die mit den Gläschen auf den Scheiterhaufen gelegt wurden. Auch Bruchstücke von 2 Fibeln von Bronze und verschiedene Bronzereste, die ursprünglich zum Pferdegeschirr

gehört zu haben scheinen, und anderes geschmolzenes Glas und geschmolzene Bronzereste wurden gefunden. Von einer Bronzeschelle, die bei den geschmolzenen Bronzegegenständen gelegen, fehlt nur der Klöpfel. Ein anderes kleines schalenartiges Gefäss von Bronze, dem leider die Arbeiter alle aerugo nobilis genommen, sieht fast aus wie eine Pferdephalera. Dann liegen noch zwei kleinere flache Tellerchen von Bronzeblech vor, die ganz aufeinander passen und nach der Angabe des Herrn Simon ursprünglich durch ein von den Arbeitern zerstörtes Scharnier mit einander verbunden waren. Ueber den ursprünglichen Zweck dieses Gefässes kann ich mir keine Vorstellung machen. Von Eisen sind zwei Pfeile und ein Beil gefunden worden, das jedoch nicht zum Hauen, sondern zum Stossen oder Werfen gebraucht wurde, indem die länglichte runde Oeffnung für den Stiel oder Schaft sich nicht hinten vertical durch den Stumpftheil, sondern hinten auf der einen Längsseite horizontal hinzieht, also eine securis missilis ist, wie solche auch in den Römergräbern bei Kreuznach gefunden worden sind, bei denen jedoch das hintere Ende nicht auf der Längsseite diese Oeffnung hat, sondern spitz ausläuft, so dass ursprünglich diese Spitze in dem hölzernen Stiele oder Schaft steckte und durch einen Ring, der sich bei dem einen Instrumente noch an seiner Stelle fand, festgehalten wurde. Sehr zu bedauern ist, dass nach der Angabe des Herrn Simon nur etwa noch der vierte Theil von den aufgedeckten Gefässen vorhanden ist, indem gegen $^3/_4$ durch unvorsichtiges Graben und Herausnehmen zerbrochen wurden.

Von ganz besonderem Interesse aber sind noch die Thongefässe, die ich als nichtrömische bis jetzt noch nicht besprochen habe und von denen Herr Dr. Butry meinte, dass sie nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet worden seien. Dieselben sind wirklich gebrannt, aber keine römischen, sondern celtische Gefässe und zwar celtische Urnen. Die Urnen für Erwachsene sind grösser als die Römerurnen. Die zweitgrösste hat im Boden einen Durchmesser von 14 cm, in der Oeffnung eine solche von 16 cm und beträgt der weiteste Bauchumfang 71 cm. Von der allergrössten fehlt leider der obere Theil, der weiteste Bauchumfang beträgt 94 cm. Ausserdem fand sich noch eine nicht, wie sonst die Urnen, gestaltete, sondern lang gezogene mehr schmalbauchige keltische Urne von Thon, die leider in mehrere Stücke gebrochen ist, die aber Herr Simon auf meinen Rath wieder zusammensetzen lässt. Diese viel roher, als die römische, gearbeiteten und aus viel roherer Erde gebrannten Celtenurnen weisen auf das Bestimmteste darauf hin, dass die Ansiedelung bei Kirn eine celtisch-römische, ursprünglich wohl celtische war, die in der Römerzeit auch ihre römischen Bewohner bekam. Gegen eine germanisch-römische

Ansiedelung sprechen offenbar die gefundenen 6 Steinkisten, indem solche Steinkisten nie in deutschen Gräbern vorkommen. Auch sehen die germanischen Urnen anders aus als diese celtischen. Auf eine feste Ansiedelung weisen mit Sicherheit die Kinderurnen hin. Es bestand also hier eine ähnliche Ansiedelung wie bei Oberhausen, wo ja auch Römisches und Celtisches sich vermischt fand, wie Prof. Freudenberg in den Bonner Jahrbb. XXIII, 183 hervorgehoben hat. Die grössere Feinheit der Römerurnen und der Gefässe von terra sigillata und die graue Farbe der römischen Urnen scheint auf die vorconstantinische Zeit hinzuweisen, indem wenigstens in den bei Kreuznach aufgedeckten Gräbern die Urnen der spätern Zeit aus rauher weisslicher oder rother Thonerde, dagegen die der frühern Jahrhunderte von grauer feiner geschlämmter Erde verfertigt waren. Mir scheinen die Römerurnen auf die Zeit der Antonine hinzuweisen. Auch dürfte der Umstand, dass noch echte celtische Urnen an dieser Gräberstätte sich finden, darauf hindeuten, dass diese Gräberstätte noch in der frühern Zeit der Römerherrschaft in unserer Gegend angelegt wurde, indem in der spätern Zeit das celtische, zumal das rohere celtische Wesen durch römische Cultur verdrängt war. Eine kurze Strecke von der Stätte, wo diese Anticaglien gefunden wurden und zwar nach Kirn zu fand sich auch in der Tiefe von 5 und mehr Fuss fettes, verbranntes Tannenholz mit Scherben vermischt und ist hier vielleicht die Verbrennungsstätte (ustrina oder ustrinum) gewesen, indem ja die Scheiterhaufen von Tannenholz errichtet zu werden pflegten.

Diese celtische Niederlassung bei Kirn dürfte wie auch die bei Oberhausen und an all den vielen Stätten des Hunsrückens und der Abdachung desselben, wie z. B. bei Hennweiler, wo sich noch Hünengräber finden, gewiss schon vor der Römerzeit bestanden haben und später vermischten sich auch römische Elemente mit derselben. Auch möchte diese alte Ansiedelung mehr in der Nähe der Gräberstätte gelegen haben und scheinen später nach der Erbauung der Kyrburg die Bewohner die Nahe weiter herauf unter dem Schutze dieser Burg ihre Wohnstätte genommen zu haben.

Was die Seitenwege, welche zur Römerzeit den Hunsrücken mit dem Nahethal in Verbindung setzten, betrifft, so hat die noch vorliegenden gewissen Spuren bereits Oberst-Lieutenant Schmidt verfolgt und kenne ich auch bloss die von ihm untersuchte Römerstrasse, welche bei Dörrebach von der nach Bingen führenden Hauptstrasse abging und nach dem Kastell bei Kreuznach führte. Allein diese vielen celtischen Ansiedelungen auf dem Hunsrücken und den Abdachungen desselben waren sicherlich auch nicht ohne Verbindungswege, wenn dieselben auch nicht künstlich angelegt

und manchmal herzlich schlecht gewesen sein mögen. Als ich noch in Kirchberg wohnte, zog jener auffallende, aus der Ferne wie ein Thurm aussehende, aus der Walduug hervorragende Fels auf dem Kamme des Soonwaldes, an dem man vorbeikommt, wenn man von Kirchberg aus den nächsten und geradesten Weg nach Kirn über Dickenschied, Rohrbach, Hennweiler und Oberhausen einschlägt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe mir immer gesagt: sollte nicht dieser weit sichtbare Felsen (gewöhnlich der »hohe Stein« oder der »dicke Stein« genannt) von den ältesten Bewohnern, die der Jagd wegen überall hinstreiften, oft besucht und in der Nähe angesehen worden sein? Ja es ist höchst wahrscheinlich, dass ein wenn auch schlecht angelegter Vicinalweg von dem ursprünglich celtischen Dumnissus (Denzen-Kirchberg) in gerader Richtung durch die Gemarkung von Dickenschied, in dessen Nähe an dem Wege nach Gemünden jetzt noch hohe Hünengräber liegen, dann von Rohrbach an diesem auffallenden Felsen vorbei an der jetzigen Strassenstelle durch die Gemarkungen von Hennweiler und Oberhausen, wo ja auch Ansiedelungen bestanden, nach der Ansiedelung von Kirn geführt habe; denn sicherlich werden alle diese celtischen und später celtisch-römischen Ansiedelungen nicht ohne irgend welche Verbindungswege gewesen sein. Namentlich mag zur Römerzeit noch für Verbesserung solcher Vicinalwege gesorgt worden sein, wenn auch keine kunstgerecht angelegte Heerstrasse hier bestand. — Nächstes Frühjahr will Herr Simon weiter graben lassen und mir Mittheilung machen, wenn sich weitere Anticaglien finden. Nachträglich wurde auf derselben Stelle noch eine stark oxydirte Münze des Augustus gefunden, Avers: CAES · PONT · MAX · und Revers: ROM · ET · AVG und der Altar von Lyon.

Roxheim bei Kreuznach. Ph. Heep, Pfarrer.

10. Die historische Ausstellung von Friesland in Leeuwarden.

Dieses von der friesischen Gesellschaft für Geschichte, Sprache und Alterthumskunde in diesem Sommer ins Leben gerufene Unternehmen hat ein so günstiges financielles Ergebniss geliefert, dass die Ausstellung über die vorher bestimmte Frist auch während des Monats September noch fortdauerte. Sie war auch zu Ehren des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft ins Werk gesetzt mit der Absicht, aus dem erzielten Gewinne dem Lande ein dauerndes friesisches Museum zu schaffen. Der Freund deutscher Geschichte und deutschen Lebens richtet mit Vorliebe den Blick gerade auf das holländische Westfriesland, den alten Wohnsitz des Friesenstammes, der zwischen Rhein und Ems und Nordsee angesiedelt war, weil er deutsche Art länger unverfälscht bewahrt hat als irgend ein anderer Germanen-

stamm. Wir Rheinländer mögen einigen Stolz dabei empfinden, dass, wie die Quellen unseres herrlichen Stromes das freie Schweizervolk umwohnt, so an seinen Mündungen der freiheitliebende und thatkräftige Stamm der Friesen deutsches Land von je her vor feindlichem Einfall wie vor der Meeresfluth geschützt hat. Nur wenige Jahre trugen die Friesen das Römerjoch, Karl der Grosse musste ihre alten Rechte anerkennen, die für die Geschichte der deutschen Rechtsentwicklung, wie C. v. Richthofen zeigte, die wichtigsten Denkmäler sind. Die Römer konnten dem armen Lande nur einen Tribut in Thierhäuten auferlegen, der so drückend war, dass er sie zum Aufruhr trieb. Heute ist das kleine Land so reich wie kaum ein anderes von gleichem Umfang, und sein Wohlstand wächst mit jedem Jahr. In der Hauptstadt Leeuwarden wie in der Hafenstadt Harlingen erfährt der Reisende nichts von jenem Fall der Gründer, nichts von jenem schweren Druck, der überall sonst auf den Geschäften lastet. Mit ungeschwächtem Fleisse, mit der dem Stamme eigenen zähen Ausdauer und Sparsamkeit werden die Schätze der Natur gesammelt und in Gold verwandelt. Im Jahre 1748 hatte Friesland 135,000 Einwohner, 1859 war diese Zahl verdoppelt, die Zählung von 1864 ergab 282,000, 1877 zählte man 317,000. Es ist der zunehmende Reichthum des Landvolks, der aus den einfachen Ohreisen der früheren Jahrhunderte den goldenen Reif und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts die goldenen oder silbernen Scheiben gemacht hat, die jetzt bei den friesischen Frauen den ganzen Hinterkopf wie mit einem Helm bedecken. Selten mögen deutsche Adelsgeschlechter einen so alten Stammbaum aufweisen können wie die Herren van Cammenga, die ihren Namen von einem Gute führen, welches Ludwig der Fromme einem Ritter Reynold schenkte. Wie die friesische Sprache am meisten von allen niederdeutschen Mundarten dem Englischen gleicht, so erinnert auch manches Andere an diese Stammverwandtschaft, zumal die Pflege der Pferde- und Rinderzucht. Die grösste That der Friesländer bleibt aber immer ihr siegreicher Kampf gegen den Wogendrang des Meeres. In der Ausstellung sieht man das Modell des neuen Deichs von Harlingen, das bereits in Philadelphia mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Der Deich selbst ist mit Basaltsäulen gepflastert, die mit ihren fünf Ecken unverrückbar fest aneinanderschliessen; dieser Steindamm ist dann noch durch ein Pfahlwerk geschützt, welches die Wogen bricht, ehe sie den Damm erreichen. Es können die rheinischen Basaltbrüche einem schwunghaften Geschäfte entgegensehen, wenn diese festeste Art des Deichbaues allgemeiner eingeführt sein wird, statt der bisher benutzten norwegischen Granitblöcke und der Trass- und Cementmauern, die sich nicht bewährt haben. Dass die hollän-

dischen Deiche noch nicht jeder Gewalt des Meeres Trotz bieten, hat sich bei dem Sturme in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar d. J. gezeigt, wo dieselben an verschiedenen Stellen nicht würden Stand gehalten haben, wenn die Fluth nur zwei Stunden länger gedauert hätte. Mit Recht sagen aber die Friesen, ihr Land sei mit einem goldenen Reif umspannt, denn man berechnet, dass ein Pfahl, bis er im Deiche festsitzt, zwei Ducaten kostet, und wie viele Hunderttausende umzäunen das Land. Am neuen harliger Deich kostet die Länge einer Elle mehr als 100 Gulden! Die Gestalt Frieslands ist fortwährenden Veränderungen unterworfen, das Land, welches die Flut an einer Stelle wegreisst, wird an einer andern wieder angetrieben. Seit der Zuidersee aus einem Binnensee, den die Römer Flevo nannten, ein offener Meerbusen geworden ist, hat das Meer an der Nordküste Frieslands neues Land gebildet, das sogenannte Bildt, seit dem 16. Jahrhundert erst abgedeicht und jetzt von nahezu 10,000 Menschen bewohnt, die holländischer Abkunft sind. Diese Landanschwemmung im Norden musste den Abfluss der in dieser Richtung in die Nordsee sich ergiessenden Ströme vermindern und mehr nach Westen verlegen. Im Anfange des 13. Jahrhunderts durchbrachen Sturmfluten die Dünenkette am nördlichen Saume des Binnensees, der von den römischen Flotten befahren worden war. Jetzt hat er viele Untiefen und ist für kleine Schiffe gefährlich; seine Tiefe beträgt meist nur 10 Fuss, an einigen Stellen 30 Fuss. Man spricht davon, dass die Holländer, wie sie das haarlemer Meer ausgepumpt haben, mit der Zeit auch den Zuidersee trocken legen würden. Zunächst denkt man aber nur daran, durch Deichbauten die Watten zwischen der friesischen Küste und der Insel Ameland in Land umzuwandeln, und hat schon den Anfang damit gemacht. Jetzt fliesst von den Armen des Rheines nur die Yssel und die Becht noch in den Zuidersee, es ist wahrscheinlich, dass zur Römerzeit die Hauptmenge des Rheinwassers durch die Yssel in den Flevosee abfloss und theilweise durch das Sneeker Meer in den Mittelsee. Dieser Abfluss wurde noch vermehrt durch den Canal, den Drusus zwischen Rhein und Yssel herstellte. Tacitus sagt nämlich Annal. II, 6. der Rhein theile sich beim Eintritt in das batavische Gebiet in zwei Flüsse, er behalte seinen Namen und schnellen Lauf, wo er an Germanien vorbeiströme in den Ocean, am gallischen Ufer aber fliesse er breit und langsam, mit verändertem Namen Vahalis (Waal) genannt und gehe dann durch die Mündung der Mosa (Maas) in das Meer. Mit dem Durchbruch des Zuidersees steht noch ein anderes weniger bekanntes Ereigniss in Verbindung, nämlich das Verschwinden eines grossen Meerbusens, des Mittelsees, der von Nord nach Süd Friesland durchschnitt und in ein

Oestergoo und Westergoo theilte. Die Städte Leeuwarden, Sneek und Bolsward lagen an ihm und waren Seestädte, während sie jetzt im Binnenlande liegen. Diese Ausfüllung des an seinen alten Deichen noch erkennbaren Meerbusens vollzog sich, wie die Untersuchungen von Brewer und insbesondere von Eekhoff, dem immer noch thätigen und für die Geschichte seines Vaterlandes hochverdienten Archivarius der Stadt Leeuwarden, schon im Jahre 1834 dargethan haben, nach dem 13. Jahrhundert und war in zweihundert Jahren vollendet.

Indem wir diese Schilderung des Landes vorausgehen liessen, können wir uns über die Ausstellung kürzer fassen. Sie war in einfacher aber bequemer Weise in 19 Zimmern und Gängen des Palastes, unter dem nur ein stattliches Haus zu verstehen ist, ausgestellt. Der Katalog bildete einen Band von 316 Seiten. Nachahmenswerth ist die Einrichtung, dass auf den Glaskasten immer auch die Seite des Katalogs angegeben ist, auf der die Gegenstände beschrieben sind. Die erste Abtheilung der Ausstellung gab ein anschauliches Bild der Bodenbeschaffenheit des friesischen Landes, von allen Erdarten und Gesteinen waren Proben ausgelegt, Sand und Thon, Klei und Kreide, Gerölle und Bruchstücke erratischer Blöcke, Alluvium, Torf und Diluvium nebst den darin vorkommenden organischen Resten wirbelloser und höherer Thiere. Die Funde quaternärer Thiere scheinen selten, doch sind Reste von Elephas primig. und Cervus megaceros vorhanden. Bekanntlich heissen die zahlreichen Erhöhungen des Landes, auf denen sich die meisten Niederlassungen befinden, Terpen, sie waren schon zur Römerzeit die Zufluchtsorte der ältesten Bewohner bei Ueberschwemmungen des Landes, man zählt ihrer etwa 400 und hält sie grösstentheils für künstliche Erhöhungen; sie bestehen aus fruchtbarem Alluvialboden und sind 8 bis 12, zuweilen 18 Fuss hoch. Vielfach trägt man sie jetzt ab, um das tiefer gelegene Land damit zu düngen, man zahlt für die Tonne dieser Erde einen Gulden. In den Terpen werden auch die meisten Alterthümer gefunden aus germanischer und römischer Zeit, so wie spätere. Es waren Steinbeile und Knochengeräthe ausgelegt, doch nur in geringer Zahl, häufiger waren die aus dem Mittelfussknochen des Ochsen gefertigten und durch den Gebrauch glänzend polirten Schlittschuhe der prähistorischen Zeit. Unter den runden, $1\frac{1}{2}$ Fuss im Durchmesser grossen Mühlsteinen bestanden mehrere aus schwarzgrauer Lava, wahrscheinlich vom Rhein; Aschenurnen und Scherben anderer Thongefässe waren meist von roher Arbeit, nur wenige verrathen römischen Ursprung, doch waren auch einige römische Bronzestatuetten vorhanden. Verschiedene Knochengeräthe, Spindelscheiben, obeliskenförmige Anhängsel, auch ein Pferdehuf-

bein waren mit Kreisen und Punkten verziert, ein kleines zugeschmolzenes Glasfläschchen war zur Hälfte mit noch klarem Wasser gefüllt, ein Wagenrad nur zusammengefügt ohne jedweden Eisenbeschlag oder Nagel. Es fehlten auch nicht die kleinen weissen, aus Thon gebrannten Rauchpfeifchen, die oft in grosser Tiefe gefunden werden und den Beweis liefern sollen, dass lange vor der Einführung des Tabaks in Europa von den Völkern des Alterthums schon geraucht worden sei. Die bekannte holländische Tabakspfeife, die zumal in Gouda gemacht wurde, ist nicht die Nachbildung irgend einer amerikanischen Pfeife, sondern dieselbe, die schon im Alterthum aus Bronze und Eisen in Gebrauch war. Neue geologische und alte geographische Karten, die älteste von 1570, geben Rechenschaft über den innern Bau, über die frühere und jetzige Gestalt des Landes. Die grosse Mehrzahl der alterthümlichen Gegenstände gehörte den letzten drei Jahrhunderten an, der Zeit, wo in Holland Handel und Kunst und Wissenschaft einen glänzenden Aufschwung nahmen und das Land zugleich eine Freistatt der Denker war. Aus den früheren Zeiten des Mittelalters scheint wenig gerettet zu sein, die Kirchenschätze sind in den Stürmen der Reformation verschwunden. Bemerkenswerth sind die schön geschnitzten Chorstühle aus der alten Martinskirche zu Bolsward aus dem 14. Jahrhundert, auch einige Bibeln und Gebetbücher mit Initialen und Miniaturen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Ueberhaupt durfte man hier nicht Gegenstände hohen Kunstwerthes, Werke des feinsten Geschmackes suchen, wie sie auf den Ausstellungen in Frankfurt, München und Köln bewundert werden konnten, hier hatte Alles mehr ein historisches Interesse. Das ganze öffentliche und häusliche Leben einer vergangenen, nach allen Seiten hin betriebsam schaffenden Zeit, wie es sich in diesem urdeutschen Lande eigenthümlich entwickelt hat, lag hier vor Augen, in grösster Vollständigkeit. Da war der ganze Hausrath vom Prunkzimmer bis zur Küche, da stand es aufgestapelt das Porcellan und Silberwerk, dessen alte Formen jetzt 10- und 100fach so hoch vom Liebhaber bezahlt werden, als sie neu kosteten. Eigenthümlich waren die zahlreich vorhandenen Geburtslöffel mit eingravirtem Namen und Geburtstag, die wohl Pathengeschenke waren, so wie die Sterbelöffel mit entsprechender Inschrift, die man wohl den Freunden des Verstorbenen zum Andenken gab, ferner das silberne Traukistchen, welches der Brautwerber mit einem es umhüllenden Tuche der Erwählten überreichte; wenn sie die Zipfel des Tuches in einen Knoten schürzte, dann nahm sie den Antrag an. Ein Aufsehen erregendes Desertservice, in getriebenem Silber in höchst plumper Weise gearbeitet, welches einen grossen Schrank füllte, war von dem Besitzer als antik gekauft worden, erwies sich aber als von einem noch in

Leeuwarden lebenden Silberschmied gefertigt. In vielen Kasten sah man alle Geräthschaften und Werkzeuge des Hauses im Kleinen nachgeahmt von Silber, sei es als Nippsachen oder als Kinderspielzeug. Eine besondere Anziehung auf alle Besucher übte das vollständig eingerichtete Wohnzimmer einer hindelooper Familie aus dem 17. Jahrhundert. Dieser Ort hatte damals 100 Grossschiffer, die weit umherkamen. Seine Bewohner zeichneten sich noch im vorigen Jahrhundert durch ihre auffallend bunte und malerische Kleidertracht, so wie das reiche, mit Schnitzwerk und Prunksachen gezierte Innere ihrer Wohnungen aus. Ein Mann mit Frau und Tochter waren in Lebensgrösse dargestellt, die Frau trägt am Gürtel die Scheere, die Nadelbüchse, eine Dose mit Stecknadeln und eine für das Nähwachs, alles von Silber reich gearbeitet. Die geschnitzten Plättehölzer und Mangelrollen verrathen ganz fremdartige, und zwar asiatische Muster. An der Wand steht der grosse Hausschrank im Stil der Renaissance, auf vier grossen zugespitzten Kugeln, damit der Kehrbesen darunter herfegen kann, das Wandschränkchen ist vollgepfropft mit silbernen Sächelchen. Alles ist reich und bunt und sauber. Ging man weiter, so standen überall in den Gängen die grossen Schränke fast von derselben Form, auch alte Sessel und Stühle, von den Wänden blickten die ehrwürdigen Bildnisse alter Geschlechter, oft vortrefflich gemalt, daneben zahlreiche Portraits berühmter Friesen, an denen das Land keinen Mangel hat. Eekhoff zählt für Leeuwarden allein sechszig dort geborene grosse Staatsmänner, Gelehrte, Künstler auf! Ein Saal enthielt alle möglichen Erinnerungen und Denkwürdigkeiten der 1584 gestifteten und 1811 aufgehobenen Universität Franeker, deren Gebäude jetzt ein Irrenhaus ist, zunächst die alten Möbel des Senatssaales und die Bildnisse der Gelehrten aller Fakultäten, die ebenholzenen, mit Silber reichgezierten Stäbe der Pedellen, das vollständige Album der Akademie, in das erst seit 1676 die Studenten sich selbst einschrieben, die damals üblichen Alba amicorum von berühmten Gelehrten, von vornehmen Studenten, so wie die der damals schon bestehenden Landsmannschaften, der Collegia nationalia und vieles Andere. Ferner war das ganze friesische Schriftenthum ausgelegt mit den zahlreichen alten Stadtkalendern und Schulbüchern, mit bewundernswerthen Leistungen in der schnörkelreichen Schönschreibekunst bis zu den Werken der namhaften lebenden Schriftsteller, eines E. Halbertsma, W. Dykstra, D. Hansma, T. G. van der Meulen, H. G. van de Veen u. A. Unter den Kunstleistungen kam fast nur die Malerei in Betracht, doch war unter den älteren Bildern wenig Beachtenswerthes, die besten Gemälde waren neueren Ursprungs, von Tadema, der in London, von Bisschop, der im Haag lebt. Der berühmteste friesische Maler ist der 1709

gestorbene M. Hobbema, von dem kleine Landschaften mit 50,000 Gulden bezahlt werden. Besonders reich war die Sammlung von Münzen und Medaillen, die zahlreich in Friesland geschlagen wurden. Die Münzen begannen mit römischen und byzantinischen. Lehrreich für den Kenner ist das barbarische und zum Theil noch räthselhafte Gepräge der ältesten norddeutschen Münzen. Der von Janssen in diesen Jahrbüchern XLIII, S. 57 beschriebene Fund von byzantinischen, angelsächsischen und fränkischen Goldmünzen, alle mit Oesen zum Aufhängen versehen, ist als ein merovingischer Goldschmuck gedeutet, er wurde 1867 in einem Terp zu Wieuwerd gefunden. Dieser Fund, so wie der von 223 angelsächsischen Silbermünzen aus dem 4. bis 5. Jahrhundert bei Hallum bestätigen die Ansicht, dass in jener Zeit der Seeverkehr hauptsächlich durch den Mittelsee Statt fand, in dessen Nähe beide Orte liegen, und dass auch von hier aus Hengist und Horsa mit ihren Schaaren nach England fuhren. Mit grossem Interesse betrachtete der Rheinländer noch die Hinterlassenschaft einer berühmten Kölnerin, der gelehrten und kunstbegabten Frau Anna Maria van Schurman, die 1607 in Köln geboren war und 1678 zu Wieuwerd starb. Sie nahm an den religiösen Streitigkeiten ihrer Zeit den lebhaftesten Antheil und gab eine Darstellung der mystisch-evangelischen Lehre ihres Lehrers und Freundes J. de Labadie, der von Middelburg vertrieben war, in lateinischer Sprache unter dem Titel Eucleria heraus. Mit 16 Jahren kam sie mit ihrem Vater nach Franeker, wo sie die Jugendzeit verbrachte und ihr Talent in allen möglichen Künsten übte, im Zeichnen, Malen, Graviren, Elfenbeinschnitzen, in der Schönschrift aller Sprachen, selbst des Hebräischen und Arabischen. Eine Sammlung von Zeichnungen ihrer Hand und Bildnissen, meist ihrer selbst, von gestochenen Kupferplatten, von Briefen, Gedichten u. dgl. machte ein Neffe von ihr der Akademie von Franeker zum Geschenk; jetzt wird dieselbe im Rathhause dieser Stadt aufbewahrt. Im letzten Raume, einem kleinen Cabinet, hatte Eekhoff besondere Merkwürdigkeiten aus der friesischen Geschichte zusammengestellt, Zeichnungen und Kupferstiche von Schelte, Eillarts u. A., die Bilder des Admirals de Vries, des Generals van Coehorn, Erinnerungen an den zu Franeker geborenen Philosophen Franz Hemsterhuis, den »friesischen Sokrates«, eine Abbildung des Planetariums von Eisinga, welches man noch in Franeker zeigt, in Mappen alte Staats-Akten und Karten, 1500 Portraits berühmter Friesen und endlich die Bilder der Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Nassau, die einst als Statthalter diesen Palast bewohnten, mit deren Geschlecht auch heute noch das Geschick und die Wohlfahrt des Landes verbunden ist. Schaaffhausen.

11. Metternich bei Coblenz 23. Nov. Gestern fanden Arbeiter in einer Sandgrube oberhalb Metternich eine Anzahl sehr gut erhaltener Gefässe von rothem Thon. Dieselben zeichnen sich durch Eleganz der Arbeit als auch durch sehr gut erhaltene Politur aus. Da dieselben in einer Tiefe von 15 m, in der untersten Sandlage, sich vorfanden, und der auf den Gegenständen lagernde Sand seine völlige natürliche Schichtung hatte, so lässt sich annehmen, dass dieselben mit dem Sand dort angeschwemmt wurden. Für Alterthumsfreunde sind dieselben zur freien Ansicht bei Herrn Orts-Vorsteher Grebel ausgestellt.

Cobl. Ztg.

12. Neuss. Römischer Saugheber. Vor einiger Zeit wurde in der Nähe von Neuss in dem Abhange bei Berghäuschen ein Gegenstand gefunden, der möglicher Weise einzig in seiner Art ist. Derselbe gehörte dem Inhalte eines römischen Grabes an. Das Grab enthielt ausser mehreren Thongefässen, welche den Charakter der Fabrikate des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erkennen lassen, die Bruchstücke einer Amphora mit den Aschenresten eines Verstorbenen und den oben erwähnten Gegenstand. Dieser besteht aus einem 14 cm grossen Gefässchen aus grauer, ziemlich fest angebrannter Erde und gleicht in seiner Gestalt der römischen Amphora, in der Construktion aber unserem Saugheber. An dem Gefässe befindet sich oben ein Mundstück, an dieses schliesst sich ein röhrartiger Hals, der auf einer bauchartigen Erweiterung ruht; letztere verengt sich allmählich und läuft schliesslich in eine durchbohrte Spitze aus. Auch ist das Gefässchen, wie die Amphora und unser Saugheber, mit zwei schön geschwungenen Henkeln versehen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit lässt sich daher annehmen, dass wir es hier mit einem römischen Saugheber zu thun haben.

Koenen.



13. Ober-Wesel. Bezüglich der Inschrift, welche den Beginn des Baues der Stiftskirche im Jahre 1308 angiebt, dürfte eine genaue Angabe um so mehr von Werth sein, als sie bislang vag als »am Chor« (Lotz, Kunsttopogr. I. S. 482) befindlich oder ungenau bei Bock (Rheinlands Baudenkm. d. M.-A. S. 1) eingebrannt in einem Fenster des Hochchores und dabei in nicht vollkommen richtiger Lesung erwähnt wird.

Die Inschrift ist, ganz abgesehen von ihrer besonderen und nächsten Bedeutung für die Baugeschichte der Stiftskirche, von hohem archäologischen

und epigraphischen Werthe, durch die Art ihrer Ausführung: sie ist nämlich in die Scheiben der Chorfenster derart eingebrannt, dass die weissen Schriftzüge auf blauem Grunde stehen und in zwei durchlaufende Reihen einzeln nebeneinander gestellt unter den Sprossen des Masswerks über die fünf Fenster des Chorhauptes sich vertheilen. Die Legende beginnt auf der Nordseite und zwar in dem Schluss des Masswerks, mit dem in mittelalterlichen Inschriften üblichen Kreuzzeichen wie folgt:

✠ I N | [C] H O | A T A | [F] [V] I | T E C |
CLESIA | SCEMAR | IEA[N]OD | NI[MC]CC | OCTAVO |

Die in [] gestellten Zeichen sind leider in Verlust gerathen; ihre Ergänzung lässt sich jedoch mit voller Sicherheit bewerkstelligen. Bei **Bock**, a. a. O. wird SCT. statt der völlig deutlich erkennbaren Legenden SCE, wie sie der mittelalterlichen Schreibweise entspricht, mitgetheilt und est gelesen, während nach den Schlusscharakteren IT und den zwei vorausgehenden Lacunen FVIT zweifellos zu setzen ist. Dass die bei **Bock** flüchtig gesetzten A · D · in Wirklichkeit vollständiger ausgeschrieben sind, ist auch noch zu erwähnen. Wiewohl an der Jahreszahl selbst MC fehlen, so ist deren Ergänzung gewiss anstandlos zu vollziehen.

Die zweite gleich merkwürdige Urkunde, welche in die Nordseite der inneren Chorwand eingelassen, die Consecration von Chor und Hochaltar meldet, verdient auch genauer wiedergegeben zu werden, als es bei **Bock**, a. a. O. S. 2 geschieht. Sie ist in sog. Mönchsschrift roth und schwarz sorgfältig geschrieben und liest sich folgendermassen:

Anno domini M°.CCC Tricesimo primo. In die | Assumpcionis gloriose virginis Marie. Istud Su | mmum altare fuit consecratu. In honore gloriosissime | virginis Marie et Anne matris ipsius. | Cum eodem Summo choro.

Zur Geschichte der Verwendung des Tuffsteines ist es nicht uninteressant, dass bei den Gewölbeanfängen in dem Chore der ehemaligen Franziskanerkirche zu Ober-Wesel profilirte Tuffsteine verwendet sind. Ebensolcher Art sind auch die Steine, welche an dem oberen Theile des schönen Kamins in der Burgruine zu Dreieichenhain (zwischen Darmstadt und Frankfurt zunächst der Station Langen) zur Anwendung gebracht sind. Dass es in Formen gepresste, sog. Schwemmsteine sind, scheint wenig wahrscheinlich; eher sind es natürliche Tuffe, welchen die Profile angearbeitet sind. Diese Beispiele zeigen, wie der Tuffstein durch das ganze Mittelalter im Rheinthal fortwährend in Gebrauch blieb und daher Annahmen, wie sie sich beispielsweise bei **Bock**, a. a. O. S. 2 zur Erklärung der eigenthümlichen Stylentwickelung sowohl der romanischen wie der gothischen Architektur am Rhein geltend gemacht werden, nicht zutreffend sind und mit ihren Folgerungen daher in die Irre gehen.

Noch verdient auf den Dachstuhl der Stiftskirche in Ober-Wesel besonders aufmerksam gemacht zu werden. Es ist ein sog. stehender mittelalterlicher Dachstuhl, welcher statt einer mittleren Hängesäule deren zwei hat, welche unten mässig voneinander abstehend, durch Knaggen, die auf Stockhöhe eingesetzt sind, den Anblick eines höchst malerisch wirkenden gothischen Bogenganges bieten. Es dürfte neben der eigenthümlich perspectivischen Wirkung die Dachconstruction als eine der eigenartigsten aus dem früheren Mittelalter anzusehen sein.

Mainz. Friedrich Schneider.

14. Römische Inschrift aus Remagen. In dem XXVI. Hefte dieser Jahrbücher S. 187 f. wird ein römisches Inschriftenfragment erwähnt, welches sich im Besitze des Herrn Martinengo befindet und bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden ist. Durch die Güte meines geehrten Freundes Dr. Pohl in Linz ist mir ein genauer Papierabdruck der Inschrift zugekommen, wonach der Text derselben also lautet:

//////A B V S
//////V S · L
//////NVS· I V
//////o SP R o
//////////

Die Dativendung ABVS Z. 1 lässt uns in diesem Bruchstück mit grosser Wahrscheinlichkeit einen dem Matronencultus angehörigen Altar erkennen, und diese Vermuthung empfiehlt sich noch besonders durch Vergleichung einer gleichfalls in Remagen gefundenen Votivara, welche ausser dem Jupiter Optimus Maximus, dem Genius Loci, dem Mars und Hercules zugleich den Ambiomarcis geweiht ist (Brambach, I. Rh. 646). Wir tragen nämlich kein Bedenken, mit A. Rein, die römischen Stationsorte S. 80 unter den Ambiomarcae Matronen zu verstehen und dieselben mit den in einer Inschrift aus Floisdorf im Jülicherland vorkommenden Matronis Abiomarcis (Bramb. 635) als identisch anzusehn. Welchen topischen Muttergottheiten übrigens unsre Inschrift mitgeweiht war, lässt sich ebenso wenig aus der blossen Endung ermitteln, als in Z. 2 und 3 aus den geringen Resten der Name des Widmenden. Jedoch glaube ich in Z. 4 mit Ergänzung (C)oS auf den Ausfall der Sigle B·F, d. h. beneficiarius schliessen zu dürfen, zumal da uns auf einem andern Remagener Votivaltar (Bramb. 647) ein Beneficiarius Consularis (d. h. ein Begünstigter, vom gewöhnlichen Dienste Befreiter) begegnet. Die nach PRo ausgefallenen Zeichen lassen sich füglich durch die nicht seltene Formel Pro se et suis ergänzen, worauf denn

in der letzten Zeile die gewöhnliche Widmungsformel V(otum) S(olvit) L(ubens) M(erito) folgte.

Königswinter im November 1877. Joh. Freudenberg.

15. Wir entnehmen der Trierer Zeitung über im Regierungsbezirk Trier aufgefundene Alterthümer folgendes:

a) Trier. Die Ausgrabungen in St. Barbara, welche nunmehr seit fast zwei Monaten ohne Unterbrechung ihren Fortgang nehmen, haben bis jetzt zu recht befriedigenden Resultaten geführt. Die mächtigen Mauern, welche auf der Südseite der Südallee freigelegt sind und die ebenda gefundene grosse Masse der verschiedenartigsten Marmorplatten, welche zur Bekleidung der Wände und Fussböden dienten, weisen auf ein sehr grossartiges, luxuriös ausgestattetes Gebäude hin, dessen ehemalige Bedeutung freilich bis jetzt noch nicht unbedingt feststeht. Unter den vielen Fundstücken, welche daselbst zu Tage gekommen sind, ragt ein Marmortorso hervor, der Oberkörper einer etwa lebensgrossen Gewandstatue.

Auf der nördlichen Seite der Südallee bieten die Mauerreste nicht dasselbe Interesse. Um so glücklicher ist man daselbst an einigen Funden gewesen. Unmittelbar an der Strasse ist die Hälfte eines überlebensgrossen Frauenkopfes und ein grosses Gewandbruchstück aus Marmor aufgefunden worden. — An der verlängerten Feldstrasse hat man eine grosse Anzahl von Bruchstücken einer mit Fresko-Malerei gezierten Wand ausgehoben. Soweit sich die Komposition derselben bis jetzt erkennen lässt, war die Hauptfläche, welche roth gefärbt ist, durch schwarze schmale, pilasterähnliche Flächen in einzelne Felder getheilt. Auf den schwarzen Flächen sind blumenartig stilisirte Kandelaber dargestellt. Auf einem Stück des rothen Feldes befindet sich ein Ziegenbock. — Die meiste Ausbeute liefert ein Versuchsgraben in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer. Hier sind in den letzten Tagen eine grosse Anzahl von Skulpturen, alle von guter Arbeit, zum Vorschein gekommen: ein etwa lebensgrosses Köpfchen eines Satyrs mit Ziegenohren und Pinienkranz aus Marmor, ferner aus Muschelkalk der Kopf eines Hypnos (Schlafgottes) mit Flügeln und geschlossenen Augen, ein Frauenkopf von grossartigster Auffassung, ein Jünglingsköpfchen mit um das Haupt gewundener Tänie, sowie einige höchstinteressante Bruchstücke von Armen, Brust- und Gewandtstücken.

b) Walscheidt. Vor einigen Tagen erhielt die Gesellschaft für nützliche Forschungen durch Herrn Bürgermeister Thielen in Manderscheid die Nachricht, dass dicht beim Dorfe Walscheidt im Distrikt Mauerheck ein Bauer beim Pflügen auf einen römischen Herd gestossen sei. Der Director unseres Museums begab sich sofort nach Walscheidt und stellte an der bezeichneten Stelle, welche auf einem nach Nordosten gewendeten

Abhang liegt, Nachgrabungen an. Es ergab sich, dass der Herd durch drei sehr grosse vulkanische Steine gebildet wurde und als Heizungsvorrichtung für ein nordöstlich angrenzendes Zimmer gedient hatte, dessen hypokaustische Einrichtungen vorzüglich erhalten waren; noch lagen die Ziegelplatten, welche den unteren Boden bildeten, ohne Lücken nebeneinander und auf denselben erhoben sich kleine, aus aufeinander gelegten runden Ziegeln bestehende Säulchen, welche einst den jetzt zerstörten obern Boden trugen. Auch südöstlich von dem Herde lag ein Gemach mit unterirdischen Heizungsvorrichtungen, von denen es jedoch zweifelhaft blieb, ob sie mit diesem oder mit einem andern Herde in Zusammenhang standen. In diesem Zimmer waren die Säulchen aus viereckigen Ziegeln gebildet. Einige andere Räume, deren Mauern zum Theil aufgedeckt wurden, bieten kein allgemeines Interese. Von kleineren Gegenständen fanden sich eine grosse Anzahl Stücke von Wandbewurf und Scherben gewöhnlicher Thongefässe. Sämmtliche Ziegel waren ungestempelt.

c) Neumagen. Bei Gelegenheit eines Neubaues, unmittelbar südlich von der Kirche wurden eine Anzahl römischer Sculpturen aus grauem Sandstein in einer Mauer vermauert gefunden. Es sind zwei Portraitköpfe, der eines Mädchens mit hoher Haartracht und der eines bärtigen Mannes, ferner ein Relief, welches ein auf einem Wagen liegendes Fass darstellt und mehrere mit Weinranken und Weintrauben gezierte Steine, von denen einer eine freilich fast gänzlich zerstörte Inschrift trägt. Es kann kaum zweifelhaft sein, dass alle diese Stücke zu einem grossen Grabmonumente gehört haben. Das Relief mit dem Wagen und die Köpfe sind dem Trierer Provinzialmuseum einverleibt worden, letztere als Geschenk des Herrn Pastor Nikola, dessen grosser Liberalität auch noch ein an anderer Stelle aufgefundener Kopf verdankt wird. — Gleichzeitig sind auch der bekannte im Jahre 1871, in der Nähe der kleinen Kapelle gefundene, neulich in den Jahrbüchern publicirte Grabstein des Aprilius Ursicius und ein ebendaselbst eingemauertes Kapital für das Museum erworben worden. Das Kapital ist von hoher Bedeutung. An den Ecken desselben sind als Träger der auf dem Kapital ruhenden Last nackte männliche Figuren dargestellt, deren Unterkörper in Schlangen endigen. Die Schlangen saugen am Hals einer in der Mitte des Kapitals dargestellten, mit einem Traubenkranz geschmückten Frau. Auch wurde ein Portraitkopf eines Jünglings von Herrn Gutsbesitzer Görg dem Museum als Geschenk übergeben. — Um die Ueberführung dieser Alterthümer nach Trier haben sich der Herr Friedensrichter Scholl und der Herr Bürgermeister Lauen ein ganz besonderes Verdienst erworben.

Inhaltsverzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

III. Miscellen.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

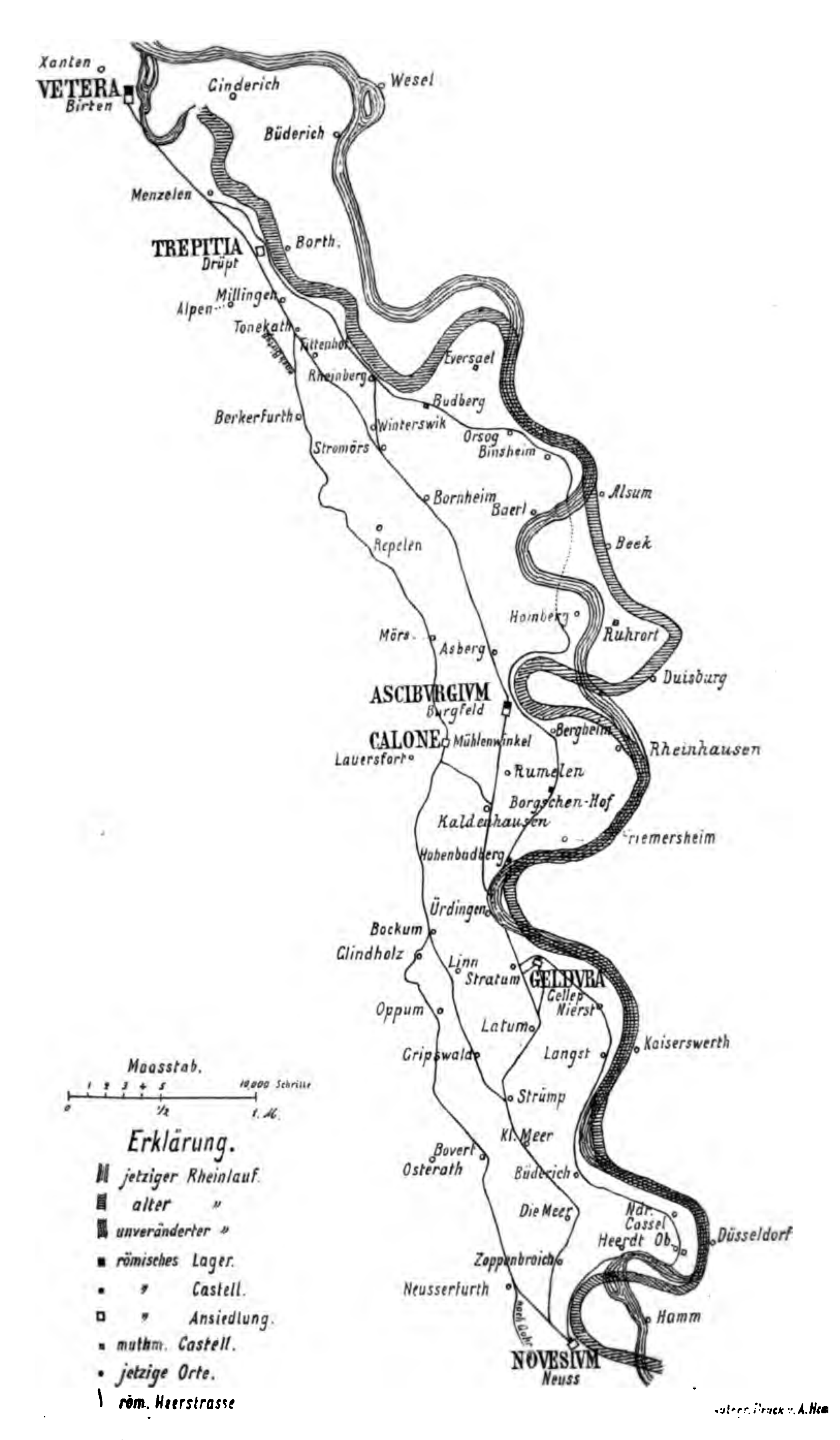


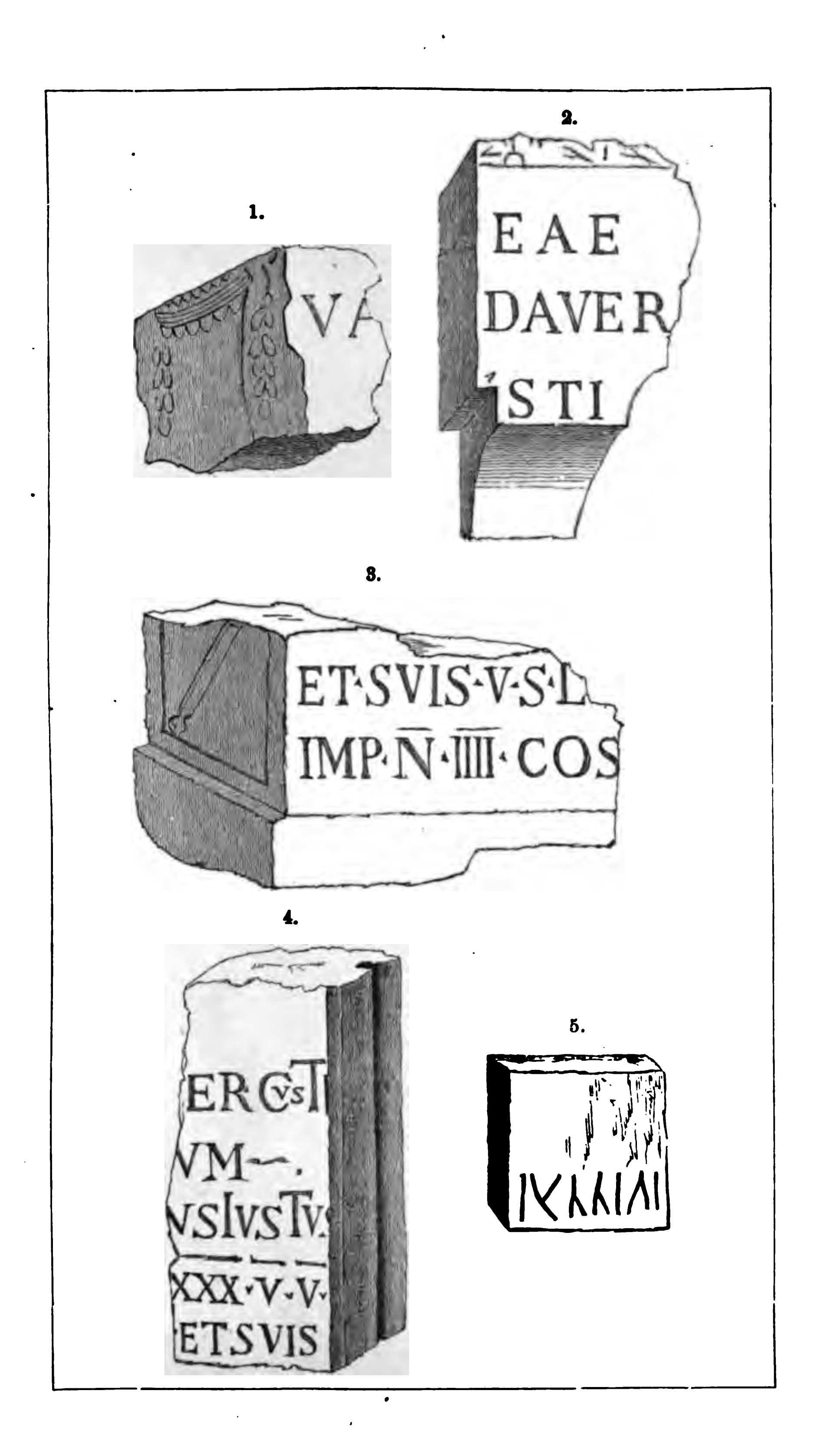
Photographie & Lichtdruck von Th. Creifelds i





Photographie & Lichtdruck von Th. Creifelds

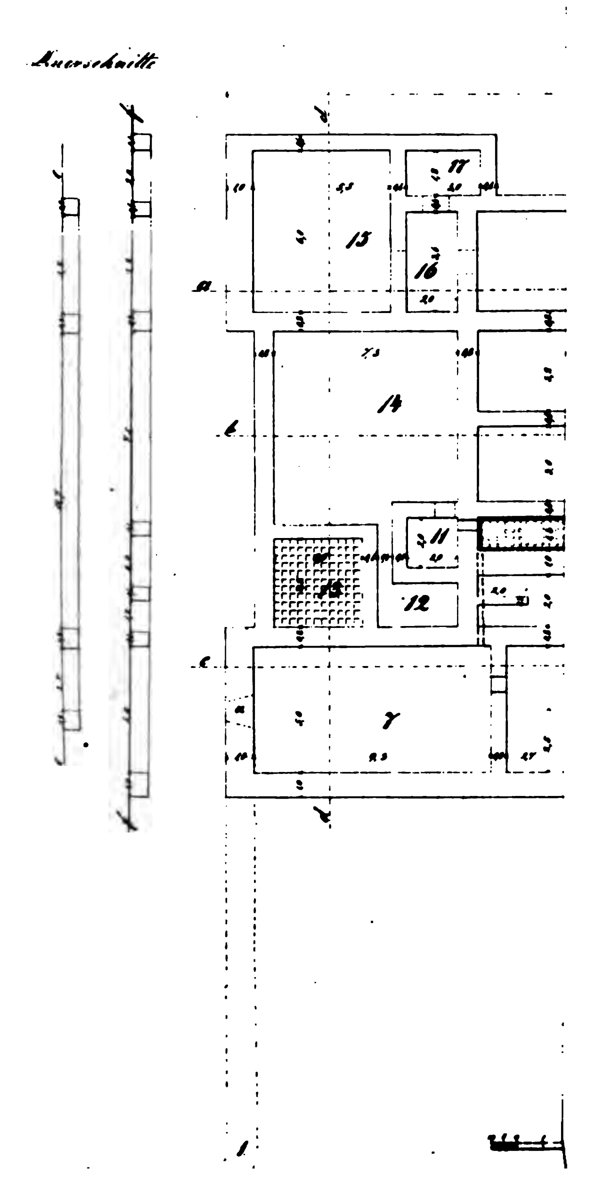

Xanten
VETERA
Birten
Ginderich
Wesel
Büderich
Menzelen
TREPITIA
Drüpt
Borth.
Millingen
Alpen
Tonekath
Rheinberg
Eversael
Budberg
Berkerfurth
Winterswik
Orsog
Binsheim
Stromörs
Alsum
Bornheim
Baerl
Beek
Repelen
Homberg
Ruhrort
Mörs
Asberg
Duisburg
ASCIBVRGIVM
Burgfeld
CALONE
Mühlenwinkel
Bergheim
Rheinhausen
Lauersfort
Rumelen
Borgschen-Hof
Kaldenhausen
Hohenbudberg
Ürdingen
Bockum
Glindholz
Linn
Stratum
GELDVBA
Gellep
Nierst
Oppum
Latum
Gripswald
Langst
Kaiserswerth
Maasstab.
10,000 Schritte
1/2
1. M.
Strümp
Erklärung.
jetziger Rheinlauf
alter
unveränderter
römisches Lager.
Castell.
Ansiedlung.
muthm. Castell.
jetzige Orte.
röm. Heerstrasse
Kl. Meer
Bovert
Osterath
Büderich
Die Meer
Ndr. Cassel
Heerdt
Ob.
Düsseldorf
Zoppenbroich
Neusserfurth
Hamm
NOVESIVM
Neuss
Druck v. A. Hen



Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Röm. V










STANFORD LIBRARIES